

Wiener Beitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

1 8 2 3.

Jänner, Februar, März.

za
582
lara

4

22

Diese wöchentlich drey Mal, nämlich am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend erscheinende Zeitschrift umfaßt in vielseitiger Richtung Alles, wodurch das Leben der gebildeten Stände vorzugsweise geschmückt und erheitert wird, und liefert darüber in anziehender Manier die neuesten Original-Aufsätze.

Der Beyfall des Publikums hat sich im In- und Auslande für diese Zeitschrift gleich von ihrer Entstehung so entschieden ausgesprochen, und ist seitdem fortwährend so merkbar gewesen, daß der Herausgeber nichts unterlassen darf, diesem Unternehmen einen fortdauernd wachsenden Werth zu sichern.

Die wöchentlich mit dem Donnerstags-Blatte erscheinenden kolorirten Modenbilder und Original-Zeichnungen des Costume Directors der k. k. Hoftheater, Hrn. Philipp v. Stubenrauch, und gezeichnet von dem rühmlichst bekannten Hrn. Franz Stöckl, werden ihre bisher allgemein anerkannte Schönheit beibehalten.

Der Pränumerations-Preis für Text und Kupfer ist hier in Wien

vierteljährig 15 fl., halbjährig 30 fl., und ganzjährig 60 fl. W. W., oder
6 fl., ——— 12 fl., ——— 24 fl. C. M.

Auswärtige in allen Provinzen des Kaiserstaats, welche mit ihren Bestellungen an die k. k. Oberst-Hofpostamt's-Haupt-Zeitungs-Expedition, oder an die in ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter sich zu wenden ersucht werden, zahlen halbjährig 33 fl. und ganzjährig 66 fl. W. W.

Zur größern Bequemlichkeit des Lesepublikums sind der Text und die Modenbilder getrennt zu haben. Die Abnehmer des Textes allein, zu welchem jedoch die Modenbilder und alle außerordentlichen Beilagen gehören, zahlen

vierteljährig 7 fl., halbjährig 14 fl. und ganzjährig 28 fl. W. W.
oder ——— 2 fl. 48 kr. ——— 5 fl. 36 kr. ——— 11 fl. 12 kr. C. M.

Der Preis der Modenbilder allein bleibt mit Vorausbezahlung

vierteljährig auf 10 fl., halbjährig auf 20 fl. und ganzjährig auf 40 fl. W. W.
oder ——— 4 fl., ——— 8 fl., ——— 16 fl. C. M.

festgesetzt. Doch bleibt es den Pränumeranten des einen oder der andern unbenommen, gegen Vorausbezahlung der resp. ergänzenden Summen die Kupfer oder den Text (in so weit die Auflage zureichen wird) nachzuschaffen.

Diese Trennung des Textes und der Kupfer und die vereinzelt Verabfolgung derselben findet jedoch nur hier in Wien und im Wege des Buchhandels Statt. Mit der Post kann, zur Vermeidung der sehr leicht sich ergebenden Verwechslungen, nur die bisherige Verbindung nämlich des Textes und der Kupfer, gemeinschaftlich erfolgen, daher es außer dem oben bemerkten Preise kein Bedenken hat.

Um die hier angegebenen Pränumerationspreise sind noch einige Exemplare der bisherigen sieben Jahrgänge dieser Zeitschrift auf allen angeführten Wegen zu haben.

Das Honorar ist auf fünfzehn Thaler Sächs. Cour. für den Druckbogen festgesetzt, und dem Verfasser der Schriftsteller überlassen, dasselbe gleich nach dem Abdruck, oder nach halbjähriger Berechnung zu fordern.

Im Wege des Buchhandels wird die Zeitschrift von nun an, gleich allen andern literarischen Journalen, in monatlichen Heften mit einem Umschlag versehen, sowohl mit als ohne Kupfer um die angegebenen Pränumerationspreise in Commission bey Hrn. Carl Gerold in Wien zu haben seyn, und man ersucht die k. k. Buchhandlungen Deutschlands und des österreichischen Kaiserstaates sich an selbe mit ihren Bestellungen zu wenden.

Aufgeschnittene oder beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Einsendungen aller Art geschehen unter der Aufschrift:

An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Mit 13 Mode Kupfern
1 Kupfertafel
1 Blatt Noten

Der Herausgeber

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

1823.

Erstes Quartal des achten Jahrgangs.

Auf Kosten des Herausgebers

Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Inhaltsverzeichnis
des ersten Quartals des achten Jahrgangs
der
Wiener Zeitschrift
für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

~~~~~

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Anzeigen der, auf den hiesigen Bühnen aufgeführten  
Theaterstücke.

- Ursena, romantisches Ballet. 4.  
Der Gang ins Irrenhaus. Lustspiel. 39.  
Kupfer, Silber und Gold, oder die drei Zauberschüssel. 47.  
Zwei Nächte zu Valladolid, romantisches Schauspiel. 78.  
Kindliche Aufopferung. 87.  
Mahomet der Zweyte, große tragische Oper. 111.  
Der Hund des Kubri, ein Lustspiel. 136.  
Das fürchterliche Schloß, eine Faschingspantomime. 186.  
Der todte Gast, eine Posse. 144.  
Die Rose. Ländliches Ballet. 151.  
Das Ständchen, ein Singspiel, ebendasselbst.  
Der Bräutigam aus Mexiko. Lustspiel. 175.  
Cordelia, Oper. 183.  
Die eiserne Pforte, romantische Oper. 226.  
Schwarzbart. Pantomime. 255.  
Gabriela, ein Drama. 279.  
Matvina, oder Pughers Abentener. Zauberspiel. 299.  
Paris, oder der Triumph der Schönheit. Ballet. 307.  
Die Oper, oder das Quartett im Hause. Lustspiel. 313.

Musikalische Notizen.

Musikalische Akademie der Leopoldine Blahetka. 255.

### Literarische und Kunst-Nachrichten.

- Taschenbuch für vaterländische Geschichte, herausgegeben von den Freyherrn von Hor-  
mayr und Medniansky. IV. Jahrgang. 13.  
Die heilige Familie, nach Raphael, gestochen von P. Gleditsch. 24.  
Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten. 81. 89.  
Literarische Nachrichten verschiedenen Inhalts. 30. 38. 211. 254. 312.  
Über den Zustand der National-Literatur von Holland, nebst einigen Aufschlüssen über  
die vorzüglichsten lebenden holländischen Schriftsteller. 161. 169.  
Musikalisches und theatralisches Allerley aus Italien. 54. 63. 71. 201. 219. 233. 242.  
262. 270. 277.  
Ceres, eine Zeitschrift, herausgegeben von Gräffer. 220.  
Bekannschaft der Italiäner mit der magyarischnen Literatur. 287.

### Correspondenz-Nachrichten.

- Aus Berlin. 202. 234.  
Aus Dresden. 95. 109. 224. 289.  
Aus Grätz. 46.  
Aus Innsbruck. 46.  
Aus Mailand. 287. 298.  
Aus München. 55. 70. 103. 167.  
Aus Neapel. 22. 245.  
Aus Olmütz. 93.  
Aus Pesth. 166. 181. 190.

### Mannigfaltiges.

- Festlichkeiten während der Anwesenheit Sr. k. k. Majestät von Oesterreich und der übris-  
gen allerdurchlauchtigsten Monarchen zu Venedig, von G. L. P. Sievers. 49.  
57. 65. 73.  
Rückblick auf Verona zur Zeit des Congresses im Jahr 1822, nebst einer Erinnerungs-  
tafel und dem Plane von Verona. 105.  
Epyllogen, oder merkwürdige Nachrichten vermischten Inhalts, von Littrow. 113. 142.  
150. 157. 173. 210.  
Skizzen aus Venedig, von G. L. P. Sievers. 118. 126. 135. 142. 159.  
Pästum. 121. 131.  
Über die Regulirung der öffentlichen Uhren, von Littrow. 193.  
Über Tagebücher, von M. Enk. 229.

### Romantische Dichtungen, Erzählungen, Märchen.

- Der Schirmherr. Erzählung von Baron de la Motte-Fouqué. 9. 17. 25. 33.  
Die Schmetterlinge, von M. Enk. 41.  
Der goldene Schlüssel. Märchen vom Freyherrn von Millig. 137. 145. 155.  
Camilla, von M. Enk. 177. 185.  
Chao-Kang, von demselben. 221.

Der Historiker. Erzählung von Friedrich Gleich. 237. 249. 257. 265. 273. 281.

Der Sonnenuntergang. Erzählung, von Auguste. 293. 301.

Gedichte, Lieder, Sonetten, Balladen, Legenden und dramatische Mittheilungen.

Zweifaches Leid, nach dem Schwedischen, von Berling. 22.

Weiblichkeiten, nach dem Griechischen. 22.

Sicilianen, von J. G. Seidl. 29.

Die Frau Hitt in Tyrol, von C. J. Braun von Braunthal. 37.

Der Hund an der Hausthür (Sinngedicht nach Martial). 38.

Allemannisches Lied: der glückliche Bauer, von G. von Leon. 44.

Sonette, von J. G. Seidl. 62.

Lebenstage, von Saphire. 86.

Schild und Dolch, von Baron de la Motte-Fouqué. 87.

Schanfari-ben-esus vom Stamm Usd, Balladenfranz, von J. G. Seidl. 97.

Heroide des Chimborasso an den Dwalagiri, von D. Lehmann. 109.

Demüthigste Liebeserklärung, von J. G. Meinert. 116.

Des Schiffers Liebesfreuden, von C. G. von Leitner. 149.

Die Dioskuren, von Fr. von Schober. 156.

Die Freundschaft, von demselben. 156.

Getäuschte Liebe, von Gottf. von Leon. 173.

Ode von Horaz: an Lyce, übersetzt von Nürnberger. 181.

Die Blumen, von Sachs von Rothenberg. 190.

Voltaire's Merope, vierter Act, übersetzt von Dr. Adolph Müllner. 205. 213.

Himmel und Erde. 222.

Friedhofblumen meinen lieben Todten zum Kranze gewunden, von C. G. Leitner. 223.

Dobozj, von Wendt. 230.

Die kerinthische Säule, von J. G. Seidl. 241.

Allemannische Legende, von G. von Leon. 253.

Der gute Rath, von A. W. S. 260.

Modedichter, von Berling. 261.

An die Küsse, von C. von Neudegg. 269.

Sehnsucht nach Ruhe, von A. W. S. 277.

Dichterschicksal, von C. Zeitelles. 286.

Liebesgespräche, von Meinert. 297.

Die Biene, von A. W. S. 298.

Die Jahreszeiten, von C. G. Glaser. 306.

Die goldene Zeit, von M. Enk. 309.

Gelegenheitsgedichte.

Der Wunderbecher, am Neujahrstage, von J. G. Seidl. 1.

Sonettenfranz, geflochten zum Neujahr. 2.

Österreichisches Volkslied nach der Melodie: Gott erhalte Franz den Kaiser. 129.

Der Brand des Münchner Schauspielhauses, von J. G. Meinert. 145.

## Charaden und Räthsel.

- Charaden. 29. 30. 157.  
Charaden von Beerling. 53.  
Charaden zweyshlbige. 141. 172.  
Charaden dreyshlbige. 118.  
Räthsel. 109. 232.

## Beylagen.

- Der Plan von Verona, zu Nr. 14.  
Lied: Das Grab, von J. J. Matthiffon, in Musik gesetzt von M. J. Leibesdorf, zu Nr. 12.  
Lied: Drang in die Ferne, von C. G. v. Leitner, in Musik gesetzt von F. Schubert, zu Nr. 36.

R u

Von diese  
hier gege  
dann o h  
(Bureau  
f. f. Post  
in W i e

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 2. Jänner 1823.

I

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von A. Strous (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Wunderbecher.

Am Neujahrstage.

Ein Engel zog, in hellem Schneegewand',  
Um Mitternacht heut' über unser Land.  
Man sieht zu Hütt' und zu Pallast ihn eilen,  
Den reichen Schatz der Spenden auszutheilen;  
Und einen Becher, bis zum Raim gefüllt,  
Verleiht er jedem, aber dicht verhüllt:  
Des Engels Wort nur preßt mit jeder Stunde,  
Ein Tröpflein mehr aus des Pokales Munde.

Da senkt die Hoffnung ihren milden Strahl,  
Mit freud'ger Hast, hinein in den Pokal,  
Und sieht, entzückt, nur Nektar drinnen schäumen,  
Und läßt die Brust von schöner Zukunft träumen.  
O möge nie der heitre Traum verweh'n,  
Nur Glück das Herz in jedem Tropfen seh'n;  
Und sank ihm — je ein Wermuthstropfe nieder,  
So bringe süß der Nächste — Balsam wieder!

Wer, mit der Liebe Reichthum ausgeschmückt,  
In keiner Seele Gegenlieb' erblickt:  
Dem sey des Bechers erste karge Spende  
Ein reicher Trost, der seine Sehnsucht ende! —  
Wer Freundschaft kennt, doch keine Freundeshand;  
Wer nie verstanden ward, und doch verstand:  
Dem möge Kraft ein jeder Tropfe leihen,  
Den Fremden sich zum Bruder einzuweihen! —

Dem Trauernden, deß' Auge niemals hell,  
 Sey jeder Tropf ein Trank aus Lethe's Quell,  
 Dem frohen Manne, der, mit hellen Blicken  
 Auf jedem Pfade Rosen durfte pflücken,  
 Erwecke mild des Bechers Silberthau  
 Die abgestorb'nen Rosen seiner Au!  
 Dem Sänger soll, wie Holscharfenhallen,  
 Ein jeder Tropf in seine Laute fallen.

Das Amt der Frauen ist ein Friedensamt,  
 Das nur mit Blicken lohnet und verdammt:  
 Drum möge sie, bey ihrem Thun und Meistern,  
 Des Bechers Na zu milder Kraft begeistern!  
 Dem Helden gahr' im Becher Heldenglut,  
 In längen Zügen schlurft er Lowenmuth;  
 Und jedem mög' es d'raus, nach Wunsch und Willen, —  
 Vom Hirten bis zum Volkerhirten, — quillen.

Und Ihm — der all' der Seinen Freud' und Schmerz  
 In Sich vereinigt, als des Volkes Herz, —  
 Was wünschet' Ihm Sein treues Volk zur Gabe,  
 Das er nicht lanast, — durch Sich, zu eignen habe?  
 Den Engel seh' — im Geist', ich über Ihn,  
 Mit goldnem Segensbecher, lächelnd, zieh'n,  
 Und jeden Tropfen, der da sinkt zur Erden,  
 Zu einer Perl' — an Seiner Krone werden!  
 Joh. Gabriel Seidl.

### S o n n e t t e n - K r a n z .

Geflochten zum Neujahr 1823.

#### I.

#### A n d a s V a t e r l  a n d .

Es pranat der alte Thron, von neuem Lichte  
 Umstrahlt — der Christenheit ein heil'ares Zeichen,  
 Daß Kunst und Volk, die sich in Liebe afachen,  
 Die Schritte nach dem Ziel der Tugend richte:

Er stehet fest! — es wird an ihm zunachte  
 Der Sturm der Zeit, dem and're Werke weichen,  
 Und wenn in Ost und West Dämonen schleichen —  
 Er glanzet ewig in der Weltgeschichte.

Daß Sitte, Friede, Recht im Lande wachen,  
 Beigt in der Hütte sich und hoch am Throne;  
 Es frommt den Völkern hier und dort der Krone

Der Väter Heil und Ordnung zu erhalten:  
 Laß Herr der Herrn! des alten Jahrs im neuen  
 Sich Fürst und Volk — als kam' es wieder — freuen!

## II.

## A n W i e n.

Seh mir gegrüßt an diesem heil'gen Morgen  
 In deines Segens ungemessner Fülle!  
 Umgeben von des Winterduftes Hülle  
 Bleibt mancher Reiz dem Auge halb verborgen:

Der Freuden viel und wenig nicht der Sorgen  
 Umfängst du wechselnd in Geräusch und Stille,  
 Doch unverändert bleibt dein guter Wille:  
 Dem Fleiß auf leichte Zinsen gern zu borgen.

Hoch auf den Zinnen deiner Mauerkrone  
 Weht das Panier der Ordnung und der Treue!  
 Ungürtet bist du mit Cytherens Zone —

Und daß der Fröhliche sich redlich freue,  
 Daß Friedens-Segen täglich sich erneue,  
 Das ist Gesetz an deinem Kaiserthron!

## III.

## A n d i e D o n a u.

Aus Freundes Landen kommst du hergezogen,  
 Umfängst uns freundlich mit den nassen Armen  
 Und lässest freundlich wieder dich umarmen  
 Von Tausenden, vertrauend deinen Bogen:

Doch deine Freundlichkeit hat oft betrogen!  
 Wenn sich vom West die Glieder dir erwärmen,  
 Erhebst du zürnend dich und ohn' Erbarmen  
 Brichst du den Frieden, den du uns gelogen.

Seh mild o Nymphe, zähme deine Wellen!  
 Vergönn' es unsern Mauern, Rebshügeln  
 Und Blumenusfern sich in dir zu spiegeln! —

Und wenn der Zorn will übermüthig schwellen,  
 So denke dankbar, deine Wuth zu zügeln,  
 Des neuen Gürtelschmucks an manchen Stellen!

## IV.

## A n d i e W i e n e r M u s e n.

Ich preis' Euch all', Ihr goldenen Camönen,  
 Die Ihr uns lächelt, wenn wir Opfer bringen  
 Und uns zu Eurem Tempeldienst verdingen,  
 Um fromm den Fluch der Zeiten zu versöhnen!

Calliope! dich würdig zu bekrönen  
 Will mir allein am Aischentrug gelingen,  
 Und Elio und Urania bedingen  
 Lebend'ges Opfer nur von wenig Söhnen.

Doch Polyhymnia, Thalia — fodern,  
 So wie Terpsichore, daß alle Feuer,  
 Die zahllos brennen, ferner lustig lodern

Und Erato's Aroma ist nicht theuer;  
 Melpomene freut ernst sich farger Gaben,  
 Euterpe lacht — und will nichts weiter haben.

## V.

## An die Frauen.

Ihr seyd mir hold! Euch innig zu gefallen  
 Ist meine süße Pflicht zu allen Stunden;  
 Denn, wer zur Frauengunst den Weg gefunden,  
 Mag wohlgemuth durch jede Prüfung wallen.

Selbst leises Frauensob wird nie verhallen,  
 Und hat ein weiblich Herz hier Werth gefunden,  
 Wird auch des Tadels Schärfe nicht verwunden!  
 Was Eine mir gethan, das dank' ich Allen!

Send ferner hold! dann bin ich aller Sorgen  
 Entledigt meines ephemeren Lebens,  
 Dann necken Neid und Eifersucht vergebens

Und — dankbar jeden Abend, jeden Morgen  
 Gedenk ich des so reich belohnten Strebens,  
 Von Euch die Reize meines Schmucks zu borgen.

## K. K. Kärnthnerthor-Theater.

Samstag den 21. zum Vortheil des Hrn. Taglioni zum dritten Mal: Urseng,  
 romantisches Ballet von Hrn. L. Henry, Musik von verschiedenen Meistern. Vorher  
 eine musikalische Akademie.

Ein neues Ballet ohne neue Musik, dessen Sujet sich im Programm als ein höchst  
 einfaches Märchen ankündigt, zu einfach für die dramatische Darstellung der Mimen  
 aufgefaßt, und ohne lebendigen Zusammenhang und fortschreitende Handlung in den  
 einzelnen Scenen verarbeitet, erinnert an ein sonderbares Utensil, das Swift aus der  
 curiosen Nachlassenschaft eines Varietätensammlers zum öffentlichen Verkaufe ausbietet,  
 „es ist ein Messer ohne Heft, dem zufällig auch die Klinge fehlt.“ Während das Sprich-  
 wort „alle Gleichnisse hinten“ sich sonst erst alsdann recht zu bewähren pflegt, wenn  
 wir die verglichenen Gegenstände näher und näher an einander stellen, um ihre ge-  
 genseitige Ähnlichkeit weiter auszuspinnen, scheint vielmehr unsere hier versuchte Ver-  
 gleichung gerade auf diesem Wege nur zu gewinnen, und die verwandte Natur beider  
 Objecte nur auffallender in die Augen zu springen. Wie nämlich die fortgeschrittene  
 Cultur unserer Zeit es schon dahin gebracht hat, daß der launige Einfall des witzigen

Britten  
 Klinge a  
 nug hiet  
 idee des  
 gereifte  
 nur zur  
 worden  
 weit get  
 weitläuf  
 schwinen  
 so möge  
 dazu die  
 stehende  
 vor dem  
 W

Anspru  
 erschei  
 innigen  
 Geburt  
 tragend  
 behand

D  
 Opern  
 der dr  
 nicht e  
 Ganze  
 Musik  
 Poesie  
 reiches  
 sind u  
 Beteu  
 wenig  
 werde  
 und b  
 bewäl  
 sind,  
 Theil

fig,  
 kann  
 Liebe  
 Vog  
 frau  
 Klein  
 und  
 zeigt  
 (um  
 in d  
 delt.  
 rett  
 und  
 Ver  
 gibt  
 gen  
 auf

Britten an vielen unserer jetzigen Messer scheitert, die, wenn ihnen auch Hest und Klinge abgehet, oft noch in hundert andern nützlichen und schönen Nebenrequisiten genug bieten, wodurch sie sich im Werth zu erhalten wissen, so dürfte wohl auch die Idee des Ballets, als aus der Mimik und dem Tanze der Alten entsprungen, durch die gereifte Ausbildung und die erweiterte Sphäre mancher neuen Kunst, die ihr Anfangs nur zur Unterstüzung zugesellt wurde, jetzt schon verdrängt und entbehrlich gemacht worden seyn. Da hier aber eben so wenig der Ort seyn dürfte, den Werth dieser so weit getriebenen Cultur unserer Zeit im Allgemeinen zu besprechen, als sich darüber weitläufig zu äußern, ob die Tanzkunst als Kunst, durch Decorationsmalerey und Maschineneisen, so wie durch die neuere Choreographie, wirklich etwas gewonnen habe, so möge der hier halb im Scherz und halb im Ernst aufgestellte Parallelismus nur dazu dienen, den Weg zu rechtfertigen, welchen wir bey Beurtheilung des hier in Rede stehenden Ballets eingeschlagen haben, um die Schattens und Lichtseiten desselben vor den Augen des Publicums zu entwickeln.

Wenn, wie wir schon bemerkt haben, andere Künste nur immer hülfsweise in Anspruch genommen wurden, um das Interesse für moderne Tanzkunst zu erhöhen, so erscheinen doch stets Musik und Dichtkunst als die anerkannten Elemente, aus deren innigen Verbindung man das neuere Ballet wie ungefähr die Oper (gleichfalls eine Geburt der neuern Zeit) entstehen ließ. Was eine neue Oper mit alter zusammengesetzter Musik sagen wolle, wird ein jeder fühlen, warum soll ein neues Ballet, so behandelt, weniger auffallen?

Die einem Ballet zu Grunde gelegte Dichtung soll man freylich milder wie einen Operntext beurtheilen, und wie wir in der letztern unserer Forderungen, rücksichtlich der dramatischen Einheit des Raums und der Zeit, die größte Nachsicht hegen, ja es nicht einmal mit der Sprache und den Versen sehr genau nehmen, tritt nur aus dem Ganzen eine poetische Idee heraus, und sind in den einzelnen Scenen Momente für Musik herbengeführt, so müssen wir im Ballet selbst auf den Werth der vorwaltenden Poesie in seiner Erfindung, bis auf völlige Verzichtsleistung genügsam seyn — aber das reiches Wechselspiel der Leidenschaften sich lebendig fortbewege und an einander reihe, sind unerlässliche Bedingungen selbst für den mittelmäßigsten Ballettext. Die flüchtigste Beleuchtung des Programms der Arsenas wird es aber zeigen, wie eigentlich nur in wenigen Empfindungen, nicht grell genug aufgetragen, um Leidenschaften genannt werden zu können, die kurze einfache Handlung schleppend und zerrend sich entwickelt, und bey der gar nicht kurzen Dauer der Darstellung die Talente der Tänzer wie der bewährte Geschmack der Decorateurs fast bis zum Mißbrauch in Anspruch genommen sind, um dem Publicum jenen Beyfall abjudringen, der diesem Ballet wirklich zu Theil wird.

Arthur (Dlle. Micheler) begleitend Alcindor (Hr. Rozier) treten beyde durstig, letztere aber auch verliebt auf. Arthur trinkt an einer entdeckten Quelle, Alcindor kann vor Liebe nicht mehr trinken, und schickt seinen Begleiter fort, um sich seinem Liebeschmerz ungestört überlassen zu können. Arthur geht und nimmer kehrt er wieder. Wozu ist er da gewesen? Ein Holzhauer (Hr. Pitro) erscheint, entdeckt eine im Gesträuch verborgene Schlange, und will sie tödten. In diesem Augenblick ersieht auch Alcindor dieses Thier, faßt eine Zärtlichkeit für das Leben dieses guten Geschöpfes, und will den Bauer morden, der sich so fühllos gegen das unschuldige Wesen bezeigt. Der erschrockene Holzhauer flieht, und der Ritter will eben die Schlange wecken (um sie auf die Gefahr, in welcher sie schwebte, aufmerksam zu machen?) als diese sich in die Fee Aline (Mad. Henry), die Pflegemutter seiner geliebten Arsenas, verwandelt. Aline kennt schon sein Leid, und verspricht ihm aus Dankbarkeit für ihre Lebensrettung, ihm die eitle stolze Arsenas zu gewinnen. Sie besteigen einen Drachenvogel und begeben sich dorthin, wo eben Arsenas (Dlle. Taglioni) ihren versammelten Verehrern einen Thé dansant mit mimischen Darstellungen im Tone unseres Tages gibt. Die anwesenden Ritter bezeigen Arsenas ihre Huldigungen, sie bleibt kalt dagegen, nur für Alcindor scheint sie es weniger. Nachdem alles Plaz genommen, beginnt auf ein gegebenes Zeichen vom Maitre de Plaisir (Hr. Rossi) das auf dem Theater

dem die Künstlerin sich unter rauschendem Beyfall entfernte, wurde sie einstimmig gerufen.

Diesem folgte eine Arie mit Chor aus Rossini's *Generantola*, gesungen von Mad. Schüh. Es war wohl zu merken, wie diese Künstlerin bey ihrem Publicum etwas gut zu machen haben müsse, da sie mehrere Passagen ganz vortreflich sang die man ohne Beyfallsbezeugungen vorüber gehen ließ, wo man sonst jede kleine Manier, ja jeden Tremuland, lebhaft beklatschte. Nach Beendigung der Arie war doch das Publicum von seiner ihm so eigenthümlichen Gerechtigkeitsliebe bewältigt, und Mad. Schüh wurde gerufen.

Die Akademie schloß alsdann mit einem Pas-de-deux, das Hr. Tagliani mit seiner Tochter tanzten, nach einem Solo von Hrn. Maysecker gespielt. Man hat selten Gelegenheit, diesen herrlichen Violonisten Solo zu hören, daß man sich die Hände ängstlich zwischen Auge und Ohr theilen mußte. Hr. Tagliani schien es zu fühlen, wie wenig die Parthie der Arsena seiner talentbegabten Tochter: als brillante Tänzerin sich zu zeigen Gelegenheit gebe, und dieses entschuldigend die Sonderbarkeit, vor einem großen Ballet noch ein Pas-de-deux dem Publicum zu bieten. Dße. Tagliani übertrifft übrigens in diesem Tanzstück durch eine seltene glückliche Vereinigung von Fertigkeit und Grazie. Vater und Tochter theilten sich in dem rauschendsten Applaus.

### N a c h r i c h t.

Aus einem uns mitgetheilten Schreiben des so beliebten Sängers Hr. David, datirt von Rom am 11. December 1822, wo dieser gefeyerte Künstler jetzt sich aufhält, können wir die Freunde desselben, welche eine hier in Umlauf gerathene Nachricht, als sey dieser Sänger von einem heftigen Blutspeyen befallen und für die Kunst untüchtig geworden, in Besorgniß gesetzt haben dürfte, dahin beruhigen, daß er seit seiner Abreise von dem ihm unvergeßlichen Wien, außer einer schmerzlichen Sehnsucht nach der Donaufstadt, von gar keinem Übel heimgesucht worden sey. Vielmehr habe er in Lucca oft und viel gesungen, wie jetzt zu Rom, wo er als Orfeo und in einer neuen Oper von Caraffa: Euphemio di Messina, mit rauschendem Beyfall belohnt wird. Nach dem Carneval wird er mit Freuden hieher kommen um die guten und geliebten Bewoohner Wiens mit seinen ungeschwächten Kräften zu ergötzen.

### M o d e n b i l d I.

Die Dame hat einen Pelz von carmesinrothem Sammt mit Zobeltverbrämung und einer goldnen Leibschnur. Der schwarze Sammtbüt ist mit Goldschnürchen eingefast und mit Maraboutfedern und Goldähren geziert.

Der Mann trägt einen Überrock von feingrauem Tuch, woran der stehende Kragen von gebiegetem Sammt. Die Ränder am großen Kragen und am Rocke sind mit seidnen Bördchen eingefast; die ziemlich großen Knöpfe von Perlmutter.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

... sie einstimme  
... gefunden vo  
... rem Publicum  
... trefflich sang  
... de kleine Ma  
... war doch de  
... gt, und Mal  
... ag lion i mi  
... Man hat si  
... n sich diese  
... es zu fühlen  
... nte Tänzerin  
... it, vor einen  
... g lion i über  
... ung von Fer  
... Applaus.  
... David, da  
... aufhält, föm  
... Nachricht, als  
... nst untüchtig  
... eit seiner Ab  
... ucht nach der  
... er in Lucca  
... neuen Oper  
... wird. Nach  
... bten Bewoh  
... räumung und  
... ingefast und  
... ende Krageu  
... nd mit seids  
... I.



*P. v. L. del.*

*F. Steber. sc.*

*Wiener Moden.*

*2.  
1823.*

R

Don d  
hier g  
dann o  
(Burea  
t. t. Vo  
in B

D

durch  
schleu  
verw  
wie s  
nen  
Lippe

noch  
von  
gestr  
jener  
destr  
nabe  
ner  
hell

# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Sonnabend den 4. Jänner 1823.

2

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Der Schirmherr.

Eine Erzählung

vom Baron de la Motte Fouqué.

Der Waldstrom unter der schweizerischen Ritterburg Eschenhöf brauste wilder durch's tiefgrüne Thal dahin, gestürzte Baumstämme im riesigen Spiele fort-schleudernd über seines Bettes mächtiges Gestein; es war als wolle er mit verwandten Klängen den Burgherrn und seine tapfre Mannenschar begrüßen, wie sie jetzt eben aus einer sieghaften Fehde zurückgesprengt kamen: frischküh-nen Muth in den starken Herzen, jubelnde Heldenlieder auf den bärtigen Lippen. —

Unfern des Stromes, dicht unter dem Felsen der schützenden Burg, steht noch jetzt, wie damals, ein reichliches Bauerngehöf, während die Thürme von Eschenhöf schon längst in moosiger Einsiedeltracht über den rings umher-gestreuten Schloßruinen trauern. An der Thür des Bauerngehöfdes saß an jenem Sommerabend ein junges, zierliches Frauenbild in schweizerischer Lan-des-tracht und spann. Ungestört vom Brausen des Waldbaches und dem an-nahenden Liedes- und Waffenge-ton der lauten Kriegsschar, sang sie nach ei-ner einfach alten Liedesweise folgende Worte mit unbeschreiblicher Anmuth hell vor sich hin:

Die Blumen blühen —  
Ja freulich! —  
Doch sie verglüht,  
Ach leider, eilig!  
Still Klageschall  
Und Jammer!  
Wir ziehn einst all  
In kühle Kammer!  
Ihr Blumen bunt,  
Wir Leute,  
Noch heut gesund,  
Sind Tod's Braute!  
Debt nicht vor'm Ruf:  
„Zerstübe!“  
Er, der uns schuf,  
Ist dann auch Liebe! —

Die zarten Klänge hatten sich in Ritter Wolfram von Eschenhöf's Ohren geschlichen, trotz Kriegerfang und Stromgebraus; und gern wohl hätte er auch diesem Stillschweigen geboten, wie sein Wink es jenem wirklich that, um den lieblich-ernsten Frauengesang besser zu vernehmen. Aber da war es als ob Waffenzug und Rosse sich vereinigen wollten, das Recht des wilden Kriegerzuges zu behaupten. Die Harnische klirren, die Rosse tanzen und wiherten und schnoben, und beynah gänzlich verhallte das Liedchen in dem wilden Gewog. Und doch hätte Ritter Eschenhöf vielleicht selbst in seinen Jünglingsjahren, die schon ziemlich weit hinter ihm lagen, keinen Ton aus Frauenmunde so gern vernommen als eben diesen. Da winkte er seinem unruhigen Gefolge, den großen Burgweg einzuschlagen, der sich vom Thale fort und in mannigfachen Windungen bergan zog. Er selbst wählte den steileren Fußpfad, welcher ihn vorerst durch Wiesengründe führte, nah an dem Sitze der lieblichen Sängerin vorbey. —

Unbemerkt war er dicht an sie herangekommen, während sie ihr Liedchen wiederholte. Als sie nun eben die Worte sang:

„Ihr Blumen bunt,  
Wir Leute,  
Noch heut gesund,  
Sind Todes Bräute!“

that das mächtige Kampfroß des Ritters einen freudigen Luftsprung, und das zarte Frauenbild stieß einen leisen Schrey des Erschreckens aus. Doch wie sie umblickend den Ritter Eschenhöf erkannte, lächelte sie ihn freundlich an aus den milden blauen Augen, und sang in unbefangener Heiterkeit den letzten Vers:

„Weht nicht vor'm Ruf:  
„Berstiebe!“  
Er, der uns schuf,  
Ist dann auch Liebe!“ —

„Ja, das ist Er!“ sagte Ritter Wolfram „Das ist Er überall! Ich hab's wieder einmal deutlich im Waffengebümmel erfahren, liebe, schöne Frau Ernaline!“ Frau Ernaline sah mit einem lieblich fragenden Gesicht zu dem Helden empor. Da sprang er freudig vom Gaul, band ihn an eine nahe Küster, und sich neben dem holden Frauenbilde niederlassend auf die bäuerliche Bank, hub er folgender Maßen zu erzählen an:

„Ihr sollt wissen, daß ich vor nun schon drey Wochen mein erstes Treffen auf diesem Zuge bestand, —“

Aber die holde Frau unterbrach ihn, freundlich scheltend, mit den Worten: „Ja, leider wohl! Nun schon über vier Wochen sind vergangen, seit unser edler Schirmherr sein schönes, blühendes Thal hier sonder Schutz gelassen hat. Ist das auch recht? —“

„Ja liebe, schöne Frau,“ — entgegnete der Ritter, „es ist recht so, und vielleicht um desto mehr, als es mir recht schwer ankam, so lange fortzubleiben. Aber ohne Schutz ließ ich euch nicht. Habt ihr's ja doch wohl gewußt, wie auf der Burg an meiner Stelle mein wackerer Rottenmeister Kuno waltete. —“

„O freylich, lieber Herr, der Kuno ist brav und mild. Aber Euch nennen doch nun einmal die Thalgelände rings umher ausschließlich den Schirmherrn.“

„Eben weil sie das thun, Ernalinen,“ — sagte der Ritter im schönen,

demütli  
rer Le  
„  
hülfr  
„  
Behm  
Helfen  
ich nu  
Ritter  
schreck  
ich mi  
Besitz  
zog ich  
ja selb  
liebe,  
reich  
chen li  
vollbr  
Ständ  
verpla  
allema  
vor et  
einem  
Überfo  
haben.  
Ernal  
so lan  
geübte  
derwe  
„  
immer  
wohn  
„  
wohn  
ihm a  
dem i  
tib je  
beit v  
peten  
haupt  
selbst  
dem  
die 3  
fen n  
schon  
ihren  
beugt

demüthigen Stolz erröthend, — „eben deshalb muß ich ja oft noch zu anderer Leute Trost und Beystand hinaus.“

„Und wem habt Ihr denn nun diesmal wieder geholfen, mein edler, hülfreicher Herr? —“

„Geholfen?“ — erwiderte der Ritter nachdenklich, und eine Wolke der Wehmuth überschattete ihm leise das freundige Siegerantlitz. „Ach Kind, zum Helfen kam ich diesmal zu spät, und selbst die Rache des Verbrechens durfte ich nur halb ausüben, so mächtigen Schutz empfängt der Stamm der wilden Ritter vom Schwarzenbühel durch des Kaisers Gnaden. Aber zusammenzuschrecken und zu erbleichen, Ernaline, brauchst du eben nicht davor, daß ich mit den ungestümen Männern angebunden habe. Sie sollen weder meinen Besitzungen Gefahr drohen, noch meinen Schützlingen. Denn in Gottesnamen zog ich aus, und an dem Zuspätkommen hatte ich keine Schuld. Du weißt ja selbst: vor etwa sechs, sieben Monden, während du dich hier ansiedeltest, liebe, schönste Blume unsres Thals, da war ich auf einen Zug nach Frankreich hinaus, einige flüchtende Waldensfamilien, die mich drum ansprechen ließen, vor ihren Verfolgern glücklich über die Grenze zu geleiten. Das vollbracht und heimgekehrt, fand sich gar Vieles hier zu schaffen, und manches Stündlein auch, du schöne, fromme Ernaline, hab' ich mit dir vor dem Hofe verplaudert; aber das war gottgefälliges Rasten von meinem Tagewerke, denn allemal ging ich frommer und stärker von dir fort. Nun erfahr' ich's denn erst vor etwa fünf Wochen, wie die vom Schwarzenbühel in meiner Abwesenheit einem edlen jungen Ritter, etwa sechs Tagereisen von hier, durch nächtlichen Überfall seine Burg gebrochen und verbrannt und die Seinigen daraus verjagt haben. Aber du mußt ja nicht vor Allem gleich erbeben, meine allzuarthe Ernaline. Ich sage dir's: den Wolfram von Eschenhöf überfällt man nicht, so lange ihm der liebe Gott aus Gnaden seine fünf Sinnen läßt, und seine geübte Faust und sein gutes Schwert. Schlaf du hier ruhig in deinem Gehöf, derweil ich auf der Burg droben wache.“

„Ihr guter, edler Held!“ sagte Ernaline tiefbewegt. „Aber sollt Ihr denn immer nur der Wächter und Kämpfer seyn, während Andere beglückt und sicher wohnen in Euerm Schirm?“

„So ist es einmal mein Beruf;“ entgegnete ernst der Ritter. „Wer hoch wohnt, sieht weit. Wer weit sieht, sieht viel Unrecht. Wer Unrecht sieht, soll ihm abhelfen nach bester Kraft. Das wollte ich denn auch diesmal thun, indem ich dem Schwarzenbühler-Geschlecht wieder abränge, was es der Wittib jenes erschlagenen Ritters vorenthält. Aber wie ich da in freudigster Arbeit vordrang, siehe, da kommt mir ein kaiserlicher Ehrenhold, stellt sich trompetend zwischen die Geschwader, und ruft aus, des deutschen Reiches Oberhaupt, jezt nah' an der Eidgenossen Grenze, werde die ganze Angelegenheit selbst richten und schlichten vor seinem Thron, und gebiete Frieden mir und dem Stamme derer von Schwarzenbühel. Nun ich — ich mag wohl ein wenig die Zähne auf einander gebissen haben, denn der Sieg im entscheidenden Treffen war eben jezt mir so gut als gewiß, und die Schwarzenbühler werden schon Rechtsverdreher finden am Hof des ihnen günstigen Herrn, um sich ihren Raubfang zu sichern, aber ich, — wie sich das von selbst versteht, — ich beugte mein Haupt vor dem kaiserlichen Gesandten und sprach: „Meines Gottes

Wille geschehe allezeit, und d'rum auch der Wille dessen, den Er mir gestellt hat zu meinem höchsten Oberhaupt auf Erden!" Und mit den Worten kam es über mich, wie eine fröhliche Kraft, daß mir die Welt ordentlich sonnenheller und grüner aussah, als vorher, beynah, wie ich mir dergleichen Lichtblitze noch aus meinen Kinderjahren her besinnen kann. Es war seltsam, aber es war sehr hübsch so. Da ließ ich frischgetrosten Muthes die Scharen abschwenden, und Alle zogen wir freudig heim; freudig! und kamen doch nur von einer halben That!"

„Vor Gott wird sie Euch für eine ganze gezählt!" sagte Ernaline zuversichtlich, und setzte dann mildlächelnd hinzu: „Gott aber dank' ich's, daß er Euch abhilt, Euer Leben noch fürder zu wagen wider die wilden Ritter vom Schwarzenbühel."

„Ey Kind," entgegnete der Held mit etwas unzufriedener Miene, „man muß freylich Gott danken für Alles, was da kommt. Aber Weichlichkeit wär's und Unbarmherzigkeit obenein, wie sich das Beydes nur allzuleicht zusammen vereint, wenn du mir hättest eine Hemmung wünschen wollen in einer ehrenbaren Retter- und Ritterthat. Und wie möchte ich dergleichen dir zutrauen!"

„Doch, Herr Ritter. Dießmal hätte ich so etwas wünschen mögen, hätte ich um Eure That gewußt."

„Ihr schlagt auch die Gewalt des wilden Stammes vom Schwarzenbühel allzuhoch an, Frau Ernaline. Ich sage euch, sie haben in keinem Treffen wider mich gesiegt, während des ganzen Zuges nicht. Und da fällt mir wieder das erste Treffen ein, und was ich dir davon erzählen wollte, Ernalinchen. Die Vorhut des Feindes führte ein junger, glänzender Ritter, hochschlanke auf hochschlankelem Ross. Nun freylich, ich denke immer, sie hätten besser gethan, ihm die Führung der Nachhut anzuvertrauen. Denn so ein junges, feuriges Blut, — wenn das mit einem Mal seinen Flammenguß hineinströmt in die Fluth einer schon halb oder drüber verlorenen Schlacht, — da kann es mit seiner herrlichen Gewalt die Wogen doch wenden, daß wieder vorwärts zum Siege schäumt, was schon in verwilderter Eile rückwärts schwankte zu schmachlicher Flucht. Bey der Vorhut aber, da nimmt sich junges Blut nicht Zeit zum besonnenen Absuchen der Gegend, nicht Zeit zum klaren Erspähen des Feindes. — „D r a u f!" heißt es, sobald sich der erste feindliche Blänkleer zeigt; und: „d r a u f!" und immer wieder: „d r a u f!" bey jeglichem neuerblickten Feindesgeschwader, und endlich hat schier die ganze Vorhut ihr kühnes Ende gefunden oder ist zersprengt, und die Hauptschar weiß noch immer nichts von dem, was sie wissen sollte, und es wirft sich wohl gar mit dem ungünstigen Anfange des Treffens ein gespenstischer Schrecken in's Heer, die Hände und Klingen lähmend, die Hacken und Sporen auf schlimme Weise beflügelnd! — Aber da schwag' ich, als säß' ein Knapp vor mir, dem ich ein Waffenmeister werden sollte, und vergesse, wie wenig das dir eine Freude seyn kann. Und doch stehst du so freundlich achtsam zu mir herauf. Du bist ein gar zu gutes Kind, Ernalinchen!"

„Glaubt nicht, daß ich da nur so mit halbem Geist hinhöre, und nur so etwa aus Gefälligkeit!" entgegnete Ernaline. „Rechte Frauen vernehmen es gern, wenn rechte Männer von ihrer kühnen Waffenkunst reden. Und zudem — mein Vater war ein gar tapftrer Reiter, gern gesehn bey Hohen und

Niedern  
So ganz

„D  
Ernaline

„I  
die kein

Ritter,

T a s c h

der  
W

D a s

f a c h e

in Viele

seines ge

men der

drängte

geleitet

D a s

(1821 S

U n g a r

Heidentu

Ludwig

denten t

law dur

nen neu

nus nu

zwist de

ser Trie

Gemälde

durch d

haft be

schöner

Manns

U n

ger W

Feldher

Rinis

den S

seines

mescher

U n

Hor m

Waffen

Knappe

freiter

Flande

Berone

ner F

Franz

Ungar

Niedern um seines edlen Wissens und Thuns willen. Wie sollte denn da ich so ganz aus der Art geschlagen seyn!"

"Du bist mir oftmalen schon wie ein Ritterkind vorgekommen, Frau Ernaline."

"Ich bin kein Ritterkind;" sagte sie mit einer gelassenen Bestimmtheit, die keinem Zweifel an ihrer Versicherung Raum ließ, und bat darauf den Ritter, daß er in seiner Schlachterzählung fortfahre.

(Die Fortsetzung folgt)

Taschenbuch für vaterländische Geschichte, herausgegeben von den Freyherrn v. Hormayr und v. Medniansky. IV. Jahrgang. Wien 1823.

Daß auch der vorliegende Jahrgang des Taschenbuches für vaterländische Geschichte den wohlgegründeten Ruf der früheren nicht nur erreicht, sondern in Vielem noch übertroffen habe, möge durch die nachfolgende analytische Beleuchtung seines gewählten und doch mannigfaltigen Inhaltes hervorgehen. Wenn schon die Namen der Herausgeber die Richtigkeit dieses Urtheils verbürgen, so dürfte doch eine gedrängte Darstellung dessen, was in diesem Jahrgange für die vaterländische Geschichte geleistet worden, auch an und für sich willkommen seyn.

Das Taschenbuch beginnt mit dem Schlusse der, im zweyten Jahrgange desselben (1821 S. 301—328) angefangenen, historischen Darstellung: Die Jagellonen in Ungarn. Die Zerrüttung des Wahlreiches in der Epoche von Wladislaw I. Heidentode bis zum Erlöschen des Jagellonischen Mannstammes in Ungarn mit Ludwig finden wir hier in der Erzählung der verderblichen Kämpfe der Kronprätendenten treffend geschildert. Wir sehen, wie selbst die Wahl des österreichischen Ladislaw durch die Vermählung dessen Schwester an Casimir IV. von Polen den Jagellonen neue Ansprüche auf Ungarn gibt, welche Ladislaw's Nachfolger Mathias Corvinus nur mit Gewalt zurückweisen kann. Nach dem Tode des Letztern gibt der Bruderszwist der Söhne Casimir's, die um Ungarns Krone streiten, die älteren Ansprüche Kaiser Friedrich's und Maximilian's, und die Ansprüche Johann Corvinus, ein sehr reiches Gemälde trauriger Folgen einer Wahlverfassung. Des tragen Wladislaw's Regierung, durch die Fortschritte der Türken unter Selim, und durch den Bauernkrieg schauderhaft bezeichnet, eröffnete für Ungarn nur durch den Preßburgerfrieden (1491) eine schönere Zukunft in der darin den Habsburgern nach dem Erlöschen von Wladislaw's Mannstamme zugesicherten Nachfolge.

An diese Darstellung des Zeitalters der Jagellonen in Ungarn reiht sich mit flüger Wahl die Biographie seines Helden — Paul Rini's, des berühmten glücklichen Feldherrn Mathias Corvinus. Der Zufall, welcher letztern einen Müllerburschen in Rini's (Biharrer Gespanschaft) bemerken ließ, der einen gewaltigen Mühlstein auf den Schultern nach Hause trug, schenkte ihm in diesem christlichen Herkules eine Stütze seines Thrones. Rini's, Sieger gegen Podiebrad, gegen Casimir von Polen, als Tesmescher Graf der Schrecken der Türken, starb im J. 1494.

Auf diese Biographie folgt jene des Grafen Niklas v. Salm, durch Freyh. v. Hormayr, die Krone des vorliegenden Jahrganges. Der würdige Sproßling der Waffengenossen Ariovist's gegen Cäsar, Graf Niklas von Salm, tritt zuerst als Edelknappe bey Murten und Granson wider Carl den Kühnen von Burgund, als Mitsstreiter bey Calliano, gegen Venedig auf. Bey Brügge siegreich wider die Rebellen in Flandern, bey Guinegate wider Ludwig XI. triumphirte Salm bey Creazzo, Morano, Verona und Vicocca über Venedig und Frankreich. Mit seinem, gegenwärtig im Brünner Franzens-Museum aufbewahrten Panzerstecher, tödtete er bey Pavia das Pferd Franz I., und nöthigte diesen, sich als Gefangenen des Kaisers zu ergeben. Erhalter Ungarns für Ferdinand I. gegen Bayolya sinkt er endlich als siebzigjährige,

Greis auf den Wällen Wiens (14. October 1529) als der Retter der Kaiserstadt gegen Suleyman.

Die von dem verdienten Beschreiber der Ambrascher Sammlung, M. Primisser gelieferten Auszüge aus Max L. Sedentbüchern in der gedachten Sammlung geben einen interessanten Beitrag zur Würdigung des Privatlebens dieses originellen Fürsten.

Die stehende Rubrik des Taschenbuches: Burgen, liefert diesmal die Geschichte der Burgen von Tokay und Békó.

Die Ahnentafeln umfassen in diesem Jahrgange die ruhmwürdigen genealogischen Reihen der Apor, Werbna, Batthyanyi und der Banffy. Das gelungene Bildniß Adam Batthyanyi's, des glorreichen Befreiers von Ofen aus den Händen der Türken, (gest. 1703) und jenes des am 5. July 1822 verstorbenen, für Siebenbürgen unvergeßlichen Gouverneurs Grafen Georg v. Banffy schmücken diese gehaltvolle und interessante Abtheilung des Taschenbuches.

Ein Kranz longobardischer Uebertieferungen aus der Geschichte des Hauses des Friaulischen Gifulfs eröffnet die Rubrik: Sagen und Legenden, Zeitsagen und Wunder. Hier begegnen wir auch der Jungfrau von Rameniz (Agnes Zesyma von Rosenbergl), würdig in ihrem Heldenmuth, als die Rächerin ihres von den Taboriten getödteten Vaters Procop von Zesyma, als Besiegerin des großen Procop jener vielgepriesenen Jungfrau von Orleans an der Seite zu stehen. Ihre Geschichte gibt ein Bild jener Zeit, da die Kelchfahne Böhmen durchwehte, und die Mütter und Frauen beim dumpfen Halle der Trommel mit des blinden Wütherich Hicla Haut erbebten. — Den kläglichen Lukrezientod der, von Erasmus Schnigenbaum geraubten Braut des edlen Cornaro, Elisabeth von Gall, durch das Verschlucken einer Kreuzspinne, das Erlöschen der Schnigenbaumer mit Erasmus finden wir in der Erzählung: die Kreuzspinne, vortreflich geschildert. — Legende ist die Erzählung von dem Ring der Irene. — Der letzte Abschnitt dieser Rubrik, dem Leben der unglücklichen Elisabeth, Mutter des Hohenstauffen Conradin's geweiht, ist mit dem Bildnisse dieser Fürstin geziert.

Dem denkwürdigen thatenreichen Leben Gabriel Bethlen's ist die darauf folgende gehaltvolle Abhandlung gewidmet.

Von poetischen Arbeiten lieferte diesmal das Taschenbuch zwey Balladen von Köffinger und Castelli. Von Ersterem: die Willi; — eine slavische Sage nennt Willi jenes Mädchen, welches als Braut stirbt, — findet sie zur Nachtzeit einen Mann auf freyem Felde, so bemächtigt sie sich seiner, und tanzt ihn mit ihren Schwestern, der Willischar, zu Tode. Der Ballade Castelli's: das Steinene Feld, liegt die Sage vom bösen Peter Poky zum Grunde, der eine Heilquelle am Fuße seines Bergschlosses Bajmots auch den Armsten nur für schweres Gold öffnen ließ, dessen so gehäufte Goldstücke aber ein Strafengel in Steinchen verwandelte, die man noch heute an der Quelle von Bajmots findet.

Das von Rusen, gleich seinen Vorgängern, gefällig ausgestattete Taschenbuch enthält außer den bereits erwähnten drey Bildnissen noch jenes des Grafen Niklas v. Salm, als Titellupfer, von Franz Stöber; dann eine Ansicht des Schlosses Békó, von Armann. Zuletzt folgt der Plan und die Gedächtnismünzen des 1529 belagerten Wien. Nach einem Rückblicke auf die hier in Kürze ange deuteten Leistungen des diesjährigen historischen Taschenbuches wird sich Jeder, der Sinn für vaterländische Geschichte nährt, von lebhaftem Danke für die rastlosen Bemühungen der Herausgeber und ihrer Mitarbeiter durchdrungen fühlen, und den Wunsch mit uns theilen, im kommenden Jahre ihrer Sorgfalt und Pflege den Genuß ähnlicher Früchte und Blüten aus diesem vaterländischen Garten zu verdanken: um so mehr, je glänzender das vaterländische Publicum schon die früheren Jahrgänge aufgenommen hat, und je gediegener sich ihr Inhalt und ihre Richtung vor den meisten ausländischen Taschenbüchern auszeichnet.

## Musikalische Akademie.

Donnerstag den 26. December gab die zwölfjährige *Fanny Salomon*, Schülerin des *Hrn. Czerny*, um die Mittagsstunde eine musikalische Privat-Academie, im landständischen Saale.

Das Concert bestand aus: Einer Ouverture von *Paer*, aus der Oper: *L'Eroisme in amore*, ein selten gehörtes Musikstück, im nicht mehr beliebten Styl der ältern italienischen Oper, dürfte auch wohl schwerlich Kennern dabey der Wunsch aufgegangen seyn, diese Ouverture nun öfter zu hören.

Hierauf spielte die Concertgeberinn auf dem Pianoforte ein großes Concert in Es, von *C. M. v. Weber*. Eine lebendige brillante Geläufigkeit, ohne durch dieselbe der Deutlichkeit zu schaden, charakterisirt das Spiel dieser vielversprechenden jungen Künstlerin. Wir können übrigens die Wahl nicht loben, die sie in ihrem Concert traf, oder die für sie in dieser Rücksicht getroffen wurde, da dasselbe bey vielen anderen guten Eigenschaften, wie sie von einem *Weber* zu erwarten sind, gerade für den Effect nicht sonderlich berechnet zu seyn scheint. Die kleine Schülerin erhielt gebührenden Beyfall.

Dann trug *Hr. Janfa* Variationen für die Violine, mit Begleitung des Orchesters, von ihm selbst componirt, vor, die durch die Originalität der Composition wie durch das vortreffliche Spiel des Tonsetzers, den lautesten Beyfall aller Anwesenden in Anspruch nahmen. Es könnte auch wirklich diese Production dem größten Concert zur Zierde dienen.

Ein Duett von *Mercadante*, gesungen von den *Hh. Mozati* und *C. Schosberlechner*, wollte nicht gefallen, was aber mehr dem Musikstück, als dem tüchtigen Gesangmeister und seinem Schüler zur Last gelegt werden darf.

Zum Schluß spielte die Concertgeberinn ein Rondo brillant, mit Begleitung des Orchesters, ganz neu componirt von *Hrn. Czerny*. Bey aller Achtung, die wir für viele Tondichtungen des *Hrn. Czerny* hegen, müssen wir doch gestehen, daß dieses Rondo weder durch Neuheit oder durch Originalität sich auszeichnete, noch daß es der Spielenden Gelegenheit gab, das Eigenthümliche ihres Talents vortheilhaft zu entwickeln.

## Theater-Nachricht.

Heute den 4. Jänner 1823 wird im k. k. priv. Theater an der Wien zum Vortheil des Sängers *Jos. Seipelt* zum ersten Mal gegeben: *Kupfer, Silber und Gold*, oder: die drei Zauber Schlüssel, ein Feenmärchen mit Chören, Gesängen, Tänzen, Gruppierungen u. c. von *Hrn. Jos. Moys Gleich*, die Musik von *Hrn. Franz Moser*, Capellmeister dieses Theaters. Die neuen Decorationen des *Kupferbergwerks*, des *Silbergartens* und des *Goldpallastes* von *Hrn. Neefe*. Costum von *Hrn. Lucca Piazza*, Maschinerien von *Hrn. Koller*.

## Nachricht.

Beym Beginnen des Jahres erfüllt die Redaction die zweisefache, ihr theuere Pflicht, den verehrtesten Abnehmern und Mitarbeitern dieser Zeitschrift für die ihr so reichlich erwiesene Günst und Theilnahme öffentlich Dank zu sagen, und die Fortdauer der Anstalt für das kommende Jahr anzukündigen.

Ihrem Plane und Titel getreu, wird diese, der Verschönerung des Lebens gewidmete Zeitschrift auch ferner bemüht seyn, durch gewählte Stimmen und im Tone belehrender Unterhaltung zu den gebildeten Kreisen der Gesellschaft zu sprechen, und mit ihrer bisher erprobten Scheu vor Nachdruck, in Aufsätzen durchaus von erster Hand liefern:

1. Dichtungen in allen Formen der Kunst, die sich durch Gediegenheit und Neuheit des Stoffes und der Behandlung auszeichnen.
2. Geschichtliche Mittheilungen, Gemälde einzelner Zeiten, Dr.

ter und Personen, und überhaupt wissenschaftliche Bruchstücke, so weit ihr Ernst die oben ausgesteckten Grenzen freundlicher Unterhaltung nicht überschreitet.

3. Briefnachrichten über Gegenstände der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens aus nahen und fernen Gegenden und Ländern, und namentlich, nebst andern aus Italien, ein mehr als bloßes Handbuch des Wissenswürdigen, das dieser classische Boden der Kunst anbietet — aus der Feder des Dr. G. L. P. Sievers.

4. Gründliche Beurtheilungen der Wiener und anderer Schaubühnen des In- und Auslandes und ihrer vorzüglichsten Leistungen.

5. Modenachrichten und Modebilder, die letzteren von dem Costumdirector der k. k. Theater Hrn. von Stubenrauch entworfen, und von Hrn. Franz Stöber ausgeführt — zweyen Künstlern, deren bisherige Arbeiten, nach dem Urtheile aller Kenner, hinter keiner der Forderungen zurückbleiben, die Engländer und Franzosen an die ihrigen dieser Art machen.

Die Bedingungen für die Abnehmer der Wiener Zeitschrift sind wie bisher folgende: Dieselbe erscheint wöchentlich drey Mal, nemlich Dienstag, Donnerstag (mit dem colorirten Modebilde) und Sonnabend, in groß Octav auf Velinpapier. Jeder Jahrgang besteht aus vier Heften oder Bänden, und ist mit Titelblatt, Register und Umschlag versehen.

Die Pränumerationsbeträge mit den Modebildern in Wien vierteljährig 15, halbjährig 30, und jährlich 60 fl. W. W.; ohne Modebilder vierteljährig 7, halbjährig 14, und jährlich 28 fl. Um diesen Preis wird die Zeitschrift in der Verlagshandlung des Hrn. Anton Strauß abgelassen. Auswärtige (für welche jedoch die Trennung der Modebilder vom Texte nicht Statt findet) wollen sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Oberst-Hofpostamts-Hauptzeitungs-Expedition, oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter wenden, und halbjährig 33 fl. und jährlich 66 fl. W. W. zahlen. Pränumeranten, die ihre Exemplare mit hartem Wachs und mit dem Amtsstempel geschlossen zu erhalten wünschen, zahlen halbjährig 2, und jährlich 4 fl. W. W. mehr. Für obige Preise wird die Zeitschrift an den gewöhnlichen Posttagen, wöchentlich zweymal, expedirt. Die Beforderung am Tage der jedesmaligen Erscheinung kostet halbjährig 5, und jährlich 10 fl. W. W. mehr.

Den geehrten H. H. Pränumeranten, welche ihre Bestellungen bey der hiesigen k. k. Oberst-Hofpostamts-Zeitungs-Expedition machen, steht es frey, die erscheinenden Blätter der Wiener Zeitschrift hier zu beziehen, oder sich, bey ihrer etwaiger Abreise von Wien auf Landgüter ic. innerhalb des Kaiserstaats allenthalben nachsenden zu lassen, ohne dafür besonders zu bezahlen.

Der Preis der Modebilder allein wird vierteljährig mit 10, halbjährig mit 20, und jährlich mit 40 fl. W. W. entrichtet. Einzelne Modebilder kosten in der Handlung zum goldenen Stern am Petersplatz 1 fl. W. W.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift mit und ohne Modebilder um die oben bestimmten Preise durch die Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold in Wien zu beziehen.

Noch sind einige vollständige Exemplare des diesjährigen, und der bisherigen sechs Jahrgänge um die bemerkten Preise auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Einsendungen aller Art (davon die aufgenommenen Beyträge mit fünfzehn Thaler Sächs. Cour. für unsern Druckbogen honorirt werden) geschehen unter der Aufschrift:

An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, am Petersplatz dem Haupteingange der Kirche gegenüber, zum goldenen Stern.

Der Herausgeber.

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 7. Jänner 1823.

3

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Der Schirmherr.

Eine Erzählung

vom Baron de la Motte Fouqué.

(Fortsetzung)

Herr Wolfram strich sich freudig den schon etwas greisenden Bart und sprach: „Von allen jungen Waghälsen aber, die je eine Vorhut geführt haben, — auch ich gehörte vor etwa zwanzig Jahren in die Reihe, — hat es wohl nie einer an wunderbarlich toller Wagniß meinem blanken jungen Widersacher gleich gethan. Der brach in meine Scharen so mächtig ein, daß — hätt' er's nicht mit einem so alten Fuchs zu thun gehabt, — er mir doch wohl für diesmal meinen Bau gebrochen hätte, allen Vorschriften der bedächtigen Waffenkunde zum Troß. Nun, ich hatte meine Geschwader gut geschart, auf jeden, auch nöthiger Weise auf den tollsten Fall. Und so rannte er sich denn tüchtig hinein. Das Haupttreffen der Seinen stand etwas verdutzt vor den ersten Flüchtlingen der halb umfielten, halb geworfnen Vorhut, während der junge Ritter sich noch wüthend vertheidigte, seine Hülflosigkeit mehrend dadurch mit jeglichem Augenblick. „Gieb dich, lecker Wildfang! rief ich ihn an. Es wäre Schad' um dich, wenn du so frühe dein kühnes Leben verbluten solltest. Gieb dich, Ritter dem Ritter!“ Da lachte er laut und wild, und dräute mit dem Schwert nach mir herüber. Aber vor einigen gestürzten Pferden im Hohlweg konnten wir nicht zusammen. Der Überrest seiner Reihigen warf die Waffen von sich, und sprang von den Rossen. Er aber derweil hieb mir noch einen meiner besten Reiter, der ihn zu fassen gedachte, aus dem Sattel. Da werden drey Andere meiner Reihigen wild, hauen zugleich auf ihn los, recht Schlag auf Schlag, daß es prasselt wie ein Eisenhammer, und ich denke: „Nun ist er hin! Fahr wohl, du allzuseuriger Stern!“ Denn daß ich den Leuten: „Halt!“ zurief, half in dem wilden Augenblick eben zu nichts. Doch plötzlich trifft ein Reiter das Ritterpferd mit einem so gewaltigen Hiebe auf den Kopf, daß Schirmplatten und Hauptgestell zerspringen. Das Thier, ganz toll vor Schmerz und Wuth und der Zügelfüh-

zung seines Helden frey geworden, setzt mit unglaublicher Kraft die steile Hohlwegwand hinauf, droben trägt es seinen kühnen Herrn in Pfeileschnelligkeit mit sich fort, zu der Flucht, an die das kühne Ritterherz nicht dachte. Mir ist, als hätte ich ihn nachher im selben Treffen noch auf einem andern Rosse gesehen; aber die Hauptsache ist und bleibt: Gott wußte den jungen Übertühnen aus der Gefahr zu reißen, wo weder er noch ein anderer Mensch mehr an Rettung denken mochte. Mir wenigstens — das muß ich dir bekennen, Ernalinchen, — mir war das Herz schon um ihn recht schwer geworden, — nun, Einmal ist mir's beynah noch schwerer geworden, aber das ist schon lange her, und da brach es fast!"

„Auch weil einen Eurer Feinde der tödtliche Fall bedrohte?"

„Es ist was dran, liebe Ernalinne. Aber frage mich nicht weiter."

„Das will ich auch nicht. Doch wenn ich's nicht wüßte, wie wenig Ihr ein Lob grade in's Angesicht leiden könnt, ich würde sprechen: das kann nur ein Held, wie mein und dieses Thales beschirmender Hirt, sein Herz am schwersten zu fühlen, wo ein Feindesheld ihm zu erliegen droht."

„Das erste Mal war es doch ein bischen anders mit der Historie. Aber genug davon, und gute Nacht, mein holdseliges Ernalinchen."

„Er ging nach seinem guten Rosß, löste es vom Baum, legte ihm die Zügel über den Hals und saß auf. Derweile kam ein junger Schäfer mit seiner Heerde das Thal herabgetrieben, blies auf der Schallmayer und sang abwechselnd dazwischen folgendes Liedchen:

„Schallmayer schallt nicht nur im May,  
Schallmayer schallt auch im Sommer.  
Und kommt dann auch der Herbst herbey  
Mit seinen Nebeln, — komm' er! —  
Und kommt auch weißer Winter noch, —  
Schallmayer jubelt fröhlich doch.

Schallmayer kennt Licht vom schönen May,  
Das weckt ihr Liebeschallen;  
Das flieht nicht also schnell vorbey,  
Ob hier auch Blätter fallen.  
Und bey des Wintersturms Gebräus  
Blüht noch das Lichtlein zart im Haus.

O allerschönstes Mayenlicht,  
Dir schallen meine Lieder!  
Doch schallt wohl nun und nimmer nicht  
Ein Lied mir Antwort wieder!  
Und doch, bedent' bey'm lichten May'n  
Da muß auch Nacht'gall'schallen seyn!"

Der Hirt war zwischen den Bergen verschwunden mit seinem wolligen Geleit, und der Ritter, nun zu Rosse sitzend, und sich gegen die schöne Frau zum Abschiedsgrusse wendend, sah, wie deren Antlitz erglühte. Dabey sah sie mit ernstern Blicken nach der Gegend hin, wo dem Schäfer seine sanfte Heerde gefolgt war.

Auch über Herrn Wolfram's Angesicht zog ein tiefer, fast wehmüthiger Ernst, der sich jedoch bald auflöste in ein freundlich neckendes Lächeln. „Wie nun, schön Ernalinchen?" fragte er. „Sollte vielleicht die Schallmayer

doch bald ein Nachtigall = Echo erwecken?" — „Ich verstehe Euch nicht!“ sagte Frau Ernaline, sich von ihrem Sige hoch und ernst erhebend. Ihre blauen Augen, sonst voll so unaussprechlicher Milde und freundlicher Sanftheit, leuchteten jetzt von einem strengen, beynah stolzen Glanz. „Wie wird Euch, Ernaline?“ fragte der staunende Ritter. „Was hab' ich nur gesprochen, das Euch verlegen könnte? Wär' es ja doch kein so unerhörtes Ereigniß, wenn der schöne junge Sangeshirt, welcher dort eben vorüberzog, sich das Herz meiner schönen jungen Freundin gewänne.“ — „Davor wird mich Gott behüten!“ entgegnete sie fest, aber ein unverhehlbarer Schauder durchflog die ganze liebliche Gestalt. Es war, als wolle sie im Unwillen ohne Abschiedsgruß in ihr Gehöf zurücktreten. Der Rittersmann wandte befreundet sein Ross, in einer seltsamen Mischung von Betrübniß und leiser, ahnungsvoller Freude. Da erscholl vom Thaleseingang herauf der Klang eines Kriegshornes, und gleich darauf zeigte sich ein rasch heransprengender Reifiger. Herr Wolfram blieb halten, mit scharfen Blicken den Ankömmling wie durchschauend, auch Frau Ernaline blieb in der Thür des Gehöfdes stehen. Da rief der Reifige schon von Weitem: „Krieg! Krieg, mein edler Herr von Eschenhöf! Die Ritter vom Schwarzenbüchel ziehn mit mächtigen Scharen heran, Euch hier in Eurem Eigenthum zu suchen! Krieg!“ Wolfram, das Erschrecken seiner holden Schutzbefohlenen mit einem schnellen Seitenblick beachtend, sprach dem Boten strengen Tones entgegen: „Dergleichen schreyt ein geübter Kriegsmann nicht aus, als ob es ihm schon an den Hals ginge. Sehen die Waffenlosen die Waffengeschmückten so in Bewegung vor der Gefahr, wie sollen sie da noch Vertrauen behalten zu ihren Beschützern?“ Aber wie er vor diesen Worten das erst noch lähnflammende Gesicht des nun dicht herankommenden Reiters in edlem Zorn erbleichen sah, setzte er begütigend hinzu: „Du mußt dir meinen Spruch nicht allzusehr zu Herzen nehmen, mein wackerer Georg. Wohl kenn' ich dich, und weiß, die Kampfesfreudigkeit war es, die also laut und wild aus deiner Jünglingsbrust hervorschrillte. Aber nicht alle Leute kennen dich. Und dann ist's überhaupt nicht Kriegsmanier, seine Meldung so auf funfzig Schritt herauszuschreyen. Jetzt künde mir in Ruhe und Deutlichkeit, was deine klaren Reiteraugen selbst gesehen haben, oder was dir etwa durch andre Leute zu Ohren gekommen ist.“

Der Reifige, durch die Worte seines Meisters wieder zu all der Freudigkeit erhoben, die dem Kriegsmanne eignet und gebührt, erstattete seinen Bericht kurz, klar und zuverlässig; — der Ritter sann einige Augenblicke in stiller Angestrengtheit nach; — dann sprach er:

„Zur Burg hinauf, mein Freund! Der Kuno läßt die ganze Besatzung ausrücken! Sogleich! Einer von den Reitern sprengt durch die Thäler, und ruft mir die waffenrüstigen Hirten zusammen. Beschütz' ich ihre Hütten, so sollen sie mir derweil meine Stammveste hüten. Ich weiß, sie thun's mit Freuden, und haben sich wohl Ähnliches längst schon gewünscht. Sobald sich die ersten zwanzig Hirten zur Burgbesatzung zeigen und Kuno ihnen Alles gehörig überliefert hat, rückt er mit allen seinen Motten aus. Ich will ihm Botschaft senden, wohin er mir zu folgen hat. Gleich jetzt aber schickt er mir dreyßig ausgeruhete und auserlesene Reiter, — unter deiner Führung, mein bra-

ver Georg! Und mit euch dann will ich vorantraben, dem Feind entgegen, und versuchen ihm die Kampfeslust schon früher zu brechen."

Tief neigte sich der Keisige über seines Meisters dargebotne Heldenhand, und sprengte mit kaum verhaltenem Jubelruf wie ein Pfeil burgan.

"Thun mir doch die Ritter vom Schwarzenbühel einen rechten Dienst," sagte Herr Wolfram, freundlich gegen Frau Ernaline gewendet, „daß sie den beengenden Kaiserfrieden so freventlich brechen. Nun auf ihr Haupt, was sie sich heranziehn werden."

Und Ernaline, von schöner Begeisterung erglühend, sprach: „In Gottes Namen! Wenn der übermüthige Feind Euch selber anzutasten wagt, mein edler Schirmherr, da trifft ihn mit all Eurer wunderbaren Siegesgewalt!"

Der Ritter aber sagte staunend: „Wie nun, lieb' Ernalinchen? Als ich vorhin vom Kampfe für die bedrängten Nachgelassenen jenes edlen Ritters sprach, da wolltest du, ich solle gehemmt werden in meinem Thun, und freustest dich, daß ich es ward! Und jetzt, da es nur meine Selbstvertheidigung gilt, da stehst du ganz kriegsmüthig, beynah fröhlich drein? — Ist dir denn der Schrecken vor dem annahenden Kriegsgetümmel so gar schnell verfliegen? — Mir freylich wird es gar schön zu Sinne bey dem Gedanken, daß ich einmal recht eigentlich für deine Vertheidigung, liebe Schutzbefohlene, fechten darf, — aber du, die vor dem Schatten einer fernern Gefahr erbebt, — wie stehst du nun in der nahenden Gefahr freudig und stark?"

Ernaline sagte sehr ernsthaft: „Ich lernte gar früh, wie glücklich das Erdenleben die Menschenseele machen kann. Um wenig später lernte ich, wie glücklich auch der Schmerz die Menschenseele emporheben kann, ihren ewigen, einst unverlierbaren Wonne entgegen."

Es klang dem Ritter erst nicht ganz, wie eine Antwort auf seine Frage, und dennoch war es eine solche, und im stillen, fragenden Sinnen empfand er endlich das selbst. Da sprach er: „Jetzt glaube ich das Räthsel zu fassen, schöne Frau, wie Ihr bisweilen so hochernst, so tief wehmüthig in das Leben hineinschauen mögt, und wie du dann wieder so recht lindlich fröhlich, ja lustig seyn kannst, lieb' Ernalinchen." Sie schwieg. Doch einer ihrer holden ausdrucksvollen Blicke sagte ihm: „Du hast mich verstanden, mein Held!"

Da rief es mit gewaltiger Mannesstimme von einer nahen Klippenhöhe herab:

„Herr Eschenhö! Herr Wolfram von Eschenhö!"

Und aufblickend gewahrten die Beyden, wie der junge schlanke Sangeshirt droben stand, der vorhin seine Heerde mit so anmüthigen Klängen durch's Thal geführt hatte. Jetzt sah er düster, beynah zornroth drein, sprechend: „Ein Keisiger von Euch fliegt wie ein Pfeil umher, und ruft die Hirten zur Vertheidigung Eurer Burg."

„Zur Vertheidigung nicht! zur einstweiligen Besatzung nur;" unterbrach ihn etwas stolz Herr Wolfram.

„Nun, wie dem auch sey," unterbrach ihn Jener, „ich wollte Euch nur unumwunden erklären: ich habe keinen Theil dabey. Ich fechte nun einmal wider die Ritter vom Schwarzenbühel nicht."

Ernaline erröthete unwillig. Wolfram entgegnete ihm lächelnd: „Haltet das,

wie Ihr wollt, junger Mensch. Ich habe zu meinen alten Freunden gesandt, und also erging der Zuruf keineswegs an Euch. Jene aber — das weiß ich mit unzerstörbarer Zuversicht — Jene treten in keiner Gefahr von mir zurück, und wären die Ritter vom Schwarzenbühel noch zehnmal so wild und zehnmal so stark." Und freundlich zu Ernaline gewendet sprach er lächelnd weiter: „Deshalb auch rathe ich Euch, meine holde Freundin, begeben Euch in das Schloß hinauf, dessen starke Mauermälle, von muthigen Freunden besetzt, nicht der leisesten Furcht Raum geben vor irgend plöglicher Feindesgefahr. Wie leicht aber könnte ein überkühner, oder auch nur ein versprengter Trupp der Gegner Eure wehrlose Wohnung hier gefährden!" Ernaline blickte sinnend vor sich nieder. Da sprach der Ritter: „Wenn Ihr meinen Waffen Glück und Sieg wünscht, so nehmet mein Erbieten an. Müßte es mich nicht verstoren in jeder Anordnung des Gefechts, dächte ich mir Euch so wenig geschirmt in meinem Rücken?" Da neigte Frau Ernaline sanft einwilligend das Köpfschen, und der junge Schäfer rief von seiner Klippe herab: „Nun helf' ich dennoch Eure Burg vertheidigen, Herr Ritter, und stemmten sich alle die Helden vom Schwarzenbühel zum Sturm dagegen an." — Ritter Wolfram aber entgegnete kalt: „Ich brauch' Euch nicht, und kenn' Euch nicht. Bleibt nur bey Euerm ersten Entschluß. Meine alten Freunde werden's auch ohne Euch ausrichten wider die furchtbaren Helden vom Schwarzenbühel; — nur daß ich diesen wohl eher, als sie denken, die Sturmwuth zu benehmen hoffe." — Und damit wandte er sich ernst, beynah verächtlich von ihm ab. Der Jüngling wollte nochmals erwiedern, — aber als auch Frau Ernaline unwillig von ihm wegblickte, blieb er im plöglichen Zornesschrecken stumm.

Indem kamen die vom Ritter befohlenen dreßsig Reiter unter Georg's Führung munter von der Burg hernieder getrabt. Wolframs Roß wieherte den wohlbekannten Streitgenossen fröhlich entgegen, und die rüstigen Gänle erwiederten vielfach den Ruf. Zugleich eilte eine kleine bunt bewaffnete Hirten-schar von der andern Seite hinzu, einen kräftigen Greis an ihrer Spitze. „Da sind mir ja schon beynah zwanzig!" rief der Rittersmann ihnen grüßend zu. „Und was etwa noch an der Vollzahl abgehen mag, ersetzen scharfe Sinne und vielgewandte Kraft in Seel und Leib. — Nun, wackere Bundesgenossen, beginnt mir heute damit euer edles Amt, daß ihr Frau Ernalinen hier zur Burg hinaufgeleitet, um sie mir und euch dorten zu beschirmen, als dieses Thales reinstes und herrlichstes Kleinod!" — Mit Jubelruf empfingen die Hirten ihren schönen Auftrag. Dann gab Herr Wolfram dem Greis noch Befehle an den Burgvogt, daß er sogleich ausrücke, ohne zu warten, bis die Zahl der zwanzig Hirten voll sey; auch wo er sich mit dem Ritter und dessen Trupp wieder vereinigen solle, gab er dem treuen Boten an. Dann winkte Ernaline ihrem edlen Helden einen begeisternden Scheidegruß zu, und freudig jubelnd trennten sich Reistige und Hirten von einander. Stolz, als umwehe schon der glänzendste Sieg sein Haupt, flog Wolfram von Eschenhöy an der Spitze seiner Reiter das Thal hinab.

(Die Fortsetzung folgt)

## Zweyfaßes Leid.

(Nach dem Schwedischen.)

Kaum erkenn' ich noch das Leben,  
Dicht umflort scheint die Natur,  
Weil auf trüber Neghaut nur  
Nebelgraue Bilder schweben.  
Bin ich's noch, der so mit Lust,  
Mit der regen, vollen Brust,  
Wo mich grüne Nacht umwebte,  
Zum Azur des Himmels schwebte? —

Bald irr' ich mit wundem Herzen,  
Klagte meinen tiefen Gram,  
Wo ihn Echo's Mitleid nahm,  
Und verschmolz mit eig'nen Schmerzen:  
Weil mir Alles hingeschlüpft,  
Was ein Herz an's Leben knüpft,  
Das nur blieb, was ich empfunden  
In entflohn'nen selgen Stunden.

Heilen wollt' ich Herzens Wunde  
An der Allerschönsten Brust;  
Doch ich stieß mir unbewußt,  
In der schmerzlich süßen Stunde,  
Zu noch läng'rer, bitterer Pein,  
Tief den stärksten Dorn hinein,  
Nagend aus dem Schmuck von Rosen,  
Die um ihre Lilien kosen.

Fliehen wollt' ich da in Eile,  
Doch ich fand mich fest umstrickt,  
Daß ich ewig unerquickt,  
Stets gemartert, hier verweile.  
Irr' ich mit der Wunde nur  
Frei auf balsamreicher Flur!  
Hier verwundet und gefangen —  
Tausendfaßes Todesbängen!

Berling.

## Weibliche Reiten.

(Nach dem Griechischen.)

Grolle zehnmal des Tags mit deiner Geliebten: noch eh' der  
Freundliche Hesperus winkt, ein't die Versöhnung euch doch.  
Treibe der Eifersucht Spiel: Sie verzeiht dir. Lohne mit Untreu,  
Was die Treue dir gab: ach! sie verzeihet auch das.  
Läßt're des Liebchens Gestalt — doch halt! Das ist Hochverrath. Diesen  
Rächet das Mädchen gewiß; diesen verzeihet kein Weib.

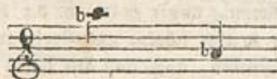
## Correspondenz-Nachrichten.

Neapel, im Nov. 1822.

Seit der gänzlichen Abnahme unserer theatralischen Lichter erschien neulich am um-  
wölkten Horizont der musikalischen Gemisshäre ein schönes Gestirn, das durch seinen

streblichen Schimmer wieder neues Leben in die schon fast entseelten Söhne Polyhymniens goß.

Obwohl vorausseilendes übertriebenes Lob dem Künstler gewöhnlich mehr schadet als frommt, so fand sich doch das Publicum beym Erscheinen der Mad. Fodor, von welcher hier die Rede ist, angenehm überrascht. Sie wählte zu ihrem Debut die *Desdemona* in Rossini's „*Othello*.“ Die ungeheure Größe des Theaters, die Anwesenheit des ganzen Hofes, eine in S. Carlo unerhörte Aufmerksamkeit, und ein in Masse versammeltes Publicum, hinderten sowohl Gesang als Spiel, sich bey dem ersten Male frey zu entwickeln. Lezteres war zu befangen, als daß nicht häufige Verstöße gegen declamatorische Bewegung und tragische Pantomime vorgekommen wären. Rückfichtlich des Gesanges beging sie das Wagstück einen herabsteigenden chromatischen Lauf, durch die Octave



zu unternehmen, der leider mißlang. Das öfter zu späte Einfallen und ein zaghaftes Beginnen bewiesen, daß die erwähnten Umstände den freyen Gebrauch der Stimme hemmten. Weit vortheilhafter erschien Mad. Fodor in derselben Rolle am zweyten Abend. Mit Fülle und Ausdruck führte sie ihren Part durch, und sang vorzüglich die Arie des zweyten, und die Romanze mit Harfenbegleitung des dritten Actes äußerst schön. Dasselbe gilt auch von den Ensemble-Stücken. Ihr Recitativ ist ausdrucksvoll und durchdacht, ohne mit Verzierungen überladen zu seyn. Ihre Stimme, in einem Umfange von zwey und einer halben Octave, nämlich:



ist voll und rein, und vorzüglich das Tremuliren der Brusttöne, von unwiderstehlicher Wirkung auf das Gefühl.

Das Mad. Fodor in der *Desdemona* debutierte, bestätigt den bekannten Satz, daß man lieber wählt, wozu ein minderere Verus vorhanden ist. Mad. Fodor bewies durch ihre zweyte Rolle, als *Rosine* „im *Barbier von Sevilla*,“ daß solche Rollen eigentlich die Sphäre ihres Gesanges und Spieles sind, und daß sie, wenn sie auf dem eigentlichen Cothurn einherschreitet, der Gefahr unterliegt, leicht welkende Tulpenblätter in den unverwelklichen Kranz der Kunst und ihres Ruhmes zu winden. Die tragische Haltung der Stimme verträgt sich nicht mit ihrer Miene. Sie ist eine Philomela, in deren Kehle die herbsten Schwierigkeiten sich zum süßesten Schmelz verwandeln, wenn ein schelmisches Lächeln ihren holden Mund umzaubert. Mit unbeschreiblichem Reiz sang sie die Arie „*una voce poco fa*,“ und eine im zweyten Act aus Rossini's „*Sigismondo*“ eingetragte Arie in G-dur, in beyden entwickelte sie ihr herrliches Talent für diese Art von Rollen. Sie sang und spielte diesen Part mit festener Vollendung, und mit dem größten Vergnügen hörte man einen völlig gelungenen chromatischen Lauf durch beynabe zwey Octaven.

Nur ist zu bedauern, daß die Umgebungen in beyden Opern dieser großen Künstlerinn unwürdig sind. So singt und spielt Hr. Botticelli den Figaro im *Barbier von Sevilla* viel zu schwerfällig. Der Tenor Rubini (*Almaviva*) singt nur für sich, es wäre eben so gut, wenn er ganz schwiege. Das Übel vermehren execrabile Chöre, welche den beyden Finales den Todesstoß versehen. So bleibt unserer Mad. Fodor nur Sigr. Bassi (*Don Bartolo*) übrig, der, obgleich ohne Stimme, der Darstellung wegen Lob verdient. Von *Othello* gilt beynabe dasselbe, nur ist Mad. Fodor dort von Sigr. Fontemaggi (*seconda donna*) sehr brav unterstützt, und von den Chören fleißiger begleitet. Was Sigr. Donzelli als *Othello* leistet, ist bereits in einem frühern Berichte gesagt worden.

Wenig Sängern ist es noch gelungen, dem ungeheuren S. Carlo-Theater eine solche Stille zu gebieten, als der Sigr. Fodor. Bey ihrem jedesmaligen Erscheinen verwandelte sich dieser große Conversations-Saal zur aufmerksamsten Academie, und

selbst während der Recitative ließ sich auch nicht das leiseste Geräusch vernehmen. Einer solchen Aufmerksamkeit durfte sich selbst Mad. Rossini nicht erfreuen, die doch durch zwölf Jahre der Liebling des Publicums war.

Zur Namensfeier Sr. königl. Hoh. des Herzogs von Calabrien sahen wir einen neuen Ballet von Armand Vestris, betitelt: *Calto und Colama*. Das Subject ist aus einem Ossian'schen Gesange, und reicht wieder in das dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinauf. Da Kampflust der Hauptcharakter jener Zeiten war, beständige Kriegsrüstungen und Gefechte aber in den Balleten ermüden, ohne einen angenehmen Eindruck in dem Gemüth des Zuschauers zurückzulassen, so sind diese Subject's zu Ballets nicht sehr geeignet. Die Echtheit der erst im verwichenen Jahrhunderte durch Macpherson bekannt gewordenen Gesänge jenes großen Bardens ist noch immer ein Streitpunct der Gelehrten, daher man in die historische Wahrheit des Subject's nicht eingehen kann, aber so viel scheint unbestreitbar, daß die Caledonier weder die neapolitanische Tarantola kannten, noch daß auf ihren Felsen Palmen und indische Feigen, an ihren Straßen freye Rosenbeden grünt, wie man uns in diesem Ballet weiß machen will. Auch ist die Moral der Ritterromane, wo der Geist des Ermordeten nur durch den Tod des Mörders versöhnt wird, nicht sehr moralisch, da sie das Nachgefühl nährt.

### Kupferstecherkunst.

Die heilige Familie, nach Raphael, gestochen von Paul Steditsch.

Je seltener größere Unternehmungen deutscher Kupferstecher werden, je weniger Aufmunterung ihre Arbeiten verhältnismäßig weder durch Ehre noch durch Vortheil finden, je mehr ist es Pflicht, einzelner Erscheinungen zu gedenken, die ohne Berücksichtigung der genannten Hindernisse aus Liebe zur Kunst überhaupt und zum vorliegenden Originale insbesondere entstehen. Ein solches rühmliches Zeugniß geben wir unbedenklich dem neu erschienenen, und Sr. k. k. Hoheit, dem Herrn Erzherzog Anton zugeeigneten Werke: „die heilige Familie,“ nach einem Raphael'schen Gemälde, das sich in der Sammlung des verstorbenen Herrn Grafen von Lamberg befindet, von Herrn Paul Steditsch, demselben Künstler, der von der hiesigen Akademie der bildenden Künste durch die größere goldene Belohnungs-Denkminze ausgezeichnet wurde. Es reiht sich würdig an denselben „Madonna“ nach Andrea del Sarto, die im vorigen Jahre erschien, und den allgemeinen Beyfall der Kenner und Sammler erwarb. Das Antlitz der Maria auf gegenwärtigem Blatte ist mit hoher Annuth ausgestattet, das Fleisch und vorzüglich die Gewänder der anderen Personen sind fleißig und dennoch frey wieder gegeben, der Ton des Ganzen steht in voller Übereinstimmung mit dem Gemälde, so weit dieß Malerey und Kunst erlauben. Die unentschiedene Frage, ob Raphael selbst oder einer seiner besten Schüler das Bild vollbracht habe, gehört unsers Bedünkens nicht hierher, — denn zugegeben, daß der Unsterbliche nicht selbst die letzte Hand anlegte, so ist doch von ihm, und kann von niemand anderem die wunderliebliche Composition seyn, welche wieder zu geben des Kupferstechers Hauptaugenmerk war.

Herr Paul Steditsch wohnt auf der Wieden nächst der Carlskirche, in der Allee-gasse No. 55 im ersten Stock, und bey ihm selbst sind die Abdrücke zu erhalten, davon die ersteren, wie natürlich, den frühere sich Meldenden zufallen.

L. M.

### Verichtigung.

Am Ende der Anzeige des historischen Taschenbuchs vom Freyherrn von Hornahe und Medniansky ist übersehen worden, die Chiffre des Verfassers N v N anzufügen.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag den 9. Jänner 1823.

4

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey K. Strauß (Büreau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. t. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Schirmherr.

Eine Erzählung

vom Baron de la Motte Fouqué.

(Fortsetzung)

Wer allein zurückblieb, von Niemanden beachtet, von Niemanden begrüßt, — das war jener junge, erst zornesrothe, nun zornesbleiche Hirt. — „Verhöhnt,“ — sprach er dumpf in sich hinein, — „verschmäht, — ha vollends geschmäht wohl gar an meiner Ehre!“ — Einen grimmen Blick warf er dem Ritter Wolfram nach, — einen gleichen Blick den burganjubelnden Hirten, — aber den löschten bald die heißen Thränen, sich in sein Auge drängend, als die zarte Gestalt, noch einmal mit dem Tuche nach ihrem Helden hinübergrüßend, es sichtlich vermied, dem Standpunct des Hirten auch nur flüchtig streifend ihr Auge zuzuwenden. — „Verhöhnt, verschmäht, — geschmäht!“ wiederholte der Jüngling, und senkte den Blick von seiner Klippe in's Thal hinab. „Ha,“ — flüsterte er, — „die liebe hirtliche Wohnung Ernalinen's haben sie ja ganz ohne Schutz gelassen! Oh ja, das konnten sie auch leicht vergessen. Die schöne fremde Wittib wird ja nun vermuthlich Burgherrinn auf Eschenhöf, — was liegt dann ihr noch an ihrem kleinen Bauerngehöf! — Dennoch, — sie hat wohl manche Sachen drinnen, die ihr lieb sind; — da ist ja auch ihr kleiner Hund noch, — ihr Lieblingstäubchen; — nun, die freundlichen Creaturen sollen nicht verschüchtert umherirren. Nichts, was ihr je Freude gemacht hat, soll eine rohe Kriegerfaust zerbrechen, oder auch berühren nur. Da kenn' ich noch Einen, der Mann's davor ist.“ — Er wandte sich, hob ein schönes Schwert und einige mächtige Burfspeere aus einer nahen Klippenspalte hervor, und wandelte dann, ein trübes Lied zwischen den Lippen summend, nach Frau Ernalinen's Gehöfde hinunter.

In freudiger Furchtbarkeit hallte der Tumult des Treffens aus den Thälern zur Burg Eschenhöf hinauf. Erblicken konnte man wenig vom Gange des Gefechts; nur bisweilen bligten Waffen zwischen den Bergesschluchten oder

unter den Bäumen hervor, um dann schnell wieder zu verschwinden, während an andern Stellen die gleiche schimmernde Erscheinung auftauchte, gleich schnell wieder untergehend in des Bergwaldes grüner Nacht. Aber unverkennbar näher und näher drang das Kampfesgetöse gegen die Burg heran. Ernaline, auf den Zinnen der äußern Mauer neben dem greisen Hirten stehend, sahe besorglich nach diesem um. Da lächelte der Greis, und sagte: „Ruhig, nur ruhig, mein schüchternes Gemselein! Das Alles hat Ritter Wolfram just so begehrt, wie es kommt. Ich hab' ja vorhin seinen Befehl an den Burgvogt nicht bloß so weiter gegeben, wie etwa ein dummes Sprachrohr thut; Kriegsbotschaften lassen sich nicht gut bestellen, ohne daß der Besteller etwas Hirn im Kopf hat, und das zu der Sache mit braucht. Seht, die Feinde sollen verlockt werden, sich unten, wo die Brücke über den Waldstrom geht, in zwey Partien zu theilen, meinend, Herr Wolfram sey schon geschlagen, und man müsse ihn auf allen Seiten umstellen. Derweile dann wendet sich der Ritter rasch, macht denen auf dem dießseitigen Ufer den Garaus, und dann über die Brücke fort, den Andern nach, die sich durch ein Paar kecke und schnelle Reiter hoffentlich haben einbilden lassen, es habe dorten ein ganzer Haufen gestanden. — Alle auf einmal möchten sie dem Herrn Wolfram doch ein Bischen allzustark geworden seyn. Aber so — ja, ja! Gebt Acht, Frau Ernaline! Dort! über den Waldstrom hin! — Seht Ihr die Paar Keißige in Herrn Wolframs Farben? Das sind die Lockvögel. Hu, wie sie ziehn! — Und dann doch wieder abwechselnd Halt gemacht, und kehrt gegen den Feind! — trohig keck, als hielte ihnen noch ein ganzes Geschwader im Rücken. — Ja, ja, Ihr Burschen, wenn Ihr auch nicht Herrn Wolfram's Farbe trägt, — Euch sähe man's doch wohl an, daß Ihr aus Herrn Wolfram's Schule kommt! — Und nun, — hui, geht's den steilen Berghang hinauf! — Ey, klummt ihnen doch nach, Ihr Schwarzenbüheler, wenn Ihr könnt! Seht doch, Ihr trohigen Verfolger, da halten sie droben und lachen Euch aus! Aber drunten halten die Kerle ganz verdutzt, als hätten sie vergessen, was Rechts ist und was Links. — „Nun mögen sie's merken, daß sie auf falscher Fährte gejagt haben. Ey wie verwundert! — Das ist mir einmal ein rechter Spaß! — Aber so helft mir doch lachen, schönes Frau Ernalinchen!“

Die schöne Frau indeß entgegnete mit ernstsinndem Antlitz: „Mir ist gar nicht so lachlustig zu Sinn, guter Altvater. Merkt Ihr denn nicht, wie sie sich heftig mitsammen zu besprechen anfangen, und immerfort herausdeuten nach der Burg? Seht nur! Sie schwingen sich von den Rossen! — Wenn sie nun etwa die erlittne Täuschung durch einen Schlossessturm zu rächen suchten?“

„Das wär' ein prächtiger Einfall, holdselige Frau!“ sagte der Alte. „Sind ja doch wir zur Besatzung hier. Da ließe sich dem edlen Ritter einmal etwas abzahlen auf die große Schirmeschuld, die wir ihm zu entrichten hätten, wenn Alles nach strengem Rechte geh'n sollte und nicht nach seiner freundlichen Großmuth. Und hübsch wär' es doch immer, wenn man auch einmal zum Geben käme, statt des endlosen Empfangens. Aber freylich — die Gabe würde nur ausnehmend geringe. Denn die Burg hier — die könnte sich wohl ganz allein ein Stündlein lang halten, so fest gründet sie sich in das schroffe Felsgestein, und so mächtig hoch und stark sind ihre Zinnen. O, und ich seh'

es schon, —  
damit ist's  
dre böse R  
ist's auch w  
mel, Frau  
schönen Ge  
unersteiglic  
hend: „S  
— recht zu  
ein grimmi  
heraufgebra  
Mir beweg  
nun meine  
lang in me

Ihre I  
leisen Klag  
aber doch,  
Burg Gsche  
ten Führer  
nalinens W  
mit ernstem  
Ritters gefä  
Wie leicht d  
und burgein  
von uns Hin  
bewahren.  
„Verhüte G  
Schirmherr  
ein, etwas i  
lich stiller  
Zeit! Fahrt  
zerdrückte d  
blickend, de

Indesse  
Fackeln inm  
Wellenschau  
seinen Spee  
lassend über  
gannen ihm  
Strand gefe  
wie sie die  
flog aus Er  
lanzen in d  
meschnellig  
tigen Klinge  
nam zurück  
den zürnend

es schon, — sie zünden Reisig an, und bereiten sich Kienfackeln. Nein, nein, damit ist's nun auf diese Steinburg nicht gemeint. Sie haben irgend eine andre böse Rach' im Sinn. — Wollen sie die Waldung anstecken? — Nein, das ist's auch wieder nicht. Sie wenden sich ja nach dem Waldstrom her. — Ach Himmel, Frau Ernaline, mich dünkt, sie wollen gar ihren Ingrim an Euerm schönen Gehöf' auslassen! Was möchten sie sonst wohl suchen, hier an der unersteiglichsten Seite der Burg?" Ernaline seufzte still vor sich hin, sprechend: „Schade wär' es um den hübschen, friedlichen Wohnsitz! Aber freylich, — recht zum Stören aller stillen Freuden treibt wohl die Schwarzenbüheler ein grimmgiger Geist. O hätte ich doch nur meine lieben, kleinen Thierlein mit heraufgebracht! Mein Händchen wenigstens und mein Lieblingstäubchen. — Mir bewegte dazumal so Vieles und Streitendes die Seele! Darüber hab' ich nun meine kleinen Schünglinge vergessen, und werde den Schmerz darum lebenslang in meiner Seele tragen.“

Ihre lieben Augen standen voll stiller wehmuthshellen Perlen; — die leisen Klageworte hatten nur kaum die feinen Lippen getheilt; — es war aber doch, als sey ihr sanftes Leid durch alle Herzen gedrungen, die jetzt in Burg Eschenhöf schlugen. Denn plötzlich standen die Hirten alle um ihren alten Führer her, ausrufend: „Pforten auf! Wir wollen ausfallen, Frau Ernalinens Wohnung zu beschirmen!“ — Aber der verständige Greis entgegnete mit ernstem Kopfschütteln: „Wollt Ihr die Euch anvertraute Burg des lieben Ritters gefährden? Burg Eschenhöf, all' dieser Thäler Schirm und Schutz! — Wie leicht dränge der übermächtige Feind mit Euch Zurückgetriebnen bergan und burgein! Da käme dann noch über das Frau Ernaline in Noth! Und von uns Hirten spräche man, wir wüßten anvertrautes Freundespfand nicht zu bewahren.“ — Sie traten allsammt schweigend zurück, und Ernaline sprach: „Verhüte Gott, daß je um meinetwillen ein Stein an der Burg des edlen Schirmherrn gebrochen werde.“ — Dann flüsterte sie noch leise in sich hinein, etwas über die Zinnen nach ihrer Wohnung gebeugt: „Fahr hin, du freundlich stiller Sitz! Fahrt hin, all' Ihr kleinen Andenken einer glücklicheren Zeit! Fahrt hin auch Ihr, Ihr schuldlosen, freundlichen Thierchen!“ — Sie zerdrückte die Thränen ihrer schönen Augen, und zeigte, bald wieder emporblickend, den Hirten ein heiterklares Angesicht.

Indessen schwangen die Schwarzenbüheler am jenseitigen Bachesufer ihre Fackeln immer flammender empor, und Einer von ihnen schritt, auf das im Wellenschaume liegende Gestein fußend, keck voran, mit der Rechten sich auf seinen Speer stützend, mit der Linken seinen Mordbrand hoch empor wirbeln lassend über das von wildschwarzem Geloock umflogne Haupt. Die Andern begannen ihm es nachzuthun, und schon hatte er den Fuß an den dießseitigen Strand gesetzt, achtlos der weit von ihm niederfallenden Bolzen und Steine, wie sie die Hirten aus der allzufernen Höhe des Schlosses versandten; — da flog aus Ernalinens Meierey der junge, zornige Schäfer hervor, drey Wurflangen in der Linken, ein schönes Ritterschwert in der Rechten. Mit Sturmeschnelligkeit hatte er den wilden Kriegsmann ereilt, und mit zwey gewaltigen Klingenhieben ihm Speer und Haupt zerspaltet, daß der blutige Leichnam zurücktaumelte in die Fluth, sie färbend mit gräßlichem Roth, und von den zürnenden Wellen zerschmettert am fessigen Gestein des Grundes, wäh-

rend die Mordfaßel zischend in ihren Strudeln erlosch. Die Andern stutten einen Augenblick. Dann drangen sie racherufend vorwärts. Aber zwey Wurflangen des kühnen Hirten flogen, — ein Gegner rollte dem Erstgefallnen nach; ein Andern wankte blutend nach dem jenseitigen Ufer zurück. Wieder stutten die Feinde, und riefen dem Jünglinge zu, daß er weiche, und die Meierey ihrer Willkür überlasse, wenn er leben wolle. Ein stolzes Jorngelächter drang aus des Schäfers Brust. Mit seinem letzten Speer warf er über den Bach hin den dräudsten Redner zu Boden. Dann ließ er sein Schwert klingend in die erzne Scheide zurückfallen, und Köcher und Armbrust von der Schulter nehmend, legte er einen Bolzen auf, zielte scharf, und sprach: „Zurück Ihr selbst, wenn Ihr leben wollt! Wer einen Tritt nur in's Stromesbette wagt, ist meinem Geschos verfallen!“

Die feindlichen Reistigen flüsterten mißmuthig unter einander. Zeigte sich der Hirt als ein so gewaltiger Speerschwinger, so ließ sich wohl vermuthen, wie streng er Wort halten werde mit der noch weit gewisser treffenden Armbrust. Da nahmen die Gegner, so viele von ihnen Wurflangen und Geschos führten, ihre fernreichenden Waffen schnell zur Hand, und in einem Augenblick schleuderten und schossen sie allesammt wider den Schäfer los. Der sank an den Boden, und Frau Ernaline rief ängstlich aus: „O rettet ihn! O bey Allem, was Euch lieb und theuer ist, errettet den jungen Helden!“ — Aber der alte Hirt an ihrer Seite sprach: „Die Burg gilt mehr! Und Ihr getet wieder dem Ritter noch weit mehr, als die Burg. Und das allzumal ist unsrer Schutzwacht anvertraut. Der junge Kühnling da drunten mag sehn, wie er sich selbst hilft, obgleich sein Geschick mir heiß an die Seele geht!“ — Aber es war, als habe der Jüngling den Ruf Ernalinens gehört, und wunderbar stärkende Kraft daraus empfangen. Denn alsbald wieder emporgerichtet, ob blutend zwar aus mehrern Wunden, lehnte er sich gegen einen Stein, schlug die Armbrust auf seine Feinde an, und besonnen zielend traf er einen der vordersten Gegner. Aber Alle drängten sich nun zürnend in das Strombett hinein, und verloren wäre der einzelne Kämpfer gewesen vor der Übermacht, — und schon verhüllte Ernaline ihre schönen Augen; — da stürmte Herr Wolfram mit seinem sieghaften Geschwader im lauten Kampfesjubel das jenseitige Ufer des Feldbaches herauf.

Die überraschten Feinde stellten den Siegern nur kaum einen scheinbaren Widerstand entgegen. Bald waren sie überwältigt und gefangen, und freudiger Siegesruf der Mannen von Eschenhöf verkündete es der Burg und dem Thal, wie der Haupttrupp der Schwarzenbücheler drunten an der Brücke vollständig erlegen sey, und ihre Ritter selbst gefangen. — Der junge, blutende Hirt wollte sich vor diesen Freudenbotschaften empor richten; — aber es mußte wohl ein schlimmes Wundfieber in seinen Gliedern rasen, denn nicht siegesfroh, sondern zornigwild flog sein Blick umher; — auch griff er nach seinem Schwert, als wolle er es zum Kampfe zücken; — da riß ihn der Schmerz in der verwundeten Hüfte wieder auf den Rasen nieder. Er lag in starrer Ohnmacht regungslos. Seine That war ohne weitre Erklärung hell und schön vor Herrn Wolframs scharfen Kriegeraugen. Kühn spornte der Ritter sein Roß durch den Felsenbach, band es an das Thor der Meierey, und kniete dann neben den Jüngling hin, dessen Wunde sorgsam untersuchend und

verbinden  
seyn, daß  
daß irge  
senkte. —  
bemerkt g  
den Burg  
andern S  
hülfsreiche  
Hirten di  
Erst in d  
Gestalt.

verbindend. Immer ernsthafter ward dabey sein Angesicht; — mochte es nun seyn, daß er den Zustand des Ohnmächtigen für sehr gefährvoll hielt, oder daß irgend sonst eine unerwartete Entdeckung ihn in tiefes Sinnen versenkte. — Er bemerkte darüber nicht, was ihm sonst noch nie im Leben unbemerkt geblieben war: Frau Ernalinsens Nähe. — Diese war, wie auf Flügeln, den Burgpfad herunter geeilt, und kniete jetzt, dem Ritter gegenüber, auf der andern Seite des Hirten, zu Anfang still betend, dann aber Herrn Wolfram hülfreiche Hand leistend bey'm Verband einer Wunde, die Blut zwischen des Hirten dichtem Hauptgeloek über seine bleiche Stirn heruntertröpfeln ließ. Erst in dem zarten Beystand erkannte der Ritter die Nähe der geliebten Gestalt.

(Der Schluß folgt)

## S i c i l i a n e n .

### 1.

#### Die Verwandlung.

Denk' ich an Sie, — in heit'rer Abendhülle,  
 Dahingestreckt auf weichen Wiesenflur,  
 Dann stärkt sich zu Alcideus Kraft mein Wille,  
 Sich kühn verlierend in dem Sternensee;  
 Erschiene Sie: — gesteh'n würd' ich die Fülle  
 Des Herzens Ihr; dieß Wohl gesteh'n, dieß Weh':  
 Da kommt Sie selbst, — Alcide' ist wieder stille,  
 Und wird zum Kind vor seiner Omphale.

### 2.

#### W a h l .

Du bist bewegt: — ich habe dir gestanden!  
 Schlecht schweigt die Lippe, wann sie sprechen muß.  
 „Laß, sprichst du, ruhen uns in Freundschaftsbanden,  
 „Doch fod're nicht der Liebe Weisheitsfuß!“ —  
 „Schön sind die Fesseln, die sich Freunde wanden,  
 „Doch höher gilt der Liebe Göttergruß;  
 „Weil für die Lieb' sich Gott und Göttinn fanden,  
 „Und für die Freundschaft kaum ein — Genius.

### 3.

#### Denken und Fühlen.

Des Denkers Tiefinn um die Stirn' gezogen,  
 Durchprüfst Du kalt der Liebe Flammenschrift;  
 Nur Blumenrain' umgürten rings die Wogen;  
 Du fragst besorgt, wohin der Kiel dich schiffst?  
 Hast aus der Liebe Kelch so oft gezogen,  
 Und prüfst nun erst, ob's Nektar oder Gift?  
 Sieh doch den Gott mit seinem goldnen Wogen,  
 Er prüft nicht; — sieht, — erkennet, — zielt, und — trifft!

Johann Gabriel Seibt.

Man ersucht diese beyden Blätter am gehörigen Orte einzuzufügen.

## C h a r a d e .

Beglickend naht dem unbewachten Herzen  
 Das Erste oft, ein holder Jugendtraum.  
 Ach nur zu früh, verweht von bitterm Schmerzen,  
 Lehret die Erfahrung uns, es sey ein eifler Schaum;  
 Doch nicht Ersatz mehr für das ganze Leben  
 Kann sie für jenes süße Bild dann geben.

Wenn ruhig, klar, das Zweyte um sich schauet,  
 Und wohl geordnet, strahlend sich erhellt;  
 Dann ist der Wahrheit Hülle aufgethauet,  
 In seinem Innern bildet sich die Welt;  
 Die bunten Truggestalten all' erblassen  
 Und nimmer kann das Erste es erfassen.

Denn wenn sich gräßlich beyde je verbinden,  
 So naht des Ganzen finstre Schlenernacht,  
 Das zweyte Licht muß dann vor ihm erblinden,  
 Der Menschheit graues Opfer ist vollbracht.  
 Ein Wunder nur kann aus des Jammers Ketten  
 Mit sanfter Ruh den Leidenden erretten.

S e p h i e .

## S e s t i n e n .

Wenn Aug' und Sinn umfängt die düstre Nacht,  
 Wenn, statt zu sprühen südlich warme Blut,  
 Das Herz geronnen ist zu kaltem Eis,  
 Sie wickeln dann ihn ein in's Leichen tuch,  
 Und legen ihn hinunter in das Grab,  
 Und schreyen: Wehe, weh', nun ist er todt.

Ihr Thoren! sind wir denn nicht Alle todt?  
 Ist denn die Erde nicht ein großes Grab?  
 Ist denn der Himmel nicht ihr Leichen tuch?  
 Ist denn der Menschen Herz kein Klumpen Eis,  
 Auch wenn es scheint zu sprühen hohe Blut?  
 Und leben wir nicht stets in tiefer Nacht?

Vor Allem wickelt mich in's Leichen tuch!  
 Mich legt vor Allen in das kühle Grab,  
 Ich bin am meisten unter Allen todt!  
 Denn in mir, um mich, vor mir ist es Nacht,  
 Seit ihrer Liebe südlich warme Blut  
 Erkalte zu nördlich starrem Eis.

L u b o . J e t t e l e s .

## L i t e r a t u r .

Die M a g y a r e n , deren Literatur seit einigen Jahren fortwährend im Fortschreiten zur größeren Vollkommenheit und Verbreitung über mehrere streng wissenschaftliche Fächer und das Gebiet der schönen Künste begriffen ist (ungeachtet sie in Europa ganz isolirt da steht und nicht, wie z. B. die polnische an der böhmischen, russischen und serbischen, oder die spanische und portugiesische an der italienischen, einander gegenseitig unterstützende, in der Mundart verwandte Schwester-Literaturen hat) und auf dem schönen Gebiete der Dichtkunst bereits mit den Deutschen, Engländern, Italienern, Spaniern und Franzosen um die Palme zu wetteifern begonnen hat, können sich nun

auch durch  
 Geschmack  
 den Deutsch  
 und gelung  
 nicht) ver  
 Samuel Is  
 legt), wori  
 (seine Köza  
 gen Horazi  
 anziehende  
 Freyherrn  
 Preßburg  
 schöne (auf  
 seph Papp  
 cietät an d  
 im vorigen  
 fließenden,  
 theilt word  
 des Rivalen  
 ben von de  
 Risfaludy

Aurora

Almanach

auf Belin.

10 Gulden

kév. (Zwe

348 S. in

Zweyde

Schönheit

und verdr

der ungrif

Im J

faludy's

ders des

chael Dob

bens:Uster

„Szép Le

Bereicher

Romanze

Ris in L

„Országn

poetische

Sonette,

ergrauten

von den

von Szep

brönten

Abraham

Tólténni

verdient

\*) In

dem

nach

auch durch ihre Musenalmanache in Rücksicht auf reichhaltigen und gediegenen Inhalt, Geschmack und Eleganz der Kupfer, des Drucks, des Papiers und des Einbandes mit den Deutschen messen. Das treffliche, elegant gedruckte, und mit herrlichen Kupfern und gelungenen Musikcompositionen (von dem jungen Freyherrn Ludwig von Podmanikhy) versehene Zsebkönyv oder Taschenbuch für das Jahr 1821, herausgegeben von Samuel Igaz in Wien (gedruckt bey Anton Pichler, und im Jahre 1821 neu aufgelegt), worin sich vorzüglich die Gedichte von Franz von Kazinczy, Kölcsey, Klauzál (seine Róza und Kálmán), Szilágyi (Csáky Lóra), Paul Juhás, und die Übersetzungen Horazischer Oden von Stephan von Márton, und von den Aufsätzen in Prosa der anziehende, gemüthliche, im Geschmache der Franzosen geschriebene Roman des jungen Freyherrn Ludwig von Podmanikhy (der im Jahre 1821 noch in dem evang. Lyceo zu Pressburg studierte) „Jótettért jutalom“ (die Belohnung für eine gute That), und das schöne (auf das Ganze lustern machende) Bruchstück einer Reise durch Italien von Joseph Papp (Erzieher der jungen Grafen Ráday, und Director der magyarischen Societät an dem evang. Lyceo zu Pressburg) auszeichnen, ist bereits in dieser Zeitschrift im vorigen Jahrgange ausführlich beurtheilt, und der Roman von Podmanikhy in einer fließenden, ganz gelungenen deutschen Übersetzung von Herrn Georg von Gaal, mitgetheilt worden \*). Jetzt wollen wir die Leser dieser Zeitschrift mit den zwey Jahrgängen des Rivalen jenes magyarischen Taschenbuchs, Aurora, Hazai Almanach, herausgegeben von dem bekannten, glücklichen und fruchtbaren magyarischen Dramatiker, Carl v. Kisfaludy in Pesth, näher bekannt machen.

Aurora, Hazai Almanach 1822. Kiadá Kisfaludy Károly. (Aurora. Vaterländischer Almanach 1822.) Pesth, gedruckt von Johann Thomas von Trattner, 23 Bogen in 8., auf Velin. (Preis der Exemplare in geschmackvollem Einband mit vergoldetem Schnitt, 10 Gulden W. W.) Aurora, Hazai Almanach 1823. Kiadá Kisfaludy Károly. Második év. (Zweiter Jahrgang.) Ofen, gedruckt mit Schriften der Universitäts-Buchdruckerey. 348 S. in 8., 10 Gulden W. W. Beyde Jahrgänge mit Kupfern und Musikbeilagen.

Beide Jahrgänge der Aurora zeichnen sich durch den Gehalt des Inhalts, die Schönheit der Kupfer, die typographische Eleganz, und das geschmackvolle Außere aus, und verdienen neben der Wiener Uglaja ein Plätzchen auf den elegantesten Toiletten der ungrischen Damen.

Im Jahrgange 1822 zeichnen sich unter den Gedichten aus: Alexander von Kisfaludy's (des lieblichen Sängers der zarten Liebeslieder: Himfy Szerelméi, und Bruders des Herausgebers der Aurora) schöne Ballade: Dobozy Mihály és Hitvesse (Michael Dobozy und seine Getreue); Carl von Kisfaludy's Ode: az élet Korai (die Lebens-Alter) in ottave rime, voll der schönsten Bilder und in edler Sprache; Kölcsey's „Szép Lenka“ (schöne Lenka), ein herrliches, liebliches Gedicht, eine wahre, bleibende Bereicherung des Encyclos der poetischen Literatur der Magyaren; Michael v. Helmerzy's Romanze „Sophronia és Olind“ in ottave rime; des Superintendenten Johann von Kis in Ödenburg, Gedicht an die Aurora; des Grafen Johann Mailath, Gedicht „Országnak Czimere,“ gleichfalls in ottave rime; des Pfarrers Andreas von Horváth poetische Schilderungen aus der Scythien-Zeit; ferner andere Gedichte (Oden, Lieder, Sonette, Epigrammen etc.) von Alexander und Carl Kisfaludy, Franz von Kazinczy, dem ergrauten, als Dichter aber noch jugendlichen Liebling der magyarischen Camönen, von den Grafen Franz und Joseph Teleky, von dem Grafen Joseph Desöffy, von Paul von Szemere, von Szent Miklósy, Vándorfy (eigentlich Bérczai), Gabriel von Döbröntey (dem bekannten Herausgeber der magyarischen Zeitschrift Erdélyi Museum), Abraham von Bay, Balla, Michael von Wittovics (einem gebornen Serben), Katona, Tótkényi (dem bekannten magyarischen Sonettendichter), Andreas von Thaisz (dem verdienstreichen Redacteur des Tudományos Gyűjtemény), Joseph v. Szathmáry, Lud-

\* In diesem Jahre 1823 erscheint auch ein magyarisches Taschenbuch von Igaz, unter dem Titel: *S e b e* bey dem Buchhändler Müller in Pesth. Wir werden dasselbe nächstens in diesen Blättern anzeigen.

wig von Kis (Sohn des Superintendenten Johann v. Kis in Sdenburg), und von den magyarischen Damen: N. J. von Ürményi, Wilh. von Szemere, gebornen Réplaty, Judith v. Göndör, geborne von Takács, Theresia von M.

Unter den prosaischen Aufsätzen des Jahrgangs 1822 der Aurora, verdient unstreitig die Palme die historische Schilderung: „Arpád Pannonia Hegyen“ (Arpad auf dem Pannonberge) von Stephan von Horvát, Custos der ungrischen Reichsbibliothek im National-Museum zu Pest. Welche historische Würde und welche Pracht des Stils, doch ganz ohne kleinlichen Schmuck! der Herausgeber Carl von Kiefaludy beschenkt uns mit einem gelungenen Drama, Nefor und Amida, der Graf Johann Majlath mit einem phantasiereichen Roman „der Villi-Tanz“), Paul von Szemere mit einer anziehenden Erzählung in Briefen: „A' hivatal“ (der Beruf), Andreas von Fay mit gelungenen Fabeln. Noch zeichnen wir von den Aufsätzen in Prosa aus: des Grafen Joseph Teleky kräftige historische Schilderung „Eger várának ostroma“ (Bestürmung der Festung Erlau — durch die barbarischen Türken, gegen deren Wuth selbst magyarische Weiber die Festung mit Heldennuth vertheidigten); Gabriel Döbrönten's schöne poetische Beschreibung: „A' Kenyér mezei diadalom“ (der Sieg auf dem Brotfeld), die Beschreibung der romantischen Gegenden von Ehan und Füred, den Aufsatz: A' magyar Asszony törvényestekintetben“ (die ungrische Frau in juridischer Rücksicht) von Mathias von Stettner, und den Aufsatz über die Aesthetik von Ludwig von Schedius, Professor der Aesthetik auf der Universität zu Pest.

(Der Schluß folgt.)

\*) Des Grafen Majlath „a' Villi táncz“ (der Villi-Tanz) hat mit der auch gleichnamigen Romane des ungrischen Fräuleins Theresie von Urtnier in dem historischen Taschenbuch von den Freyherrn v. Formayr und Mednyansky nichts als den Namen gemein.

### Concert-Anzeige.

Herr Friedrich Funk, erster Violoncellist Sr. Majestät des Königs von Dänemark, wird am Sonntag den 12. d. M. im Saale der nied. österr. Herren-Stände ein Vocal- und Instrumental-Concert geben, worin der Künstler sich auf dem Violoncello hören lassen wird. Mad. Schüh und die Herren Mozartti und Schoberelechner werden in Gesang mitwirken. Billets zu 4 fl. W. W. sind in der Wohnung des Concertgebers, im Müller'schen Gebäude (nächst dem rothen Thurn) im 2. Stock rechts, und in der Musikhandlung S. A. Steiner und Comp. am Graben im Paternostergäßchen, so wie am Tage des Concerts an der Cassa zu haben.

### Modenbild II.

Ein Blondenkleid mit Blonden verziert, die Binde ein breites Band, nach einem Model von dem Damenkleidermacher Herrn Gottfr. Köhberg, in der Plankengasse No. 1060 im dritten Stock.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

g), und von den  
bornen Réplaz,  
verdient unskrei  
(Uryad auf dem  
Bibliothek im Nar  
des Scyls, doch  
dy beschenkt und  
Majlath mit eis  
mit einer angie  
a Fay mit gelun  
s Graten Joseph  
stürmung der Ge  
elbst magyarische  
ey's schöne poete  
m Brotfeld), die  
Aufsatz: A' ma  
der Rücksicht) von  
g von Schedius,  
t der auch gleich  
n dem historischen  
chts als den Nar  
nigs von Da  
r. Herren Stände  
auf dem Violon  
und Schobers  
in der Wohnung  
urnt) im 2. Stock  
aben im Paterno  
Sand, nach einem  
der Plankengasse



P. v. St. Sol.

Fr. Schöner

II.

Wiener Moden.

S.  
1829.

W

R u n

Von diesen Blättern  
hier gegen Ver  
dann o h n e A  
(Bureau des  
i. f. Postämter u  
in Wien wird

Wißt I

Gleich aber  
mag, — er  
Myrthenkr  
Die weiße  
gelocktes H  
und schmeic  
ten Augen:  
Ihr mich n  
Scherz nic  
Wolfram,  
dings eine  
Euch seine  
wissen." —  
nie werde i  
derliche We  
mit geschlo  
ger vernom  
Hülfe reich  
ner Kraft,  
kennt Ihr  
für Andre  
geahnt. D  
Und Ihr j  
ärmliches D

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 11. Jänner 1823.

5

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Aufwartige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Schirmherr.

Eine Erzählung

vom Baron de la Motte Fouqué.

(Schluß.)

„Wißt Ihr, wen Ihr zu heilen bemüht seyd?“ fragte Herr Wolfram ernst. Gleich aber freundlich lächelnd setzte er hinzu: „aber getrost! Wer er auch seyn mag, — er wird leben, und Eure süße Huld wird dem jungen Helden eine Myrthenkrone flechten für die tapfere Vertheidigung Eures Eigenthums.“ — Die weiße Lieblingstaube umschwebte in diesem Augenblick Ernasinens blondgelocktes Haupt; auch ihr Hündchen kam fröhlich aus dem Gehöfde gesprungen, und schmeichelte sich anmuthig der schönen Herrinn an. Da sagte sie mit feuchten Augen: „Ich verdanke dem edlen Jünglinge hier sehr viel; — aber wenn Ihr mich nicht beleidigen oder doch verscheuchen wollt, so laßt diese Art von Scherz nicht über Eure Lippen kommen.“ — „Scherz!“ entgegnete Ritter Wolfram, indem er ihr staunend in die lieben Augen sah. „Mir ist jetzt allerdings eine Schwierigkeit aufgegangen, die den Treuliebenden hindern könnte, Euch seine Hand anzubieten. Aber glaubt mir, auch das wird er zu besiegen wissen.“ — Sie aber sprach mit einer ihr sonst ganz fremden Heftigkeit: „Nie, nie werde ich mich zu dem Gedanken erniedrigen, den Ihr mir auf eine so wunderliche Weise aufdringen wollt!“ — Der Verwundete, noch zwar in Mattigkeit mit geschlossnen Augen daliegend, hatte dennoch die letzten Reden seiner Pfleger vernommen, ihn unansprechlich tiefer schmerzend, als alle ihre mitleidige Hülfe reichen mochte. Da ermunterte er sich vollends mit Anstrengung all seiner Kraft, sah empor, und sprach zu dem Ritter: „Herr Wolfram, wie verkennt Ihr denn so ganz und gar Euer himmlisches Glück? Was werbt Ihr für Andre, da Ihr doch selbst der Erwählte seyd! Das hab' ich schon immer geahnt. Das weiß ich gewiß, seitdem Ihr heute hinausprengtet zum Kampf. Und Ihr ja seyd der entscheidende rettende Sieger. Ich ja vermochte nur ein ärmliches Meiergehöfde zu beschirmen, und ein Paar wunderliche Thierlein noch

etwa dazu." — Wolframs Blicke funkelten von entzückender Hoffnung. „Ach, wenn ich Euch diese Hand bieten dürfte!" stammelte er zu Ernalinen, und es war, als wolle sie ihm die schöne Rechte entgegenstrecken. Da seufzte der verwundete Jüngling: „O ja, über mich hin gebt Euch einander die Hände! Ach wär' es doch schon über meinem Grabe!" — Und Ernaline zuckte zusammen, und wie schnell sie sich auch abwandte, sie konnte den heißen Thränenguß, der über ihre Wangen strömte, nicht vor Wolframs forschenden Augen verbergen. Da trat der Ritter im zerreißensten Schmerze getäuschter Hoffnung einige Schritte zurück. Der Jüngling mißdeutete seine Bewegung, und voll raschen Unwillens sich emporstemmend, sagte er mit sieberhaft gerötheten Wangen: „Ich hätte Euch für fähig gehalten, Ritter von Eschenhöf, den Demant zu würdigen, auch wo er nicht in goldner Fassung leuchtet. Wenn Euch aber so überaus viel daran liegt, — auch das kann Euer Glück nicht stören." — „Was wollt Ihr? verstummt!" unterbrach ihn unwillig Ernaline. „Ich bin fürwahr kein Ritterkind!" — „Nein," entgegnete der Verwundete sehr bestimmt; „ein Ritterkind seyd Ihr nicht. Aber Ihr seyd das einzige Kind des seligen Schultzeißen von Zürich, und seyd die Wittib jenes edlen Ritters, um dessentwillen Herr Wolfram von Eschenhöf Fehde hat mit den Rittern vom Schwarzenbühel." — Ernaline erröthete heiß, und sagte nach einigem Sinnen: „Wohlan! Verlegtes Geheimniß ist keines mehr. Ich bin es, die Ihr nennt. Aber Ihr sollt wissen, Ritter von Eschenhöf, daß weder Schuld noch Zagheit mich in Flucht und Verkleidung trieb. Einsam, eine älternlose Wittib, stand ich nach meines Gatten Tode auf der Welt. Sollten die ohnehin kampfsbedrängten Gauen der Eidgenossen auch durch meine Ansprüche noch verstört und zerrüttet werden? Zum Klosterleben fühlte ich meine Seele zu nah verwandt mit unsres Vaterlandes, mir von Kindheit an so liebfrolichen und hochherlichen Natur. Da erklor ich dieses Thal zu meiner Clausur, und Euch edler Ritter zu meinem Schirmvogt. — Aber nun hat das dreiste Wort dieses Jünglings Alles verderbt, und ich ziehe von hinnen. Was ich vorher in der Überraschung des Dankgeföhls anzunehmen beynah versucht war, — tausend störende Empfindungen sprechen jetzt, seitdem Ihr beyde mich kennt, dazu ein unwiderrufliches Nein!" — Sie wandte sich, im Begriff nach ihrer Meierey zurückzutreten. Da sagte aber Herr Wolfram mit bewegtem Lächeln: „Das Nein für mich, schöne Dame, das Ja für diesen heldenmüthigen Jüngling. Wisset, Ihr dürft um Eure Thränen für ihn nicht erröthen. Als ich vorhin zu ihm niederkniete beym Verband, ging mir's aus seinen Zügen auf: das ist ein Ritter vom Schwarzenbühel! Und dieses Weilschenmal an seinem Kinn machte mich meiner Sache gewiß. Dem etwas wilden Stamm ist dieses Zeichen wie als fanfte Mahnung, seine Kühnheit zu mildern, in allen feinen Sprossen ausgeprägt. Ja, wenn mich nicht Alles trägt, so ist dieß derselbe kühne junge Ritter, der mir beym ersten Treffen so gewaltig entgegenrang." „Reinhard vom Schwarzenbühel!" entgegnete der Verwundete. „Vor keinem Kriegsmann in der Welt geziemt es mir, meinen Stamm auf Befragen zu verläugnen. Am wenigsten vor Euch, der Ihr ein Feind meines Stammes seyd." — „Gewesen, Herr Ritter!" sagte Wolfram, indem er seine Hand mit einem herzigen Drucke faßte. „Und so denn bitt' ich Euch, verkündet Euern guten Freunde, was Euch hereintrieb in dieses Thal und in diese Hirtentracht." — Der Jüng-

ling sah sich  
gesichter fl  
Hauptfad

„Den  
hoffen, —  
wohl seyn  
wär' ich d  
schloß! Ich  
ben mich s  
nesinger. A  
Euer Bild  
in der sch  
trieb mich  
Fehde Her  
tend trat i  
schaft in d  
Gefahr?"  
Gefahr th  
der ersten  
ten Mal a  
Eschenhöf

„Hätt  
gegnete de  
Roland ve

„Die  
mein vern  
Wink Got  
tes Schwe  
blütthe —  
bergen kon  
Helden m

„Du  
Herr Wol  
Ernalinen

Bald  
beschämt i  
Anforderu  
Fehde. Ge  
der Güter  
der Liebli  
tige mit s  
fest verei  
alle ehem

„Als  
eröffnet h  
Drey in  
kleine Ca

ling sah schein nach Grualinen empor, und über die beyden jugendlichen Angesehter flog's wie ein heller Morgenschein. Und als habe er nun schon die Hauptsache ausgesprochen, fuhr er auf etwas wunderliche Weise fort:

„Denn konnt' ich auch als Hirt nicht auf Erhörung meiner Wünsche hoffen, — ich durste doch hoffen, nicht verabscheut zu werden, wie ich es nun wohl seyn muß, edle Frau, da Ihr mich als einen Schwarzenbühel kennt. Ach, wär' ich daheim gewesen, als man jenen Überfall gegen Guern Gatten beschloß! Ich hätte die wilden Ohme und Betteern schon gehemmt, denn sie lieben mich sehr und hießen mich immer liebkosend ihren friedebringenden Minnesinger. Aber ich hatte Euch, edle Frau, bey einem Tanz in Zürich gesehn; — Guern Bild fiel mir zu leuchtend in die Seele. — Ich zog nach Frankreich hinab, in der schönen Ebene mir heilungduftende Blüthen zu suchen. Vergeblich! Es trieb mich hierher zurück. Da fand ich jene Gräueltthat vollbracht, die gerechte Fehde Herrn Wolframs von Eschenhöf den Meinigen schon angefangt. Scheitend trat ich zu ihnen, mich lossprechend von allen Banden der Blutsfreundschaft in diesem ungerechten Krieg. „Willst du uns verlassen im Dräuen der Gefahr?“ rief mit zornigem Spott ein alter Oheim. Da entgegnete ich: „Die Gefahr thut's mir nicht mit ihrem Dräuen. Das will ich Euch beweisen in der ersten Schlacht. Überleb' ich aber die, so fecht' ich dennoch dabey zum letzten Mal an Eurer Seite.“ Ich fecht — hab' ich ehrbar gefochten, Herr von Eschenhöf.“

„Hätte mir Gott einen Sohn beschert, wie Dich, Held Reinhard,“ — entgegnete der ältere Ritter, — „ich würde ihn nicht um des Kaiser Magnüs Roland vertauschen.“

„Die Augen des Jünglings funkelten freudig. „Ihr saht — nicht Flucht, mein verwildertes Pferd riß mich aus dem Gesecht. Da meinte ich recht, einen Wink Gottes zu erkennen. Von meinen Ritterwaffen behielt ich nur mein gutes Schwert, und zog als Schäfer hier in's Thal herein, um dieser holden Frauenblüthe — wie hätte sie sich doch je vor meiner forschenden Sehnsucht verbergen können! — zu dienen und sie zu beschützen, nöthigen Falls gegen die Helden meines Stammes selbst.“

„Du bist der rechte Schirmherr gewesen, mein junger Freund!“ sagte Herr Wolfram, und legte die freudezuckende Rechte des Jünglings in Frau Grualinens nicht mehr widerstrebende Lilienhand.

Bald war der Friede mit dem Stamme Schwarzenbühel geschlossen, der beschämt die Großmuth anerkannte, mit welcher der Held auf Eschenhöf jeder Anforderung entsagte für die gegen des Kaisers ausdrückliches Verbot erhobne Fehde. Gern verstanden sie sich nun dazu, Frau Grualinen wieder in den Besitz der Güter ihres erschlagenen Eheherrn zu setzen; — um so lieber, da Reinhard, der Liebling des ganzen Stammes, diese Burgen und Dorfschaften in's künftige mit seiner schönen Verlobten zugleich beherrschen sollte. Ein echtes Friedensfest vereinte bey der Trauung des edlen Brautpaares auf Burg Eschenhöf alle ehemaligen Widersacher aus diesen Thälern, so Ritter als Hirten.

Als Herr Wolfram nun den Hochzeitreigen mit der blühenden Braut eröffnet hatte, und sie dann ihrem Bräutigam wieder zuführte, traten alle Drey in eines der weit und hochgewölbten Schloßfenster, das fast wie eine kleine Capelle hineinging in die starke Mauer, und sahen in das wunder-

schöne, abendbeleuchtete Thal hinaus. Frau Ernaline's sanfte Blicke senkten sich nach ihrem anmuthigen Meiergehöf, und huben sich dann gegen Herrn Wolfram, wie fragend: „Wem geb' ich's wohl?“ — Der Ritter, jeden Blick seiner holden Freundin verstehend, erwiderte: „Laßt es, wie's ist! Es soll drum nicht verfallen. Ich pflege sein.“ — „Gern!“ entgegnete sie, und setzte mit schalkhaft heiterm Lächeln hinzu: „Es zieht doch wohl einmal wieder eine andre Frau Ernaline dort ein, und die führt dann der Held dieser Burg als Braut auf sein Schloß.“ — Sie hielt inne, fast erschreckt. Denn wie sauft auch Wolfram sie anlächelte, — ein leiser Schmerzenszug um seine Lippen verrieth ihr dennoch, sie habe ihm wehe gethan.

Reinhard aber, an viel anderes denkend, sprach ernst darein: „Was sorgen wir um die kleine Halmehütte? So lange Ernaline drinnen wohnte, war sie mir ein Heiligthum; — zwar wird sie mir das auch in der Erinnerung bleiben, — doch ach, unaufhaltsam, fast wie die Blüthe der fröhlichen Jugend, sinken so leichte Gestaltungen vor der Flügelschwinge der Zeit dahin! Burgen wohl bestehen den Kampf gar sieghaft lang, — Burgen prangen nach Jahrhunderten noch, wenn diese heitern Wohnungen spurlos verschwunden sind!“

Aber Wolfram schüttelte tief ernst sein Haupt und blickte sinnend, wie auf Höheres lauschend, empor.

„Ich glaube,“ — flüsterte Ernaline, zu ihrem Bräutigam hinüber, — „ich glaube, der Geist prophetischen Gesanges kommt über ihn, wie das ja bisweilen den Helden seines Stammes begegnen soll.“ — Reinhard winkte bejahend, und Beyde blieben still. — Wolfram schien nichts mehr zu vernehmen, als seine Gedanken. Plötzlich aber sprach er mit leiser, doch mächtiger Stimme nach dem Klang des Reigens, der im Saale vorüberzog, folgende Worte:

„Sahst du schon je im sichern Thal  
Den Sturmwind Blumen knicken?  
Doch sahst du oft mit kühner Wuth  
Ihn Tannen niederdrücken!“

Die Hütte steht! Die Burg zerfällt!  
Noch spät in weißen Haaren  
Besingt der Schäfer wohl den Held,  
Gefällt in Mannesjahren.

Man ist von U'm nur Eins zumal,  
Und ist auch drum nicht schlechter.  
Doch der Beschützte lebt im Thal, —  
Hoch oben stirbt sein Wächter!“

Er sah begeisterten Blickes in die untergehende Abendsonne, die ihn fast glorienhaft umleuchtete. Bange seufzte Ernaline: „Wehe, das ist doch kein Schwanenlied? O laß dich deine Begeisterung nicht von hinnen ziehn!“ — Reinhard fragte schauernd: „Held, was kündet dir der Geist? Sollen die Burgen zerfallen, und die Ritterherlichkeit ihrer Bewohner mit?“ — Wolfram

aber, nun  
in die Gen

Und dann

aber, nun wieder der Gegenwart zurückgegeben, führte die Beyden lächelnd in die Gewinde des Tanzes hinein, indem er noch zu Erinalinen sprach:

„Fern ist mein Ziel! Noch manchen Streit  
Muß mit der Welt ich treiben!“

Und dann zu Reinhard:

Die Burgen fall'n in trüber Zeit, —  
Die echten Schirmherren bleiben.“

### Die Frau Hitt in Tyrol.

Im Hochgebirg von Rhätien,  
Zur Zeit der Carlowingen,  
Als Sagen noch vom Geisterseh'n  
Und von der Windsbraut Angstgestöhn  
Von Mund' zu Munde gingen:

Haußt' hoch am Inn, in Saus und Braus  
Frau Hitta, stolz von Sinne,  
Nie wich die Lust aus ihrem Haus,  
Ja, Tag und Nacht verging in Schmaus,  
Doch kannt' sie nicht die Minne.

Rauh war ihr Herz und wild ihr Blick,  
Kein Auge sah' ihn gerne,  
Drum blieb, so straft sie das Geschick,  
Von ihr des Weibes höchstes Stück,  
Die Mutterliebe ferne.

Oft sah man sie auf schwarzem Ross,  
Das Feuerfunken sprühte,  
Wie sie herab von ihrem Schloß  
Durch Feld und Au und Bäche schoss,  
Bis ihr die Brust erglühte.

So ritt Frau Hitta einst am Inn  
Mit ihrer Diener Schwarme,  
Als sich vor ihrem Kofse hin  
Wirft eine arme Wöchnerinn,  
Den Säugling auf dem Arme;

Die, halb dem Hungertode nah,  
Mit schmerzgepreßten Thränen  
Verzweifelt auf zur Herrinn sah,  
Und „helfet meinem Kinde da,“  
Ausrufet unter Stöhnen.

Ein schweres Körbchen läßt sie ihr  
Von ihren Dienern reichen;  
„Nimm diese kleine Labung hier,“  
Sprach Hitta „nimm und danke mir,  
„Der Hunger wird schon weichen.“

„O Dank! nun wird die Noth gefüllt,  
 Mein Kindein wird sich legen.“  
 Doch als das Körbchen sie enthüllt  
 Und sieht's mit Steinen angefüllt,  
 Wer malet ihr Entsetzen!

Da fährt aus heiterm Himmelblau  
 Ein Blitz auf Hitta nieder,  
 Zum Felsen wird ihr Körperbau,  
 Hart, unzugänglich, schroff und rauh,  
 Stein werden ihre Glieder.

Gar wohl ist dieser Fels bekannt  
 Im ganzen Innerkreise;  
 Ringsum im weiten Alpenland  
 Frau Hitta auch noch jetzt genannt,  
 Voll Schnee und ew'gem Eise.

Carl J. Braun von Braunhof.

### Der Hund an der Hausthür.

(Nach Martial.)

Auf seinem Posten steht er hier.  
 Die Buhler läßt er ein, die Diebe hält er fern:  
 Und so vereint das treue Thier  
 Den Willen seiner Frau mit jenem seines Herrn.

### L i t e r a t u r.

(Schluß.)

Den Jahrgang 1822 der Aurora ziert das von Höfel schön gestochene Bildniß der von den Magyaren, wie von den Österreichern, innig verehrten Kaiserinn Königin. Referent, der vor vier Jahren das Glück hatte, unsere Landesmutter ganz in der Nähe zu sehen, und ihre lieblichen, menschenfreundlichen Gesichtszüge seinem Gedächtniß und seiner Phantasie tief einprägte, erklärt die Zeichnung und den Stich des Bildnißes für ganz getroffen und gelungen. Auch die übrigen schönen, von Blaszke gestochenen Kupfer zeichnen sich vorthailhaft aus, wie der magyrische Held Dobozy auf seiner Flucht mit seiner getreuen Gemahlinn zu Pferde, zur gleichnamigen Ballade von Alexander von Kisfaludy gehörig; das zarte Bildniß Balans, welches die gefühlvolle Schilderung in des Grafen Najlath „Villi tancz“ belebt; Arpád mit seinen Hauptleuten auf dem Pannonberge, zur gefühlvollen, mit einer reichhaltigen historischen Erläuterung begleiteten historischen Schilderung von Stephan von Horvát gehörig, und die schönen Prospective von Sured, dem romantischen Badeorte, und Tihan am Balaton (Plattensee).

Auch enthält der Jahrgang 1822 der Aurora drey gelungene musikalische Compositionen, von Ladislaus von Fáy (Kinizsi notaja), von Alexander v. Kisfaludy (einen magyrischen Nationaltanz), und von Carl Schreiber (Composition eines magyrischen Nationalliedes von Alexander von Kisfaludy, für das Pianoforte).

In dem Jahrgange 1823 der Aurora zeichnen sich folgende größere Stücke in Versen und Prosa aus: A' Szent Mihályhegyi Remete (die Einsiedler des St. Michael: Berges), eine versificirte Sage von Alexander von Kisfaludy; Carl von Kisfaludy's neues Original-Drama: „a Szerelem és Barátság“ (Liebe und Freundschaft), sein liebliches Gedicht Honvágý (Sehnsucht nach dem Vaterlande) und Epigrammen; des Grafen Jo-

seph Teleky's  
 Nachung der  
 in Prosa; de  
 Stücke; de  
 wig Gritti  
 (Belgrad); A  
 fen. Dazu f  
 dichte von S  
 von dem eva  
 von Kis, vo  
 Benedictiner  
 Szeder, Ko  
 auf dem eva  
 sinn Sr. Kai  
 vollen Stept  
 der Hasznos

Die geh  
 Wiener Kup  
 allegorische  
 ehrten Erz  
 von Alexan  
 N. von Kisfa  
 gehörig, die  
 sichten der  
 Bon Musik  
 von Kisfalu  
 vier von der  
 An typ  
 den ausgefü  
 vorbegehen  
 Herr C  
 Freunde der

Am 20.  
 21. und 26  
 spiel in ein  
 rungen, dar  
 sind Ursache  
 Stückes so  
 Herr S  
 nahe der e  
 füllen. Daf  
 er meistens  
 daß wört  
 gen höchst  
 als andere  
 so ist es do  
 erster In  
 zwar nicht  
 Wien für  
 zertrennlich  
 Eine kurze

seph Teleky Erzählung der Kriege des ungrischen Königs Ludwigs I. in Neapel, zur Rächung der Ermordung seines Bruders Andreas, durch dessen Gemahlinn Johanna, in Prosa; des Grafen Franz Teleky zartes „Schwanensied (Hattyüének)“ und andere Stücke; des Pfarrers Andreas Horváth poetische Erzählung der Begebenheiten des Ludwig Gritti in Herametern; Gabriel Döbrönteys schöne Dichtung: „Nándorfejérvár“ (Belgrad); Benjamin Szalay's „Abenteuer des Jonas Tollagi“ in humoristischen Briefen. Dazu kommen kleinere, mehr oder weniger gelungene, zum Theil treffliche Gedichte von Franz von Kazinczy, von dem Grafen Johann Majlath, von Szent Miklósy, von dem evang. Superintendenten A. C. Johann von Kis, und seinem Sohne Ludwig von Kis, von Helmeczy, Vándorfy, Balla, Guzmics (Professor der Theologie in dem Benedictiner-Kloster auf dem Pannonberge), Töltényi, Szathmáry, Török, Bajza, Szeder, Kovácsóczy, Makáry, und dem jungen Grafen Gedeon Ráday, der noch auf dem evang. Liceo zu Preßburg studiert. Die würdevolle Dedication an die Gemahlinn Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Palatinus von Ungarn, ist von dem verdienstvollen Stephan von Kulcsár, Herausgeber der Hazai és Külsöldi Tudósítások und der Hasznos Múlatások (Nützliche Unterhaltungen) in Pesth mit Geschmack verfaßt.

Die zehn schönen Kupfer des zehnten Jahrgangs der Aurora sind von vorzüglichen Wiener Kupferstechern, wie Hüfel, Blaschke u. s. w. gestochen. Sie stellen dar: das allegorische Bild der Aurora, das gelungene Bildniß Sr. kaiserl. Hoheit des hochverehrten Erzherzogs Palatinus von Ungarn, die Esobanczer Jungfrau (nach einer Sage von Alexander von Kisfaludy), Scenen aus den Sagen Tática und Somlyó von A. von Kisfaludy, den St. Michaels-Berg, zur Sage von Kisfaludy in diesem Almanach gehörig, die Verlobung der Ilka nach Döbrönteys Gedicht Nándorfejérvár, die Ansichten der Bessen von Kremnitz und Szklabina mit dazu gehörigen Beschreibungen. — Von Musik-Compositionen liefert dieser Jahrgang einen ungrischen Tanz von Alexander von Kisfaludy, und eine Composition des magyarschen Liedes Honvagy für das Clavier von dem berühmten Musiker Johann Spech.

An typographischer Eleganz übertrifft der Jahrgang 1823 der Aurora (gedruckt mit den ausgefechtesten schönsten neuen Lettern der Ofner Universitäts-Buchdruckerey) den vorhergehenden, der auch sehr elegant ist. Das Papier ist das feinste, schönste Velin.

Herr Carl von Kisfaludy verdient für sein herrliches Unternehmen den Dank aller Freunde der magyarschen Literatur und Cultur.

Dr. R — p.

### K. K. Hofburg-Theater.

Am 20. December wurde auf dieser Bühne zum ersten Male aufgeführt, und am 21. und 26. desselben Monats wiederholt: „Der Gang in's Irrenhaus.“ Lustspiel in einem Aufzuge, nach Scribe und Desestre Loison frey bearbeitet. Verhinderungen, darunter die seit einiger Zeit reichlich eingelaufenen Correspondenz-Nachrichten, sind Ursache, daß die Anzeige dieses mit sehr glücklichem Erfolge gekrönten, kleinen Stückes so spät erfolgt.

Herr Scribe ist unter den jetzt thätigen dramatischen Dichtern in Paris beynahe der einzige, dessen Arbeiten zu Forderungen berechtigen, und sie fast immer erfüllen. Daß ihrer verhältnismäßig nur wenige uns bekannt geworden, liegt daran, daß er meistens für ein Theater arbeitet (für das Vaudeville), welches so eigenthümlich ist, daß wörtliche Übersetzungen unmöglich, und sogenannte freye Bearbeitungen höchst schwierig werden. Obgleich nun „der Gang in's Irrenhaus“, weniger als andere Werke dieses geistreichen Mannes, dem Vaudeville ausschließend angehört: so ist es doch sehr auf Localitäten berechnet, die den Parisern interessant und wichtig in erster Instanz, uns aber nur in der zweyten sind, weil wir Alle. Bigottini zwar nicht besitzen, aber die Darstellung ihrer Nina kennen lernten, weil auch wir in Wien für oder gegen die italienische Opera buffa und alle Crescendi, die mit ihr unzertrennlich sind, Partey nehmen, endlich weil wir gern loben, was Paris gelobt hat. Eine kurze Inhalts-Anzeige soll das Gesagte deutlicher machen.

Alfred von Rosenthal (Hr. Korn) hat Amalien (Dlle. Müller) geehligt, doch bald nach der Verbindung wegen Geschäften sie verlassen müssen. Amalie besitzt eine Dosis Stolz, erwartet von ihrem Gemahle zuvorkommendes Benehmen, und dieser eben so wieder von ihr. Daraus folgt nach einzelnen kalten Briefen gänzlichcs Stillschweigen. Beyde glauben sich von einander vergessen, und suchen umsonst Erholung in Zerstreuungen. Amalie reist mit ihrem Onkel St. Etme (Hr. Costenoble) von Paris nach London, und bringt auf dessen Landsitze nächst dem berühmten Irenenhaus von Bedlam den Sommer zu.

Alfred durchfliegt Europa, ist auch in England, ohne seine Gemahlinn dort zu vermuthen, und wünscht Bedlam zu sehen. Zufällig wird der Onkel davon unterrichtet, bringt durch List Alfred, der ihn nicht kennt, statt nach Bedlam in seinen Garten, und gibt sich für den Director des Instituts aus. Der Bitte Alfreds, ihm einige Wahnsinnige sehen zu lassen, wird dadurch genügt, daß eben der Capellmeister Crescendo, Musiklehrer Amaliens, erscheint, der zu jenen Genies gehört, die unter Narren für geschick, und unter Geschickten für närrisch gelten. Nach einer höchst ergeßlichen Scene, hört man Amalien von weiten singen. Alfred stuht, noch mehr steigt sein Erstaunen, als der Director sie ihm als eine von ihrem treulosen Gemahl verlassene Wahnsinnige bezeichnet, und als sich die Auftretende entschleiern. Hier folgt ein der Nina angehöriger Dialog, in welchem die nämlichen Annäherungen und Ausweichungen Statt finden. Amalie entflieht. — Alfred wäre außer sich, wenn er nicht durch Zwischenpersonen zu rechter Zeit erführe, daß alles Blendwerk ist. Nun vergilt er gleiches mit gleichem, stellt sich verrückt, und die arme Amalie muß in einem folgenden Auftritte ihrer Seits die an ihr versuchten Mittel an ihm verschwenden. Endlich werden denn Alle so vernünftig, wie sie zu Anfange des Stücks waren, und welches, den Onkel ausgenommen, eben nicht allzuviel war. Des Dichters — wir sprechen von Herrn Scribe, welcher den Plan entwarf, — doppelte Absicht war, einer talentvollen Schauspielerinn Gelegenheit zu geben, die als Nina einzige, unerreichbare Gigottini zu copiren, dann aber zugleich die schwachen Seiten des Inhalts vom gleichnamigen Ballet und der Oper zu enthüllen. Dieser letztere Vorsatz ist ganz im Charakter des Vaudeville-Theaters. Indem aber der deutsche — Bearbeiter die dadurch entstehenden einzelnen Beziehungen nicht wieder geben mochte, und Dlle. Müller auch kein Ballet oder Oper Nina liefern konnte, weil sie solche schwerlich von Dlle. Gigottini sah, befindet sich das Interesse des vorliegenden Lustspiels in dieser Hinsicht aufgehoben, und es gehörte also ein dritter feststehender Vorzug, nämlich der, einer in sich selbst begründeten interessanten Handlung dazu, um ihm hier in Wien Beyfall zu verschaffen. Dazu war endlich noch eine vollständige gute Ausführung der Rollen nothwendig — und von dieser Seite blieb wahrlich kaum etwas zu wünschen. Alle Mitspielenden wirkten treu und fleißig zum Gesingen. Herr Korn gab seiner Rolle alle gutmüthige Leichtigkeit, die dergleichen französische Schöpfungen erfordern. Dlle. Müller gefiel noch besonders durch den anmuthigen Vortrag einer schön componirten Romanze, die wahrscheinlich deutschen Ursprungs ist. Sie spricht im Gesang so deutsch und richtig aus, wie wir es in der Rede ohnehin von ihr gewohnt sind, und gilt damit selbst für Sängerrinnen als Muster. Besondere Erwähnung verdient noch Herr Wotho, der seinen Capellmeister mit einer kräftigen, oft kühnen Komik behandelte, die leider immer seltener auf deutschen Bühnen wird.

Das Stück wird sich noch vieler gern gesehener Wiederholungen erfreuen.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: **Wahnsinn.**

Herausgeber und Redacteur: **Joh. Schickh.**

Gedruckt bey **Anton Strauß.**

**R u n**

Von diesen Blättern hier gegen Vorkauf dann ohne K. (Bureau des of. t. t. Postämter in Wien wird

**W**eniger

von seinem von einem habe ein m persönlich k um ihn an Gemüth fu daß am Re mit dem S

Er ho Mündung, siegest war. angefüllt r muthlichen einen Sch

Als ev er die gehe Messerchen legt, als d Menge Fle Es waren und dem die im ma im Zimme cantstimme ihnen and Schultern sich neckte

# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dinstag, den 14. Jänner 1823.

6

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bei K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. t. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Verhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Schmetterlinge.

Weniger grämlich als sonst kehrte der Philosoph Bambus heute Abends von seinem Spaziergange zurück, denn ein Bothe hatte ihm auf dem Wege von einem Freunde aus der Hauptstadt die Nachricht gebracht, der Sultan habe ein mächtiges Verlangen geäußert, ihn als den Weisesten aller Weisen persönlich kennen zu lernen, und nächstens werde ein Abgesandter erscheinen, um ihn an den Hof desselben einzuladen. Indem er sich selig pries, Sinn und Gemüth für Alles, was nicht Weisheit sey, abgestumpft zu haben, bemerkte er, daß am Rande des Fußsteiges etwas im Grase schimmerte. Sachte rüpte er mit dem Stocke daran, und eine gläserne Kugel rollte vor seine Füße.

Er hob sie auf, und betrachtete sie. Sie hatte oben eine ziemlich weite Mündung, die mit einem Korkstöpsel verschlossen, und überdieß noch wohl versiegelt war. Ubrigens war sie ganz trübe, etwa als wenn sie mit trübem Rauch angefüllt wäre. Nachdem sich Bambus in Betrachtungen über ihren vermuthlichen Inhalt erschöpft hatte, machte er aus einem Zipfel seines Kleides einen Schooß, und trug seinen Fund nach Hause.

Als er dort angelangt war, und sein Oberkleid abgeworfen hatte, setzte er die geheimnißvolle Kugel auf seinen Studiertisch, und suchte nach einem Messerchen, um ihr Siegel wegzulösen. Aber kaum hatte er Hand daran gelegt, als der Korkstöpsel des Gefäßes von selbst in die Höhe flog, und eine Menge kleiner geflügelter Wesen aus dem gläsernen Kerker hervorflatterte. Es waren kleine, kaum Finger lange Geschöpfe von menschlicher Bildung und dem schönsten Ebenmaße, jedes mit einem Paar Flügelchen versehen, die im mannigfaltigsten Farbenspiel schimmerten. Einige sangen, während sie im Zimmer herumflatterten, mit einer sehr feinen, aber höchst lieblichen Discantstimme die angenehmsten Liedchen, die man nur hören konnte, wozu ihnen andere auf Lauten und Mandolinen, die an blauen Bändern um ihre Schultern hingen, lustig accompagnirten; während die übrigen muthwillig sich neckten, und unter Scherzen und Lachen einander zu haschen suchten.

Bambus, der bey dem ersten Erscheinen der lustigen Cohorte bestürzt von seinem Stuhle aufgefahren war, saß jetzt mit aufgesperrem Munde, und sah eine Weile ruhig zu, was ihr Spiel für ein Ende nehmen würde; als aber der Kleine Trupp immer lauter wurde, und immer kecker ihm um den Kopf herumswirrte; die einen ihn „Papachen“ nannten, die andern ihm mit neckischen Mienen Kuschhändchen zuwarfen, und wieder andere mit ausgelassenem Muthwillen ihm unter die Nase kicherten: so erwachte plötzlich seine grämliche Philosophen-Laune; er öffnete ein Fenster, und griff nach dem Fliegenwedel, um die dreisten Gäste hinauszujagen. Sie schienen, schnell in einen Trupp sich vereinigend, erst nicht übel Lust zu haben, gegen ihren Feind Fronte zu machen; als aber der Philosoph, nur noch mehr ergrimmt, den Fliegenwedel umkehrte, um derb unter sie hineinzuschlagen, so schwirrten sie mit lautem Angstgeschrey zum Fenster hinaus, das sich draußen auf der Stelle in lautes, lustiges Gelächter verwandelte.

Ohne weiter auf sie zu achten, schloß Bambus das Fenster, griff jetzt nach dem Werke des großen Tiffan „über die Entkörperung,“ und setzte sich an den Tisch, um seinen Geist an diesem herrlichen Schätze der Weisheit zu weiden. Aber wie böse wurde er nicht, als er es aufrollte, und eines jener geflügelten Wesen, und noch dazu ein Mädchen darin entdeckte, das, schüchterner als die übrigen, bey dem ersten Auslodern seines Grimmes das Werk des großen Tiffan zu seinem Versteck erkoren, und es dadurch, wie Bambus glaubte, aufs freventlichste entweiht hatte.

„Thu mir nichts zu Leide“ flehte die Kleine, indem sie mit gebognem Knie die gefalteten Händchen stehend empor hob.

„Todschtlagen werd' ich dich!“ rief Bambus, und langte nach dem Fliegenwedel.

Die Kleine bückte sich, und sah ihm, noch immer die Händchen gefaltet, so freundlich in's Gesicht, daß sogar Bambus gerührt wurde, und den aufgehobnen Wedel wieder sinken ließ.

„Auch bin ich,“ fuhr das niedliche Püppchen fort, „gar nicht so ungezogen wie meine Brüderchen und Schwesterchen; und wenn du mich um dich Leiden willst, so will ich gewiß recht ruhig und artig seyn.“

„Wir wollen sehen,“ sagte der Philosoph; „ich schenke dir das Leben; wofern du aber“ — und damit schlug er mit dem Stabe so heftig auf den Tisch, daß die Kleine, beyde Ohren sich verhaltend, vor Schreck beynah zusammenfiel. Kaum aber hatte sie sich wieder erholt und bemerkte das gefällige Lächeln des Philosophen über ihr Erschrecken vor seiner Machtgewalt, als sie mit der Schnelligkeit eines Wiesels an seinem Arme hinaustrippelte, auf seiner Achsel Posto faßte, und ihm auf das anmuthigste liebteste.

„Fort da,“ rief der Weiseste der Weisen; „was sollen die Fragen?“ und somit ergriff er die Schmeichlerin, und steckte sie, zur Probe, wie ruhig sie sich wohl verhalten würde, in seinen Busen.

Er fing jetzt an zu lesen; aber nie hatte er so zerstreut gelesen, wie heute. Von der Stelle, wo er die Kleine hingesteckt hatte, verbreitete sich durch seinen ganzen Körper eine wunderbare Wärme. Da er mit philosophischem Scharfsinn vermuthete, daß wohl nichts anders, als das Duodezjüngferchen, welches er in seinem Busen beherbergte, daran Schuld seyn möge; so zog er es

daraus h  
größer ge  
ihrer Lan

„Ich  
indem sie  
mich stre

„So  
der Son

„Kon  
pisch gen  
fort, bis

gediehen  
über die

somit lie  
den hina  
muthig,

und fing  
herrschte,  
Bambus

Tiffan  
men ferti  
Abendma

dazwische  
daß sich  
fand es

Länge ein  
als Fil  
reicht hat

Als  
bliothek,  
Töne. Re  
mel! —

zehnumal  
als er g  
jetzt bey

einen sied  
andern ü  
lehteren  
Bibliothek

Bambus  
gen wolle  
hervorhü

„Zar  
werfen?  
len sollt.  
gen, aber  
und zwa

darans hervor, um es wieder in die Glasugel zu sehen. „Wie! du bist ja größer geworden?“ rief er, als er sie in's Glas gesetzt hatte, und den Zuwachs ihrer Länge bemerkte.

„Ich werde immer um einen Zoll höher,“ versetzte die Kleine belehrend, indem sie auf den Rand des Glases hüpfte, „so oft du mich an dein Herz legst, mich streichelst, oder mir sonst eine Liebkosung machst.“

„Sonderbar!“ rief Bambus, „bey meinem Barte, höchst sonderbar! Aber der Sonderbarkeit wegen will ich es doch einmal versuchen.“

„Komm!“ rief er, und die Kleine flatterte auf seinen Schooß herab. Täpisch genug fing er nun an ihr zu liebkosen, und setzte das Spiel so lange fort, bis das kleine Wesen ungefähr zur Größe eines zehnjährigen Mädchens gediehen war. Jetzt warf er einen Blick auf das Werk des großen Tiffan über die Entkörperung. „Marsch!“ rief er plötzlich, „mache dich fort!“ — und somit ließ er die Kleine ohne weitere Umstände von seinem Knie auf den Boden hinabgleiten. Sie wurde über seine Ungezogenheit nicht im geringsten unmutig, sondern machte ihm den niedrigsten Knicks, den man sehen konnte, und fing dann an im Zimmer, wo eine wahrhaft philosophische Unordnung herrschte, so nett aufzuräumen, und sich dabey so anmuthig zu geberden, daß Bambus nicht umhin konnte, mehr als einmal über das Werk des großen Tiffan mit Wohlgefallen nach ihr hinzuschieln. Als sie mit dem Aufräumen fertig war, bereitete Zilia, — das, sagte sie, sey ihr Name, — die Abendmahlzeit, und wußte dabey so zierlich vorzulegen und einzuschneiden, und dazwischen so drollige Dinge zu erzählen, und so heitere Liedchen zu singen, daß sich das Wohlgefallen des Philosophen mit jeder Minute steigerte. Er fand es billig, sich ihr dafür dadurch erkenntlich zu bezeigen, daß er ihrer Länge einige Zolle zusetzte; und noch war es nicht Mitternacht geworden, als Zilia bereits das volle Maß eines ausgewachsenen Mädchens erreicht hatte.

Als Bambus am andern Morgen erwachte, vernahm er in seiner Bibliothek, die an das Schlafzimmer stieß, ein Gewirre der mannigfaltigsten Töne. Rasch sprang er auf, und warf sich in seine Kleider; aber — o Himmel! — starr blieb er vor Entsetzen stehen, als er die Thüre öffnete. Ein zehnmal größerer Schwarm jener geflügelten Wesen beyderley Geschlechts, als er gestern zum Fenster hinausgetrieben hatte, groß und klein, flatterte jetzt bey allen Fenstern heraus und hinein, und tobte im Saale herum. Die einen fiedelten, flöteten, trompeteten und harfenirten bunt durch einander, die andern übten sich in den muthwilligsten Tänzen, und noch andere suchten den letzteren mehr Raum zu schaffen, und warfen zu diesem Endzweck die ganze Bibliothek des Philosophen zum Fenster hinaus. „Was soll denn das?“ rief Bambus mit grimmigen Blicken und mit der Stimme eines Stentors. „Tänzen wollen wir ein wenig, Bester!“ sagte Zilia, die aus dem Schwarme hervorhüpfte, „und dazu laß' ich ein bißchen aufräumen.“

„Tänzen? Aufräumen? und darum meine Bibliothek zum Fenster hinauswerfen? Nur Geduld, ich will euch aufräumen helfen, daß ihr an mich denken sollt.“ Mit diesen Worten wollte er nach seinem Knotenstocke zurückspringen, aber eh' er diesen erfassen konnte, faßte Zilia ihn selbst in ihre Arme, und zwang ihn, er mochte wollen oder nicht, sich mit ihr im Saale herum

zu drehen. Müde des Tanzens aber, überlieferte sie ihn einer ihrer Schwestern, diese warf ihn einer dritten in die Arme, die dritte einer vierten, die vierte einer fünften; und so wurde der Weiseste der Weisen unter dem unbändigsten Gelächter, Genecke, Geziſche und Gelärme des ganzen Schwarmes unarmherzig herumgetriſt, und ſlog wie ein Fangball aus einem Arm in den andern, bis er ſchäumend vor Wuth, und dabey geradbrecht und zerſchlagen am ganzen Leibe, in's Freye hinaustaumelte.

Da ſtand vor ihm der Abgeſandte des Sultans, und brachte ihm die Einladung ſeines Gebieters. Noch war Bambus unfähig, vor innerer Wuth nur ein Wort vorzutragen. Stumm und zähneknirschend deutete er mit ausgeſtrecktem Arm und geballter Fauſt nach ſeinem Hauſe. Ein ſolches Betragen ſchien zwar einen Tollhäuſler anzukünden; da es aber an einem Philoſophen für den Abgeſandten wenig Befremdendes hatte, ſo nahm er jene Pantomime für eine freundschaftliche Einladung, in das Hauſe ſelbſt einzutreten.

„Bin ich zu einem Bacchanal, oder in den Tempel der Weiſheit gekommen?“ rief dieſer beſtürzt, als er die Thüre des Saales öffnete, und die tolle Wirthſchaft darin gewahr wurde.

„Dieſe hier,“ rief Bambus, auf Zilien deutend, „die geſtern noch kleiner als mein Finger war, und die ich groß gezogen habe, die hier iſt es, die das Heiligthum der Weiſheit in einen Tummelplatz aller böſen Geiſter verwandelt hat.“

„Geſtern noch nicht viel größer als dein Finger?“ wiederholte der Abgeſandte; „du ſprichſt etwas ſonderbar. — Aber, wahrhaftig,“ fuhr er fort, „da ſeh' ich wirklich einige kleine Geſchöpfe, die in der That nicht viel größer ſind! Wer ſeyd ihr? ſonderbare Geſchöpfe?“ fragte er, ſich zu Zilien wendend.

„Wer wir ſind? — Phantaſien ſind wir, kennt ihr uns denn nicht?“

„Phantaſien?“ rief der Abgeſandte. „Phantaſien?“ wiederholte Bambus mit offenem Munde.

„Nun ja, Kinder der Phantaſie; klein und winzig bey der Geburt, ſchnell empor ſchießend, wenn man uns hegt und pflegt; und wo man uns nur eine Spanne Raum gönnt, mit oder gegen den Willen des Beſizers, ſobald es uns beliebt, — unumſchränkte Gebieterinnen im Hauſe.“

M. Ent.

#### Allemanniſches Lied.

#### Der glückliche Bauer.

(S. Ign. Felner's neue Allemann. Gedichte. S. 199.)

Große Herren, große Sorgen!  
Denn vom Abend bis zum Morgen  
Eißen ſie bey Fleiſch und Fiſch  
Immerhin am vollen Tiſch.

Schäumt ihr Wein auch im Pokale;  
Sen's! . . . Es ſchmeckt an unſerm Mahle  
Kühles Waſſer gleich ſo gut,  
Sagt uns keinen Gäſcht in's Blut.

Trinkt nur immer! . . . Euer Zechen  
 Wird euch nicht die Sorge brechen!  
 Trinket, Gott gab ja den Wein!  
 Doch heißt er auch . . . mäßig seyn.

Stadtteuf, ihr habt schöne Dinge:  
 Seidne Kleider, Uhr und Ringe;  
 Doch so froh an Herz und Sinn  
 Seyd ihr nicht, als ich es bin.

Herr bin ich in Feld und Hütte;  
 Zu mir kommt um's Brot die Bitte:  
 Glücklich mach' ich, wo ich kann! . . .  
 Bin ich nicht ein großer Mann?

Seht, wie meine Kinder springen,  
 Und mit rüst'gen Buben ringen!  
 Drückt mein Weib mich hold an's Herz,  
 Weiß ich nichts von Sorg' und Schmerz!

Reicher ist an Trift und Weide  
 Mancher Herr; . . . doch nicht an Freude:  
 Die kommt von der Brust heraus,  
 Und wohnt nicht im Herrenhaus.

Die von Gold und Silber rauschen,  
 Möchten gern mit mir oft tauschen;  
 Wohl bekomm' euch Geld und Gut! . . .  
 Härt ihr euch, bin ich voll Muth.

Dank sey Dem im Himmel oben,  
 Der mich nicht so hoch erhoben:  
 Mir beschert mein Bauernstand  
 Lust und Kurzweil allerhand.

Unsers Fürsten gute Zeiten  
 Sind vermengt mit Bitterkeiten!  
 Groß ist sein Geschäft, und schwer; . . .  
 Sagt, wer schafft so viel, als Er?

Seine Kinder, wir genießen  
 Manche Lust, die wir nicht büßen;  
 Doch wenn er sich einmal freut,  
 Ist's mit Vermuth überstreut. . . .

Hensa, Bauern! . . . Ihr sollt leben!  
 Laßt die Steuer treu uns geben!  
 Schwenk' den Hut, wohlauf, wohlan!  
 Glücklich ist der Bauersmann!

Goethe's b. Leen.

## Correspondenz-Nachrichten.

Innsbruck, den 30. December 1822.

Die Bewohner der Hauptstadt Tyrols hatten gestern Abends das unschätzbare Glück Ihre k. k. Majestäten bey Ihrer Rückreise vom Congresse nach Wien im hiesigen National-Theater zu begrüßen. An diesem unvergeßlichen Abende wurde Holbein's Alpenröslein aufgeführt, und das Schauspielhaus war auf das Festlichste beleuchtet. Allgemeiner Jubel tönte dem geliebten Landesvater und der hochverehrten Kaiserinn bey Ihrem Eintritte in die reichgeschmückte Loge entgegen. Die treuen Tyroler ergriffen diesen feyerlichen Augenblick, um die durch den Anblick ihres angebeteten Herrschers erweckten Hochgefühle ertönen zu lassen. Als der Freudenruf etwas nachgelassen hatte, stimmte die ganze versammelte Menge mit ganzer Orchester-Begleitung das österreichische Volkslied an, welches Professor Müller für diese Gelegenheit auf eine Art verändert hat, die dessen größere Verbreitung wünschenswerth machen muß, und hier folgt:

Gott erhalte Franz den Kaiser,  
 Unsern guten Kaiser Franz!  
 Seine Zier sind Friedenskreiser,  
 Unser Wohl sein schönster Glanz.  
 Raun ertönt's in Haus und Hütte,  
 Unter uns ist Vater Franz;  
 Stimmet Alles in die Bitte:  
 Gott erhalte Kaiser Franz!

Kaisrinn! wer Dich je gesehen,  
 Dessen Liebe folget Dir;  
 Drum weil wir Dich wiedersehen,  
 Herzensmutter! jubeln wir;  
 Fühlen kindlich-treue Freude,  
 Denn Du lebst für Vater Franz.  
 Gottes Huld erhalt' Euch beyde  
 Lang in Östreichs Völkerfranz.

Große Fürsten hat's gegeben,  
 Franz ist groß durch Vatersinn;  
 Gute Frauen mögen leben,  
 Keine wie die Kaiserinn.  
 Drum sind Franz und Caroline  
 Ihrer Völker Stolz und Lust;  
 Treu für Franz und Caroline  
 Glüht und athmet jede Brust!

Grätz, den 5. Jänner 1823.

Canova's Todtenfeyer. Das kaiserliche Wien besitzt in dem Grabmale der Erzherzoginn Christine eine der größten Meisterarbeiten dieses Künstlers. Vor seinen Augen wird bald Theseus, wie er den Minotaurus erschlägt, aufgestellt seyn. Das Joanneum zu Grätz erhielt von Canova zum Geschenke seine eigene Büste mit der Inschrift: Ant. Canova se ipsum fecit MDCCCXII.

Diese Büste wurde die nächste Veranlassung, daß der Custos des Joanneums, Kollmann, aus Liebe für die ewig lebende Kunst und den verstorbenen Künstler, eine Todtenfeyer Canova's veranstaltete. Die Feyer ging im Schauspielhause vor. Sie beschloß das alte Jahr auf eine würdige Weise, und brachte den Hülfbedürftigen für's neue eine Erquickung, indem der reichliche Ertrag zur Vertheilung unter Nothleidende

bestimmt

Kunstgen

Die

und der

der Kunst

zu vermei

in dessen

im nassen

Formung

wurde a

Frommfer

Büste end

beym Au

Sinn

ewigten

Croce im

erweckung

süße Hoff

Nuch

liche Kun

angedeute

Kup

mährchen

Decorati

pellmeiste

Wen

d. i. nach

teren, ne

gar nicht

einigen

gekomme

fällige Zu

zu seyn

prachtvol

kupferrot

einem R

des Kupf

schine

sie am G

nen Sitt

vor, wel

wird. D

schenen

jedoch fe

um seine

bestimmt wurde. Es gehört zu den schönen Eigenthümlichkeiten von Gräß, daß es den Kunstgenuß mit dem Wohlthätigkeitszweck vereint am freudigsten aufnimmt.

Die Feyer selbst eröffnete sich mit einer Scene, wo der deutsche Mater Nordfels und der italienische Künstler Claudio verschiedene Ansichten über Form, Geist und Zweck der Kunst aussprechen. Den Streit der beyden Meister sucht eine zarte weibliche Seele zu vermitteln, doch ihr Verein geschieht durch Anerkennung der Verdienste Canova's, in dessen Lob Nord und Süd übereinstimmen. Die Geschichte, wie er als Hirtenknabe im nassen Thone die gesehenen Gegenstände nachbildet, wie er als Küchenjunge durch Formung eines Löwen in Butter seinen aufmerkamen Guts Herrn zum Gönner gewann, wurde auf eine rührende und feyerliche Art erzählt. Die Anführung von Canova's Frommsenn und Güte steigerte die Theilnahme an dem Manne und Menschen, dessen Wüste endlich (ein Werk seiner Hand, und ein Geschenk seines Herzens) den Zuschauern bey'm Aufrollen eines Vorhanges sich zeigte.

Sinnreich und geschmackvoll ließ Herr Kollmann darauf ein Meisterwerk des Verewigten und Unsterblichen als Standbild folgen. Es stellt die junge Contessa di Santa Croce im Todeschlaf vor, betrauert von Mutter und Gatten, erwartend die Wiedererweckung, welche durch die Bruderbilder von Tod und Schlaf nach antiker Weise als süße Hoffnung angeregt wird.

Nach hat Herr Kollmann, mit Rücksicht auf den Streit über nordische und südliche Kunst, den wahren Wettstreit für das Schöne als Erbgut der Menschheit glücklich angedeutet mit folgenden Versen:

Es soll die Welt sich insgesammt erfreuen,  
Wenn Gottes Kraft sich herrlich zeigt im Menschen,  
Und Großes, Gutes, Schönes läßt erschauen. —  
Erkannt, empfunden, nachgeahmt wird es  
Ein Eigenthum für Alle. So ist es  
Mit jeder Größe, Tugend oder Kunst.

#### Theater an der Wien.

Kupfer, Silber und Gold, oder die drey Zauber Schlüssel. Feensmärchen mit Chören, Gesängen, Tänzen, Gruppierungen, Maschinerien und neuen Decorationen. Für diese Bühne bearbeitet von Jos. Alois Gleich. Musik vom Capellmeister Franz Roser.

Wenn man bey diesem Stücke nach dem dramatischen Inhalte und dessen Tendenz, d. i. nach einer Handlung mit interessanten Situationen und wohlgezeichneten Charakteren, nebst einer anschaulich gemachten Idee fragen dürfte, so wäre davon wenig oder gar nichts zu sagen. Denn es ist einzig auf die Schaulust berechnet, welche sich hier an einigen neuen Decorationen ergehen mag. So weit ist es mit dem guten Geschmack gekommen, daß die Decorationen und Maschinerien, welche sonst allenfalls eine beyfällige Zugabe waren, nunmehr der Hauptzweck der Geistesanstrengungen für die Bühne zu seyn scheinen. Die hier vorkommenden drey neuen Decorationen sind in der That prächtvoll. Die erste stellt die unterirdische Halle eines reichen Kupferbergwerkes mit kupferrothen Gnomen und einer verwunschenen Prinzessin von Kupfer vor, welche von einem Kupferschmiedgesellen erlöst wird. Die Ärmste muß sich aber erst dem Einfalle des Kupferschmieds fügen, und ihren kleinen Wuchs auf einer Kupferstreckmaschine zu einer stattlichen Größe ausdehnen lassen. Und warum? Dem Gesellen ist sie am Ende doch auch nach der Streckung nicht recht. Die zweyte Decoration stellt einen Silbergarten mit Silbermädchen, und einer verwunschenen Prinzessin von Silber vor, welche von einem Plattirergesellen durch einen Kuß erlöst, und nachher verschmäht wird. Die dritte Decoration zeigt einen Goldpallast mit Goldrittern und einer verwunschenen Prinzessin von Gold, welche von einem Goldschläger erlöst werden soll, der jedoch keine Courage hat, wiewohl er sich nicht fürchtet, einen Berggeist zu spielen, um seine Geliebte zu äffen, und ihr einen Kuß abzunehmen.

Will man wissen, wozu alle diese unterirdischen Schätze, Kupfer, Silber und Gold — in solcher Fülle und Herrlichkeit aufgethan werden, so geschieht alles dies zu keinem andern Zwecke, als um drey armen Gesellen die nöthige Aussteuer zu verschaffen, damit sie drey verliebte Mädchen zu heirathen vermögen, welche gerne an Mann kommen wollen. Ihr Vetter, ein Zauberer, hinterläßt ihnen statt des Geldes, was sie erwarten, drey Zauberschlüssel, welche die magische Kraft haben, die Pforten zu den unterirdischen Schätzen der drey verwünschten Prinzessinnen zu öffnen. Die drey Gesellen begnügen sich aber mit den Schätzen der Prinzessinnen, und heirathen die Mädchen des Meisters Blasius, eines armseligen Kupferschmieds.

Der Wit dieses Stückes besteht in einigen höchst trivialen Stichwörtern auf die alten Weiber, das Heirathen und die heirathslustigen Junggesellen und Jungfrauen.

Von den Gesängen zeichnen sich einige Melodien von Ländlern aus, welche Mad. Kneisel, geb. Demmer, recht ansprechend vorträgt.

### C o n c e r t.

Oft hat das Publicum gerechte Ursache, sich über die wiederholt angekündigten letzten und allerletzten Vorstellungen reisender Künstler zu beschweren, es ist daher um so erfreulicher, wenn ein Fall eintritt, wo den Wünschen der Kunstfreunde wirklich entsprochen und nicht bloß auf ihre Geldbörse speculirt wird. Ein solcher Fall fand bei dem Abschieds-Concerte Statt, welches Herr Legnani am 5. Jänner gab, nachdem er einige Zeit früher bereits sein letztes Concert angekündigt und gegeben hatte. Der ziemlich zahlreiche Besuch, ungeachtet der großen Kälte, spricht für unsere Behauptung. Herr Legnani hat unser früher ausgesprochenes Urtheil neuerdings bestätigt, und wir wiederholen mit Überzeugung, daß er in Fertigkeit und Stärke auf seinem Instrumente von Keinem erreicht werde, in Weichheit und Anmuth höchstens an Herrn Giuliani einen würdigen Nebenbuhler habe.

Baronesse Dubsky und ihr Lehrer Herr Stein, trugen ein von Letzterem componirtes Divertissement für die 6 octavige Physharmonika und das Pianoforte mit vielem Geschmack und verdientem Beyfall vor.

Herr Janfa entwickelte in einem Rondo für die Violine ungewöhnliche Kunstfertigkeit, doch schien die große Kälte seinem Vortrag einigen Eintrag zu thun.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Acacia lophantha. Büschelblüthige Acacie. Aus Neuhoiland.
- Arbutus Andrachne. Candische Sandbeere. Vom Orient.
- Calycanthus praecox. Japanische Kelchblume. Aus Japan.
- Eupatorium Dalea. Weidenblättriger Wasserdost. Aus Jamaica.
- Hipomane Mancinella. Gemeiner Mancinellenbaum.
- Justicia formosa. Schöne Justicie.
- - lithospermifolia. Steinsamenblättrige Justicie.
- Visnea Mocanera. Canarische Visnea. Von waldigen Bergen der canarischen Inseln.

### B e r i c h t i g u n g.

In Nro. 2 dieser Zeitschrift, S. 9, Zeile 14 von unten, ist statt *glüht* zu lesen *glühn*.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

R U

Von diesen  
hier gegen  
dann o h n  
(Bureau de  
t. f. Postäm  
in Wien

Die Fe  
von D

Der G  
meine W  
Schuld  
dem Ge  
versucht  
Hät

fenn, au  
Feder n

Wo

von glü

ten, der

solte so

Eigenth

treten,

schen, n

De

Chor, c

wort, n

Klang m

ein Wu

wenn e

dern de

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.  
Donnerstag, den 16. Jänner 1823.

7

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Festlichkeiten während der Unwesenheit Sr. k. k. Majestät  
von Oesterreich, und der übrigen allerdurchlauchtigsten Monarchen  
zu Benedig.

Von G. L. v. Sievers.

Der Gegenstand gebietet über die Darstellung. Nach diesem Grundsatz möge meine Mittheilung beurtheilt werden. Geht ihr das Interesse ab; liegt die Schuld an meinem geringen Talente, oder an andern Umständen, nicht an dem Gegenstande, welcher der glücklichste ist, an welchem sich je eine Feder versucht hat.

Hätte ich Anlage zu überströmendem Enthusiasmus, mir würde erlaubt seyn, auszurufen: „Meine Augen haben das Höchste geschaut, ich kann nun die Feder niederlegen.“

Wo wäre je ein Fest gefeyert worden, an welchem ein Zusammentreffen von glücklicheren Umständen Statt gefunden hätte, als bey den Feyerlichkeiten, deren Erzählung den Inhalt dieser Mittheilung ausmachen wird? Man sollte sagen, Himmel und Erde, Kunst und Natur, örtliche und sittliche Eigenthümlichkeit, Politik und Herz wären in ein Bündniß mit einander getreten, um eine Begebenheit zu verherrlichen, welche Epoche in der historischen, wie in der bürgerlichen Welt, machen muß!

Dem Herzen war die leichteste, obgleich die längste Rolle zugetheilt! Der Chor, aus vielen tausend Individuen bestehend, spielte sie. Weder Schlagwort, noch Einbläser waren von Nöthen, um die Menge von Köpfen in Einklang mit einander zu bringen, welche alle eines Sinnes waren. Und war das ein Wunder? Ist nicht der Staat einer Familie zu vergleichen, deren Vater, wenn er seine Pflicht liebt und übt, bey seiner Rückkehr von allen Mitgliedern derselben mit Entzücken empfangen wird? Bringt er gar einen alten,

ihm werthen und theuren Gastfreund mit, dessen Tugenden schon aus weiter Ferne von der tausendzüngigen Fama verkündet worden sind, und mit welchem er einen wichtigen Verein, einen Verein, auf welchen die ganze Familie ihr Heil baut, abgeschlossen hat; so jubelt ihm diese einen desto herzlicheren Beyfall entgegen.

Welch ein Gut wäre auf der Welt, dessen Genuß nicht durch den Gegensatz gehoben würde? Im natürlichen, wie im künstlichen Schauspieler der Welt bringt der Widerspruch, welcher sich aus der Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche ergibt, Wohlgefallen hervor. Der Reiz des Gegensatzes bey dem Feste zu Venedig bestand in der Mannigfaltigkeit der Nationen, welche demselben beywohnten: Türken, Griechen, Juden, Christen, Venezianer, Italiäner und Menschen aus allen übrigen Staaten Europa's waren zugegen. Man vernahm alle Zungen, nur die bösen nicht, welche vom Jubel der Menge zum Schweigen gebracht wurden.

War die Handlung des Schauspiels von erhabener Wirkung; so blieb die Pracht der Bühne, auf welcher sie vorgestellt ward, nicht im Rückstande. Leser, täglich seht ihr auf euern Theatern gemalte Meere und Inseln, mehr oder weniger kunstreich dargestellt, und ergetzt euch an denselben. Was aber ein wirkliches Meer, was wirkliche Inseln für einen Eindruck zu machen vermögen, davon kann kein Pinsel, auch der geübteste nicht, Nachenschaft geben.

Der große Decorateur, der Schöpfer dieser Bühne, hatte derselben jenes glänzende Tagesgestirn beygefügt, welches der Urquell alles physischen und moralischen Lebens ist. Wohlthätig und erquickend leuchtete es auf das Schauspiel herab und milderte die Strenge der Jahreszeit und des Elements, auf welchem das Fest gefeyert ward.

Doch genug der Begeisterung, in welche mich die bloße Rück Erinnerung an Gefühle versetzt, welche zu den erfreulichsten meines Lebens gehören. Ich erzähle fortan die Begebenheiten des Festes, wo möglich, bloß factisch und ohne alle andere Einkleidung, als etwa die historische Darstellung vertragen dürfte.

Bekanntlich hatten S. M. der Kaiser den bestimmten Willen zu erkennen gegeben, incognito und ohne jeglichen feyerlichen Empfang, in Venedig anlangen zu wollen. Die Überkunft Allerhöchstdeselben von Verona war auf Sonntag den 15. December festgesetzt.

Den Behörden war, durch den kaiserlichen Willen, ihr Verhalten gebieterisch vorgeschrieben, nicht so dem Volke. Schon Sonntags früh Morgens um acht Uhr (oder ich sollte vielmehr sagen, in der Nacht vom Sonnabende auf den Sonntag, denn jene Stunde ist für die Venezianer wirklich noch die Nacht), erhob sich auf dem Marcusplatze und in den umliegenden Gassen eine Bewegung, welche denjenigen, die nicht darauf vorbereitet waren, einen Schrecken einzujagen vermochte. Besonders strömten die Menschen in Scharen auf den Platz \*). Komisch nahm sich hier die Menge in ihrer vernachlässigten Toi-

\*) La Piazza, so wird hier, kurzab, der Markusplatz genannt. Piazzetta, heißt der kleinere Markusplatz, welcher rechts an den großen stößt, und diesem

lette und  
es bege  
mit der  
nehmen  
und die  
ten; den  
Übrigens  
im Kaffe  
Främer  
die friau  
sagio de  
neurs de  
ansah, e  
gewöhnl

Die  
umhin  
weilen.  
die friau  
in den  
merkliche  
Wasser  
nichts th  
putkaste  
den Gim  
sammen  
eine Be  
Miene d  
Fronie  
Art von  
lichen se  
sollte da  
doch we  
lich sehr  
Geschöp  
reiches  
mengew  
teren Fr  
streifen  
schlag,  
mit offe  
sorgfält

rech  
tive  
Mof

lette und in ihren schläfrigen Mienen aus. Den wenigsten unter ihnen mochte es begegnet seyn, so früh aufzustehen. Neben der Schläfrigkeit hatten sie noch mit der Kälte zu kämpfen, welche sich an diesem Morgen sehr empfindlich vernehmen ließ. Die Männer der untern Classe fröstelte es in ihren Mäntelchen, und die Weiber mit den Kohlentöpfen in der Hand, daß sie zitterten und bebten; den Herren und Damen schienen ihre Pelzbedeckungen noch zu kühl zu seyn. Übrigens war Jedermann an seinem Plage: die vornehmeren Petites Maitresses im Kaffeehause della Fenice, die geringeren in den Gallerien, die Neuigkeitsfrämer im Florianischen, die Raucher im österreichischen Kaffeehause, und die friaulischen Bauern mit ihren Ehehälften vor dem Uhdurchgange (Passagio dell' orologio di S. Marco). Letztere machten, so zu sagen, die Honneurs des Tages: während man dem übrigen Haufen noch den Wochentag ansah, erschienen sie allein in ihren Sonntagskleidern, sorgfamer gepußt als gewöhnlich.

Diese Menschenklasse macht sich so bemerkbar in Venedig, daß ich nicht umhin kann, mich hier im Vorbeygehen einen Augenblick bey ihnen zu verweilen. Was in Paris die Savoyarden und Auvergnaten, sind in Venedig die friaulischen Bauern, das heißt, das Factotum aller häuslichen Geschäfte in den Stadtvierteln, wo sie ihren Standpunct haben. Doch ist ein ziemlich merklicher Unterschied unter beyden vorhanden: während der Pariser Savoyarde Wasser trägt, Schuh pußt und Lasten schleppt und seine Frau weiter dabey nichts thut, als das Geld einnehmen und den Wasserkarren oder den Schuhpußkasten hüten, sinken die armen Friaulerinnen unter der Tracht der beyden Eimer Wasser, welches sie aus dem nächsten Brunnen schöpfen, fast zusammen, ohne daß ihre gefühllosen Ehemänner, die unterdessen, auf irgend eine Bestellung wartend, am Pfeiler der nächsten Straßenecke lehnen, eine Miene dabey verzögen. Letztere scheinen sogar zu ihrer Gefühllosigkeit noch die Ironie hinzufügen zu wollen, denn sie selbst bedecken ihren Kopf mit einer Art von gelbtüchener Weibermütze, ihre Weiber hingegen haben einen wirklichen schwarzen runden Filzhut nach der neuesten Mode auf, gleichsam als sollte damit zu verstehen gegeben werden, letztere trügen, wo nicht die Hosen, doch wenigstens die Hüte. Übrigens sind diese Friaulerinnen, obgleich körperlich sehr klein und formelos, von Gesicht meistens die reizendsten, feinsten Geschöpfe, welche man sich denken kann. Ihr rabenschwarzes, ganz besonders reiches Haar haben sie am unteren Hinterkopfe in eine Flechtenmasse zusammengewunden, welche sich nur dann häßlich ausnimmt, wenn sie, wie die älteren Friaulerinnen zu thun pflegen, Sonntags mit groben schmutzigen Linnenstreifen durchwunden ist. Die Männer, wie es scheint, ein kräftiger Menschenschlag, zeichnen sich durch die Gewohnheit aus, selbst in der stärksten Kälte mit offenem Halse zu gehen, während sie den übrigen Theil ihres Körpers so sorgfältig, als möglich, in den langen Sack hüllen, der ihnen zum Tragen der

---

rechter Hand, zwischen der Fortsetzung der alten Procuratie (Venet. für Procurative) und links, zwischen dem herzoglichen Pallaste durch, zum Meere (auf den Molo) führt.

Lasten dient. Übrigens ist dieses Volk, wie es heißt, ein Muster von Ehrlichkeit, Treue und Verschwiegenheit: sie lassen einen Sack mit Geld eben so sicher an die Behörde gelangen, als einen Liebesbrief; in letzter Hinsicht sollen sie sogar die Gondelführer übertreffen, welche, oft selbst um große Summen, nicht zu bewegen sind, die Rendezvous zu verrathen, welche in ihren Gondeln Statt gefunden haben. Übrigens leben diese Leute von Nichts, das heißt, von einer Wasserpolenta und, wenn es hoch kommt, von einem Stücke gebratenen Kürbis. Da die Ausgabe dafür mit einigen Sous bestritten ist, sie aber täglich zwey bis vier Lire (sechs bis zwölf Groschen Sächsisch, oder einen bis zwey Gulden W. W.) verdienen; so ersparen sie in ihrer Jugend so viel, daß sie sich bey herannahendem Alter in ihrem Vaterlande ein kleines Eigenthum anschaffen können.

Von dieser Ausschweifung zurück zu der Beschreibung der Festlichkeiten des Sonntags. In Erwartung der Stunde, wo die, im Arsenal aufbewahrte, kaiserliche Gondel vom Molo aus nach Fusina \*) zum Empfange der Allerhöchsten Herrschaften abfahren würde, brachte die Menge die Zeit hin, wie es sich eben thun lassen wollte: die Honoratioren saßen in der Fenice bey einer Tasse Kaffee und bekümmerten sich um den Nachbar, dem Mittelstande verfloß die Zeit, wie der Brantwein, welchen sie in den Boutiken unter dem Uhdurchgange tranken, und der Plebs stand, mit großen Kürbisfladen auf der Faust, neben dem Marcusthurm und staunte mit offenem Munde die Arbeiter an, welche, wie Fliegen, an der höchsten Spitze desselben herumkrochen, um dort die Zubereitung zur morgenden Erleuchtung zu machen. Kaum war die Sonne hinter den neuen Procuratorwohnungen heraufgekommen, als aller Unterschied der Stände zu verschwinden begann und die Fenice, wie die Schnappsbudon und die Kürbisesser, in einen einzigen Strom ausflossen, um sich an dem großen Tagesgestirn, welches über Gute und Böse gleich hell leuchtet, zu erwärmen. Es war interessant zu sehen, in welche unmittelbare Berührung jetzt die verschiedenen Stände mit einander geriethen. Hier streifte die Nobil Donna, zum Beyspiele, so haarscharf an der friaulischen Bäuerinn vorüber, daß sie dieser, zur Probe, mit dem weißen Taschentuche über die rothen Wangen fahren konnte, während letztere sich durch das Gefühl von dem Unterschiede zu überzeugen suchte, welcher zwischen wollenem Zeuge und Atlas vorhanden; dort stand ein Nobil Uomo \*\*, welcher am Morgen noch nicht wußte, wo er Mittags den Appetit hernehmen sollte, und zählte einem Greise, welcher

\*) Ein Dorf und der erste Ort, welcher, eine und eine Viertelmile von Venedig, ein wenig westlich auf dem festen Lande liegt, wo sich die, von dort bis nach Padua, Verona u. s. w. führende Chaussée eröffnet. Eine Gondel mit einem Ruder legt den Weg nach Fusina in zwey Stunden, und bey günstigem, das heißt bey Nordostwinde, in einer halben Stunde, zurück. Zwey Ruder brauchen die Hälfte, und vier Ruder das Viertel der Zeit.

\*\*) Da es in Venedig keine, den geringeren Adel bezeichnende Titel, nicht einmal das Bon gibt; so werden die gewöhnlichen Nobili von den Bürgerlichen bloß durch das Beywort Nobile unterschieden. So wir, zum Beyspiele, im Deutschen Herr oder Frau von N. N. sagen, kann sich der Venetianer nicht anders, als durch Il N. U. (Nobil Uomo), oder La N. S. (Nobile Signora) N. N. ausdrücken.

eine Polenta aß und sorgfältig die Krumen, welche ihm entfielen, von der Erde aufsaß, voll Staunen die Bissen in den Mund, während dieser dem Capannenhändler, welcher seinen gewöhnlichen Ruf: Signori, Capponi so ertönen lassend, als wenn kein Komma dazwischen stände, den Haufen durchstreifte, mit leckendem Munde nachsah.

Kaum ertönte gegen zehn Uhr die Militärmusik, welche die kaiserliche Gondel vom Zeughause her durch den Molo nach Fusina begleiten sollte, als sich die ganze große, unzählbare Menschenmasse wie im Sturmwinde nach dem Meere zu ergoß und den Marcusplatz plötzlich so leer ließ, als wenn er ausgestorben wäre. Auf dem Molo entstand eine Scene, welche, um genügend beschrieben zu werden, des Grabstichels eines Hogarth und der Feder eines Lichtenberg bedürfte. Wie Heuschrecken über ein Saatkfeld, stürzten die Menschen über die Gondeln her, deren sich heute aus der ganzen Stadt, ich glaube selbst von den verschiedenen Überfahrten über den großen Canal her, mehrere tausend auf diesem einzigen Puncte versammelt hatten. Es begann ein Handeln, wie auf einer öffentlichen Versteigerung; hier wurde eine, dort wurden zwey, von einem dritten Orte her fünf u. s. w. Lire mehr geboten. Glaubte jemand, die Barke erstanden zu haben, so schlug der Gondoliere zu, aber nicht, um ihn in dem Fahrzeuge aufzunehmen, sondern im Gegentheile, um ihn aus demselben fortzustößen, denn im nämlichen Augenblicke erscholl von einem vierten Orte her ein noch höheres Gebot. Dabey drängte die Menge von hinten so furchtbar an, daß die Vorderen ein Zetergeschrey erhoben, weil ihnen die augenscheinliche Gefahr drohte, ein Seebad nehmen zu müssen. Mehrere von ihnen wurden wirklich hier, einer in eine Gondel, dort ein anderer in einen Kahn, ein dritter gar in's Wasser geworfen; letztere fischte man freylich wieder auf, doch lief dieß, wenn der Fall eine Dame traf, nicht ohne alles Aufsehen, oder vielmehr *H i n u n t e r s e h e n* ab. Nachdem sämtliche Gondeln besetzt und in die Lagunen gestochen waren, blieb dem größeren Theile des Haufens, unter welchem ich mich befand, nichts übrig, als das *N a c h s e h e n*. Dessen konnten wir nach Gefallen genießen, da Fusina, bey dem heiteren Wetter, welches an diesem Tage herrschte, sehr deutlich vom linken Ufer der Eclavonier gesehen werden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

### C h a r a d e .

Wir leben im lieblichen Frühlingspiele,  
Zwey Entben bezeichnen der Freundslichen Ziele;  
Zwey Sinne bezaubern wir oftmals zugleich,  
Doch Einen gewiß in dem herrlichsten Reiche.

Ein köstlich Kleinod ist das Dritte,  
Und perlt das Labsal in der Mitte,  
Das alle Welt erfreuen kann,  
Ein Heiligstes ist es sodann;  
Und doch sah man's in blut'gen Kriegen  
Als Nordsignal voran schon fliegen.

Wohl schwärmen buhnd um das Ganze  
 Der Symphe viel' im bunten Tange,  
 Und schlürfen Nektar, tauchen nieder  
 Und baden tief die zarten Glieder,  
 Und süßer nur, als der Genuß,  
 Den man auf diesem Grunde findet,  
 Ist, wenn sie schamhaft sich entwindet,  
 Der zarten Schönheit erster Kuß.

Wetling.

### Musikalisches und theatralisches Allerley aus Italien.

Maometto, Melodramma in due Atti, dal Sign. Rossini, aufgeführt als die erste Carnevals-Oper auf dem Theater Venice zu Venedig, am 26. December 1822.

Wenn es einem unverständigen Haufen, der eben so inconsequent in der Liebe wie im Hasse ist, auf einmal einfällt, die Ehrensäulen, welche er seinem Lieblinge gesetzt hat, umzustürzen und eben so viel Tadel über denselben auszugießen, als es ihm ehemals Lob spendete; so muß eine solche wetterwendische Laune den ruhigen Zuschauer, welche Meinung dieser immer über den Lieblich selbst hegen möge, mit Widerwillen erfüllen. Dieser Fall tritt so eben bey Gelegenheit des Schicksals ein, welches obgenannter Oper zu Theile geworden ist, das Mißfallen derselben ist mit Umständen begleitet, welche den zahlreichen Freunden Rossini's von großem Interesse seyn müssen. Ich will die Erzählung der letztern, so wie sie mir aus authentischen Quellen bekannt geworden sind, sine ira et studio und bloß historisch liefern, und mich dabey alles eignen Urtheils enthalten. Was die Aufnahme, welche die Oper selbst nebst den Sängern derselben, besonders Mad. Colbran, erfahren hat, anbetrifft; so haben sich darüber die hiesigen Journale bereits so offen ausgelassen, daß es vergebene Mühe seyn würde, die Wahrheit entweder im Schlimmen oder im Guten entstellen zu wollen. Ich beginne mit Erwähnung einiger Vorfälle, welche der Aufführung voraus gegangen sind, und das Schicksal derselben gewisser Maßen in Voraus bestimmt zu haben scheinen.

Nachdem Herr Rossini aus Gründen, welche nicht hierher gehören, seinen im Herbst mit der Londoner Opern-Direction abgeschlossenen Contract umgestoßen hatte (welches ihm durch eine, in demselben enthaltene Clausel möglich gemacht ward), wandte er sich an die Direction des Theaters Venice zu Venedig, und erbot sich, für den bevorstehenden Carneval daselbst zwey Opern, eine neue und eine alte, zur Aufführung zu bringen, und seine Gattinn in beyden singen zu lassen. Die Übereinkunft ward geschlossen, und Herrn Rossini sechs tausend, letzterer aber zwanzig tausend Franken zugesichert. Zum Stoffe der neuen Oper wählte man den Tod der Semiramis, und übertrug die Ausführung desselben dem bekannten Dichter Rossi, dem Verfasser einer Menge von Operntexten, z. B. des Tancred, Tebaldo und Isoline, u. s. w. Die alte Oper sollte, auf Herrn Rossini's Vorschlag, Zel mire seyn. Ob es gleich sonst gebräuchlich ist, daß beyde, während des Carnevals auf dem Theater Venice aufzuführende Opern, durchaus neu componirt seyn müssen; so wagte es jedoch die Direction desselben in Hinsicht des außerordentlichen Beyfalls, welchen die Zel mire in Wien erhalten, und der die lebhafteste Neugierde für diese Oper in Venedig erregt hatte, diesmal von der bestehenden Regel abzugehen; ja, ihre Hoffnung auf den Effect, welchen letztere Composition machen würde, war, wenn möglich noch größer, als die, welche sie von der neuen hegte.

So standen die Sachen, als sich zu Venedig ein Umstand ereignete, welcher die Direction des Theaters Venice in das größte Erstaunen versetzte. Herr Rossini hatte

nämlich er  
 dem zeigte  
 auf dem  
 hieum die  
 Wort des  
 auf einem  
 ben auf i  
 Allein der  
 dar, und  
 den Reiz  
 Theaters  
 cum gegen  
 Ma hom  
 worden wa  
 zu begegne

\*) In It  
 wird, d  
 geführ  
 hat das  
 Partitu  
 sienisch  
 W e i f  
 der Bei  
 sagen,  
 möglic  
 Partitu  
 rend de  
 übriger  
 dere Si  
 selben

Unfer  
 Theaterbesu  
 des höheren  
 immer von  
 dieses Mo  
 aus dem  
 Frau von  
 und Ann  
 nens En  
 letztere miß  
 Wiederholu  
 war, bey  
 eigentlichen  
 gen von d

nämlich erklärt, er sey der alleinige rechtmäßige Besizer der Oper *Zelmire* \*). Troz dem zeigte die in Venedig angekommene Operngesellschaft, welche ihre Vorstellungen auf dem Theater S. Benedetto gab, durch eine öffentliche Bekanntmachung dem Publicum die bevorstehende Aufführung der Oper *Zelmire* an. Da die Direction, auf das Wort des Herrn *Rossini* fußend, vermuthen mußte, die besagte Truppe könne nur auf einem unerlaubten Wege zum Besitze der Partitur gekommen seyn; so ward derselben auf ihre Veranlassung die Aufführung derselben vom Gouvernement untersagt. Allein der Directeur that durch unwiderlegbare Beweise die Rechtmäßigkeit des Besizes dar, und die Aufführung der Oper mußte erlaubt werden. Da somit die *Zelmire* den Reiz der Neuheit für die Venetianer verloren hatte, und die Administration des Theaters Venice die Aufführung derselben nicht mehr wagen durfte, ohne das Publicum gegen sich aufzubringen; so schlug Herr *Rossini* vor, an die Stelle derselben den *Mahomed* zu setzen. Dieser hatte frentlich in Rom, wo er zum ersten Male gegeben worden war, nicht gefallen; allein Herr *Rossini* glaubte diesem Übelstande dadurch zu begegnen, daß er den zweyten Act desselben ganz neu zu componiren versprach.

(Die Fortsetzung folgt.)

\*) In Italien ist in der Regel, und wenn nicht eine andere Übereinkunft getroffen wird, der Copist desjenigen Theaters, auf welchem die Oper zum ersten Male aufgeführt wird, während eines ganzen Jahres der Besizer derselben, und er allein hat das Recht, dieselbe an andere Bühnen verkaufen zu dürfen. Dafür muß er die Partitur unentgeltlich ausschreiben, eine Arbeit, welche bey den starkbesetzten italienischen Orchestern, sehr kostspielig ist. Der Componist selbst darf rechtlich er Weise keine Abschrift von derselben nehmen; letzteres ist überdem bey der Kürze der Zeit, in welcher die Composition vollendet, und wo jedes fertige Stück, so zu sagen, naß aus den Händen des Componisten in die des Copisten übergeht, nicht möglich. Tritt nach Verlauf eines Jahres der Componist wieder in den Besitz seiner Partitur; so erwächst ihm eines Theils daraus nicht allein kein Vortheil, da während der Zeit, wenn die Oper gefallen hat, der Ankauf derselben längst von den übrigen Theatern gemacht worden ist, andern Theils muß er dann, wie jeder andere Liebhaber, die Abschrift derselben dem Copisten bar, und nach einem, von demselben willkürlich zu bestimmenden Preise, bezahlen.

### Correspondenz-Nachricht.

München, Ende Decembers 1822.

Unser Hoftheater beobachtet seit einiger Zeit, und zwar gerade in der, wo der Theaterbesuch am stärksten zu seyn pflegt, bey dem Körper des Schauspieler, zumal des höheren, eine außerordentliche Diät, und hält auf diese Weise Theater und Casse immer von Überfüllung fren. Die theils kleinen und theils unglücklichen Neuigkeiten dieses Monates sind: der *Unschuldige muß leiden*, Lustspiel in drey Acten, aus dem Französischen von *Hell*; *Ein Mann hilft dem andern*, Lustspiel von *Frau von Weisenthurn*; *Dakel Adam und Nicht Eva*, Lustspiel von *Lembert*; und *Anna Boleyn*, Trauerspiel von *E. Gehn*, mit einem Vorspieler — *Katharinenens Entferrnung*. Die ersteren drey fanden mehr oder weniger Beyfall, das letztere mißfiel gänzlich. Das bedeutendste, was die deutliche Oper brachte, war eine Wiederholung der *„Vesalin“* — eine Darstellung, welche übrigens nicht geeignet war, bey etwa anwesenden Fremden eine vortheilhafte Meinung von dem Zustande der eigentlichen großen Oper in München hervorzubringen. Die widrigsten Eörungen kamen von den Chören aus, und auch unser sonst mit Recht viel gerühmtes Orchester

schien an diesem Abende in keiner besonders guten Stimmung zu seyn. Doch es ward auch innerhalb der Mauern von Troja gesündigt; das Wie sey bloß durch die Bemerkung angedeutet, daß die Musik der erwähnten Oper weniger auf die Kunstfertigkeit der Sängler, als auf ein großes Ensemble berechnet ist. Der Freyschütz füllte nun zum vierzehnten Male das Haus. Die italienische Oper erfreute ihre zahlreichen Freunde mit: L'oro non compra amore, del M. Portogallo; il Barbiere di Seviglia, del M. Rossini; Cenerentola; und Elisa e Claudio, opera buffa, del M. Mercadante. Das Jarthortheater zog mit einer Parodie des Freyschütz, betitelt: „Der Freyschütz, oder Staberl in der Löwengrube (eine Münchnerstraße) die lachlustige, und mit dem berühmten „Ein Uhr“ die schauerlustige Menge herbei; aber ein ungünstiges Schicksal neckte mittelst einer Hauptverwandlung des Erfolges die einen so wie die andern, indem es die Lacher zum Weinen oder Sähen, und die Thränenreichen zum Lachen nöthigte. Das Ballet wiederholte noch ein Paar Mal auf allerhöchstes Verlangen und mit allgemeinem großen Beyfalle das neulich erwähnte schöne Divertissement von Horschelt: Amors Fest. Was die Concertmusik betrifft, so müssen noch kürzlich die im Laufe dieses Monats gegebenen vier abonnierten Concerte erwähnt werden. Das erste (in der Reihe überhaupt das dritte) war an Schönem reich. Ouverturen von Mozart und Vogler; ein Quartett aus Idomeneo; zwey Arien von Pavesi; ein Violinconcert von Molique, und ein Concertino von Romberg bildeten seinen Inhalt. Aber leidet war das Haus wieder so wenig gefüllt, daß die Kunstfreunde neuerdings mit Besorgnissen über die Fortdauer dieser schönen Anstalt geängstigt wurden. Das vierte dieser Concerte gewährte dem Publicum besonders dadurch sehr viel Vergnügen, daß es ihm den Genuß verschaffte, zwey so ausgezeichnete Talente, als Mad. Bessermann und Dlle. Schiafetti sind, neben einander zu bewundern. Es war deswegen auch das besuchteste, und die Erwartung wurde völlig befriediget; denn der Vortrag des gewählten Duetts aus Pavesi's Celenira war vollkommen, und erwarb ausgezeichneten Beyfall. Eine Anfängerin, Dlle. Schinn, überraschte durch ihr fertiges, präcises und tactfestes Spiel auf dem Pianoforte, und berechtigte zu der Hoffnung, unter der Leitung eines großen Meisters werde in ihr eine Virtuösin heran reifen. Reifigers und Stung'schens Ouverturen gingen vortreflich. Ein Violinconcert von Romberg, und ein Clarinetconcertino von Riotti verdienen wegen des schönen Spieles der Herren Moralt und Faubel noch besonderer Erwähnung. Das fünfte dieser abonnierten Concerte war bey weitem das glänzendste in dem dießjährigen Abonnement. Nach einer großen, trefflich executirten Haydn'schen Symphonie sang Herr Santini die Mozart'sche Arie: „In diesen heiligen Hallen“ in gehaltenen Tönen mit seiner reinen, kräftigen und tiefen Bassstimme; ein neues herrliches Duett der Gebrüder Bohrer folgte. Dieß vorzügliche Künstlerpaar wurde mit enthusiastischem Beyfalle belohnt, und errang die Palme des Abendes. In einem andern, außer diesem Abonnement gegebenen Concerte zeigte sich eine Dlle. Corri als eine sehr gebildete und geschmackvolle Sängerin, und bewies eben so viele Einsicht im Vortrage des Recitatives und der einfachen Cantilene, als Gewandtheit und Sicherheit in Passagen und Coloraturen.

### Modenbild III.

Ballanzug: Blauer Frack, schwarzsammetenes Gilet, kurze Beinkleider und durchbrochene Strümpfe. Der Mantel ist von drappfarbenem Tuche mit Sammt gefüttert.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



L. v. S. Del.

Fr. Stöber sc.

III.

Wiener Moden.

8.  
1825.

2  
K u n

Von diesen P  
hier gegen Bo  
dann o h n e  
(Bureau des  
f. f. Postämter  
in W i e n w

Die Fes  
von Öste

Die Zei  
zu unterh  
dem unen  
Tausende  
einander,  
goldete m  
Inseln S  
Sta. Ma  
S. Sery  
leuchtende  
Golf's na  
um sich d  
ten- und  
händler r  
von der C  
sazioni, i  
schaft erl  
End  
erhob sic  
kündete.  
nur den  
bekannt  
dem kön

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 18. Jänner 1823.

8

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Festlichkeiten während der Anwesenheit Sr. k. k. Majestät von Oesterreich, und der übrigen allerdurchlauchtigsten Monarchen zu Venedig.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Die Zeit verging schnell, denn jeder fand Gelegenheit, sich auf seine Hand zu unterhalten. Die Fremden sahen in den Golf hinaus und ergetzten sich an dem unendlich mannigfaltigen Schauspiel, welches sich ihren Blicken darbot: Tausende von Gondeln, von den umliegenden Inseln kommend, durchkreuzten einander, um sich die Ankunft in Fusina streitig zu machen, die Sonne vergoldete mit ihren Strahlen die prächtigen Facaden der, gegenüber auf den Inseln S. Georgio Maggiore und Giudecca liegenden Kirchen S. Georgio und Sta. Maria della Salute, und die entfernteren Inseln, Lido, Malamocco, S. Servolo u. s. w. begrenzten den glänzend geschmückten Horizont in hellleuchtender Entfernung. Die Eingebornen, in deren Augen der Anblick des Golfs natürlich kein Interesse hatte, nahmen einen andern Sinn zu Hilfe, um sich die Zeit zu verkürzen: die Kastanien- und Wurstbräter, die Brot-, Pasteten- und Biscuithändler, die Likör- und Brantwein-, ja sogar die Wasserhändler wurden herbeygerufen und machten, da sie, gleich den Gondelführern, von der Gelegenheit profitirten, gute Geschäfte. Zugleich begannen die Conversazioni, in welchen der Venezianer, wie jedermann weiß, eine große Meisterschaft erlangt hat.

Endlich schlug es zwölf, und in der weitesten Entfernung, nach Fusina zu, erhob sich ein Gewimmel, welches die Ankunft der allerhöchsten Personen verkündete. Wie da in der Eile das letzte Stück Brot übergeschluckt wurde, um nur den nächsten Platz auf dem Molo zu bekommen, obgleich allen recht wohl bekannt war, daß die kaiserliche Familie nicht hier, sondern weiter rechts bey dem königlichen Garten, wo ein sehr elegant verzierter bedeckter Weg, nach

dem neuen königlichen Pallaste führend, erbaut war, landen würde. Als man nach und nach die längst ersehnte Gondel immer deutlicher zu unterscheiden begann, da erhob sich, statt der Glocken, welche die Ankunft des allerdurchlauchtigsten Regenten nicht verkünden durften, ein so lautes Freudengeschrey, daß die Lüfte davon ertönten und diese den entferntesten Stadtvierteln den Augenblick zu erkennen gaben, wo ihr angebeteter Monarch an Venedig's Ufer landete.

Die kaiserliche Gondel, von unzählbaren Fahrzeugen aller Arten umschwärmt, schwebte langsam daher, damit jedermann das Glück zu Theil würde, die verehrten Züge der Landesältern von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Nachdem sie bey dem königlichen Garten gelandet war, stürzte die Menge, wie ein unaufhaltfamer Strom, zurück auf den Marcusplatz, um die allerdurchlauchtigsten Personen auf dem Balcon des neuen Pallastes, wo sie sich, wie es sich schmeichelte, dem harrenden Volke zeigen würden, erscheinen zu sehen. Allein die Kälte war wahrscheinlich Schuld daran, daß der Wunsch des Publicums unerfüllt blieb.

Nichts destoweniger war der Marcusplatz den ganzen Tag überfüllt von Zuschauern, welche in Ermangelung des Glücks die kaiserliche Familie zu sehen, jede gallonirte oder eine Hofkleidung tragende Person mit Neugierde und Bewunderung betrachteten. Ein besonderer Gegenstand der Aufmerksamkeit war die ungrische Nobelgarde, deren prächtige reichverbrämte Uniform von den Venetianern mit Entzücken angestaunt wurde.

Nachdem das Fest am Sonntage von den Einwohnern mehr im Innern ihres Herzens, als öffentlich, hatte begangen werden können, brach endlich der Montag, als der Tag, an, welcher die Reihe der öffentlichen Feyerlichkeiten eröffnen sollte. Es fanden dieselben Scenen, wie Tages vorher, auf dem Marcusplage Statt, nur mit dem Unterschiede, daß der Individuen aus der untern Classe weniger, der Honoratioren dagegen eine desto größere Anzahl vorhanden war. In den Boutiquen unter dem Urthurme herrschte Ruhe, dagegen ließ sich das Gemurmel in der Fenice und bey Florian, so wie der Tabakrauch im österreichischen Kaffehause, auf hundert Schritt in der Runde weit vernehmen. Die Friauler mußten ihren Geschäften nachgehen und fehlten ganz.

Das Nachsehen, welches ich und so viele andere Leute, am Sonntage gehabt hatten, ward Ursach, daß ich mich diesmal vorgesehen, und schon am vorigen Abende einen Kahn gemiethet hatte.

Die Abfahrt Sr. Maj. des Kaisers nach Fusina, zum feyerlichen Empfange seines erlauchten Gastfreundes, war auf zehn Uhr festgesetzt worden. Eine halbe Stunde vorher hatten sich auf dem Molo vor dem königlichen Pallaste diejenigen Privatgondeln eingefunden, deren Eigenthümern die Erlaubniß erteilt worden war, sich dem kaiserlich-königlichen Zuge anschließen zu dürfen. Wie es hieß, hatten mehrere hundert der hiesigen angesehensten Familien den Wunsch geäußert, mit allem dem Pompe, der unter der ehemaligen Republik bey ähnlichen Festen Statt zu finden pflegte, dem Feste beizuwohnen; allein Sr. Maj. der Kaiser tollten, aus Rücksichten, deren Weisheit Ehrfurcht und Bewunderung gebiete, jene Anerbietungen abgelehnt und nur vier und zwanzig unmittelbar der hiesigen Regierung angehörigen Personen

den Zutritt  
ergangen  
scheinen.

Die  
gleiteten,  
einer, mit  
von grazio  
war. Jede  
der seidene  
schlagen, u  
ren überde  
federn ver  
lieri, dere  
berne Sch

Es se  
tiaste Geb  
freunde u  
schon heit  
Morgen z  
eine Kälte  
liegt, als  
ist. Somit  
unter ein  
mit dem

Der  
die kaiserl  
gerlichen  
Wellen d  
bilden, z  
konnte je  
Vaterland

\*) Die  
hätt se  
chen,  
Batell  
in we  
aber a  
gebrau  
nicht i  
Mitte  
Art an  
dern  
ist blo  
dachin  
oder k  
sehene  
endlich  
am 5

den Zutritt zu dem Zuge gestattet haben. Auch an diese war die Weisung ergangen, nicht in sogenannten Peotten, sondern in bloßen Biffonen zu erscheinen.

Die Ausschmückung der vier und zwanzig Biffonen, welche den Zug begleiteten, war ein Muster des Geschmacks: unmöglich kann in dem engen Raum einer, mit einem Baldachin versehenen Gondel ein zweckmäßigerer Aufwand von graziosen und glänzenden Verzierungen anzubringen seyn, als hier geschehen war. Jede Peotte hatte eine besondere Farbe gewählt, und von dieser Farbe war der seidene Zeug, mit welchem das Äußere derselben nebst dem Baldachin ausgeschlagen, und in welchem auch die Gondolieri gekleidet waren. Die Baldachine waren überdem mit silbernen Fransen und mit Büschen von hohen weißen Schwungfedern verziert. Letztere machten einen überaus reizenden Effect; die Gondolieri, deren vier und zwanzig in jeder Biffone waren, trugen jeder eine silberne Schärpe um den Leib, und eine ähnliche Tresse um den Hut.

Es schien, als ob nicht allein das Volk, an seiner Spitze der durchlauchtigste Gebiether desselben, sondern auch der Himmel dem erhabenen Gastfreunde mit Aufmerksamkeit entgegen kommen wollten: das Wetter, an sich schon heiter, und von dem hellsten Sonnenscheine begleitet, hatte sich diesen Morgen zum starken Froste geneigt, und das Thermometer zeigte vier Grad, eine Kälte, welche sowohl wegen des Himmelsstrichs, unter welchem Venedig liegt, als wegen seiner feuchten Atmosphäre, hier eine seltene Erscheinung ist. Somit schien es, als sollten Seine Majestät der Kaiser von Rußland unter einem Himmelsstriche, wo sonst das Eis eine Seltenheit zu seyn pflegt, mit dem Klima seines Vaterlandes überrascht werden.

Der Zug stach fast mit dem Schlage zehn in die Lagunen, an der Spitze die kaiserliche Scale \*). Augenblicklich durchschnitten die Tausende von bürgerlichen Gondeln, welche auf die Abfahrt des Zuges warteten, pfeifend die Wellen des Molo, um von beyden Seiten eine lange unabsehbare Linie zu bilden, zwischen welcher die kaiserliche Gondel durchpassiren mußte. Hier konnte jeder einzelne Zuschauer die verehrten Züge des erhabenen Vaters des Vaterlandes nach Gefallen schauen, nach Gefallen in denselben die Güte und

\*) Die Nomenclatur der hiesigen Spazier-Wasserfahrzeuge ist ungemein groß; es hält schwer für einen Fremden, sich mit den einzelnen Abstufungen und Kennzeichen, welche das eine von dem andern unterscheiden, genau bekannt zu machen. Vatelto ist ein offener Kahn, der zum Transportiren von Waaren ic. dient, und in welchem auch Leute aus dem Volke fahren; die Barca ist gleichfalls offen, hat aber ausgeschlagene Sitze und wird in der Regel nur zum Fahren von Personen gebraucht; die Gondola zeichnet sich durch das schwarzbeschlagene, einem Sarge nicht unähnliche Häuschen (im engern Verstande Gondola genannt), welches in der Mitte desselben steht, so wie durch die kammartiggestaltete eiserne oder blecherne Art aus, welche den Vordertheil desselben schmückt, und dient nur der wohlhabendern Classe zum Fahren; die Biffona, schmal und spitz gebaut, wie eine Gondel, ist bloß ein geschmücktes Lustschiff, und hat statt des Häuschens eine Art von Baldachin; die Peotta, mehr rund als schmal, und nach Befinden der Umstände größer oder kleiner, besitzt ein höheres Bord und ein längliches, mit mehrern Sitzen versehenes Zimmer, welches in der Mitte des Fahrzeugs angebracht ist; die Scale endlich gleicht der Peotta, mit dem Unterschiede, daß sie größer ist und ihr Zimmer am Hintertheile besitzt.

Menschenfreundlichkeit lesen, welche diesem Monarchen die erste Stelle unter den Fürsten unserer Zeit anweist. Mit Trauer bemerkte das gesammte Volk, daß die geliebte Kaiserinn, welche die Kälte des Tages abgehalten hatte, an dem Feste Theil zu nehmen, und es durch die Huld und Grazie, welche dieser Monarchinn in einem so hohen Grade eigen sind, zu verschönern, nicht, wie gewöhnlich, an der Seite des erlauchten Gemahls saß. Aus demselben Grunde hatte auch Ihre Königl. Hoh. die Vice-Königin dem allgemeinen Wunsche des Volkes, sich bey dieser Gelegenheit an den holden jugendlichen Zügen dieser Fürstin zu weiden, nicht entsprechen können.

Das kaiserliche Fahrzeug setzte seinen Weg langsam fort, umschwärmt von den Prachtgondeln, welche demselben zur Begleitung dienten. Um das Schauspiel bequemer in der Ferne genießen zu können, ließ ich meine Gondel aus dem Fusinaer Canale \*) in den Molo bringen, und hier halten. Der Anblick, welcher sich jetzt meinen Blicken entfaltete, war reizender, als meine Augen je einen genossen hatten. Ich saß sprachlos und unbeweglich da, und staunte trunkenen Sinnes die Herrlichkeiten an, welche sich vor mir nach allen Seiten aufthaten. Mich dünkte, als sey ich aus der Wirklichkeit in eine Wunderwelt versetzt, wo alle Mängel verschwunden wären, und der vollendetsten Schönheit und Harmonie Platz gemacht hätten. Vor mir sah ich den ungeheuern Gondelzug durch die Wellen gleiten, welcher, die Pracht-Bissonen umgebend, von fern einer Schmetterlingsammlung gleich, in welcher die in der Mitte befindlichen vorzüglicheren Exemplare einen so glänzenden Prachtschein von sich werfen, daß auch die im Zirkel herum aufgesteteten gewöhnlicheren Gattungen davon bestrahlt und verschönert werden.

Rechts und hinter mir genoß ich des Anblicks auf das weit ausgedehnte Ufer der Stadt, wo sich dieses, bey der Insel Sta. Marta beginnend, längs der Zattere \*\*) vor dem königlichen Garten, den Markusplatz durch, über die weitläufige Riva degli Schiavoni, nach den Giardini pubblici (der äußersten Südostseite der Stadt) zieht. Die Gallerien und Fenster aller öffentlichen Gebäude, der Münze (Zecca), des an den Molo stoßenden Theils vom königlichen Pallaste, des ehemaligen herzoglichen Pallastes, und aller am genannten Ufer hinunter liegenden Häuser waren mit Menschen angefüllt, unter denen die Frauen mit ihrem geschmackvoll gewählten Anzuge der unabherrschbaren Gasse eine Decoration umhingen, welche auf dem, aus tausend ungeheuer großen, farbig seidenen Tapeten, mit welchen die Häuser bis unter's Dach geschmückt waren, zusammengesetzten Grund einen höchst reizenden malerischen Anblick bildeten. Die Riva delle Zattere bot dasselbe Schauspiel dar. Im Ganzen konnte ich, mit einigen kleinen Unterbrechungen, eine Häuserreihe

\*) So heißt derjenige Strich des Molo, wo die Lagunen, um die Fahrt nach Fusina auf schwer beladene Schiffe zu erleichtern, ausgegraben und tiefer gemacht worden sind. Dieser, uneigentlich Canal genannte, Strich Wassers macht, vom Ufer des Molo angerechnet, in Verhältniß mit der graden Linie einen Bogen zur rechten Hand.

\*\*) Le Zattere heißt das prächtig gepflasterte und gemauerte Ufer, welches den südwestlichen Theil der Stadt, der Insel Giudecca gegenüber, in einer Länge von 1200 venet. Schritten (5000 auf eine deutsche Meile), einschließt, und wahrscheinlich auf der Erde seines Gleichen nicht hat.

von ungefähr zwey tausend vier hundert venetianischen Fuß (etwa eine halbe deutsche Meile), welche mit Menschen angefüllt, und mit ausgehangenen seidenen Tapeten geschmückt war, bequem übersehen.

Links spiegelt sich die Insel Gludecca, nahe vor uns die Insel S. Secondo und in der weitesten Entfernung Fusina in den Strahlen der Sonne; das Meer selbst schien eine einzige große Feuermasse zu seyn.

Während ich mich an dem überaus prächtigen Schauspiel ergetzte, hatte der Zug einen so bedeutenden Vorsprung vor mir gewonnen, daß es meinem Gondoliere unmöglich fiel, denselben einzuholen. Der Kanj hatte sich nämlich aus Sparsamkeit, statt eines zweyten Ruderers, welchen ich bedungen hatte, seinen Sohn, einen Knaben von acht Jahren, zugesellt. Der Junge that freylich, was er konnte, oder vielmehr, was er nicht konnte, denn schon nach einer halben Stunde sah ich ihm die Erschöpfung so deutlich auf der Stirne geschrieben, daß, da er, aus Furcht vor seinem Vater, das Ruder nicht gutwillig aus der Hand legen wollte, ich es ihm mit Gewalt entriß und ihn auf den Boden der Gondel niederlegte, wo er nach ein Paar Minuten in einen tiefen Schlaf versiel. Der Gondoliere sagte ironisch: „L'è padrone; mà arri- vera dopo gli altri.“

Das geschah denn auch. Denn als ich endlich in Fusina ankam, war das Ufer außer mit den Gondeln, welche unmittelbar den kaiserlichen Zug bildeten, dergestalt mit Fahrzeugen aller Art übersät, daß mir keine Hoffnung blieb, weder von der feyerlichen Einschiffung Sr. Majestät des russischen Kaisers, noch von den glänzenden Zubereitungen, welche am Ufer zu seinem Empfange gemacht worden waren, das Geringste zu sehen. Ich beklagte mich darüber bey dem Gondoliere; der aber copirte, ohne es zu wissen, den George Dandin\*), und beantwortete, auf den schlafenden Knaben deutend, jede meiner Beschwerden mit dem immerwährenden Refrein: „Sior Pa voluto così.“

Indem ich so da stehend, und mich in mein Schicksal ergebend, über die einzigen drey Dinge, welche mir in die Augen fielen, über den Himmel, das Wasser und die Fahrzeuge Betrachtungen anstellte, hub der Gondoliere, der, oben auf der Gondel stehend, sich nach allen Seiten herumgesehen hatte, auf einmal triumphirend an: „Vediam, s'è possibile!“ Mit diesen Worten ergriff er das Ruder, machte einen kleinen Umweg mit der Gondel, und ruderte auf eine Stelle zu, wo die übrigen Fahrzeuge eine Lücke gelassen hatten. Hier wußte er sich so geschickt einzudrängen, und dann so unbemerkt eine Gondel nach der andern aus dem Wege zu stoßen, daß ich mich endlich, wie durch einen Zauberschlag, plötzlich ganz nahe am Ufer befand, von wo ich die gerade Aussicht in das prächtige Zelt hatte, welches vor dem Wirthshause zum feyerlichen Empfange Sr. Maj. des russischen Kaisers aufgeschlagen war.

(Die Fortsetzung folgt)

\*) George Dandin, in dem Molièreschen Stücke gleiches Namens, ein reicher Landmann, der eine Frau vom Stande geheirathet hat, ruft, indem er erfährt, daß ihm diese auch den letzten der Betrüge, an welchen er nicht hat glauben wollen, gespielt hat, zu verschiedenen Malen aus: „Ah, George Dandin, mon ami, tu l'as bien voulu.“

1.

## An Laura.

Oft hört' ich schon in milden Lenzestagen,  
 Von Blum' und Sängern, jubelnd, es verkünden:  
 „Die schönste Lust sey'n treuer Liebe Klagen.“  
 Drum ging ich aus, die Liebe aufzufinden.

An's bunte Leben wagt' ich tausend Fragen,  
 Doch konnt' es mir der Liebe Kranz nicht winden.  
 Ich zog mich hin, wo stille Tannen ragen,  
 Und suchte Lieb' in liebeleeren Gründen.

In Flut und Land, da droben und hiernieden  
 Hab' ich gesucht, und Wehmuth war die Frucht! —  
 Da sah' ich Lauren! Sie hat mir beschieden

Der Liebe Klag' und ihre sel'gen Stunden:  
 Und was ich such', und ewig nie gefunden,  
 Ich fand es da, — wo ich es nicht gesucht!

2.

## Die Nachtigall und der Betende.

Bardale saß versenkt in stille Feyer:  
 Auf neue Lieder schien sie tief bedacht. —  
 Da schwillt es plötzlich durch die weite Nacht  
 In vollen Klängen einer lauter'n Feyer.

Ein Rosenmündchen unter leichtem Schleyer  
 Begleiter's reich; — Bardale lauscht, erwacht; —  
 Die Liederseel' faßt ihre Wundermacht,  
 Und im Verein singt heller sie und freyer. —

So schweigt im Gotteshaus des Dulders Herz!  
 Er knieet feyernd in den düstern Hallen,  
 Da hört er laut, und lauter Orgeln schallen,

Der Gläub'gen stillergosfnen Liederschmerz;  
 Er lauschet auf; es will ihn mächtig fassen:  
 Mitjubelt er, und kann es nimmer lassen.

Un  
 Verona  
 derung  
 Benedi  
 eine G  
 war, d  
 der bes  
 compon  
 mußte.  
 wurde  
 musikal  
 D  
 Rossi  
 sehter  
 Spitze  
 nachth  
 über M  
 welche  
 behau  
 Stimm  
 D  
 fini  
 ihm, d  
 einer  
 dette  
 die ga

## Todesahnung.

Dich rühret mein Lied; Du fühltest meine Töne,  
Die ihre Deutung erst von Dir empfahn,  
Und was kein Opfer und kein Fleh'n gethan,  
That willig nur die schüchtern Kamöne.

Nur einmal singt in seiner ganzen Schöne  
Sein rührend' Lied der Liederharde Schwan:  
Er singt nur Eins — am Ende seiner Bahn,  
Dass es im Tod ihn für das Leben kröne.

So hab' auch ich vergebens oft gesungen;  
Doch ach! kein Lied hat Dir an's Herz geklungen:  
Nur dieß, Du Kalte, dieß nur fühltest Du.

Ich seh' es denn, ich end', und meine Quaken;  
Die Eine Thräne soll mir tausend zahlen,  
Und mit dem Liede geht der Schwan zur Ruh'.

Johann Gabriel Seibt.

## Musikalisches und theatralisches Allerley aus Italien.

(Fortsetzung.)

Unterdessen rückte die Zeit immer näher heran, und Herr Rossini, welcher nach Verona gereist war, hatte nicht allein keine Muße gehabt, die vorgeschlagene Veränderung mit dem zweyten Acte vorzunehmen, sondern er traf auch bey weitem später zu Benedig ein, als sonst die Sitte des Theaters und die notwendige Eile, mit welcher eine Carnevals-Aufführung betrieben werden muß, zu gestatten pflegt. Die Folge davon war, daß der Componist, statt, wie er sich anheischig gemacht hatte, den zweyten Act, der besonders in Rom mißfallen hatte, ganz neu zu setzen, nur ein einziges Terzett componiren konnte, und sich im übrigen mit Stücken aus seinen andern Opern helfen mußte. Die Verzögerung und Stockung, welche hierdurch in den Proben entstand, wurde durch die Unkunde des Tenoristen Sinclair, eines Engländer's, der weder musikalisch seyn, noch die italienische Sprache verstehen soll, vermehrt.

Daß unter so bewandten Umständen einer Seits das Verhältniß zwischen Herrn Rossini und der Direction, ander Seits zwischen beyden und dem Publicum, welchem letzteren natürlich keiner dieser Umstände verborgen bleiben konnte, auf eine gefährliche Spitze gestellt wurde, begreift sich von selbst. Dazu kam, daß sich von allen Seiten nachtheilige Gerüchte über das respective Talent der engagirten Sängers, besonders über Mad. Colbran, verbreiteten, welche letztere, versicherten diejenigen Personen, welche sie in den Proben gehört hatten, gänzlich ihre Stimme verloren habe. Andere behaupteten, sie sey krank und nehme fortdauernd Medicin, um sich den Gebrauch der Stimme wieder zu verschaffen.

Das Publicum zeigte sich eingenommen gegen die Direction und gegen Herrn Rossini zugleich. Erstere, meinte daselbe, hätte sich schon dadurch die Achtung, welche es ihm, dem Publicum, schuldig sey, aus dem Auge gesetzt, daß sie in die Aufführung einer alten und noch dazu gefallenen Oper gemilligt habe, und Herrn Rossini tadelte es, daß durch seine verspätete Ankunft die Proben nur in der Eile gemacht, und die ganze Vorstellung überhaupt, so zu sagen, über's Knie gebrochen werden würde.

Die Unzufriedenheit, welche die Direction gegen Herrn Kossini äußerte, brach zuerst in der Hauptprobe bey einer Veranlassung aus, an welcher letzterer wenigstens unmittelbar unschuldig war. Der Sänger Galli, der durch die Dauer von Morgens um neun, bis Nachmittags um vier Uhr (in welcher Zeit sogar nur der erste Act hatte probirt werden können) auf das Höchste abgespannt und ermüdet, hatte eigenmächtig die Probe verlassen, und Herr Kossini, welcher ohne denselben nicht weiter probiren konnte, eben so eigenmächtig nicht allein das Orchester nach Hause geschickt, sondern auch erklärt, es werde auch für den Abend keine weitere Probe Statt finden. Die Direction, über dieses Verfahren des Herrn Kossini erbittert, ließ demselben Arrest \*) geben. Letzterer ward freylich sogleich wieder aufgehoben, die Direction ließ sogar von dem Entschlusse ab, welchen sie gefaßt hatte, eine Klage auf Schadenersatz gegen den Herrn Kossini zu erheben; aber die Erbitterung zwischen ihr und dem Componisten verblieb.

Unter solchen Umständen rückte der Tag der ersten Aufführung heran. Das Publicum begab sich in einer höchst ungünstigen Stimmung in's Theater, und der Oper ward ein Schicksal zu Theil, wie es jeder einiger Massen unterrichtete Zuschauer im Voraus erwartet hatte; gleich die ersten Scenen indisponirten das Publicum dergestalt, daß nicht allein der ganze erste Act unter fortwährendem Geräusch und Zischen zu Ende gespielt ward, sondern sich auch bey dem Schlusse desselben die ungewandtesten Beweise des Mißfallens zu erkennen gaben. Da auch das Ballet von fünf Aufzügen, welches nach demselben gegeben wurde, dem Publicum keine Theilnahme abzugewinnen vermochte, so konnte der zweite Act, während dessen die Unlust und Erschlaffung desselben den höchsten Grad erstiegen hatte, nur unter Gähnen, lautem Gelächter, Geziße und Tumulte aller Art zu Ende gespielt werden. Die Vorstellung hatte um halb acht begonnen, und dauerte bis dreypiertel auf zwey. Nicht allein die Musik der Oper mißfiel, auch die Sänger, die einzige Marianni ausgenommen, hatten mit der Ungunst des Publicums zu kämpfen. Besonders schien Mad. Colbran die Schuld büßen zu sollen, welche ihr Gatte, der öffentlichen Meinung zu Folge, gegen das Publicum verbrochen hatte. Und doch sang diese Künstlerin um kein Haar besser, noch schlechter, als sie es im vorigen Frühlinge zu Wien gethan hatte. Auch Galli, der den Mahomed spielte, ließ im höchsten Grade theilnahmlos. Freylich detonierte dieser Künstler auf eine höchst unangenehme Weise, ein Fehler, welcher ihn schon aus Paris vertrieben hat; aber weder zu Venedig, wo er noch vor zwey Jahren mit ausgezeichnetem Beyfalle gesungen hat, noch an andern Orten Italiens, war ihm ehemals daraus der geringste Vorwurf gemacht worden.

(Der Schluß folgt.)

\*) Die contractmäßige Übereinkunft, welche die Directionen mit dem Componisten und den Sängern abschließen, ist, zur Sicherstellung des Publicums, gegenseitig so verpflichtend, daß sie eine Art von Wechselkraft hat. Den Directionen wird durch dieselbe eine große Gewalt über die, von ihr engagirten Mitglieder eingeräumt. Diese Strenge ist nöthig, damit in der kurzen Zeit, in welcher in Italien eine Oper componirt und zur Aufführung gebracht werden muß, jedes Individuum um desto eifriger und bereitwilliger seine Pflicht erfülle.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Blumenkohl.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für  
**Kunst, Literatur, Theater**  
und  
**M o d e.**

Dinstag, den 21. Jänner 1823.

9

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu sammen viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Festlichkeiten während der Anwesenheit Sr. k. k. Majestät  
von Oesterreich, und der übrigen allerdurchlauchtigsten Monarchen  
zu Venedig.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Es war jetzt zwölf Uhr, also ungefähr die Zeit, um welche der erlauchte Gastfreund, welcher in Straa übernachtet hatte, eintreffen mußte. Kaum waren einige Minuten verflossen, als das Gejuchze des am Ufer harrenden Volks die Ankunft desselben zu erkennen gab. Hoch flatterte der Federbusch auf dem Hute des russischen Kaisers, welcher in einer offenen Kalesche saß, über die Köpfe der Zuschauer weg, und bezeichnete die Stelle, wo er durchfuhr. Unmittelbar vor dem Zelte absteigend, ward er hier von Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich mit sichtbar freudiger Nührung empfangen, und dann in das Zelt geführt. Letzteres blieb offen, um der versammelten Menge das Anschauen des erlauchten Gastfreundes zu gewähren. Es war ein glänzendes Frühstück zubereitet worden, von welchem aber, wie man sagt, keiner der allerdurchlauchtigsten Personen etwas genossen hat.

Nach einer kleinen halben Stunde erhielt die kaiserliche Gondel Befehl, vor der am Ufer aufgeschlagenen Brücke vorzufahren. Gleich darauf trat Sr. russische Majestät aus dem Zelte, schritt, von Sr. österreichischen Majestät und dem allerdurchlauchtigsten Vice-Könige begleitet, langsam über die Brücke, und setzte sich mit ihnen in die Gondel. Die freudige Überraschung, welche sich auf dem Gesichte desselben spiegelte, als er im Hingehen zur Gondel einen Blick auf das, vor ihm ausgebreitete Schauspiel warf, gab deutlich zu erkennen, daß ihm dasselbe eben so neu, als wohlgefällig war.

Die kaiserliche Gondel stach jetzt unter dem Jubelgeschrey des Volkes und unter dem Geläute aller Glocken Venedigs, wohin der Augenblick der Abfahrt durch ein Signal gemeldet worden war, in die See. Die Militärmusik

des Esterhazy'schen Regiments, der Marine und der neapolitanischen Gondel stimmten in die allgemeine Freude ein.

Letztere, welche ich in diesem Augenblicke zum ersten Male erblickte, war eine Nachahmung derjenigen Fahrzeuge, wie sie in Neapel Mode sind und bey ähnlichen Festlichkeiten gebraucht zu werden pflegen. Sie besaß einen hohen Bord mit weitem Bauche, und mußte, da ihre Masten nur zum Zierrathe dienten, von vorgespantten Gondeln gezogen werden. Von oben bis unten mit künstlichen Blumenguirlanden geschmückt, war ihr Anblick von ungemein phantastischer Wirkung: es sah aus, als wenn ein Blumenkorb, von ungeheurer Größe, auf den Wellen schwämme. Besetzt war die Barke von Schiffern und andern Personen, welche sämmtlich maskirt waren. Letztere spielten verschiedene Instrumente, sangen neapolitanische Schifferlieder und warfen Citronen, Apfelsinen und Pomeranzen aus, welche dann von den übrigen Gondeln im Wettkampfe aufgefischt wurden.

Je weiter sich der Zug allmählig vom Ufer entfernte und die Höhe des Molo erreichte, je ungestümer drängten die Tausende von Fahrzeugen, mit welchen die Lagunen übersät waren, von allen Seiten herbey, um die allerhöchsten Personen in der Nähe zu betrachten. Die Gondeln verwickelten sich in einen so dichten Knäul, pfliffen so haarscharf mit ihren sägefischartigen Vordertheilen an einander vorbey, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, sie würden sich eine die andere in den Grund bohren, und die darin sitzenden Personen in den Wellen begraben. Dennoch ereignete sich nicht der geringste Zufall: gerade wann die Verwicklung ihren höchsten Grad erreicht zu haben und ein Unglück unvermeidlich zu seyn schien, machte eine oder die andere Gondel eine unvermerkte Schwenkung, und plötzlich war der ganze Knäul aufgelöst. Hier hatte ich Gelegenheit, die so oft gerühmte Ruderkunst der venetianischen Gondoliere in ihrer ganzen Vollkommenheit kennen und bewundern zu lernen. Überhaupt waren diese Menschen am heutigen Tage wie umgekehrt, wie neugeboren; statt daß ihnen sonst bey der geringsten Veranlassung alle Flüche und Schimpfwörter, an welchen die gemeine venetianische Volkssprache einen so großen Vorrath besitzt, zu Gebote stehen, bewiesen sie sich heute sanft, wie die Lämmer, gaben einander, wann die Verwicklung am größten war, freundschaftliche Winke zum Ausweichen, oder legten die Ruder an die Gondel des Nachbarn, um ihr die zweckmäßigste Richtung zu geben. Der silberne Regen, welcher seit zwey Tagen auf sie herabgeflossen war, mehr aber der Enthusiasmus, welchen ihnen die Gegenwart des geliebten Monarchen und die Festlichkeiten einflößten, hatten diese Veränderung hervorgebracht. Wer sie heute sah, hätte das Sprichwort: „Wie der Fisch im Wasser“ in: „Wie der venetianische Gondoliere auf dem Meere“ umschaffen können.

Die kaiserliche Gondel hielt von Zeit zu Zeit an, um den übrigen Fahrzeugen Gelegenheit zu geben, sich ihr nähern und die allerhöchsten Monarchen nach Gefallen betrachten zu können. Nach dem Scheine zu urtheilen, war Sr. Maj. der Kaiser Alexander von dem niegesehenen Schauspieler, welches sich ihm darbot, wie entzückt: er sah unaufhörlich von der einen nach der andern Seite und theilte dann, in sichtbarer Freude, Sr. Majestät dem Kaiser Franz seine Bemerkungen mit.

Nach einer anderthalbstündigen Fahrt langte der Zug vor dem Canale

della Gi  
kleinen  
dem du  
den We  
insel in  
nacher  
ließen h  
colo ein  
narchen

De  
men ist.  
Ufern,  
werke si  
nen ode  
voni, d  
Wirkun  
fer stet  
wenn d

De  
fende v  
die Fen  
nerinne  
sind, be  
reizend  
kraft d  
Schönk  
Anzwe  
kleidun  
Frauen  
die Län

M  
Gondo  
Ponte  
dahin  
Im Au  
station  
luppen  
Gonde  
blicklic  
Lebeho  
durch  
spalier

E  
hart a  
selben  
P  
blicks

della Giudecca an. Statt, zur rechten Hand, durch diesen unmittelbar vor den kleinen Marcusplatz zu fahren, wo Se. Majestät der österreichische Kaiser mit dem durchlauchtigsten Gastfreunde an's Land steigen wollte, nahm der Zug den Weg links um das S. Marthen-Ufer und begab sich bey der S. Clareninsel in den großen Canal, um auf diesem die Stadt zu durchschiffen, und nachher erst auf dem Molo zu landen. Die meisten bürgerlichen Gondeln verließen hier den Zug und schlugen den kürzeren Weg durch den Canal S. Nicolo ein, um in der Nähe des Ponte Rialto noch einmal die verehrten Monarchen vor sich vorüberpassiren zu lassen. Ich befand mich unter den letztern.

Der große Canal bot den reizendsten Anblick dar, der mir je vorgekommen ist. Das Wasser wimmelte von Gondeln, und die Häuser an den beyden Ufern, welche bekanntlich meistens Palläste und wirkliche architektonische Kunstwerke sind, waren vom untersten bis zum obersten Stocke mit kostbaren seidenen oder damastenen Tapeten behangen. Daß hier, wie am Ufer de' Schiavoni, die weiße Farbe ausgeschlossen war, brachte eine desto wohlthätigere Wirkung hervor: in Paris, wo bey ähnlichen Gelegenheiten das Äußere der Häuser stets weiß behangen zu seyn pflegt, blendet diese Verzierung, besonders wenn die Sonne darauf scheint, das Auge auf eine höchst unangenehme Weise.

Den größten Reiz, den unwiderstehlichsten Zauber gewährten die Tausende von geschmückten, meistens schönen Frauen, mit welchen die Altanen und die Fenster der Häuser übersät waren. Mein schon früher über die Venetianerinnen gefälltes Urtheil, daß sie ein täuschender Abdruck der Pariser Frauen sind, bestätigte sich hier auf eine auffallende Weise. Dieselben ausdrucksvollen, reizenden Gesichtszüge, in welchen der Ausdruck des Witzes über die Urtheilskraft den Sieg davon trägt, doch entbloßt von aller wirklichen regelmäßigen Schönheit; derselbe Geschmack in der Toilette, frey von aller Überladung und Unzweckmäßigkeit; dieselbe graziöse Körperhaltung; dieselbe elegante Fußbekleidung, endlich derselbe Gang. In Einem möchten jedoch die Venetianer Frauen den Pariserinnen nachstehen, in der lächerlichen Gewohnheit nämlich, die längst vergessene Mode der hohen Schuhabsätze wieder aufzubringen.

Nachdem der Zug noch einmal vor mir vorüberpassirt war, mußte mein Gondolier, während die kaiserliche Barke den großen Canal hinunter, längs dem Ponte Rialto, dem Molo zuschiffte, durch einen Seitencanal den kürzesten Weg dahin nehmen. Kaum war ich hier angekommen, als auch der Zug erschien. Im Augenblicke, wo sich dieser Angesichts des Molo zeigte, begann die hier stationirende österreichische Fregatte, nebst mehreren andern Kanonier-Schaluppen, die Monarchen mit wiederholten Artilleriefalven zu begrüßen. Die Gondel landete, die allerdurchlauchtigsten Personen stiegen aus und augenblicklich hallten die weitläufigen Ufer des Molo von dem tausendstimmigen Lebehoch des versammelten Volks wieder. Ihre Majestäten schritten langsam durch ein, auf dem kleinen und großen Marcusplaze aufgestelltes, Truppenpallier und begaben sich von hier in den königlichen Pallast.

Se. Majestät der König von Neapel hatten der Festlichkeit vom Balcon des hart am Molo gelegenen Gasthofs dell' Europa zugesehen, wo Allerhöchstdieselben logirt waren.

Während das versammelte Volk auf dem großen Marcusplaze des Augenblicks harrete, wo sich, wie man glaubte, die allerhöchsten Monarchen am Fen-

ster des königlichen Pallastes auch denjenigen Personen zeigen würden, denen bis jetzt das Glück, dieselben in der Nähe zu sehen, noch nicht zu Theile geworden war, erschien Ihre Majestät die Kaiserinn auf dem Balcon der alten Procuratorwohnungen. Da dieß ganz unerwartet und ohne alle Vorbereitung geschah, so konnten nur die wenigen Personen, welche die verehrte Fürstinn von Angesicht zu Angesicht kannten, sich von der Wonne, die bezaubernden Züge derselben zu schauen, Rechenschaft geben. Die Gunst, welche die verehrte große Monarchinn dem Publicum angedeihen ließ, war um so unschätzbbarer, als die kalte Luft, welche an dem Tage wehte, mit Grunde vermuthen ließ, die körperliche Zartheit Ihrer Majestät werde Allerhöchstdieselbe verhindern, dem harrenden Volke ein solches Opfer zu bringen.

Am Abende desselben Tages ward im Theater Jenice die Oper: *Il Matrimonio segreto*, welche Se. Majestät der Kaiser von Rußland ausdrücklich zu sehen gewünscht hatte, aufgeführt. Wie erfreulich war es zu vernehmen, daß der erlauchte Monarch zu den übrigen Vorzügen Seines erhabenen Geistes auch noch den Geschmack an classischer Musik hinzufügt! Wahrscheinlich war die Kürze der Zeit Schuld daran, daß die Direction des Theaters die nöthigen Vorbereitungen zu dieser Vorstellung nicht früher, als gerade vor Anfang derselben beendigt hatte. Daraus ergab sich der Übelstand, daß die Thüren eine Stunde später geöffnet wurden, als es hätte geschehen müssen. Während dieser Zeit befanden sich mehrere Tausende von Zuschauern in einen so engen Raum zusammengedrückt, daß es einzig und allein dem geduldischen, friedfertigen Charakter des venetianischen Volks zugeschrieben werden muß, wenn, wie an jedem andern Orte unter ähnlichen Umständen sicher der Fall gewesen seyn würde, weder Unglücksfälle noch sonst irgend Excesse vorgefallen sind.

Die Eile, mit welcher man bey den Zubereitungen zu dieser Theater-vorstellung zu Werke gegangen war, hatte sogar, wie es schien, auf die Fabrication der Wachslichter, welche den Saal erleuchteten, Einfluß gehabt. Diese träufelten in Strömen auf die Personen herab, welche an den Seiten des Parterre unter den Logen ihren Platz genommen hatten. Nichts desto-weniger wollte ein großer Theil derselben lieber seine Kleider oder Mäntel Preis geben, als die Gelegenheit verlieren, die kaiserliche Loge übersehen zu können.

Gegen acht Uhr erschienen Se. Majestät der Kaiser von Rußland in der Mitte Ihrer k. k. Majestäten, Sr. Hoheit des Vicekönigs Rainer und dessen durchlauchtigsten Gemahlinn. Sämmtliche allerdurchlauchtigsten Personen nahmen in der großen, der Bühne gegenüber liegenden königlichen Loge Platz. Ein vielmal wiederholter Freudenruf erschallte ihnen sowohl aus dem Parterre, wie aus den Logen, entgegen.

Die wenige Aufmerksamkeit, welche die Italiäner, besonders die Venetianer, auf das Ganze einer Theater-vorstellung zu verwenden pflegen, zeigte sich heute in einem besonders hohen Grade: weder die Musik, noch die Vorstellung\*), welche, obgleich sie in der Eile bewerkstelligt worden war, nicht

\*) Sowohl von dieser, wie von den übrigen, während der Anwesenheit der allerhöchsten Herrschaften hier gegebenen, Theateraufführungen werde ich im musikalischen und theatralischen Allerley ausführlicher reden.

gerade zu den schlechtesten gehörte, konnte die Theilnahme des Publicums festsetzen. Aller Augen waren auf die königliche Loge gerichtet. Besonders zog Ihre Majestät die Kaiserin durch die unnachahmliche Grazie, durch die huldvolle geistreiche Sorgfalt, mit welcher Sie Ihren erlauchten Gastfreund zu unterhalten strebte, die Blicke aller Zuschauer auf sich. Se. Majestät der russische Kaiser nahm großen Antheil an der Vorstellung; ihm schien nicht allein die Musik, sondern auch der Text derselben zu gefallen, welchen letztern er mit Aufmerksamkeit nachlas.

Die ungemein verschwenderische Beleuchtung des Theaters, besonders aber die schon oben erwähnte schlechte Beschaffenheit der Wachslichter, welche im Herabtröpfeln theils auf die Logen-Ballustraden, theils an sich selbst herunter fielen und sich unten entzündeten, verursachten wiederholten blinden Feuerlärm. Glücklicher Weise ward niemand dadurch geschreckt, da man die Ursache desselben nicht allein vor Augen sah, sondern auch die Personen in den Logen das brennende Wachs augenblicklich löschten.

Die Logen waren für bedeutende Summen vermietet worden; diejenigen im zweyten und dritten Range, besonders an den Seiten, sollen mehrere hundert Ducaten gekostet haben. Der Eintrittspreis in's Parterre, welcher, wie zur Zeit des Carnevals, auf zwey Franken gesetzt worden war, hatte, als für ein italiänisches Publicum schon sehr bedeutend, nicht erhöht werden dürfen; dagegen waren die gesperrten Sitze (Scanni) zu übertriebenen Preisen, und noch dazu, durch einen höchst tadelnswürdigen Mißbrauch, unter der Hand verkauft worden, so daß selbst derjenige, der sich zu demselben hätte verstehen wollen, keinen bekommen konnte, wenn ihm die Quelle unbekannt oder unzugänglich war. Da es einmal Sitte in Italien ist, die Theaterplätze wie eine Waare zu betrachten, und sie bald theurer, bald wohlfeiler zu verkaufen, je nachdem Nachfrage darnach ist; so sollte man noch um einen Schritt weiter gehen, und, um jedem sein Recht widerfahren zu lassen, die Plätze öffentlich an den Meistbietenden verhandeln.

Am Dinstage fand die Erleuchtung des Marcusplatzes, nebst allen auf demselben gelegenen Gebäuden, der sogenannten Merceria (einer sehr schmalen, bloß von Krämern und Ausschnittshändlern bewohnten Gasse, welche, in vielfältigen Krümmungen und Umbrehungen links vom Marcusplatz, unter dem Urthurme durch, auf den Ponte Rialto führt, und hier mit den, auf demselben befindlichen Boutiken schließt), mehrerer öffentlichen Gebäude, der beyden Kirchen S. Georgio Maggiore, und der Madonna della Salute u. s. w. Statt. Wenn ich sage, daß, den glaubwürdigsten Nachrichten zu Folge, diese Illumination fünfzig tausend Franken gekostet haben soll, so kann man sich einen ungefähren Begriff von der Masse von Licht machen, welches auf einen verhältnißmäßig sehr kleinen Raum zusammengedrängt war. Der Marcusplatz, welcher mit den neuen Procuratorwohnungen (Procuratie), dem neuen königlichen Pallaste, den alten Procuratorwohnungen und der Marcuskirche (welche letztere jedoch frey steht), ein längliches, höchst verschobenes Viereck ausmacht, war folgender Gestalt erleuchtet. An jedem der zweyhundert Fenster der alten Procuratie brannten zwey Kronleuchter von drey und vier Wachslichtern, an jeder der hundert Säulen, welche die Fenster von einander trennen, eine dicke Wachsfackel, und an jeder der fünfzig Arcaden ein Kron-

leuchter von sechs Wachslichtern, also im Ganzen achtzehnhundert Lichter. Die neuen Procuratorwohnungen (mit den alten von gleicher Dimension) nebst dem königlichen Pallaste, der ungefähr ein Drittel so breit ist, waren sowohl auf den Kronleuchtern, wo vier, sechs und acht Lichter, als an den Säulen, wo jedes Mal zwey Fackeln brannten, noch reicher erleuchtet. Man konnte also rechnen, daß an den drey Flügeln des Marcusplatzes bey weitem über fünf tausend vier hundert Wachslichter brannten \*). Die Marcuskirche, als der vierte, dem k. Schlosse gegenüber stehende Flügel, war durch und durch in ihren sämmtlichen architektonischen Verzierungen erleuchtet und folglich das einzige künstlich illuminierte Gebäude des Platzes. Am vormaligen herzoglichen Pallaste und der gegenüber liegenden ehemaligen Marcusbibliothek, welche, außerhalb des Viereckes des großen Marcusplatzes befindlich, den kleinen Marcusplatz bilden, war die Erleuchtung weniger reich. Einen überraschenden Anblick gewährte der, auf dem Platze, nach der Kirche zu, freystehende Marcusthurm, welcher in seiner ganzen, 284 venetianische Fuß, oder 98 Meters betragenden, Höhe ziemlich symmetrisch erleuchtet war.

(Der Schluß folgt)

\*) Die längs des Marcusplatzes, welche durch die Nuove und Vecchie Procuratie (Procurative) gebildet wird, beträgt 505 venetianische Fuß, oder 175 Mètres, die größte Breite (nach der Kirche zu) 235 Fuß oder 82 Mètres, die kleinste (der neue königliche Pallast) 162 Fuß, oder 56 Mètres. Die vierte, freystehende Seite des Marcusplatzes die Marcuskirche, ist 148 Fuß oder 51 Mètres breit. Tausend venetianische Fuß machen eine italienische (eine viertel deutsche Meile) aus.

### Correspondenz-Nachrichten.

München den 15. Jänner.

Unser neues k. Hoftheater ist in vergangener Nacht die Beute eines schrecklichen Brandes geworden. Es wurde die Oper, die beyden Fische von Mehul, gegeben, worauf das pantomimische Ballet: die Wildschützen folgen sollte. In der Mitte des zweyten Actes geräth, wie es heute von glaubwürdigen Personen erzählt wird, die Decoration aus dem, zwey Tage zuvor gegebenen Freyschützen, welche die wilde Jagd vorstellt, durch eine ihr zu nahe gebrachte Lampe in Flammen. Man sah das Feuer durch die Hinterwand der Zimmerdecoration durchleuchten, und die Singenden wußten kaum, wo sie sich hinausretten sollten. Das Schauspielhaus war äußerst zahlreich von Zuschauern gefüllt, welche die Gefahr anfangs nur für wenig groß hielten, da es bekannt ist, daß unser neues Theater durch die zweckmäßigsten Vorrichtungen gegen Feuergefahr gesichert ist. Dessen ungeachtet schien nichts dieses herrliche Denkmahl der Baukunst retten zu können. Logen und Parterre wurden vom Publicum in der größten Ruhe und Ordnung verlassen; aber kaum trat man in's Freye, als man die Gefahr erst recht eigentlich wahrte, der ganze Vorplatz mit seiner Umgebung war taghell gelichtet, und Rauch und Flammen stiegen bereits über und hinter dem Theater hervor. Die Sänger und Tänzer (welche letztere wegen dem Ballette, das hätte folgen sollen, schon angezogen in Bereitschaft standen) nahmen zum Glück nur Schaden an ihren Kleidern, aber unter den Arbeitenden sind viele Personen gefährlich am Leibe beschädigt worden. — Was die Gefahr bedeutend vergrößerte, ist der Umstand, daß dieses neue Theater vermittelst des alten, worin nur mehr die italienischen Opern gegeben werden, mit der Residenz genau zusammenhängt, und es hätte nur eines leisen Windes bedurft, so wären die Wohnungen der allerhöchsten königlichen Familie gleichfalls ein Raub der Flammen geworden. Die Hülfe von Außen kam leider bey diesem Brande etwas spät an; ich begegnete, als ich zur Beruhigung der Meinigen auf Au-

genblide nach Hause eiste, noch keine Feuerspritze; sie langte erst an dem Orte des Unglücks an, als ich schon wieder zurückgekehrt war.

Das Militär arbeitete in dieser Nacht mit der äußersten Anstrengung: man kann fast sagen, es ruhte die ganze Last dieser mühevollen Nacht auf seiner kräftigen Hüfte. Der Brand währte die ganze Nacht hindurch; man mußte froh seyn, das Theater an der Residenz und letztere selbst zu retten; das neue Theater, von dessen Effecten gleichfalls fast nichts gerettet werden konnte, mußte man ganz seinem Schicksale überlassen. Da steht es nun, ausgebrannt bis auf das nackte Gemäuer: gestern noch die schönste Bierde der Stadt, heute eine rauchende Ruine. — Die Gefahr für das alte Theater war so groß, daß man bereits die Couliissen einriß, und auch schon die Art an die Loge zu setzen begann, als vom Hofe Gegenbefehl kam.

Das neue Theater wurde den 12. October 1818, sieben Jahre nachdem der Grundstein dazu gelegt war, eröffnet. Es war ein Werk ersten Ranges in der höhern Baukunst. Im Jahre 1817 den 16. April brannte der auf dem Arbeitsplaz dafür fertig liegende Dachstuhl ab. Das Theater faßte bey 4000 Zuschauer in sich. Der vor nicht langer Zeit verstorbene, sehr geschickte Architect, Hr. Prof. Fischer, war sein Erbauer.

Unser Carneval ist mit diesem Brande wohl großen Theils zu Ende. Im Theater am Markthore war am Abende zuvor ein recht artiger Maskenball, künftigen Montag hätte im neuen k. Hoftheater der erste Maskenball seyn sollen. Dafür haben nun die Gulen und Fledermäuse freye Entrée an einem Orte, der noch vor Kurzem der glanzreiche Aufenthalt aller idealen sowohl als realen Schönheiten gewesen. — Die große Pantomime, die Silber Schlange, wurde zwey Tage hinter einander in voriger Woche mit dem größten Beyfalle gesehen, und hätte am nächsten Sonntage wieder aufgeführt werden sollen.

Am vorigen Sonntage würde der Frenschüze gegeben, und da Mad. Despermann an sich in gesegneten Umständen befindet, sang Mlle. Sigl in der Rolle der Agathe, und erwarb sich — was nach einer solchen Vorgängerinn gewiß nichts Leichtes ist — allgemein rauschenden Beyfall. — Die liebe, gute Mlle. Sigl, sie machte gestern die Henriette in den beyden Fächsen, und kann vom Glück reden, daß sie nur mit einem leichten Falle, mit verbrannten Schuhen und dem Verluste ihrer Ringe davon kam!

Ihre Majestäten der König und die Königin besichtigten heute die Überreste Ihrer ersten Bühne, und waren sichtbar über deren schreckliches Ende bewegt.

### Musikalisches und theatralisches Allerley aus Italien.

(S c h l u ß.)

Das absolute Mißfallen der Oper *Mahomed* ist nicht allein an sich selbst, sondern auch in seinen begleitenden Umständen, für Herrn Rossini, besonders für seine Gattinn, ein höchst unangenehmes Ereigniß. Da die neue Oper: *La Morte di Semiramide*, noch lange nicht vollendet ist; so muß der *Mahomed* jeden Abend vor wie nach, wenn gleich vor leeren Logen und Bänken, aufgeführt werden, und jeden Abend ist nicht allein die Musik, sondern auch Mad. Colbran regelmäßig den Mißfallsbezeugungen der wenigen Zuschauer, welche sich eingefunden haben, ausgesetzt. Letzterer untersagt es noch dazu ihre Ehre, unter irgend einem Vorwande, selbst dem der Krankheit, die Rolle abzutreten, will sie nicht ihrer Double einen Triumph verschaffen, der dieser unvermeidlich zu Theile werden dürfte, und wenn sie die Rolle auch noch weniger gut, als sie selbst sänge. So bietet Mad. Colbran ein Schauspiel dar, welches nicht allein ihre Freunde mit Schmerz erfüllt, sondern auch das Mitleid gleichgültiger, ihr fremder Personen für sie rege macht.

Die Musik von *Mahomed* ist nicht allein nach der ersten Vorstellung fast bis auf die Hälfte zusammengestrichen, sondern auch in die Rolle der *Mariani* ein Rondo von einem andern Meister eingesezt worden. Mit letzterm versucht es diese, den feindlichen Dämon, der über die Oper herrscht, zu beschwören. Wie eingesonnen das Publicum gegen Herrn Rossini ist, davon zeiget untern andern auch dessen unanständiges Verlangen, daß die Musikstücke des Ballets, welche von diesem Componisten herrühren, durch andere ersetzt werden sollten.

Nicht ohne Grund wird das Theater Venice von dem hiesigen Publicum für den Stütz- und Glanzpunct des Carnevals gehalten. Je ausgezeichneter der Beyfall ist, welchen die erste, auf demselben gegebene Oper erhält, desto zahlreicher strömen die Einwohner aus den umliegenden Städten herbey, und desto mehr Geld wird während dieser Zeit in Umlauf gesetzt. So begreift sich's, wie das Mißfallen des *Mahomed* von den Venetianern als eine Staatsangelegenheit betrachtet werden kann; in den Kaffeh- und Speisehäusern, auf dem Marcusplatz, in den Boutiken der Merceria, ja in allen Gesellschaften, hört man von nichts, als von diesem Gegenstande reden. „Ehben, Sior, e la Fenice.“ Mit dieser Anrede wird das Signal zu einer Reihe von Klagedern gegeben, welche jedes Mal mit der Phrase enden: „Ma cosa sarà mai di sta povera Fenice!“

Es ist hinlänglich, nur nicht in dieses allgemeine Lamento mit einzustimmen, um schon mit scheelen Blicken angesehen zu werden; sich gar offen für Herrn *Rossini* zu erklären, möchte dem wackeren Kämpen eine fühlbare Lection zuziehen. Dieß Schicksal wäre um ein Haar breit einem hiesigen Journalisten, einem Freunde des Componisten, welcher sowohl mündlich als in einem gedruckten Zeitungsartikel, die Musik zum *Mahomed* und den Gesang der *Mad. Colbran* vertheidigt hatte, auf dem Florianischen Kaffehhause zu Theile geworden.

Die Venetianer sind das gutmüthigste und ruhigste Völkchen der Erde. Aber wenn sie für einen Steheplatz in der Venice den, ihrer Meinung nach, ungeheuern Preis von zwey Franken bezahlt haben, so tritt sie eine wahre Wuth an, wenn die Oper nicht nach ihrem Geschmacke ausfällt. Davon habe ich, während der ersten Vorstellung des *Mahomed*, Beyspiele gesehen, welche halb lächerlich, halb wahrhaft furchtbar waren. Wie einst Augustus ausrief: „Vare, rende mihi legiones meas,“ so forderte hier einer seine zwey Franken (für einen Steheplatz), dort einer seine vierthalb Franken (für einen Sitzplatz), ein dritter in einer Loge sogar zehn, zwanzig, dreyßig und mehrere Ducaten zurück. Andere wünschten dem Componisten Glück auf die Reise nach Paris und London, (wohin er, wie es heißt, im künftigen Sommer ganz bestimmt gehen wird), und setzten hinzu, er möge da bleiben, wenn er nichts gescheideres als den *Mahomed* zu machen verstände.

Es ist zu wünschen und steht bey dem Genie, welches fast ganz Europa dem Componisten in so reichem Maße zugestehen zu müssen glaubt, zu hoffen, daß die zweyte Oper: *La Morte di Semiramide*, einen desto glänzenderen Triumph erringen möge. Böse Propheten fehlen aber auch hier nicht; man meint, es sey unmöglich, daß Herr *Rossini* in Zeit von fünf Wochen eine wahrhaft originale tragische Oper zu schreiben vermöchte. Es ist nämlich unerlässlich nothwendig, daß, soll die Direction nicht noch einen größeren Schaden erleiden (den Verlust, welchen ihr das Mißgeschick des *Mahomed* verursacht, schlägt sie selbst auf vierzigtausend Franken an), die zweyte Oper wenigstens am Ende des Janners zur Aufführung komme. Nun ist aber bekannt, daß Hr. *Rossini* bis zum beendigten Arrangement des *Mahomed* am Tode der *Semiramis* noch wenig, oder fast gar nicht, gearbeitet hatte.

Sollte es das Unglück wollen, daß auch diese Composition mißfiele; so ist nicht wohl abzusehen, wie Hr. *Rossini* theils mit der Direction, theils mit dem hiesigen Publicum, fahren dürfte. Erstere wird alsdann ihren, schon früher gefaßten Entschluß, gegen den Componisten einen Prozeß auf Schadenersatz zu erheben, ausführen und den Grund ihrer Klage theils auf die unmöglich gemachte Aufführung der *Semire*, theils auf das, vom Componisten nicht erfüllte Versprechen, den zweyten Act des *Mahomed* völlig neu zu componiren, stützen. Wie weit die Excesse gehen würden, welche sich das Publicum erlauben dürfte, steht nicht wohl abzusehen.

In meinem nächsten Berichte werde ich eine ausführlichere Anzeige sowohl von der Musik, als vom Texte des *Mahomed* liefern.

G. L. P. Sievers.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 23. Jänner 1823.

10

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zu sammieln viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Festlichkeiten während der Anwesenheit Sr. k. k. Majestät  
von Oesterreich, und der übrigen allerdurchlauchtigsten Monarchen  
zu Venedig.

Von G. E. P. Siebers.

(Schluß)

Die Zubereitung zu der Illumination des Marcusthurnes, welche vierzehen Tage gedauert und große Schwierigkeiten dargeboten hatte, war während der ganzen Zeit vom Morgen bis zum Abend von einer Menge von Zuschauern voll höchster Neugierde angestaunt worden. Man mußte bedauern, daß der heftige Nordostwind, welcher an dem Abende wehte, die Lampen des Thurns schon in der ersten Stunde auslöschte.

Schön nahmen sich die, dem Molo gegenüber liegenden Kirchen, S. Giorgio Maggiore und Madonna della Salute aus, welche durch die Finsterniß der Nacht, über den Molo hinaus, wie Sternbilder am dunkelblauen Himmel, glänzten.

Eine besondere Sorgfalt hatte man auf die Erleuchtung der Merceria verwandt. In dieser engen, kaum drey bis vier Schritt breiten Gasse war nicht allein jede Boutik höchst verschwenderisch erleuchtet, sondern auch mitten in derselben, und zwar in den allerkürzesten Zwischenräumen Kronleuchter von jedes Mal sechs Wachslöchtern aufgehängt, außerdem noch die Vorderseite der Häuser mit den kostbarsten farbigen Teppichen geziert worden. Diejenigen Personen, welche das Glück gehabt haben, die Erleuchtung dieser Gasse zu sehen (welches, da das Commando der Stadt es für gut befunden hatte, die sämtlichen Zugänge zu derselben von Militär sperren zu lassen, nur einer kleinen Anzahl Auserwählter, zu der ich nicht gehört habe, widerfahren ist), versichern, sie habe einem prächtig erleuchteten, unendlich langen Gesellschaftssaale mit fortlaufenden, glänzend verzierten Nebencabinetten geglichen. Ich darf diesem Urtheile beystimmen, da ich die Gasse Nachmittags besucht, und

den Zubereitungen zu der Erleuchtung und Ausschmückung der Boutiken mit zusehen habe.

Da die Nachtschwärmerey des hiesigen Volks sogar die untersten Classen angesteckt hat; so dauerte, bey dieser besondern Veranlassung, der Jubel in den Straßen bis am folgenden Morgen um fünf und sechs Uhr fort. Um zwey Uhr waren die Kaffehäuser auf dem Marcusplaz noch dergestalt mit Herren und Damen angefüllt, daß man sich nicht darin umwenden konnte.

Am Mittwoche ward, auf besonderes Verlangen Sr. Majestät des russischen Kaisers, die Vorstellung des *Matrimonio Segreto* wiederholt. Ruhm dem erlauchten Monarchen, der unter der Menge von ephemerären musikalischen Erscheinungen ein classisches Werk hervorhebt, welches dem Modesanatismus kaum mehr dem Namen nach bekannt zu seyn scheint; Ruhm dem erlauchten Monarchen, dessen geläuterter musikalischer Sinn die Vortrefflichkeit der genannten Composition selbst durch eine mittelmäßige Aufführung hindurch, welche den Halbkenner von einer nochmaligen Anhörung derselben abgeschreckt haben würde, zu ahnen vermag!

Über das Hofconcert am Donnerstag Abend kann ich nur vom Hörensagen Bericht erstatten. Von den Sängern und Sängerinnen (den Herren *Rossini* (dem Componisten) und *Galli*, und den Damen *Colbran* und *Mariani*), welche sich haben hören lassen, soll es Herrn *Rossini* mit dem Vortrage der Arie des *Figaro*, aus seinem *Barbier von Sevilla*, zu welchem er sich bloß mit dem *Fortepiano* accompagnirt hat, gelungen seyn, den Beyfall des allerdurchlauchtigsten Auditoriums zu erringen. Sämmtliche kaiserliche und königliche Majestäten haben, wie es heißt, den Künstler nicht allein ansehnlich beschenkt, sondern auch geruht, ihm die schmeichelhaftesten Complimente zu machen.

Am Freytag wohnten die allerhöchsten Herrschaften einem, von dem hiesigen Dilettantenvereine im Theater *S. Benedetto*, öffentlich zum Besten der Armenanstalt gegebenen Concerte, bey. Neuer Jubel von Seiten des Publicums bey'm Erscheinen derselben und während des Concerts. Abermals zog Ihre Majestät die Kaiserinn durch ihre einnehmende graziöse Haltung, so wie durch eine höchst glücklich gewählte Toilette, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Auch Ihre Hoheit, die Viceköniginn *Rainer*, glänzte, umstrahlt von den Reizen frischer Jugendblüthe, in holder Unschuld und Anmuth.

Da das wirkliche *Wettschiffen* (*Regata*), welches man Anfangs *Wilens* gewesen war, bey Anwesenheit der erhabenen Gäste zu geben, nicht Statt finden konnte; so ward am Sonnabende eine Komödie, betitelt: *La Regata*, aufgeführt, welcher nicht allein das *Wettschiffen* selbst zum Grunde lag, sondern worin auch zugleich eine sinnliche Vorstellung von diesem ehemals so berühmten Wasserfeste gegeben ward. Was diese *Regaten* im Allgemeinen sind, habe ich schon in meinen *Skizzen aus Venedig* gemeldet. Folgender Nachtrag dazu wird hoffentlich nicht ohne Theilnahme gelesen werden.

Zur Zeit der Republik war es sehr natürlich, daß auch die *Gondelführer*, welche keinen unbeträchtlichen Theil der Bevölkerung ausmachten, einen Staat im Staate zu bilden versuchten, und sich selbst der That, wenn auch nicht dem Namen nach, in adelige und bürgerliche eintheilten. Man erzählt von der

Kaffen  
Sitten  
verhe  
übt ha  
abgezo  
nicht s  
mehr  
Wettsch  
sechs  
pflege  
in der  
diejen  
sich al  
öffentl  
liche  
Indiv  
fen be  
Gond  
selben  
Palla  
Rialto  
zuerst  
Kunst  
Gesch  
mit d  
von d  
um si  
ersten  
rend  
vorko  
wäre  
auch  
um d  
deln  
Die  
gewi  
oder  
führt  
Stad  
nann  
selbe  
Regi

delfü

Kastenbuth dieser Leute fast ungläubliche Dinge, es soll nicht allein strenge Sitte bey ihnen gewesen seyn, sich nur in gewisse, ausgezeichnete Familien zu verheirathen, sondern auch einer über den andern ein solches Ansehen ausgeübt haben, daß es Individuen gegeben hat, vor welchen die Übrigen nur mit abgezogenem Hute reden durften. Eine solche persönliche Auszeichnung mag nicht sowohl die Folge von etwas weniger Geld- oder Geistesarmuth, als vielmehr von dem Ansehn gewesen seyn, welches dem jedesmaligen Sieger in den Wettschiffen zu Theile ward. Man kennt noch jetzt lebende Gondelführer, welche sechs und mehrere Male den Preis davon getragen haben. Ihre Nachkommen pflegten die Bildnisse derselben malen und mit eben so vielen Fahnen, als sie in den Regaten errungen hatten, ausschmücken zu lassen. Man erzählt, daß diejenigen unter ihnen, welche bereits mehrere Preise errungen hatten und sich also eine besondere Geschicklichkeit zuschreiben zu können glaubten, oft durch öffentliche Anschlagzettel zu Privatwettschiffen um bestimmte, meistens beträchtliche Summen Herausforderungen ergehen ließen und daß diese von andern Individuen mit großer Bereitwilligkeit angenommen wurden. Das Wettschiffen begann da, wo jetzt die Giardini pubblici sind. Von hier steuerten die Gondeln um die ganze Südwestseite der Stadt, bogen dann im Norden derselben bey der Insel S. Chiara in den großen Canal und ruderten bis zum Pallaste Foscarei, welcher in der Mitte desselben, im Angesichte des Ponte Rialto liegt, wo die Siegesfahnen aufgesteckt waren \*). Derjenige, welcher hier zuerst ankam, riß die erste, der zweyte die zweyte Fahne, u. s. w. ab. Die Kunst, das Ziel zu erreichen, bestand nicht allein in der mehr oder mindern Geschicklichkeit und Kraft, geschwind zu rudern, sondern auch im Manövriren mit der Gondel. Oft ereignete es sich nämlich, daß die erste Gondel so nahe von der zweyten gefolgt ward, daß sie derselben den Weg versperren mußte, um sich nicht von ihr den Vorsprung abringen zu lassen. War der Führer der ersten Gondel geschickter im Manövriren als der zweyte; so konnte er während dieser Zeit frische Kräfte sammeln und seinem Nebenbuhler von neuem zuvorkommen. Nicht selten benühten die übrigen Gondeln diese Gelegenheit, um während der Zeit zwischen den beyden ersten durchzuschlüpfen. Daher gehörte auch noch die vollendete Kenntniß der Lagunen und des großen Canals dazu, um das Manövriren nur in einem schmalen Fahrwasser, wo die übrigen Gondeln nicht daneben zu rudern vermochten, mit Erfolg anwenden zu können. Die Gondelführer waren nicht allein in gewisse Classen, sondern sogar in gewisse Factionen getheilt, welche ähnlich der weißen und der rothen Rose, oder den Guelfen und Gibellinen, Kriege auf Leben und Tod mit einander führten. Eine derselben, die Castellani und die Niccolini (erstere von dem Stadtviertel des Castells, letztere von ihrem Hauptanführer Niccolò so genannt), soll noch bis auf die letzten Zeiten gedauert haben: den Excessen derselben, welche oft in Mord und Todschlag ausgeartet sind, hat die damalige Regierung nur durch die ernstlichsten Maßregeln Einhalt thun können.

Die Komödie: „La Regata“ hatte folgenden sehr magern Inhalt. Ein Gondelführer soll nur dann die Tochter eines stolzen Gondoliers zur Frau be-

\*) Diese Distanz beträgt, nach einer ungefähren Ausmessung auf dem Plane von Venedig, 4500 venet. Schritte, oder bey weitem über eine deutsche Meile.

Kommen, wann er bey der, eben zu haltenden, Regate, den ersten Preis davon getragen haben wird. Von seinem Vater in sehr pomphaften Reden zu Muth, Kraft und Ausdauer angefeuert und ernstlich angewiesen, Angesichts der Kirche der Modonna della Salute (vor welcher das Wettschiffen vorbezieht) die heilige Mutter Gottes um Hülfe anzusehen, zieht der junge Gondelführer in den Kampf, erhält den ersten Preis und mit ihm die Hand seiner Geliebten. Diese dürftige Handlung war durch die Dazwischenkunft einer, dem Hause befreundeten Frau, welche behauptet, kein anderer, als ihr eigener Sohn werde in der Regate siegen, zu einer ermüdenden Langweiligkeit ausgesponnen, an welcher sich diejenigen Zuschauer, welche Kenntniß des venetianischen Dialects und Geschmac an Gondelführerscenen, welche ungefähr mit denen der Fischerweiber gleichbedeutend sind, besaßen, recht wohl unterhalten haben mögen. Die meiste Wirkung hatte man von der Decoration des zweyten Acts erwartet, welche die, zwischen dem Pallaste Foscarei und dem Ponte Rialto liegende Gegend des großen Canals vorstellte; allein die Ausführung entsprach der Erwartung im geringsten nicht. Der Verfasser Hr. V o r s a t o \*), Lehrer an der hiesigen Akademie der bildenden Künste, ist ein braver Landschaftsmaler, scheint aber die Perspective fast nach den Grundfäzen der Miniaturmalerey zu behandeln. Die Decoration, überladen mit Einzelheiten und in einen zu engen Raum zusammen gedrängt, ließ ganz effectlos. Eben so wenig befriedigte die übrige Scenerie, welche die Localitäten des großen Canals darstellen sollte; lächerlich war es besonders, daß die Gondeln, statt durch eine Mechanik hin und her bewegt zu werden, von den, hinter denselben gehenden, Gondolieri mit den Händen getragen werden mußten. Was aber der ganzen Vorstellung das Ansehen einer wahren Parodie gab, war die eingeschaltete Scene, wo zwey wirkliche Gondolieri, welche zu dem Ende aus der Classe der letzten mit Fleiß ausgelesen worden waren, Stücke aus dem Tasso hersagen mußten. Es hat mich gefreut, mich von vorn hinein über die dichterischen und musikalischen Anlagen dieser Leute nicht getäuscht zu haben; es gibt nichts Lächerlicheres, nichts Geschmackloseres, nichts Ohrenzerreißenderes, als diese Declamation Tasso'scher Verse, im Munde der Gondolieri. Sie tragen dieselben recitativisch, ja sogar im Tacte, vor; zeigen dabey aber eine solche Unkunde der Musik, daß sie kein einziges consonirendes Intervall weder im diatonischen, noch enharmonischen, oder chromatischen Systeme treffen, sondern alles auf's Gerathewohl abschreyen. Den größten Effect scheinen sie damit zu beabsichtigen, daß sie, was alle Augenblicke geschieht, bey dem Schlusse eines Verses den folgenden einen Viertelton höher ziehen und diesen wieder in derselben Leyer

\*) Herr Vorsato hat die Verzierungen der Theater Fenice, S. Benedetto, S. Luca und S. Grisostomo verfertigt. Nach diesen Arbeiten zu urtheilen möchte der Künstler bey weitem ausgezeichnetere in der Landschaft, als in der Zimmer- und Decorationsmalerey seyn. Ich habe drey Gegenden aus der Stadt Venedig (den Marcusplatz, das sogenannte Zimmer mit den vier Thüren im ehemaligen herzoglichen Pallaste, und einen Theil der oben angeführten Gegend des großen Canals, den Standpunct im Gasthose zum weißen Löwen genommen, mit der Aussicht auf den Ponte Rialto) von Herrn Vorsato gesehen, welche mir als Werke von großem Werthe erschienen sind. Sämmtliche drey Stücke hat, wie es heißt, der Künstler nach England verkauft.

abgurgeln, wie den vorigen. Die ganze Vorstellung ließ überhaupt im höchsten Grade unbefriedigt. Die allerhöchsten Herrschaften, welche derselben Anfangs in der Seitenloge incognito beywohnten, wo aber ihre Anwesenheit gleich in den ersten Augenblicken von den Beyfallsbezeugungen des anwesenden Publicums verrathen wurde, begaben sich zu Anfange des zweyten Actes in die große Mittelloge, um die besagte Decoration desto besser übersehen zu können, und verließen, nach Ende des ersten Stück, das Theater, ohne das Nachspiel zu sehen.

Am Sonntage reiste Se. Majestät der Kaiser von Rußland von Venedig ab, und Tages darauf folgten ihm Ihre Majestät der Kaiserin und die Kaiserin von Oesterreich; Ihre königliche Hoheit, der Vicekönig und die Vicekönigin, verweilten noch einige Tage.

Wie es heißt, soll Se. Majestät der Kaiser von Rußland zu oft wiederholten Malen das höchste Wohlgefallen mit seinem hiesigen Aufenthalte zu erkennen gegeben, und die Kunst- und örtlichen Merkwürdigkeiten, an welchen Venedig so überaus reich ist, die wärmste Theilnahme desselben in Anspruch genommen haben. So viel es immer in dem kurzen Zeitraume möglich gewesen ist, hat der erlauchte Gast, jeden Tag seines Hierseyns von früh Morgens bis zur Nacht, zum Besuche der sehenswürdigsten Gegenstände angewandt, manchen unter ihnen sogar eine detaillirte Aufmerksamkeit geschenkt. Unter den Künstlerwerkstätten hat besonders diejenige des Bildhauers Bosa seine besondere Theilnahme erregt, und letzterer, wie es heißt, den Auftrag erhalten, eine Bacchantin von Stein (ein Meisterstück nach der Meinung aller Kenner) in Marmor auszuarbeiten und sie nach Petersburg zu senden. Hr. Bosa ist derselbe Künstler, welchem die Verfertigung des Winkelmannischen Monuments, und noch zweyer anderer, des vormaligen höchstverdienstvollen Gouverneurs von Triest, Baron von Rossotti, und des daselbst verstorbenen Kaufmanns Trapp, übertragen worden sind. Diese Monumente werden sämmtlich in einer der Kirchen zu Triest aufgestellt werden. In so fern sich von dem Beginne dieser Werke auf die Vollendung schließen läßt, scheinen sie Producte von großem Kunstwerthe zu werden.

Während Se. Majestät der Kaiserin von Oesterreich sich meistens im Innern Seiner Gemächer mit den Angelegenheiten des Landes beschäftigte, hatte die allerdurchlauchtigste Kaiserin die meisten öffentlichen Institute, besonders die der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, besucht und daselbst sprechende Beweise Ihrer Fürsorge und Obhut gelassen. Auch Ihr hat es gefallen, die Werkstatt des oben erwähnten Künstlers Bosa zu besuchen und demselben sowohl über verschiedene seiner Werke, zum Beispiele, über die genannte Bacchantin, wie auch über seine beyden Söhne, welche, der eine von vierzehn und der andere von achtzehn Jahren, schon Beweise eines großen Talents für die Sculptur an den Tag gelegt haben, in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ihre Zufriedenheit zu erkennen gegeben. Wo auch immer Ihre Majestät die Kaiserin erschienen ist, haben die Grazie und Liebenswürdigkeit Ihrer huldvollen Persönlichkeit den Beweisen, welche Sie von Ihrem scharfsinnigen Geiste und Ihrer Herzensgüte gegeben, in Aller Gemüthe einen um so erfreulichern Anklang hervorgebracht.

Venedig war, während der Anwesenheit der durchlauchtigsten Monarchen,

überfüllt mit Fremden; die Folgen davon zeigten sich in der Erhöhung aller Preise, besonders der Lebensmittel und der Wohnungen, auf eine auffallende Weise. Es ist keinem Zweifel unterworfen, Venedig würde sich die glücklichste Stadt der Erde wähen und seine Einwohner an Treue und Ergebenheit gegen den Monarchen keiner anderen Stadt des Kaiserthums weichen, wenn es ihr gewährt würde, zur Mitresidenz des lombardo-venetianischen Königreichs erhoben zu werden.

Venedig, Ende Decembers 1822.

### Schauspiel.

Im Hoftheater nächst der k. k. Burg den 14. Jänner zum ersten Male: „Zwey Nächte zu Balladolid.“ Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen.

Dieses Stück gehört zu den besten dichterischen Hervorbringungen dieser Gattung, welche die deutsche Bühne in neueren Zeiten erhalten hat. Um dieses Urtheil zu begründen, müssen wir in Kürze den Inhalt vorausschicken.

Estela, die schönste Frau in Balladolid, ist mit Don Garcia, einem zwar biederen, ehrenhaften, aber rauhen spanischen Ritter vermählt. Sie hatte, gegen ihre Neigung, ihm die Hand gereicht, um durch seine Fürbitte die Begnadigung ihres, zum Tode verurtheilten, Vaters zu erwirken.

Aber durch diese kindliche Aufopferung wurde Don Fugace, ihr Geliebter, grenzenlos unglücklich. In seinem, an Wahnsinn grenzenden, Zustande der Verzweiflung, von Don Pedro, im Gefolge des Infanten, durch giftige Worte des Spottes gereizt, stieß er ihm das Schwert in die Brust und mußte, als Mörder, entfliehen. Auf den langen Irrwegen bringt ihn Elend und Krankheit dem Grabe nahe; aber er kann nicht sterben, ohne die geliebte Estela noch einmal zu sehen.

„Denn je näher

Sin ich wankte zu dem Grabe,  
Immer heft'ger fühl' und heißer  
Ich von Sehnsucht mich durchglüht,  
Einmal noch in diesem Leben  
Sie zu sehn, die lichtumstrahlte  
Quelle meiner Qual und Lust!  
Und empor vom Krankentlager  
Rafft' ich mich; und ohne Scheuen,  
Ob Gefahren mich bedräuen,  
Ob, eh' ich hierher gelange,  
Früher nicht mich Tod umfangt,  
Eil' ich her!“ —

Mit diesen Worten erzählt er selbst den Beweggrund seines unvermutheten Erscheinens zu Balladolid.

Don Fugace erscheint aber gerade zu der Zeit, als Don Garcia vom Könige Befehl hat, nach Burgos mit Briefen an die Königin zu reiten.

Auf eben diesen Zeitpunkt der Abwesenheit berechnet Don Nunez, Garcia's jüngerer, neidisch und feindselig gesinnter Bruder, seinen Plan, die schöne Estela, um deren Hand er einstens ebenfalls geworben, mit Hilfe einer gedungenen Rotte von Mohrenslaven gewaltthätig zu entführen, wofern sie nicht gutwillig seine Wünsche erhören will.

So ziehen sich von zwey Seiten schwere Gewitterwolken zusammen, welche sich in Don Garcia's Abwesenheit über sein Haus entladen sollen. Zwar scheidet er ruhig, denn Estela betheuert ihm:

„— Was ich selbst mir schuldig bin und Euch,  
Weiß ich, Don Garcia. — Zieht unbekümmert,

Bey allen Engeln! Rahte mir Gewalt,  
 Ich fühlte Kraft und Muth sie abzuwenden,  
 Bin ich auch nur ein Weib. Von diesen Händen  
 Weilt eher fändet Ihr dieß Haus zertrümmert,  
 Als daß Ihr's seht der Schande Aufenthalt!" —

In diesen Grundtätzen handelt Estela in den zwey Nächten zu Valladolid, nicht  
 nur gegen den türkischen Ruz, sondern auch gegen Don Fugage, als diesen ihre Die-  
 nerinn Lisarda aus Mitleid in's Haus führt. Zwar kann sie die Gefühle ihres Herzens  
 bey'm Anblicke dieses unglücklichen Liebling's nicht verbergen; seine rührende Beredsam-  
 keit entreizt ihr, zu seiner Tröstung, das Geständniß:

„Ich liebe Euch, nur Euch! Kein anders Bild  
 Heß' ich im stillen Grunde meines Busens. —  
 Was Ihr gehört, was Euch mein Mund gestand,  
 In dieser Stunde, laßt's lebendig seyn  
 In Eurer Brust! Laßt dieses Wort der Liebe  
 In trüber Dämmerung Eurer Seele leuchten,  
 Wie eines Sternes mildes Glänzen oft  
 Dem Schiffer lächelt, der die Fluth befährt  
 In Sturm und Ungewitter! — Doch nun geht  
 Und seht mich niemals wieder, hört Ihr, nie!  
 — — — — — Fort von mir!

Mehr als ich geben durfte, gab ich nun,  
 Und ein Bekenntniß, das der Tod mir nicht  
 Entreißen sollen, Euer Anblick hat's,  
 Es hat es Reizung, Mitleid mir entrissen,  
 Und nun bey allen Engeln schwör' ich Euch!  
 Naht Ihr Euch einmal noch im Leben mir,  
 Durchbohrt' ich diese Brust mit eigner Hand.  
 Wie ich Euch liebe, eh' ich meinen Gatten. . . .  
 Lebt wohl, und geht mit Gott! Ihr seyd sehr krank,  
 Ich seh' es, theurer Freund! (In Thränen ausbrechend)  
 Geneset nicht!

„Glaubt mir, zu innig lieb' ich Euch,  
 Als daß ich Euch Genesung wünschen möchte!  
 Ein nahes Ende wünsch' ich Euern Leiden;  
 Mög' Euch vom Leben bald der Himmel rufen,  
 Und mich mit Euch! — Mich drückt des Tages Schwüle,  
 Nicht mehr ertrag' ich's! Auf dem sonnenbrannten  
 Durchglüh'ten Sande sint' ich lebend hin! —  
 Nehmt mich mit Euch in Eures Grabes Kühle! —

Diese effectvolle Scene wird durch das plötzliche Geräusch eines Ankommenden  
 unterbrochen, dessen Blicken Estela den Don Fugage hinter einer Biende im Nebenges-  
 made zu entziehen eilt. Der Ankommende ist Don Garcia, der unvermuthet in sein  
 Haus zurückkehrt, weil sein Ritt nach Burgos auf morgen verschoben ist. Er bemerkte  
 im Annahen einen Mann, der an der Pforte des Hauses verschwand. Dieses und die  
 Unruhe in Estela's Mienen erwecken seinen Argwohn, in welchem er die furchtbaren  
 Worte fallen laßt:

Estela, ja! ich kenne  
 Euern Werth und meinen, lieb' Euch! —  
 — — — — — Gleich getheilt

Ist mein Herz in Lieb' und Ehre;  
 Athem sind sie meinem Daseyn,  
 Wer sie mir zu rauben dächte,  
 Bey'm Allmächt'gen! er ist todt —  
 Todt, und hätt' er hundert Leben! —  
 Sagt mir eines, doch seyd wahr!  
 Etwas ist gescheh'n, ich weiß es,  
 Ihr seyd unruhvoll, gesteht,  
 Sagt mir's. — — — — —

Hierdurch erfährt Estela, daß Don Garcia's Argwohn nicht auf den Don Fugage  
 fällt, und beruhigt ihn wegen des Don Ruz ohne viele Mühe. Don Garcia legt sich  
 auf einem Ruhebetre in der Halle neben der Biende, welche den Don Fugage verbirgt,  
 einige Stunden zur Ruhe, und so vergeht die erste Nacht zu Valladolid schlaflos und  
 angstvoll für Estela.

Ein dumpfes Getöse weckt den Don Garcia gegen Tagesanbruch aus dem Schlum-  
 mer, und er säumt nicht langer, dem Dienste des königlichen Herrn zu folgen. Den  
 Abschied von ihm nimmt Estela mit den Worten:

Wenn nur wir vor Schuld uns wahren,  
 Mag vor Unheil Gott uns schutzen!

Kaum ist er fort, so öffnet Estela die Biende, um den Don Fugage entfliehen zu  
 lassen; aber sie fährt mit einem Schrey des Entsetzens zurück, denn sie sieht ihn auf

den Stufen am Fuße des Bettes todt liegen. Das Getöse, welches den Don Garcia aus dem Schlummer weckte, war sein Todesfall. Während Estela ihr und des verbliebenen Geliebten herbes Geschick beweint, und Lisarda auf Mittel, den Todten wegzuschaffen, sinnt, erscheint Don Nunez, erkennt den Todten, und hofft Estela's Verlegenheit bei diesem Vorfalle zu seinen Gunsten zu nützen. Er will in der nächsten Nacht den Todten wegbringen, und dann soll Estela seine Dienste lohnen.

Aber Estela ist fest entschlossen, diese Dienste nicht zu gebrauchen, sondern lieber ihrem Gemahle unverhehrt zu entdecken, was geschehen ist. Inzwischen stellt sich Don Nunez in der zweiten Nacht mit den Mohrenslaven wirklich bei ihr ein; aber da er sich verböhnt und seine Wünsche vereitelt sieht, beschließt er Rache, und läßt den Leichnam vor der Hausthüre an den Stufen des Eingangs niederlegen, wo er dem Todten zum Scheine eines gewaltthätigen Todes einen Dolch in die Brust treibt. Kaum ist dieß geschehen, so erscheint Don Garcia, den ein grauenvoller Argwohn zur Rückkehr trieb. Er erkennt in dem Leichname seinen Nebenbuhler, wähnt sich verrathen, seine Ehre bekränzt. Vergebens bethuert Estela ihre Schuldlosigkeit. Don Nunez hält diesen Augenblick günstig, das beneidete Paar zu verderben. Er rennt wider Estela; der Dolch in Don Fugate's Brust soll der Beweis seyn, daß er ihn in Estela's Armen ermordet habe. — Was auch Estela dagegen vorbringt, der Schein bestärkt Don Garcia in seiner Wuth, und schon zückt er das Schwert gegen Estela's Brust, um die vermeintliche Schändung seiner Ehre mit ihrem Leben zu strafen, als der Corregidor, von Lisarda herbeigerufen, und durch die Aussagen der gefangenen Mohrenslaven von der tödtlichen That des Don Nunez belehrt, den gräueltollen Schlag vom Haupte der unglücklichen Estela abwendet.

Man sieht aus dieser gedrängten Inhaltsanzeige, daß dieses Stück das Leben von seiner fürchtbaren Seite darstellt und also zum Charakter des Trauerspiels sich hinneigt. Auch ist es durchaus in einem ernsten, dem Trauerspiele angemessenen Tone geschrieben. Die Diction ist reich an dichterischen Schönheiten. Die Versart wechselt im trochäischen und jambischen Maße und geht häufig in den Reim über, welchen der Dichter mit vieler Leichtigkeit wohlklingend zu behandeln versteht. Alles beurkundet, daß der Dichter vollkommen Meister der Sprache ist.

Die Charaktere dieses Stückes sprechen sich von selbst aus. Don Nunez ist in allem das Gegentheil von Don Garcia; beyde Charaktere stehen sich als Schatten und Licht gegenüber. Don Garcia ist stolz, muthvoll, streng auf Ehre haltend, gerade und offen, aber heftig und rauh. Don Nunez ist feige, ehrlos, verschlagen, tödtlich und boshaft. Doch das empörendste in diesem Charakter ist nicht die Bosheit selbst, sondern die Niederträchtigkeit, in welcher sie sich zeigt. Zwischen beyden Brüdern glänzt Estela als einer der würdevollsten Charaktere, der je in einer weiblichen Rolle ausgeprägt worden ist. Mit Recht sagt am Ende des Stückes Don Garcia zu ihr:

Euch war die schwerste Prüfung aufgelegt!  
Doch wie das Erz sich rein erprobt von Schlacken,  
Wenn die Gewalt des Feuers es durchdrang,  
So ward in Flammen herben Mißgeschickes  
Der Adel eurer Seele offenbar! —

Die Situationen, in welche dieses edle, aber unglückliche Weib versetzt ist, sind zum Theil neu und höchst effectvoll. Sie sind mit großer Geschicklichkeit angeordnet, so daß die Erwartung des Zuschauers in fortwährender Spannung erhalten wird. Die Auflösung der Verwicklung endlich ist unerwartet, aber doch natürlich herbeigeführt. Die dem Stücke zu Grund liegende Idee ist zwar schon öfter dramatisch behandelt, aber noch nie auf so poetische Weise ausgeführt worden. Auch das Costume und die Decorationen zeichneten sich durch angemessene Eleganz und geschmackvolle Anordnung aus.

Die Darstellung war dem innern Werthe dieses Dichterverkes entsprechend. Mad. Schröder als Estela, Hr. Kettel, als Don Fugate, Hr. Anschütz als Don Garcia, gaben ihre Rollen in vorzüglicher Vollendung des Spieles, Ull. Hruschka hatte die Rolle der Lisarda. Hr. Robertwein gab den Don Nunez.

#### Modenbild IV.

Ein Ballkleid von quadrirter Gaze-Tris mit glatter Gaze und Atlas verziert.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Don Garcia  
des verblü-  
teten weggus-  
Berlegens  
hsten Nacht

idern lieber  
st sich Don  
aber da er  
t den Leich-  
dem Todten  
raum ist dieß  
effehr trieb.  
seine Ehre  
diesen Au-  
der Dolsch  
n ermordet  
arcia in sei-  
ermeyntliche  
von Esfarda  
n der tücki-  
er unglück-

en von sei-  
h hinneigt.  
eschrieben.  
rochätschen  
er mit vie-  
Der Dichter

st in allem  
und Licht  
und offen,  
id boshaft.  
n die Dies  
tela als eis  
worden ist.

ist, sind  
ordnet, so  
Die Auf-  
ührt. Die  
aber noch  
corationen

end. Mad.  
Don Gar-  
h f a hatte

erziert.



*P. v. J. v. D.*

*F. v. G.*

*IV.*

*Wiener Moden.*

*11.  
1820.*

**R u**

Von dief  
hier geze  
dann o b  
(Bureau  
t. t. Post  
in W i e

**W i**

den G  
tauser  
einhei  
Städ  
schmü  
Geger  
kaiser  
reichi  
kritise  
ja au  
mit  
dem  
digke  
Zeit  
zerte  
lus  
griff  
Oste  
eben  
pha  
frey  
Wie  
über  
Sto  
geit  
Nu

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Sonnabend, den 25. Jänner 1823.

11

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen viertel. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbe und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Wien, seine Geschieke und seine Denkwürdigkeiten.

Wien, durch den herrlichen Marc-Aurel eigentlich gegründet, durch Carl den Großen wieder hergestellt, und jetzt, nachdem es seit einem halben Jahrtausende die Residenz der ersten Fürsten der Christenheit gewesen, durch einen einheimischen Kaiser, durch Österreichs angebeteten Franz I., zur Königin der Städte eines glücklichen Völkervereins erhoben, durch seine Sorgfalt geschmückt — dieses Wien hat, seltsam genug, seit langer Zeit keinen des großen Gegenstandes würdigen Geschichtschreiber gefunden. Der Historiograph des kaiserlichen Hauses, Hofrath Freyherr von Hormayr, der Verfasser des österreichischen Plutarch, der Geschichte seines tirolischen Vaterlandes und vieler kritischen Forschungen im Gebiete der Alterthumskunde, des Staatsrechtes, ja auch der schönen Literatur und Kunst, hat sich diesem wichtigen Geschäft mit Fleiß und Liebe unterzogen. In Wort und Bild liefert er dem Wiener, dem Österreicher, ein anziehendes Panorama der Geschichte und der Denkwürdigkeiten unserer Kaiserstadt. Doch wie die Schicksale Wien's schon in der Zeit, als der Heruler Odoaker von dort auszog, das römische Abendland zu zertrümmern und sich mit des Letzten der Auguste, des schwachen Augustulus Krone zu schmücken, in das Geschick Europa's und der Welt mächtig eingriff, wie die Schlacht Rudolph's I. gegen Ottokar den Grundstein zum Hause Österreich im Lande Österreich legte, wie die Erhaltung dieses Hauses auf eben dem Marchfelde, im Angesichte des ehrwürdigen Doms von St. Stephan, durch Franz I. in den Schlachten von Aspern und Wagram Europa's Befreyung aus dem Joche des Usurpators sicherte: so gewährt auch die Geschichte Wien's unstreitig ein allgemeines Interesse. Der Segen des Himmels, der über den Herrschern Wien's waltet, gilt gleich jenem des heiligen Vaters „der Stadt und dem Staate“ (urbi et orbi) und Wien's Geschichte ist, wie der geistvolle Verfasser sich selbst irgendwo darüber ausdrückt, eine „Welt in der Ruß.“ Die Wiener-Zeitschrift; jedem nationalen Bestreben stets bereitwillig

offen, rechnet es sich daher zur angenehmen Pflicht, ihre Leser auf den Plan und das Interesse der Geschichte Wien's aufmerksam, und sie mit den überraschendsten und anziehendsten Resultaten der vorliegenden Forschungen bekannt zu machen.

Wir beginnen mit einer Übersicht der in den ersten zwey vor uns liegenden Hefen (vom 15. Jänner 1823 angefangen erscheint jedes Monat ein Heft des auf vier und zwanzig Hefte oder acht Bände, folglich auf zwey Jahre berechneten Ganzen) enthaltenen Darstellung der Urgeschichte und der Römerzeit Wien's. Die dunkeln Tage der Urwelt, die nur kargen Denkmäler aus den Zeiten der römischen Herrschaft, der alle geschichtlichen Erinnerungen durch einander wühlende Strom der Völkerwanderung kann ein gemischtes Lesepublicum im Ganzen weniger ansprechen, als die spätere, eigentlich nationale Geschichte unserer Stadt. Der Hr. Verfasser hat jedoch durch eine besonnene Auswahl und Anordnung der Materialien, mehr das ergreifende Bild jener grauen Zeiten im Großen, als das ermüdende, stets nur halbwahre und oft sich selbst widersprechende Detail derselben (wie wir solches bey seinen Vorgängern Lazius, Fuhrmann, Fischer und Geusau nicht selten belächelt haben) zu liefern unternommen; er hat glücklich die gefährliche Klippe jener Zeiten überschifft, und wir sind überzeugt, daß eine solche Wanderung durch Wien's römische Vorwelt auch unsere Wiener Damen nicht ermüden, und ihnen mehr Vergnügen verschaffen wird, als die Eröffnung eines Hunnengrabes am Rheine oder die Lüftung eines römischen Speiseshrank's in den Aschenshöhlen Herculanums, als alle Spielereyen der Alterthümer mit Inschriften und Denksteinen, die keine große That unserer Vorfahren verherrlichen.

Das Bild der Urwelt an der Donau, wie sie in unsern Tagen noch Humboldt am Orinoko, und Chateaubriand am Missouri und am Lorenzostrome gefunden haben, eröffnet, in schönem Contraste zu dem heutigen Treiben und Leben an jenem Flusse, die älteste Geschichte Wien's. Durch die finstern Schatten unermesslicher Wälder, bewohnt von den Altvordern aller mitteleuropäischen Völker, den Einwanderern vom indischen Kaukasus, wallen wir dem ersten Dämmerlichte der Cultur durch die Griechen entgegen. Wir begegnen der Sage von Jason's Stromaufwärtsfahrt auf dem Ister nach seinem Zuge nach Kólchis; — der Gründer Amona's (des heutigen Laybach), der Erringer des goldenen Vlieses, erscheint uns als der Kadmus der wilden Völkerschaften an der Donau, das Alphabet aller Cultur, Eisen, Geld, Schrift mochte er dahin gebracht haben.

Polyh, der die ganze zu seiner Zeit bekannte Welt beschrieben hat, schweigt von den Völkern am Ister; Herodot's verwirrte Eintheilung derselben hat wenig geschichtlichen Werth, weil die Namen der fremden Volksstämme damals nur veränderliche Bezeichnungen ihrer hervorstechendsten Eigenheiten waren; so bedeutete der Name der Celten eigentlich Fremdlinge, Gale, Auswanderer, Taurischer, Bergbewohner, Germanen, Wehrmänner, Cimber, Räuber, und dem Griechen und Römer hieß jeder Fremde Barbar.

Was die neuesten Bemühungen der Sprachforscher nachweisen, die Identität der gallischen und der germanischen Sprache in ihrer Wurzel, das hat Cäsar hinsichtlich auf die Stammesgleichheit der Gallier und der Germanen bestimmt ausgesprochen. In der That sehen wir (600 J. v. Ch.) die Celtogallen

unter Sigoves, dem Schwestersohne des Biturigerfürsten Ambigat, nach einem kühnen Heereszuge nach dem Osten, an den Gestaden der Donau einheimisch werden. Nachdem die Nachkommen seines Bruders Belloves, welche Italien überschwemmt hatten, von dort über die Alpen zurückgedrängt worden waren, sehen wir in Oberpannonien hart an der Grenze von Noricum (der römischen Benennung der Länder zwischen dem Inn, der Donau und dem cetischen Gebirge) ein Carnuntum entstehen, gleichen Namens mit dem Carnuntum (Chartre) der Celtogallier in Gallien, von wo aus des Belloves Scharen sich nach Italien gedrängt hatten, zum sprechenden Beweise der Stammesgleichheit der Bewohner beyder Städte. Den vielen Trümmern des später römisch gewordenen Carnuntums bey Haimburg, Petronell und Deutsch-Altenburg gibt noch heute das Landvolk den Namen der großen Stadt Troja. Bald erscheint in der Nähe von Carnuntum, hart an der Grenze Noricums, aber selbst zu Pannonien (nach römischer Ländereinteilung) gehörend, Wien als eine Wohnung der mit Sigoves Scharen von Bindalis an der Rhone eingewanderten Binden, Bindonen. Die nämlichen Binden, welche in Helvetien Bindonissa bewohnten, wo sich später die Habsburg erhob, gründeten Bindobona, Wien an der Donau, das die Habsburger zur Kaiserstadt adelten; am Lech setzte sich ein Stamm der Binden, die Bindeliker, fest. Bindobona bedeutet durch die Endlaute Bona einen Hafen der Binden, eine Wasserstadt der Binden an der Donau. Gleich Rom erblicken wir also Wien in seinem Ursprunge als ein Fischerdorf, als den Aufenthalt der kriegerischen Bewohner der Donauufer, deren spätere Schicksale jenen der Heroen an der Tiber an Einfluß auf die Weltbegebenheiten nicht nachstehen.

Der Krieg der Römer gegen die Cimbern und Teutonen, ließ im südlichen Noricum, wo bereits römische Hochwachen und Pflanzstädte angelegt waren, zum ersten Male Roms Adler den Germanen begegnen. Die Triumphe des dritten Romulus (Marius), die Kriege Cäsars, Augusts Alleinherrschaft, der die Alpenvölker bezwang und Illyricum mit Griechenland vereinigte, unterwarfen allmählig Rhätien, Bindelitien und Noricum bis an die Donau dem römischen Machtgebote. Die Binden am Lech (Bindeliker) erlagen dem Stieffohne Augusts, Tiber, und die Augusta der Bindeliker, das heutige Augsburg, erhob sich zur Ehre Augusts. Die Binden an der Donau gehorchten nun auch römischen Statthaltern, aber Bindobona war noch nicht die Hauptstadt des Landes.

Die Römerzeit Noricums und Pannoniens, bis zur Theilung des römischen Weltreiches in ein Morgen- und Abendland unter des großen Constantin Söhnen, bildet in einem anziehenden Gemälde, den Gegenstand der Horrmayr'schen Geschichte Wiens, wie sie vom Schlusse des ersten und durch das ganze zweyte Heft hindurch bisher vor uns liegt. In steter Beziehung auf Wien finden wir hier sowohl die verlorenen, nur noch in der Beschreibung erhaltenen, als auch die noch übrigen Denkmäler der einstigen Römerwelt unter der Enns, größten Theils in einer schönen Reihe zusammengestellt. Wir müssen dem Herrn Verfasser für diese Zusammenstellung um so mehr danken, als der nämliche unbegreifliche Vandalismus, welcher die einzige gleichzeitige Statue des großen Habsburger Rudolfs I. in Tulln als Pflasterstein verwendet hat, mit den römischen Denkmälern in Wien nicht besser verfuhr.

Mehrere für Wien wichtige Monumente, z. B. der (Heft I. S. 94. 107) beschriebene Denkstein, worauf der Name *Windobona's* deutlich vorkommt, wurden in Gebäude eingemauert, und der Doctor *Lagenhof* in Wien hat mehrere derselben als Bausteine aufgenommen. Beym Stern auf der Brandstatt ist ein bald unkenntlicher Pflasterstein zu sehen, welcher den Namen der XV. Apollinarischen Legion trägt. Diese sprechenden Zeugen der römischen Herrschaft über Wien treten nun in *Hormayr's* Werke wieder redend auf, und eine kritische Beleuchtung derselben gibt uns klar und faßlich den Sinn ihrer Worte wieder. Es sey uns erlaubt, den Wunsch hier auszudrücken, daß *Freyherr v. Hormayr* nichts verloren gehen lassen wolle, von den bey Gelegenheit seiner Geschichte Wiens angestellten kritischen Forschungen, sondern, daß er jenes, was, vorzüglich in Betreff der Alterthümer, in der vorliegenden populären Schrift nicht Platz finden konnte, der gelehrten Welt recht bald in seinem geschätzten Archive für Geschichte mittheilen möge! —

Das interessanteste der von *Hormayr* beschriebenen Monumente ist der einzige, aus den Römertagen bis in's XVI. Jahrhundert herabgelangte Meilenzeiger Wiens. Auf der von unserm *Fendi* meisterhaft gezeichneten, und von *Armann* eben so gestochenen Titelvignette begrüßt er den Leser als ein ehrwürdiger stummer Zuschauer der tausendjährigen Schicksale Wiens. In mehr als einer Hinsicht ist dieser Stein von Interesse. In einem Weingarten unfern *St. Marx* gefunden, gibt diese Meilensäule, durch das auf ihr angegebene Maß ihrer Entfernung von 2000 Schritten von *Windobona*, einen Beweis für die Identität des *Windobona* der Römer mit dem heutigen Wien. Aber eine anziehendere Bedeutsamkeit erhält dieser Stein durch die Betrachtung der Zeitverhältnisse, in welche seine Aufstellung fällt. Unser liebes Wien war nämlich kurz vorher von dem unwürdigen Imperator *Gallien* um den Preis einer markomannischen Dame (*Pipa*) an deren Vater (den Markomannenfürsten *Attalus*) mit einem Stücke Oberpannoniens verkauft worden! *Gallienus*, ein schlechter Imperator, aber vortrefflicher Gärtner und Koch, zudem Dichter und, wie der Verkauf Wiens beweiset, mehr als zuvorkommender Galan, gab jener *Pipa* den Namen *Cornelia Salonina*, und neben den Münzen der *Cleopatra* und *Berenice* kann der Wiener in der kaiserlichen Münzsammlung auch die Silberlinge mit *Saloninens* Brustbilde schauen, um welche seine theure Vaterstadt von dem übermüthigen Römer einst den Barbaren verkauft wurde. Sie erscheint darauf mit dem Friedenszweige und gesenktem Wurffspieße, als *Diana Felix Victrix*; ihr herrliches blondes Haar ward Mode am römischen Hofe. Von ihrem Sohne *Saloninus*, dem Fürsten der Jugend in unsern Gegenden, und mit der Obhut über Brücken und Straßen beauftragt, stammt die mehrgedachte römische Meilensäule Wiens. *Aurelian* stellte durch die Vertreibung der Barbaren die alte Römergrenze an der *Donau* wieder her.

Die zahlreichen übrigen Denksteine, welche *Freyherr v. Hormayr* beschreibt und commentirt, müssen wir des Raumes halber hier übergehen, und uns zu den durch die Zeichen der Schrift unvergänglich gewordenen Documenten der alten Geschichte wenden, in welchen von Wien zuerst Erwähnung geschieht. *Ptolomäus*, Zeitgenosse der Antonine, im XV. Buche seiner Erdbeschreibung, nennt *Windobona* als eine Stadt Oberpannoniens, und bezeichnet

sie als den Standort der X. Legion. Hiermit stimmt der oben von uns angeführte Denkstein vollkommen überein. Die dort genannte X. Legion war aber diejenige, welche der große Cäsar vor andern liebte, und die er gewöhnlich persönlich anführte; bey Pharsalus entschied sie für ihn wider Pompejus, und in der Schlacht wider Heervest (Ariovist) ließ Cäsar, umgeben von Entmuthigten, allein den Muth nicht sinken, weil ihn die X. Legion nicht verlassen hatte! —

Aurelius Victor nennt Bindobona als den Todesort des ehrwürdigen Marc Aurel. (Eben so der Epitomator des Aurel. Victor, und später Nicephorus Callistas). Drey zu Wien gefundene römische Gedächtnißsteine mit Marc Aurels Namen (Heft I. S. 105) sämmtlich dem Siege und dem Glücke geweiht (wahrscheinlich aus der Epoche der sieghaften Beendigung des Markomannenkrieges) bezeichnen Wien, wie jene drey Geschichtschreiber, als den werthen Sitz dieses Kaisers.

Aus dem Leben Marc Aurels liefert das zweyte Heft S. 81 eine interessante Darstellung des Markomannenkrieges. Die Wunderschlacht mit den Quaden, welche eine uralte (aber irrige) Überlieferung im Angesichte Bindobona's im Marchfelde, wie die Schlachten Rudolphs gegen Ottokar und jene bey Asparn und Wagram, geschehen läßt, beschreibt Freyherr v. Hormayr auf eine anziehende Weise. Ein gelungener Kupferstich des Vasreliefs der Antoninischen Siegessäule in Rom, welche den Übergang Marc Aurels über die Donau, seine Schlacht gegen die Quaden unter dem Schirme des „majestätischen Kühlebörn“ Jupiter Pluvius vorstellet, liegt als eine willkommene Zugabe dem I. Hefte bey. Das Leben und der Tod des großen Kaisers erscheinen gleich eingreifend in die Schicksale der Donauvölker und Bindobona's.

Wir haben bisher Wien, als die Bindenwohnung an der Donau, als das römische Bindobona betrachtet, und es scheint nach allem Angeführten ausgemacht, Bindobona sey Wien. Mit Rechte läßt Freyherr v. Hormayr bey den Benennungen Bindomana, und Bindomona statt Bindobona beym Jornandes und in der Notitia imperii (aus den Tagen des Theodosius), die schon von Lambecius aufgestellte Vermuthung gelten, daß diesen Varianten ein Schreibfehler der Codices zum Grunde gelegen haben, und des Ptolomäus Biliobona \*) statt Bindobona auf gleiche Weise entstanden seyn mag. Wichtiger und schwieriger zu erklären, ist das, nach den Stürmen der Völkerwanderung auf demselben Plage, wo Bindobona gestanden, sich erhebende gleichfalls römische Fabiana, Favia, Favianis; eine um so wichtigere Erscheinung, als dieß Fabiana in den christlichen Urkunden die Benennung Bindobona verdrängt, und doch immer unser heutiges Wien bezeichnet. Es handelte sich daher darum die Identität von Bindobona, Fabiana und Wien nachzuweisen.

(Der Schluß folgt.)

\*) Juliobona statt Bindobona, erklärt Freyherr v. Hormayr durch die sinnreiche Hypothese, daß Bindobona unter der Julischen Dynastie vielleicht vorübergehend in demselben Styl Juliobona heißen konnte, als im Jahre 1809 die Lobau und ihre Nebeninseln, Isle Napoleon, Montebello, Bertrand auf ein Paar Monate hießen.

## L e b e n s w e g.

Ein dunkles Thal hält feindlich mich umfassen,  
 Kein Blümchen beut es mir in seinem düstern Schooß;  
 Wohl' blick' ich oft zurück mit heißem Blutverlangen  
 Nach jener Ferne, wo das reinste Glück entsproß;  
 Wo ich die Tage nur als Freudenkränze zählte,  
 Von Liebesliedern noch am Abend eingewiegt!  
 Beneidenswerthes Loos! das ewig ich erwählte,  
 Hätt' ich, Vergänglichkeit, auch deine Macht besiegt!

So sah ich dich, ein kosdes Bild, erscheinen,  
 In's Leben tratest du, süße Vergangenheit!  
 Doch nur zu schnell mußt' ich den Traum beweinen,  
 Dahin gespüht vom wilden kalten Strom der Zeit.  
 Ich gleitete hinab von meinen gold'nen Höhen  
 Und willenlos gelangt' ich in's beschränkte Thal;  
 Sah alle Blüthen bald wie Wellenschaum verwehen,  
 Ein Felsenkerker starrte mir entgegen kahl.

„In solch Gewand verhüllt erscheinst du meinen Blicken  
 „Verhängnißvoll, du stumme Gegenwart?  
 „Was bietest du für Lohn? Willst du das Herz umstricken,  
 „Seh wie die Schwester einst, glückspendend, rein und gart.“  
 So klagte ich erstarrt am kahlen Felsensitze  
 In düst'rer Sturmesnacht dem moosigten Gestein;  
 Da öffnet' sich vor mir der fernsten Berge Spitze,  
 Von oben strahlte mild ein junger Tag herein.

Ich folge diesem Wink des Schicksals kühn entgegen,  
 Ist auch das Klimmen steil, die Gegend unbekannt;  
 Doch bald gelange ich auf unbetret'nen Wegen  
 Zu einer Brücke, die, ätherisch hingespant,  
 Den kühnen Wandrer trägt von Sehnsucht fortgezogen,  
 Die süße Hoffnung ihm phantastisch Flügel leiht:  
 Doch dünkt ihm lange noch der zauberische Bogen,  
 Ermüdet seine Kraft, das schöne Ziel noch weit.

Und sieh', es hebet sich der graue Nebelschleier,  
 Der die Gestalten noch mit dunkler Nacht umhüllt:  
 Die Sonne steigt herauf, der Busen athmet freyer,  
 Das Auge jitternd sich mit Freudenthränen füllt.  
 Ja dort erkenn' ich sie die Holden alle wieder,  
 Die Freude, und das Glück, sie schwanden ewig nicht;  
 In Blumen blühen sie, dort tönen ihre Lieder,  
 Die Zukunft strahlet mir im hellen Rosenlicht.

Erp sine.

## Schild und Dolch.

## Schild.

Zurück, zurück! Und wärst du noch so feig,  
Nie sollst du meinem Herrn an's Leben rühren.

## Dolch.

Du sperrst die Welt, illiberales Ding!  
Ich will ja nichts, als ein und aus passiren.

L. M. Fouque.

## Theater an der Wien.

Nachdem am 14. dieses Monats auf dieser Bühne Ziegler's älteres, allgemein bekanntes Schauspiel: Das Incognito, zum ersten Male aufgeführt worden, worin sich Herr Vogel als Cadet, und Mad. Demmer als Rosalie nicht ohne Glück versuchten, erschien schon zwey Tage darauf am 16. zum ersten Male: Kindliche Opferung, Drama in drey Aufzügen nach dem Französischen von Pist ping, Musik vom Freyherrn von Lannoy. Dieses Drama gehört zu der Gattung der, seit der Quatdes'schen Mordgeschichte so häufig erschienenen Schauder- und Grausstücke, worin der Zuschauer so lange von Schrecken und Angst gequält wird, bis sich endlich das Laster erbricht und die Tugend zu Tische setzt. — Stefano, ein Bösewicht, wie sie, Gott sey Dank, nur in Melodramen und Romanen vorkommen, stiehlt das Kind des Grafen Teraria, um es für seinen, in den Flammen umgekommenen Sohn Julio, auszugeben, und beraubt mit Hülfe seines Spießgesellen Uberti die Donna Laurenti, eine reiche Gutsbesitzerinn, mit deren Tochter, Marie, später Julio vermählt werden soll. Das Stück beginnt mit den Anstalten zur Vermählungsfeierlichkeit, alles ist fröhlich und wohlgemuth, da wird Donna Laurenti zu der sterbenden Amme Julio's gerufen, welche, als Mitwissersinn des von Stefano an der Donna begangenen Diebstahls, von Gewissensbissen gequält, den Schuldigen nennt. Donna Laurenti kehrt außer sich in den Kreis der Fröhlichen zurück, und eröffnet in einem Zwiesgespräche dem schändlichen Stefano, sie wolle das Verbrechen verschweigen, wenn er ihr gelobe, sich am folgenden Morgen für immer zu entfernen; zugleich erklärt sie Julio's bevorstehende Verbindung mit ihrer Tochter als aufgelöst. Stefano, der nur gezwungen in die Entfernung willigt, steigt des Nachts mit seinem Spießgesellen über die Gartenmauer in die Wohnung der Donna, dringt in ihr Schlafgemach und ermordet sie mit einem Dolche. Julio, von Sehnsucht, Ahnung oder einem andern, uns nicht klar gewordenen Gefühl getrieben, kommt zur selben Zeit in den Saal, als sein vermeinter Vater nach vollbrachter That mit blutigem Dolch aus dem Cabinet stürzt. Dieser Moment ist von Wirkung. Stefano beschwört seinen Sohn, ihn nicht zu verrathen, man hört jemand kommen, Stefano entflieht und läßt den Dolch zurück, den Julio, in der Verwirrung, in seinem Busen verbirgt, um ihn dem Blicke der eintretenden Marie zu entziehen. Seine Verlegenheit, die Art, mit welcher er sie hindern will, in das Schlafzimmer ihrer Mutter zu treten, beunruhigen sie. Mit Gewalt reißt sie sich los, stürzt in's Cabinet und findet den blutigen Leichnam der Mutter. Ihr Angstgeschrey zieht Leute und endlich auch den Gouverneur der nahegelegenen Grenzfestung mit Wache herben. Mariens Erzählung, Julio's Verwirrung, seine widersprechenden Aussagen, vor allem aber der blutige Dolch, den man bey ihm findet, werfen den Verdacht des verübten Mordes auf ihn; der edle Jüngling ergreift die Gelegenheit und bekennt sich, um den Vater zu retten, zu dem furchtbaren Verbrechen — und wird gefangen abgeführt! Stefano macht einen Versuch den Gefangenen durch Gewalt zu befreien, der aber durch Julio's Entschlossenheit vereitelt wird. Der verbannte Graf Teraria, welcher sich unter dem Na-

men Marzello seit Jahren als Einsiedler in jener Gegend aufhält, und während dieser Zeit Julio's Lehrer ward, kann sich von der Schuld seines Jünglings nicht überzeugen, und wirft, durch mehrere Gründe bestimmt, den Verdacht auf den wirklichen Thäter. Doch vergebens sucht er Julio zum Geständniß zu bewegen, der edle Jüngling beharrt bey seiner Aussage; nur den Thränen der Geliebten vermag er nicht zu widerstehen, und verrath in einigen dunklen Andeutungen das beabsichtigte Opfer und seine Unschuld. Hierdurch in seinem Verdacht bestärkt, zwingt Feraria den Stefano, seinen Sohn schriftlich aufzufordern, die Wahrheit zu gestehen, indem alles verrathen und er der That überwiesen sey. Dieses Mittel hilft. Julio erhält den Brief, sein Schmerz über das vermittelte Opfer verräth die mühsam verhehlte Wahrheit, und der schuldige Stefano wird der Gerechtigkeit ausgeliefert; der edelmüthige Sohn aber wird dadurch belohnt, daß es sich durch Urberti's schriftliche Zeugnisse ausweist, daß er nicht jenes Ungeheuers, sondern des wieder begnadigten Grafen Feraria Sohn sey. — Die geneigten Leser werden aus dieser flüchtigen Übersicht der Handlung leicht abnehmen, daß das in Rede stehende Drama eben so reich an Schreckensscenen, frappanten Situationen und Unwahrscheinlichkeiten ist, als manches andere gern und oft gesehene Melodram französischen Ursprungs; gleichwohl wurde es, bey den ersten beyden Vorstellungen vor leeren Bänken, aber nicht ohne Beyfall gegeben. Die Ursache mag wohl daran liegen, weil auf dem Zettel keine neuen Decorationen, Maschinen und Garderobe, vor allem aber keine Cavallerie angezeigt war. Es ist nun einmahl mit dieser Bühne so weit gekommen, daß man gewohnt ist, sie als eine eigentliche Schaubühne zu betrachten, und nur hinzugeht, wenn es etwas zu schauen gibt; die umsichtige Administration hat daher sehr wohl gethan, Herrn Baptist Foureaur zu engagiren, um eine Anzahl untergeordneter Mitglieber dieser Bühne zu tüchtigen Reikünstlern abzurichten, die dann wohl manchem Stücke auf die Beine helfen könnten. Die Übersetzung des Herrn Pistving verräth eine Correctheit der Sprache, welche sich nicht bey allen Übertragungen aus dem Französischen vorfindet. Die Musik des Freyherrn von Lannou erscheint hier als bloße Zugabe, obgleich einzelne Stellen nicht ohne Werth sind, und der sachkundige Tonsetzer überall sichtbar ist.

Was schließlich die Aufführung betrifft, so zeigte sie von lobenswerthem Streben. Die Herren Palmer als Julio, und Mayerhofer als Feraria, erhielten verdiente Beyfallsbezeugungen. Herr Demmer hob die eben nicht dankbare Rolle des Gouverneurs durch Anstand und verständiges Spiel. Herr Schüh suchte als Stefano die Charakteristik seiner Rolle mehr in der äußeren Ausstattung der Maske, die in der That abschreckend genug war, als in psychologisch geordneter Durchführung. Mlle. Neumann war als Marie lobenswerth, und erwarb sich beyfällige Anerkennung.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Antholytza Meriana. Vom Cap.

Aloe pulchra. Schöne Aloe. Vom Cap.

Bontia daphnoides. Seidelbastblättrige Bontie. Von den Antillen.

Canarina Campanula. Glockenblühige Canarina. Von den canarischen Inseln.

Hibiscus Manihot. Schwefelarbiger Hibiscus. Aus Indien.

Justicia pulcherrima. Prachtige Justice. Vom wärmeren Amerika.

Scilla peruviana. Peruvianische Meerzwiebel. Aus Portugall.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 28. Jänner 1823.

12

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. denn ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Wien, seine Gesichte und seine Denkwürdigkeiten.

(S c h l u ß.)

In der Legende des österreichischen Apostels Severin, welcher unsern Fabiana (in dem heutigen Heiligenstadt) wohnte, heißt es, daß Odoaker daselbst aus des Heiligen Munde die Weissagung seiner Größe vernommen habe. In einem Passauer Schenkbriefe Karls des Großen heißt Fabiana das von Marc Aurel gegründete, — offenbar Bindobona. Im Mittelalter nennt aber Otto von Freysingen, der Bruder des Gründers des heutigen Wien's (Heinrich's Jasomirgott), Wien das „Städtchen, das einst von Römern bewohnt, Fabianis genannt wurde.“ Die scheinbare Schwierigkeit der Identität Bindobona's mit Fabiana und Wien hat Freyherr v. Hormayr auf eine neue und glückliche Art gelöst, indem er aus der römischen Militär- und Grenzverfassung beweiset, daß Fabiana und Bindobona, jenes nämlich als besestigtes Standlager der fabianischen Legion, dieses als Stadt neben einander beynah auf demselben Plage und nur durch eine Mauer getrennt bestanden haben. Das eine und das andere konnten daher dem später aus beyden hervorgegangenen größeren Wien den Namen leihen. Das spätere Erscheinen des Namens Fabiana für Wien erklärt sich daraus, daß Bindobona, die Bindenwohnung, im Sturme der Völkerwanderung schon zerstört seyn mochte, als das besestigte Standlager Fabiana sich noch erhielt. Das Standquartier der X. Legion und der dazu gehörigen fabianischen Cohorte bey Bindobona geben zahlreiche Denksteine, unter andern auch der von uns bereits angeführte unwidersprechlich an. Das Nähere über die römische Einrichtung, den Städten besestigte Legionslager (wie die Citadellen im Mittelalter) bezugesehen, verdient im Buche selbst nachgelesen zu werden. Merkwürdig bleibt es, daß beyde Benennungen Fabiana und Bindobona in ihren Verkürzungen auf unser Wien hindeuten. Zahlreiche Denksteine und Ziegel, in dem heutigen Wien ausgegraben, deren Inschriften im ersten Hefte der vor uns liegenden Geschichte Wien's mitgetheilt

wurden, dann ein äußerst merkwürdiges, römisches Schwert beweisen den langen Aufenthalt der fabianischen Legion im Standlager bey Wien, bis sie Trajan aus dieser ihrer ursprünglichen Garnison in den dacischen Krieg gegen Decebalus führte, von welcher Zeit sich ihre Monumente in Siebenbürgen herschreiben.

So in's Reine gekommen über Wien's erste Schicksale seit der Ankunft der celtogallischen Vinden bis zu dessen Wiederherstellung durch Marc Aurel, können wir ohne Furcht, in Widersprüche mit unserm bessern Wissen zu gerathen, einen Blick auf die Fabeln vom alten Wien werfen, denen Freyherr v. Hormayr ein eigenes unterhaltendes Capitel (Hest I. S. 76) gewidmet hat. Die erdichteten genealogischen Reihen der altnorischen Könige, die phönizischen Hebräer, welche, nach Bazius und Fuhmann, weil sich auch schon im alten Wien Spuren vom Schacher (freylieh nur mit Bernstein, Zinn und Eisen) fanden, die ersten Ansiedler Wien's gewesen seyn sollen, selbst der zu Wien schon im Jahre der Welt 2560 begrabene Judenriese Mordach, werden, nebst mehreren Sagen vom Ursprunge Wien's, auf eine ehrbare Weise in dem Columbarium literärischer Curiosa beygesetzt.

Der im ersten Hefte, bey den einzelnen Beschreibungen der Römermonumente, von dem Hr. Verfasser zu belehrenden Excursen in die Geschichte der Römer außerhalb Italien, mit beständigem Hindeuten auf Windobona und dessen Umgebung, rhapsodisch aufgefaßte Faden der Geschichte von Roms Kriegen gegen die Barbaren, wird im zweyten Hefte nach der Festsetzung der Lage des alten Windobona (S. 61) von der großen pannonischen Empörung gegen die Römer an (unter August), bis zur Herrschaft Constantins, in chronologischer Anordnung der Begebenheiten weitergesponnen. Sehr interessant und belehrend, aber keines Auszuges fähig ist die auf historische Quellen gegründete Darstellung der römischen Colonial- und Municipals-Verfassung im Noricum und Pannonien, die Verwaltung und das Kriegswesen der Römer in diesen Provinzen mit Hervorhebung des Eigenthümlichen der einheimischen Völkerschaften. Diese gehaltreiche Darstellung dient der Geschichte Wien's in dem erwähnten Zeitraume von Tiber bis Constantin zur Einleitung. Aus dieser wollen wir, so weit es die engen Grenzen dieser Blätter gestatten, die Wien zunächst berührenden wichtigeren Ereignisse herausheben. Wir werden dem heilbringendsten Sterne, der je über den Ufern der Donau erglänzt hat, dem Strahlenkreuze des Christenthums, „das,“ wie ein sinnvoller Dichter sagt, „jedes Sternes Element ist,“ be-  
geggen.

Des cimbrischen und teutonischen Krieges, welcher die Römer unter Marius zuerst unsern germanischen Vorfahren siegreich begegnen ließ, haben wir früher bereits erwähnt. Die Siege Cäsars entschieden über das Schicksal Galliens; der Herrschaft August's war es vorbehalten, des Bojenfürsten Marbod dem römischen Noricum und selbst Rom trotzig sich zur Seite stellende Macht durch Tiberius Arglist zu brechen. Was Hermann, gleich Marbod in Rom erzogen und gleich ihm zum Römerhaffe entzündet, im Westen, das war Marbod im Osten der Germania magna. Die Epoche der drohenden Stellung Marbods und Hermanns gegen Rom ist für Windobona's Geschichte von nicht geringer Bedeutung. Tiber versammelte seine

Kriegsmacht in Carnunt, dem nachbarlichen Waffenplage Windobona's \*), bey welcher letzterem er die Donau (wie später Marc Aurel gegen die Quaden) übersekte. Schon wollte Tiber, vereint mit Sertius Saturninus, gegen Marbod aufbrechen, als die große pannonische Empörung gegen die Römer ausbrach, und ihn seine Macht gegen Osten wenden hieß. Der Sieg Tibers über das aufgestandene Pannonien und Dalmatien endete bald einen Krieg, den Sueton den furchtbarsten nach dem punischen nennt. Außerordentliche Ehren lohnten den Triumphator Tiber. Zwey Siegesbogen in seinem Hauptlager zu Carnuntum errichtet, noch heute in ihren Trümmern bewundert, und ein Gelübdestein, den er zu Windobona als Pannoniens Proconsul setzte, erinnern an jene verhängnißvolle Vorzeit. Letzterer Denkstein, das älteste Römerdenkmal Windobona's, läßt vermuthen, daß dieses Municipium schon damals nicht ganz unbedeutend seyn konnte, weil die Gelübdesteine so hochgestellter Heroen nur in der Nähe ansehnlicher Ortschaften errichtet zu werden pflegten.

An diese Denkmäler in Windobona und in dessen Nähe reiht sich ein seltener Kunstschatz des neuen Wien aus eben jener Epoche, ein Wunder der Glyptik, der unter dem Namen der Apotheose August's bekannte Sardonyx des k. k. Antikencabinet's. Diese erste Camee der Welt (nach der Vergötterung August's im Pariser Cabinet) zeigt uns den durch Sohn und Enkel siegenden Herrn der Welt im Triumph über den, mit Marbod's und Hermann's Bewegungen gleichzeitigen Aufruhr in Pannonien und Dalmatien, dessen wir eben erwähnt haben. Als Curiosität verdient ein wunderbares Zusammentreffen der Sage von dem phönizisch-hebräischen Ursprunge Wiens mit einem Abzeichen der, auf dieser Camee vorgestellten, gedemüthigten Pannonier (Windobona lag in Oberpannonien) bemerkt zu werden. Wie nämlich jene Sage den Namen unsers Komagenischen Gebirgs von dem syrischen Komagene ableitet: so findet sich der Krebs der syrisch-komageneischen Münzen auf den Schildern jener Gefangenen wieder. Der nüchterne kritische Sinn des Freyherrn v. Hormayr bezeichnet die Erwähnung dieses Umstandes mit einem Fragezeichen, das die Stelle einer gelehrten Abhandlung vertritt.

Hermann's Sieg über Varus, aber auch Marbod's Untergang durch die List Tibers, der unter den Markomannen austreten ließ, jener unterhandle mit den Römern, was dessen Vertreibung in's Elend zur Folge hatte, folgten bald den Siegen Tibers's. Von nun an gehorchten die Völker an der Donau mit kurzen Unterbrechungen der Ruhe dem römischen Machtgebote. Von Claudius bis Domitian (82 n. Ch.) war Ruhe an der Donau. Trajan führte die sabianische Legion von Windobona in den dacischen Krieg. Des Markomannenkriegs unter Marc Aurel, des Sieges über die Quaden, denen Antoninus (Windobona und dem Noricum gegenüber) einen König gegeben hatte (Rex Quadis datus sagt eine Münze), der Denksteine, welche Marc Aurel zu Wien setzte, ist oben erwähnt worden. In der Nähe Wiens, wo er

\*) Windobona hob sich immer mehr, je tiefer Carnuntum sank; der Theodosianische Reichsschematismus (notitia imperii) bemerkt unter andern bey der Aufzählung der vier Stationen der römischen Donauflotte, daß jener Theil der Donauflotte, der in Carnuntum lag, nach Windobona übertragen wurde (classis histrica Vindobonae a Carnunto translata).

auch starb, in Carnuntum, schrieb Marc Aurel einen großen Theil seiner herrlichen „Betrachtungen“, durch ihn ward unser Boden auch im literarischen Sinne ein classischer.

Bald nach der Zeit des Severus, von dem Wien zwey Denksteine besitzt, brach der Sturm der Völkerwanderung los, Gothen, Franken, Alamanen stürmten in blutigen Kämpfen gegen das Römerreich. Windobona mag dem allgemeinen Unheil nicht entgangen seyn? Wie Gallienus, der unwürdige Sohn Valerians; Wien an die Barbaren um den Preis Saloninens verkaufte, die Wiederherstellung der römischen Donaugrenze durch Aurelian, haben wir schon erzählt.

Der auf Gewalt, gleißende Pracht und Theilung des Regiments berechneten zwanzigjährigen Regierung Diocletians, welche die später folgende Theilung des Römerreiches vorbereitet hatte, ist von Freyherrn v. Hormayr eine gehaltvolle Darstellung gewidmet worden. Die Christenverfolgung, durch Galerius angeregt, welche, unter Diocletian, Noricums und Pannoniens Glend auf den höchsten Gipfel trieb, gibt uns zu einem Rückbl.cke auf das Christenthum im alten Windobona Gelegenheit.

Carnuntums und Windobona's Denksteine tragen bis auf Constantin Spuren des heidnischen Mithrasdienstes, und bezeichnen so die späteste Epoche des sinkenden Heidenthums in jener Gegend. Von Aquileja, dem alten Patriarchensitze, drang die Christuslehre bis an die Donau. Das Dörflein Lorch wurde die Wiege derselben für unsere Gegenden. Aus Valerian's Christenverfolgung (260 n. Ch.) ging Noricums erster Märtyrer Marmilian hervor. Der Apostel Noricums, Pannoniens und Carantaniens, St. Rupert (aus königlichem Blute der Franken), stiftete in der Einöde Pongaves, bey Bischofs-hofen, Zelle und Bethaus St. Marmilians. Die bey den Vollandisten aufbehaltenen Märtyrergeschichten aus unsern Gegenden unter Diocletian und Galerius, zeugen für dessen damalige allgemeinere Verbreitung.

Das Interregnum der Cäsarn, nach Diocletians freywilliger Abdankung, bezeichnet eine merkwürdige Epoche für Carnuntum, Windobona's Nachbarstadt. Dort traf nämlich (307) der Cäsar Galerius mit den Gr-Imperatoren Diocletian und Maximilian zusammen. Carnunt sah, nachdem Diocletian nicht zu bereden war, die Kaiserkrone wieder aufzusetzen, in Licinius einen neuen Augustus.

Wie Constantin (323) bald darauf, nachdem das Römerreich sechs, ja einmal auch sieben Auguste und Cäsarn zugleich gehabt hatte, wieder Alleinherr wurde, ist bekannt. Constantins Bekehrung zum Christenthume, Friede und Freyheit der Christen auch in Noricum und Windobona, wohin Constantin höchst wahrscheinlich selbst gekommen war, bezeichnen den Anfang einer neuen Epoche in der Weltgeschichte — ein freundliches Abendroth der alten Geschichte Wiens, mit welchem das zweyte Hest derselben beschloffen wird.

Die Urzeit und die Römerzeit Wiens bilden in ihrem Übergange und Zusammenhange zu sehr ein historisches Ganzes, als daß wir uns hier auf den Inhalt des ersten erschienenen Hestes hätten beschränken können. Wir haben somit auch den Inhalt des zweyten, das wir einzusehen Gelegenheit hatten, in flüchtigem Umrisse angedeutet. Dieses zweyten Hestes Titellkupfer stellt den Heldenjüngling Odoaker in S. Severins Zelle zu Heiligenstadt

nächst Wien vor, wie dieser ihm seine künftige Größe weissaget. Ferner enthält dieses Heft noch jenen Theil der Peutinger'schen Tafel, worauf Bindobona, das einzige noch übrige römische Fort: ad muros, auf der Mauer bey Seitenstetten, endlich das unbekante Alphabet auf den römischen Ziegeln zu Enns, verglichen mit den gleichfalls unbekanten Schriftzeichen auf den, unter den „windischen Büheln“ gefundenen Römerhelmen, und jenen auf einem Steine zu Lugano.

Die zahlreichen, gehaltvollen, größten Theils in das Quellenstudium aus den alten Schriftstellern eingehenden Anmerkungen, vielfach zu kritischen Excursen in verwandte Fächer der vaterländischen Geschichte benützt, deren dem ersten Hefte siebzehn, dem zweyten aber vierzig angehängt sind, bieten dem unterrichteteren Leser einen Schatz von Erudition und scharfsinnigen Untersuchungen an, ohne den Hauptfaden der Geschichte Wiens zu unterbrechen. Diese Ausbeute aus so quellenarmer Zeit läßt uns von Freyherrn v. Hormayr bey der Behandlung der späteren Geschichte Wiens in den Anhängen ein verlässliches Urkundenbuch (versteht sich im Auszuge) erwarten.

Wir können unsere Anzeige nur mit dem herzlichsten Wunsche beschließen, daß es dem Herrn Verfasser gelungen seyn möchte, seinen Ehrenspiegel der classischen Reminiscenzen Wiens als ein National- und Familien-Werk in einen weitausgebreiteten Kreis von Lesern einzuführen, die ihr Vaterland und vaterländische Bemühungen in Wissen und Kunst lieben und ehren. Wenn wir erwägen, wie erfolgreich Hormayr's Plutarch und dessen historische Taschenbücher auf den Sinn der Oesterreicher für das Nationale bereits eingewirkt haben, so dürfen wir an der günstigsten Aufnahme seiner Geschichte Wiens, von deren Fortschreiten wir von Zeit zu Zeit in diesen Blättern Bericht erstatten wollen, nicht zweifeln.

S. M. Fr. v. N.

### Correspondenz-Nachrichten.

Olmütz, im Jänner.

Das hiesige Publicum erfaßt jede Gelegenheit mit Freude, um seine Anhänglichkeit an das erlauchete Kaiserhaus, und insbesondere an einen Fürsten zu bewähren, dessen Gemüth reich mit Liebe ausgestattet und von seinem hohen Beruf durchdrungen ist. So wurde am letzten hohen Geburtsfeste Sr. kais. Hoheit und Eminenz des durchlauchtigsten Cardinal-Fürst-Erzbischofs, Erzherzog Rudolph, im gräflich Wengersky-Montelabateschen Gesellschafts-Theater nachstehender, der Mittheilung würdiger Prolog gesprochen:

Es wogt heran der Strom der frohen Menge,  
Und in des Volkes jubelndem Gedränge  
Thut sich der Herzen fromme Regung kund,  
Und ringsum glühet Alles von Verlangen,  
Des Festes König festlich zu empfangen,  
Zu grüßen freudig Ihn mit Hand und Mund.

Und sieh, Er naht! — Es theilen sich die Reihen,  
Bereit, den Hohn der Ehrfurcht Ihm zu weihen,  
Und jeder Blick sucht Ihn im weiten Kreis;  
Nach langer Trennung seh'n wir Ihn erscheinen,  
Zurückgekehret ist Er zu den Seinen,  
Ein Friedensbote mit dem Palmzweig.

In unſrer Mitte läßt Er ſich's gefallen,  
 Fühlt ſich beglückt, wenn unſre Jubel ſchallen,  
 Und ſchließt uns ſegnend an Sein mildes Herz;  
 Bey uns will Er auf's neu' in Liebe weilen,  
 Mit uns den Schmerz, mit uns die Freude theilen,  
 Für uns blickt Er in Andacht himmelwärts.

Drum laßt uns heut', am Tag, der Jhn geboren,  
 Der Jhn zur Hiede Seines Volks erkoren,  
 Verkünden, was die volle Bruſt bewegt;  
 Anbeten laßt uns heut der Allmacht Walten,  
 Daß ſie biſher den Guten uns erhalten,  
 Und unſer Wohl Jhm an das Herz gelegt.

Auf ferner Flur, dort im Etruſkerlande,  
 Dort an des Arnus reichbegabtem Strande,  
 Wo einſt die Wiege des Erlauchten ſtand,  
 Umſchwebten Jhn die Genien der Tugend,  
 Und ſchlangen ſchon im Morgenroth der Jugend  
 Geheimnißvoll um Jhn ein Liebesband.

Und in der altergrauen Burg der Ahnen  
 Betrat Er ſelbſt der Liebe heit're Bahnen,  
 Und ward zum Mann in ihrem Heiligthum;  
 Ein echter Habsburg, will Er treu bewahren  
 Der Väter Erbe noch in ſpäten Jahren,  
 Und nur erhöhen Seines Hauſes Ruhm.

So ſah Jhn Wien jüngſt aus den Kaiſerhallen  
 Hinaus zu Mährens ſchlichtem Volke wallen,  
 In Demuth hüllen Seiner Hobeit Glanz;  
 Hier ſeh'n wir Jhn der Liebe Denkmal bauen,  
 Und dürfen kindlich Jhm in's Antliß ſchauen,  
 In Jhm verehren unſern Vater Franz.

Wohl ſtoben Jhm ſchon zweymal ſiebzehn Lenz,  
 Verſchwunden ſind ſo manche Freudenkränze,  
 Doch iener Bau ſteht feſt im Zeitenmeer;  
 Zur Tempelhalle wird er ſich geſtalten,  
 So oft wir Feſte der Erinn'ung halten  
 Mit unſrem Hohenprieſter fromm und hehr.

Da laßt um Jhn uns frohe Kreiſe ſchließen,  
 Mit unſern Jubeltönen Jhn begrüßen,  
 Mit Kindesſinn uns ſchmiegen an Sein Herz!  
 Bey Jhm laßt uns hinfort in Liebe weilen,  
 Mit Jhm den Schmerz, mit Jhm die Freude theilen,  
 Für Jhn in Andacht blicken himmelwärts!

Ja, innig betend heben wir die Hände  
 Zur ew'gen Vorſicht, daß ſie gnädig wende  
 Gefahr und Leiden von des Theuern Haupt,  
 Daß ſie Jhm ſchenke der Geſundheit Fülle,  
 Daß Seine Thatkraft ſtark ſey wie Sein Wille,  
 Und feſt wie Gottes Wort, an das Er glaubt.

Mag Tag auf Tag und Jahr auf Jahr entschwinden,  
 Was wir in treugesinnter Brust empfinden,  
 Entschwindet nur mit unsrem letzten Hauch;  
 Wenn unsre Herzen auch im Tod' erkalten,  
 Was sie gelobt, wird noch der Engel halten  
 Nach hergebrachtem alten deutschen Brauch.

Dresden. Anfang Jänner 1823.

Durch die unerhörte Kälte, welche bey reiner, heitrer Luft schon mehrere Wochen lang bey uns anhält, sind wir ganz in eine fremde Zone verlegt. Unsere Elbe ist fast ganz zugefroren und mit Scharen von Schlittschuhläufern und Stuhlschlittentreibern bedeckt, im großen Garten sind nordische Rutschberge eingerichtet, alles hüllt sich in wärmende Pelze, kurz das deutsche Florenz scheint in ein kleines Petersburg verwandelt. Der Mangel an Wasser ist dabey sehr drückend und fühlbar, die Mühlen in der ganzen Umgegend standen längst, und man wünscht die früher verschmähten und zerstörten Windmühlen sehnlichst zurück. In so eifrigen Regionen ist auch an wenig reges Gefühl für Kunst zu denken; nur sich die Glieder erwärmen wollen die Menschen, und wirbelnder Tanz wird der einzige Inhalt aller Gesellschaften. Wenig habe ich Ihnen daher zu berichten; unser Theater (welches nach löblich alter frommen Sitte während der heiligen Weihnachtszeit über zwey Wochen ganz geschlossen ist, damit die Künstler selbst sowohl als alle dabey angestellten Personen sich dieses schönsten Festes ihres Berufes), konnte uns nur wenig bieten. Rothschäpchen, aus dem Französischen übersezt, mit der lieblichen Musik von Boieldieu, war neu einstudiert und wurde brav gegeben, besonders zeichnete sich Mad. Haase als Rosalinde aus. Das Ganze war mit echter Eleganz ausgestattet, doch schien unser Publicum sich nicht recht mit der Leichtfertigkeit versöhnen zu können, welche das treue herjige alte Märchen in der französischen Bearbeitung erhielt. Zur Weihnachtszeit waren unsere Kaufmannsgewölbe glänzender als jemals. Am 28. gab Mad. Czegka, geborne v. Nuerhammer, hier ein großes Concert. Diese brave Gesangskünstlerin hatte sich schon in mehreren Gesellschaften mit ganz entschiedenem Beyfall hören lassen, alle Kenner priesen ihren Vortrag sowohl als ihre Bravour. Ihr Concert wurde mit der herrlichen Ouverture des Freyschützen eröffnet, hierauf sang sie eine Arie von Porrogallo recht brav, dennoch war das Publicum ziemlich lau; mehreres mochte hierzu beitragen, theils vermiste man den Jugendreiz, den man über alles zu schätzen pflegt, theils hatte der ungewöhnlich hohe Preis auch zu etwas gespannten Forderungen berechtigt. Diese Laubeit entmuthigte die Künstlerin, welche überdem sich nicht völlig wohl fühlte, so sehr, daß die Variationen über: „Oh dolce concerto“, welche sie zum Fortepiano sang, ihr wirklich völlig mißlangen; das Publicum war gerecht, indem es jedes Beyfallszeichen versagte, aber zu streng war das Lachen, welches Einzelne sich erlaubten.

Freylich ist es mit solchen Künsteleyen, wie dergleichen Variationen immer sind, eine mißliche Sache; wahre Kunst, deren Zweck es ist zum Herzen zu sprechen, wird nie den Künstler so treulos verlassen, und nie bey einem Mißlingen so an's Lächerliche streifen, als diese Seiltänzerinnen der Stimme, die man nur von einer Catalani mit Lust und Freude hören konnte, weil bey ihr der Triumph über die Schwierigkeiten mühelos und unfehlbar war. Desto mehr ist es aber zu loben, daß Mad. Czegka, tiefgekränkt und unzufrieden mit sich selbst, doch Kraft und Kunst hinreichend besaß, um ihr letztes Duett mit Mad. Sandrini ganz trefflich vorzutragen, es war von Niccolini aus Trajano in Dacia. Der Ruf der braven Künstlerin wird durch diese eine Mißlingen bey gerechten Beurtheilern gewiß nicht leiden, da sie in mehreren Privatgesellschaften durch ihre Kunst und ihren Vortrag wahrhaft entzückte. Das Concert wurde überdem sehr interessant durch ein herrliches Duett aus Torvaldo und Doriska von Rossini, welches Sgra. Sandrini und Sigr. Bezzi meisterhaft sangen, letzterer

trug auch die Cavatine des Podestà aus der *Gazza ladra* vortrefflich vor. Die beliebte Ouverture dieser Oper eröffnete den zweiten Theil. Im ersten war unsere brave Virtuossinn *Antoinette Pechwoll* so gefällig, ein neues Concert von Field auf dem Fortepiano vorzutragen. Über ihr treffliches Spiel kann nur eine Stimme des Beyfalls seyn, man hätte aber wohl gewünscht, daß die Bedeutung dieses Concerts, welches ein Gewitter ausmalt, dessen Strahlen zünden und Feuerarm veranlassen, wäre auf dem Programm angezeigt gewesen. So blieb die obligate Glocke bey dem Geläute wegen des Feuers völlig unverständlich und erschien bizarr. Die letzte Quartett-Akademie war sehr brillant, ein sehr schönes, geist- und ausdrucksvolles Quartett von *Peschke* eröffnete sie, wir hatten zum ersten Mal Gelegenheit, unsern Künstler als Meister auch in diesem Fach von Compositionen zu bewundern. Das zweyte Quartett war von *Beethoven*, originell und kunstvoll. *Costanza Tibaldi* sang mit Anmuth und seelenvollem Vortrag. *Mlle. Weltheim* zeigte sich zum ersten Mal als sehr brave Pianofortespielerinn, indem sie das große Trio des Prinzen Louis, und sehr schwierige Variationen von *Ries* vortrefflich ausführte. Warum sucht aber die geschickte junge Künstlerinn etwas darin alles auswendig zu spielen? Es bleibt eine Art von Frevel, dieß bey öffentlichen Aufführungen zu thun, und gelingt es so sicher wie dießmal, so gibt es etwas Automatenähnliches, was dem denkenden Zuhörer nicht gefallen kann.

Die fröhliche Gesellschaft des hiesigen Liederkreises feierte wieder den Sylvesternabend so geistvoll, wie gewöhnlich. Die sämmtlichen Damen des Kreises hatten Fragen als Aufgaben gegeben, welche an die Dichter so vertheilt wurden, daß keiner wußte, von wem seine Frage komme; die Antworten hatten Gelegenheit zu mannigfaltigen witzigen und seelenvollen Gedichten gegeben, und überdem waren die kleinen eleganten Gaben, welche jedes Paar einander wechselseitig schenkte, mit sinnigen Motto's beglänzt. Frohe Trinksprüche ertönten an den festlichen Tafeln, alles improvisirte, Lied auf Lied entströmte den begeisterten Lippen; und in froher Eintracht und herzlicher Rührung wurde der Eintritt in's neue Jahr von diesem Kreise gefeyert, der in seiner Art dadurch, daß es auch Frauen vergönnt wird, daran Theil zu nehmen, vielleicht der einzige in Deutschland ist.

Am Neujahrstage war die gewöhnliche große Tafelmusik bey Hofe: *Sigra. Sandrini, Sigri, Rezi* und *Gentili* sangen, Kammermusik *Vohlend* ließ sich auf der Viola hören, die Kammermusici *Fürstena* und *Otto Krehner* trugen ein Doppelconcert für zwey Flöten ausgezeichnet brav vor, und ein junger Fremder, Schüler des Capellmeister *Weber*, spielte Fortepiano.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

*Bignonia pandorana*. Geigenblättrige Trompetenblume. Aus Neuhoiland.

*Murraya exotica*. Indische Murraya. Aus Ostindien.

*Pogonia glabra*. Glatte Pogonie. Aus Neuhoiland.

*Senecio purpureus*. Purpurfarbiges Kreuzkraut. Vom Cap.

*Zamia media*. Mittlere Keulpalme. Aus Westindien.

--- *integrifolia*. Ganzblättrige Keulpalme. Von St. Domingo.

(Hierzu die musikalische Beylage.)

Herausgeber und Redacteur: *Joh. Schickh*.

Gedruckt bey *Anton Strauß*.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 30. Jänner 1823.

13

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bei K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

El Schanfari-ben-el-us, vom Stamm' Abd.

Balladenkranz

von

Johann Gabriel Seidl.

1.

Die Nacht umhüllt, in Arabia's Reich,  
Die unendlichen Felder und Fernen:  
Vom Fesse, da schauet, so starr und bleich,  
Ein Mann zu den leuchtenden Sternen.  
Was ruft er zum Monde, der blutigroth  
Herüber sich neiget, des Busens Noth,  
Was will er mit Dräuen und Ringen  
Vom Vater der Nacht sich erzwingen? —

Der Mann ist Schanfari, vom Stamme der Abd,  
Der Erste der Säng' und Kenner;  
Ihn hatten die Reider einst mächtig gefast,  
Verbannt aus dem Kreise der Männer.  
Zehn Jahre schon wallt' er vertrieben umher  
Der Liebe haar und der Hülf' und Wehr:  
Um sind nun des Bannes Stunden,  
Drum hat er sich heimgefunden!

Drum schaut er vom schwindelnden Felsen hinab  
Auf der Heimath Fluren und Auen,  
Und hebt zum Himmel den Pilgerstab,  
Und schwört mit entsetzlichem Grauen:

„Du Vater der Nacht, ich erhebe die Hand,  
 „Erhebe den Stab zu dem himmlischen Land: —  
 „Du ließ'st den Verbannten nicht enden in Noth;  
 „Nun gib' für die Feind' ihm Verderben und Tod.

„Du weißt es, die Bösen von Salaman,  
 „Sie täuschten ob meiner die Bürger;  
 „Sie stießen hinaus mich zum Wüstenplan,  
 „Als einen Verderber und Bürger;  
 „Ich kehre verarmt nun zur Vaterstadt:  
 „Nun Rache! nun Rache! der frevelnden That:  
 „Und ging' in den Adern der Felsen ihr Lauf,  
 „Ich muß sie ereilen, ich spüre sie auf!”

„Und noch einmal heb' ich die Hände hinan  
 „Und den Stab zu den nächtlichen Hallen:  
 „Es sollen vom Stamme der Salaman  
 „Mir hundert zum Opfer nun fallen. —  
 „Und ruffst du vor'm Tage der Rache mich weg,  
 „So geißle du sie durch Berg und Steg,  
 „Treib du sie durch Wasser, treib du sie durch Land:  
 „Drob seh' ich die eigene Seele zum Pfand.”

So ruft El Schanfari vom Felsenknauß  
 Mit unnenbarem Grimm' zu den Sternen:  
 Blickt milder dann einmal zum Himmel noch auf,  
 Und hinab zu den heimischen Fernen; —  
 Dann hüllt er in dunkeln Mantel sich ein  
 Und wandelt, die Rach' in dem Herzensschrein',  
 Den Bogen und Pfeil an der Seite,  
 So wüßt, wie die Nacht, in die Weite.

2.

Durch die Thore  
 Tritt Schanfari still und stumm;  
 Lauschet mit gespanntem Ohre,  
 Schaut nach allen Häusern um,  
 Ob denn nirgend eine Spur  
 Von den Häusern seiner Freunde,  
 Von den Häusern seiner Feinde,  
 Wo er vor zehn Jahren nur  
 Manche Lust und Qual erfuhr.

Alles schweiget; —  
 Denn der stille Mund der Nacht  
 Hat sie alle stumm gemacht; —  
 Nur der Mond am Himmel zeigt

Straßen ander's, Häuser neu;  
 Nichts im Wechsel ist geblieben,  
 In der Irre fortgetrieben,  
 Triffst der Mann, so fremd, so scheu,  
 Nicht sein eigen' Wohngebäu.

An der Ecke  
 Gines Hauses, schwarz und hoch,  
 Hält Schanfari staunend doch:  
 An den Wänden, an der Decke  
 Kennt er's — schaut es nochmal an:  
 Ja es ist das Fluchgebäude,  
 Drin sie einst aus frechem Neide  
 Schmiedeten den schnöden Bann, —  
 Ist das Haus der Salaman! —

Und er sinnet:  
 Ob er rasch vertilgend Brand  
 Werf in die durchritzte Wand:  
 Doch ein träg'rer Plan entspinnet  
 Sich der racherfüllten Brust:  
 Einzeln sollen alle sterben,  
 Unter seiner Hand verderben,  
 Und der Rache tiefer Lust  
 Wird er jubelnd sich bewußt.

Aus dem Kleide  
 Zieht er einen Pfeil hervor,  
 Schwingt ihn, lächelnd, hoch empor;  
 Weßt ihn dann mit Schadenfreude  
 An der Feindeswände Stein; —  
 Und die drinnen hören's wehen,  
 Fahren aufwärts voll Entsetzen;  
 O! Schanfari hüllt sich ein —  
 Zieht hinweg beym Mondenschein.

3.

Schanfari wandelt durch die Haid':  
 Da kommt ein Mann gezogen;  
 Den kennt er wohl an Farb und Kleid,  
 Und ruft ihn an mit grimmer Freud',  
 Und nimmt dann Pfeil und Bogen: —

„Wer bist du, Mann?“ — „Ben Salait  
 „Von Salaman; begrüßet  
 „Sey Fremdling mir!“ spricht der zurück;  
 Da ruft Schanfari, Wuth im Blick:  
 „Dein Aug, du Hund!“ — und schießet, —

Ben Salail stukt — vom Auge quillt  
 Das Blut im hohen Strahle —  
 Schanfari schaut's, mit Lust erfüllt:  
 Die erste Rach' ist nun gestillt;  
 Er wallt getrost zu Thale.

Und sieht er einen Salaman,  
 Dann ruft er: „Hund, dein Auge!“ —  
 Und zielt, und trifft und schiehet dann,  
 Daß keiner ihn ereilen kann,  
 Ob er zum Sturmwind tauge.

## 4.

Ernst versammelt ist die Runde  
 Vom Geschlecht der Salaman:  
 Und man brütet nun im Bunde  
 Über einem Rettungsplan;  
 Belebend steh'n sie, — Rach' und Schrecken  
 Malt ihr braunes Angesicht:  
 Doch vor'm Rachepeil sie decken  
 Kann der Bauch der Erde nicht!

Jeko löst das träge Schweigen  
 Asir, nun der Kenner Haupt;  
 Denn die Rede war ihm eigen  
 Und die Treu' nicht ganz geraubt.  
 „Siner, spricht er, schwarz verhüllet,  
 „Pfeil und Bogen unterm Kleid,  
 „Ballt, von Grimm und Rach' erfüllet,  
 „Mordend hin durch Stadt und Haid.“

„Keiner konnt' ihm noch entgehen —  
 „Wüßt' und Dickicht kennt er da;  
 „Keiner konnt' ihn noch verstehen:  
 „Denn er läßt ihn nicht zu nah;  
 „Keiner konnt' ihn noch erjagen:  
 „Denn er holt den Sturmwind ein;  
 „Zwanzig hat er uns erschlagen:  
 „Nur Schanfari kann es seyn!“

Und gleich Donnern trifft es alle,  
 Wie Schanfari's Nam' erschallt;  
 Pflögl'ich öde starrt die Halle  
 Rings von Männern, wüßt und kalt.  
 Aber Asir hebt die Stimme:  
 „Kenner! fort mit regem Sinn!  
 „Stellt euch seinem Wahnsinngrimme,  
 „Oder streckt ihn meuchlings hin!“

„Habt ihr rechtlos ihn vertrieben,  
 „Tödtet nun den Mann mit Recht.  
 „Rein ist meine Hand geblieben  
 „Unter'm Salamangeschlecht,  
 „Darum weih' ich sie der Rache,  
 „Weih' sie meinem Heldenstamm':  
 „Nimmer ruh' ich, bis der Drache  
 „Kalt in seinem Blute schwamm!“

## 5.

Schanfari läßt den Todespfeil  
 In Feindesaugen spielen,  
 Er zieht durch Strecken, rauh und steil,  
 Noch ward ihm nicht die Rache feil:  
 Und vier Mal zwanzig fielen. — —

Und wer ihm naht mit Trutzgewalt,  
 Den läßt er's bald bereuen;  
 Und wer ihm folgt, verliert ihn bald: —  
 So geht die bleiche Schreckgestalt,  
 Ihr Opfer einzuweihen!

Sechs Wonden höhnt er ungestraft  
 Der Feinde drohnde Mienen;  
 Hat mit des Pfeil's tief innrer Kraft  
 Schon neun und neunzig hingerafft:  
 Nur Asir trotzt dem Kühnen.

## 6.

Waldeinwärts geht  
 Schanfari, Ben Asir ihm nach;  
 Schanfari ist müd', er schaut und späht,  
 Kein Leben scheint ihm mehr wach.  
 Die Rache hat ihn ausgebrannt,  
 Sein Blut rollt über durren Sand:  
 Nach einer Quelle schaut er sich um;  
 Da blinkt's im Cedergab':  
 Noch einmal lauscht er — alles ist stumm,  
 Da steigt er hinab!

Ben Asir sah's:  
 Er schreitet, mit schwebendem Tritte,  
 Ihm nach durch das feuchte Wellengras, —  
 Jetzt ging er den letzten Schritt. —  
 Doch schöpfend aus dem Silberquell'  
 Ruht El Schanfari laß zur Stell';

Er schaut zum blutigen Mond hinan,  
Denkt an des Schwurs Beschluß,  
Denkt jetzt wohl nicht den Salaman,  
Und hemmet den Fuß!

Ben Asir schleicht,  
Gleich dem Engel des Todes so leif,  
Er hat, wie der Schük den Hirsch, ihn erreicht;  
Und drängt sich durch's Palmenreis,  
Und ruft: „Gott, meine Hand ist rein!  
„Laß sie die Hand der Rache seyn“ —  
Und faßt Schanfari in's Auge hart,  
Sich lehnend niederwärts,  
Und zielt nach wackerer Schützen Art, —  
Und trifft ihn durch's Herz!

7.

Kaum war die Kunde noch erklingen,  
Da stürmen wild die Salaman,  
Die sich der Rache noch entrungen,  
Ben Asir'n nach zum Waldesplan!

Des hohen Waldes Palmensäulen  
Durchtobt ein gräßlich Sieggeschrey,  
Daß Tiger scheu von hinnen eilen  
Und sich verbirgt der König Leu.

Da stehn sie nun am dunkeln Bronnen  
Vor'm todten Feind' mit Lustgebraus:  
Doch ward nicht alles mehr gewonnen,  
Schon hielt das Wild zu Nacht den Schmaus.

Der neun und neunzig Eck getödtet,  
Der hundert Opfer sich erfah,  
Er liegt zerstückt nun, Blutumröthet,  
Mit abgeschältem Schedel da.

Da fassen sie das Beingerippe,  
Mit donnerlautem Jubelschrey'n,  
Und stecken's auf die nächste Klippe,  
Und segnen's dort mit Flüchen ein!

Verwaiste Kinder, Väter stoßen  
Verächtlich mit dem Fuß' das Haupt:  
Und keine Thrän' ist ihm gestossen  
Und jedes Ehrenmahl geraubt.

chen  
ters  
die  
Gar  
affe  
curi  
Sch  
drat  
es

Hof  
weß

## 8.

Die Nacht umhüllt in Arabia's Reich  
 Die unendlichen Höh'n und Gestrippe:  
 Da wandelt ein Mann, so finster und bleich,  
 Hoch über die ragende Klippe.  
 Was stößt er da droben am graulichen Ort  
 Den Schedel Schanfari's so fort und fort, —  
 Schon sieben Monden verronnen fast,  
 Noch läßt er ihm immer nicht Ruh' und nicht Raß.

Ben Usir vom Stamme der Salaman  
 Mißgönnt ihm die ruhige Stelle:  
 Er war's, der meuchlings im Waldesplan  
 Schanfari gemordet am Quelle;  
 Jetzt hat ihn die That gar gewaltig gepackt,  
 Und wie er so flucht und am Schedel so hackt, —  
 Da bohrt sich ein Splitter vom Schedelgebein  
 Zu innerst ihm in die Ferse hinein.

Er sinket zurück; denn es tödtet der Schmerz,  
 Wann Todte verwunden das Leben:  
 Er stürzt mit dem Haupte niederwärts,  
 Daß Rippen und Schedel ihm beben.  
 Da winselt, da flucht er, ihn höret kein Ohr,  
 Dick quillt ihm das schwärzliche Blut hervor;  
 Verderben muß der verderbende Mann, —  
 Die Tiger nahen zum Schmause heran!

Und über die Klippe mit dunkelm Gewand'  
 Schwebt düster ein Pilger hernieder:  
 Er hebt zu den Sternen den Stab und die Hand  
 Und senkt sie zur Klippe dann wieder.  
 Dem Sterbenden reicht er die Rechte sodann,  
 Und ist doch keiner der Salaman, —  
 Und wie sich verloren des Pilgers Spur,  
 Bestegelt der Hundertste sterbend den Schwur.

## Correspondenz-Nachricht.

München, den 19. Jänner.

Ich beileide mich nun, Ihnen das Weitere über den am 14. d. M. dahier ausgebrochenen Brand unsers, erst vier Jahre und etliche Monat lang bestandenen großen Theaters zu melden. Der Schaden wird auf 2 Millionen C. M. angeschlagen. Die Casse, die Bibliothek, der größte Theil der Musikalien wurde gerettet. Dagegen gingen die Garderobe, fast alle Decorationen ic. zu Grunde. Das Gebäude war nur mit 120,000 fl. assicurirt. Man sagt, die Phönixgesellschaft in Hamburg wollte es zu 500,000 fl. assuren; es hätte nur der Ausfertigung von hier aus bedurft, und der vierte Theil des Schadens wäre doch nun wieder hereingebracht. Auch das Theater an der Residenz brannte schon an der mit dem neuen Schauspielhause zusammenhängenden Seite, daher es in seinem gegenwärtigen Zustande gleichfalls höchst jämmerlich aussieht.  
 Seine Majestät der Königl. Se. Königl. Hoheit der Prinz Carl, so wie Se. Königl. Hoheit der Herzog von Leuchtenberg waren beim Brande die längste Zeit hindurch anwesend, munterten die Arbeiter auf das eindringendste auf, versprachen Belohnungen

und bemerkten mit Wohlgefallen die Personen, welche sich durch ihren Eifer auszuzeichnen bemühten. Leider sind viele Menschen stark beschädigt worden, vorzüglich vom Militär; das Leben aber hat zum Glück Niemand eingebüßt.

Was den Ausbruch des Brandes betrifft, so wird die Untersuchung über die Entstehung desselben erst eingeleitet. So viel aber scheint bis jetzt gewiß zu seyn, daß, durch einen starken Zuwind bewegt, der äußerste Theil des in den Soffiten, nebst mehrern Decorationen und Transparenten vorfindlichen Gazegewebes, worauf das wilde Heer aus dem Freyschützen abgebildet war, an die Spitze einer Lichtflamme gerieth, welche über die Glasröhre herausbrannte. Die Herren *Muck*, *Löhle*, *Schimon*, so wie *Mlle. Sigl* befanden sich noch auf der Bühne, und konnten die hinter ihrem Rücken herabfallenden Funken nicht sogleich bemerken. Es war die zwente Coullisse links hinter der Schluswand der Zimmerdecoration, wo die ersten Flammen sich zeigten. Ein Zimmermann soll sich sogleich auf das Feuer herabgestürzt und einen Theil des brennenden Stoffes herunter gerissen haben, aber er konnte nicht mehr alles erreichen, was bereits von den Flammen ergriffen war, und so loderten die Funken schnell von allen Seiten nieder, und bildeten schon ein ziemliches Feuer, als die Spielenden ihre Gefahr erblickten, und nicht ohne Schrecken die Bühne verließen. Im Parterre und den Logen herrschte unter allen Zuschauern große Ordnung und Fassung. Jedermann erwartete von einem Augenblicke zum andern, daß die bey diesem Theater angebrachten hydraulischen Vorrichtungen, welche die Bewunderung aller Fremden erbiethen, denen man sie vorwies, auf das schnellste gebraucht werden würden. Aber man hat Zeuge des Ausbruchs dieses Brandes seyn müssen, um einen Begriff von der Geschwindigkeit zu bekommen, womit er sich in die obern Regionen des hintern Theiles der Bühne verbreitet, und schon die ganze Stadt und Umgegend mit seiner fürchterlichen Beleuchtung überjoggen hatte, als die Zuschauer, von Schmerz und Schrecken erfüllt, zu den vielen geräumigen Öffnungen des Schauspielhauses herausströmten. Da viele Leute nicht wußten, wo das Feuer wüthete, kam es ihnen seltsam vor, die in verschiedenen Richtungen nach ihren Wohnungen eilenden Mithglieder des Ballets in ihren leichten Tanzschuhen und Theaterkleidern, bey so heftiger Kälte, zu erblicken. Viele Personen, die dieses sahen, ohne die Ursache zu wissen, lachten, wie die im Theater anwesenden Zuschauer noch kurz vor dem Entstehen dieses höchst traurigen Vorfalles über Herrn *Löhle's* Erzählung als vermeintliches Jächerle lachen mußten. Aber absehender hat noch nie etwas mit dem Lachen contrastirt, als diese schauderhaften Auftritte mit den vorhergehenden des Scherzes und der Freude. Das Feuer loderte in allen Farben und Gestalten, von 8 Uhr an bis weit über die Mitternacht hinaus zum Himmel empor, und erleuchtete die Gegend auf mehrere Stunden weit mit der Helle des Tages. Die Luft war still, die Nacht kalt, der Boden voll Schnee. So wie von der einen Seite die königliche Residenz durch das alte Theater in unmittelbarer Berührung mit dem neuen steht, befindet sich nun durch den schmalen Weg der Straße getrennt, auf der andern Seite das Münzgebäude; es was rückwärts steht das Criminalgefängniß der Falkenthurn, neben demselben das Zeughaus. Auf der hintern Seite der Residenz steht, an das alte Theater gereiht, ein großer hölzerner Stadel zur Aufbewahrung von Decorationen u. s. w. — Nichts hätte gefehlt, um die Gefahr noch bedeutend zu vermehren, als daß die Messbuden, wie es in früherer Messzeit der Fall war, noch auf dem *Max-Joseph-Platz* (dessen Hintergrund das abgebrannte Theater einnimmt) bey eben statthabender Messe gestanden hätten, wodurch Verwirrung, Unglück und Schaden ohne Ende entstanden wäre!! — Überhaupt möchte sich eine ähnliche Klemme auf dem großen, bisher zum Getreidemarkt bestimmten Hauptplatz, wenn an einem Schrammentage Feuer ausbräche, und auf dem von der Messge, den Schlachthäusern, einer Schmiede an den engsten Zuführs- und Eingangsorten umgebenen Victualienmarkte, wenn daselbst ein Brand entsände, ergeben!! Man denkt leider nicht daran, bis es manchmal zu spät ist.

Bis jetzt wissen wir noch nichts, ob das große Theater wohl wieder hergestellt wird, und was aus dem alten, gleichfalls sehr verwüsteten und zunächst an die Residenz grenzenden Theater werden wird. Wahrscheinlich wird letzteres ganz abgebrochen, zur Seite des königlichen Schlosses eine hohe Brandmauer aufgeführt, und ein ganz steinerner Boegang nach dem großen Theater übergeführt, das, wie man allgemein wünscht und hofft, nur nach dem Bauplan seines frühern Architekten, Herrn Professor *Sichler*, wieder aufgebaut werden möchte.

### Modenbild V.

Kleid von Gaze-Tris mit Gold und dem gleichen Stoffe geziert.

Herausgeber und Redacteur: *Joh. Schich*.

Gedruckt bey *Anton Strauß*.

fer auszeich-  
vorzüglich vom

ber die Entste-  
n, daß, durch  
nebst mehrern  
as wilde Heer  
errieth, welche  
mon, so wie  
ihrem Rücken  
te links hinter  
ten. Ein Zim-  
es brennenden  
n, was bereits  
allen Seiten  
ore Gefahr er-  
ind den Logen  
erwartete von  
hydraulischen  
n man sie vor-  
des Ausbruches  
zu bekommen,  
verbreitet, und  
ung überzogen  
ielen geräumig-  
ht wußten, wo  
ngen nach ih-  
hen und Thea-  
es sahen, ohne  
noch kurz vor  
Erzählung als  
twaß mit dem  
den des Scher-  
von 8 Uhr an  
ete die Gegend  
die Nacht kalt,  
denz durch das  
sich nun durch  
ngebäude; et-  
iben das Zeug-  
ht, ein großer  
hätte gefehlt,  
ie es in frühe-  
grund das ab-  
ätten, wodurch  
erhaupt möchte  
imnten Haupt-  
on der Mehge,  
angsorten um-  
!! Man denkt

ergestellt wird,  
Residenz gren-  
hen, zur Seite  
anz feinerer  
emein wünscht  
ffor Fischer,



*Fr. Schöberl sc.*

Wiener Moden.

13.  
1823.

V

**A**

Don t  
hier ge  
dann  
(Buce  
f. f. P  
in W

**Rü**

**D**

Gese  
habe  
in d  
nebf  
vori  
tehr  
wür  
e u  
men  
ler

**Eq**

nich  
abe  
unf  
Zu  
zeit  
mit  
gre  
ven  
St  
deg  
nag  
un  
die  
An

# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

## M o d e.

Sonnabend, den 1. Februar 1823.

14

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey K. Strouß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1308; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

### Rückblick auf Verona zur Zeit des Congresses, im Jahre 1822.

(Nebst einer Erinnerungs-Tafel an denselben, und dem Plane von Verona.)

Der Erinnerung an die classische Vorzeit Verona's, an dessen denkwürdige Geschehnisse im Mittelalter und in der neueren Periode der italienischen Geschichte, haben wir bey der Eröffnung des Congresses daselbst eine eigene Darstellung in diesen Blättern gewidmet. (Wiener Zeitschrift Nr. 139. November 1822 nebst einem Plane von Verona). Jetzt, wo der Congress beendigt, und die vorige Stille in die ehrwürdige Königin der Städte an der Etzch zurückgekehrt ist, scheint es uns nicht minder anziehend, dem Andenken an die merkwürdigste Begebenheit derselben, an den Congress der verbündeten europäischen Mächte daselbst, einen Platz in dieser Zeitschrift zu widmen, und mit einem Blicke das erhebende Schauspiel der Vereinigung so vieler hoher Häupter zu so schönem Zwecke zu überschauen.

Verona's stolze Marmorpalläste stehen wieder verödet, sparsam rollen die Equipagen über den vor Kurzem noch so glänzenden Corso, die Arena nimmt nicht mehr sechzig Tausende zu frohen Festen auf — der Congress ist vorüber, aber das Andenken an ihn lebt in den Jahrbüchern der Geschichte, die Huld unseres geliebten Kaisers lebt in den Herzen der Veroneser unauslöschlich fort. Zum Denkmale ihrer Dankgefühle für die ihnen geschenkte ehrenvolle Auszeichnung haben die Bewohner der alten Römerstadt den Plan von Verona mit Heraushebung der Wohnungen sämmtlicher hoher Mitglieder des Congresses herausgegeben, und damit ein Verzeichniß aller bey demselben intervenirenden ausgezeichneten Personen verbinden lassen. Das erste dieser zwey Blätter in Großfolio führt den Titel: La citta di Verona colle indicazioni degl' alloggi de' Sovrani, Principi, Dignitarj e di varj altri distinti personaggi che intervennero al grande Congresso d'Europa, und besteht in einem umständlichen sorgfältig in Kupfer gestochenen Plane der Stadt. Der Entwurf dieses Blattes ist vom k. k. Ingenieur-officier F. Malacarne, der Stich von Angelo Guelmi, und die Druckschrift der Seitenspalten von Paolo Libanti.

Eine Anmerkung am Rande gibt zu erkennen, daß das Blatt im November 1822 unter der Aufsicht des k. k. Delegaten Paul Freyherrn v. Lederer, und des Podestà Johann da Persico erschienen ist.

Die Redaction dieser Zeitschrift hat nach den Angaben dieses Planes den ihrigen, welcher bereits im vorigen Jahre am angezeigten Orte geliefert wurde, mit mehreren interessanten Nachweisungen, welche auf den Congress Bezug haben, vermehrt und verbessert, und sie glaubt, daß derselbe in dieser veränderten vollständigeren Gestalt auch den Lesern dieses Jahrganges als eine außerordentliche Beilage\*) nicht unwillkommen seyn wird. Nach der Angabe in den Seitenspalten des Originalplanes sind nach der Zeitfolge zum Congress von Verona eingetroffen:

Den 13. October Se. kaiserl. Hoheit der Vicekönig.  
 = 14. = = Ihre Maj. die Herzoginn von Parma.  
 = 15. = = Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich, Se. Maj. der König von Preußen, Se. kaiserl. Hoheit der Großherzog von Toscana, Se. königl. Hoheit der Herzog von Modena.

Den 16. October Se. Maj. der Kaiser von Rußland.  
 = 31. = = Se. Maj. der König von Sardinien, und  
 = 1. November Se. Maj. der König von Neapel.

Der auf der nebenliegenden Tafel enthaltene Plan liefert uns ein getreues Bild der merkwürdigen Congressstadt, über welche wir, mit Bezug auf mehrere durch den Congress denkwürdig gewordene Localitäten, Folgendes bemerken.

Verona zählt 48 Kirchen, worunter 14 Pfarreien, nach welchen die verschiedenen Stadtgegenden genannt werden. Zu Casernen werden zwanzig geräumige Gebäude verwendet, von denen viele aufgehobene Klöster sind. Von den wissenschaftlichen Anstalten verdienen genannt zu werden, die Ackerbau-Gesellschaft, die Maler- und Bildhauerschule, die Academia Filarmonica, jene degli Orfei und degli Anfioni und dann die Societä letteraria. Zur Erklärung der Buchstaben des zuliegenden Stadtplanes werde bemerkt:

a) Die Brücke del Castel vecchio mit dem merkwürdigen 142 Fuß weiten Bogen.

b) Die Brücke della Pietra, die zum Castell S. Pietro führt.

\*) Zur Versinnlichung der Wohnungen der allerhöchsten und hohen Personen, welche sich am Congress befanden, dient die nachfolgende Andeutung:

Im Pallaste Erbisfi: Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich.  
 » — Canossa: Se. Maj. der Kaiser von Rußland.  
 » — Fracastoro: Se. Maj. der König von Preußen.  
 » — Allegri: Se. Maj. der König beider Sicilien.  
 » — Giusti: Se. Maj. der König von Sardinien.  
 » — Marioni: Se. k. k. Hoh. der Großherzog von Toscana.  
 » — Peccana: Ihre Maj. die Herzoginn von Parma.  
 » — Miniscalchi: Se. k. Hoh. der Herzog von Modena.  
 » — Giuttari: Se. k. k. Hoh. der Vicekönig des lomb. ven. Königreichs.  
 » — Castellani: Se. Durchl. Fürst von Metternich.  
 » — Conati: Se. Durchl. Herzog von Wellington.  
 » — Ridosi: Se. Excell. Viscomte von Montmorency.  
 » — Pompei della Vittoria: Se. Eminenz Cardinal Spina. B

- e) Ponte Nuovo und  
 d) Ponte Navi.  
 e) Das Castell Vecchio mit dem Zeughause und einer Caserne. Dabey befindet sich am Corso auch der Arco de' Gavi.  
 f) Das Amphitheater (Arena).  
 g) Der Corso, welcher die ganze Stadt von der Porta Palio oder Stuppa bis zur Kirche Sta. Anastasia beynah in gerader Linie durchschneidet und zu den herrlichsten Straßen Italiens gezählt werden muß. Hier werden gewöhnlich die Pferderennen gehalten, auch prangt der Corso mit den ausgezeichnetesten Gebäuden. Hier prangt der Pallast Canossa (wo Se. Maj. der Kaiser Alexander gewohnt haben), der Pallast Portalupi (gewesene Wohnung des Lord Strangford), der Pallast Bevilacqua mit einer reichen Sammlung antiker Sculpturen, der Pallast Realdi, Pallast Maffei mit einem Lapidar-Museum (Wohnung des Grafen von Bernstorff), Pallast Pellegrini u. a.  
 h) Das Museum der Antiquitäten am Platz il Brà.  
 k) Das Teatro Filarmonico mit dem schönen Porticus am Eingange.  
 l) Die Domkirche.  
 m) Die Kirche zu S. Zeno.  
 n) = = = Sta. Anastasia.  
 o) = = = S. Bernardino.  
 p) = = = S. Georgio.  
 q) = = = der Franciscaner mit dem Grabmale von Romeo und Jusie.  
 r) Das herrliche Rathhaus am Plage Brà.  
 s) Die Trümmer der Raumachie.  
 t) Der allgemeine Begräbnißplatz.  
 u) Die Dogana.  
 v) Die Ruinen des Pallastes Theoderich's im Castel S. Pietro.  
 x) Der Platz, wo der Jahrmarkt gehalten wird.

Das zweyte der oben erwähnten Blätter, welches dem eben erwähnten ersten gleichsam zum erklärenden Text dient, führt den Titel: *Prospetto in cui sono descritti gli alloggi dei Sovrani, Principi, Dignitarj e di varj altri distinti personaggi intervenuti al grande congresso di Europa in Verona l'anno 1822 illustrato dalla pianta della città, dove sono indicati con numeri gli alloggi medesimi.* Es gewährt sonach das besondere Interesse einer gedrängten Übersicht aller Souveraine, Fürsten, Minister, und der übrigen ausgezeichneteren Personen, welche sich während des Congresses in Verona aufgehalten haben. Dieser Übersicht, welche den Stempel diplomatischer Genauigkeit an sich trägt, folgend, hat die Redaction eine eigene, eben diese anziehende Übersicht gewährende Tabelle, als Erinnerungstafel an den Congress von Verona entwerfen lassen. Sie ist in der zweyten Beilage des heutigen Blattes enthalten, und dürfte sowohl jene, welche Augenzeugen oder selbst Theilnehmer der für Verona unvergeßlichen letzten Tage des Jahres 1822 waren, als auch Allen denen willkommen seyn, welche bey vaterländischen Denkwürdigkeiten gerne verweilen.

## Heroide des Chimborasso an den Dwalagiri.

Eile mit Weile, du kennst, Herr Bruder, denk' ich, das Sprichwort;  
 Dämpfe den Muth; nur gemach, blähe so stolz dich nicht, Thor!  
 Helmt das felsige Haupt dir des Eises gewaltige Rinde,  
 Die Jahrtausende schon Phöbus vergebens geküßt;  
 Läfelt auch mir sich mit hellem Krystall der erhabene Wirbel,  
 Und vom Spiegel des Doms gleitet des Sommers Gewalt.  
 Weil dein blühender Schnee mit dem frühesten Strahle vergoldet,  
 Der dem eoischen Thor lebenverbreitend entquilt;  
 Weil der Bewohner des Zelttes, der weidend zu Füßen dir schwärmet,  
 Zwischen dem Äther und dir staunend die Grenze vermisst,  
 Wagst du verächtlich auf mich, Frechtrohender, nieder zu blicken,  
 Gleich dem Engel des Siegs auf den zerschmetterten Feind?  
 Strecke das Haupt, wie du magst, dich dehrend, empor zu den Sternen;  
 Über dir, hinter dir geht, Dünkelbethörter, ihr Zug,  
 Und vom nächtlichen Heer, das ewige Bahnen durchfunkelt,  
 Bleibt kein schimmernd Atom hangen am dunkeln Gestein.  
 Fest mit den Füßen, wie ich, an der Erde Tiefen gewurzelt,  
 Ringst du zum Sohne des Lichts, freyer Gigant, dich umsonst;  
 Engverwachsen dem Ball, der stürmisch sich wölbend dich zeugte,  
 Bleibst du launenbeherrscht irdischen Mächten verkauft;  
 Stürme fahren daher, es umlagert dich riefender Wolken  
 Graulich Gespinnst, und verhüllt schweigt die erblindete Pracht,  
 Oder der türkischen Tief entwöhlen sich Flammen des Schwefels,  
 Rütteln dich bang, und hinab stürzt dir ein spirmender Fels.  
 Habe der Britte zum höchsten dich jüngst der hohen gestempelt,  
 Meinst du, ich werde das Knie schmeichelnd dir beugen? Du irrst!  
 Wem die Schläfe so lang des Ruhmes Blätter geschattet,  
 Steigt vom fürstlichen Sitz nicht so geschmeidig herab;  
 Nur der Erbärmliche läßt die Glorie schweigend sich stehlen,  
 Fällt der Held, im Fall stürzt er den Gegner zugleich.  
 Aber ich falle noch nicht, wie laut auch die Reisenden schreyen;  
 Muthig wag' ich es noch — lerne mich kennen! — mit dir.  
 Sprich, wer erhebt im Gebet zu deinem Gipfel die Blicke?  
 Achtlos treiben ihr Schaf stumpfe Nomaden vorbey.  
 Hier umlagert dich grau der Stepp' unendliche Wildniß,  
 Welcher der salzige See kümmerlichwellend entschlüpft;  
 Dort ummauert dich eng des Himalah starrende Schneewand,  
 Keinen menschlichen Laut tragen die Lüfte dir zu.  
 Aus umeiseter Urn' — wer sog je dreister? — entsende  
 Benares seligem Thal jenen gefeyerten Strom.  
 Der ein Fürst der Gewässer die Kelche schaukelt des Lotos,  
 Und stillwallend das Lied frommer Braminen vernimmt;  
 Dir entquille die Flut, die Lama's Tempel bespühlet,  
 Und in gewundenem Lauf schweifend den Indier täuscht;  
 Artig klingt's, du haltest im Schooß die Häupter der Söhne  
 Friedlich zusammen gepaart — sage mir, bitt' ich, wer sah's,  
 Weil das schwächliche Schiff, den Krümmen folgend des Ufers,  
 Durch's unendliche Meer rüstig zu segeln geschaut,  
 Und dem Menschengeschlecht sein reiferes Alter geworden,  
 Oh' ein Kühner gewagt, meine Gesilde zu schaun,  
 Nennst dein höhrender Stolz den späteren Sohn mich der Erde,  
 Heißt die jüngere Welt blödem Verstande mein Reich!

Denkt die Ätze so Flug, gern heißt sie die jüngere Schwester;  
 Aber behagt' ihr der Tausch, ständ' sie auf schwächerem Recht?  
 Treib' es noch weiter, und zeig' an deinem Fuße den Garten,  
 Wo das menschliche Paar selig, das erste, geweilt;  
 Sage das heilige Licht, das vom Thiere geschieden den Menschen,  
 Freundlich den Geist ihm entwölkt, deinen Bezirken entstieg's.  
 Ruf' es ihm zu, ruf's wieder ihm zu, er läßt sich bedeuten;  
 Hat er nur oft es gehört, glaubt er's, als fand er es selbst.  
 Anders sorgte für mich, Amerika's Krone, das Schicksal;  
 Nicht mit egyptischer Flur tauscht' ich das heimische Land.  
 Winkend begrüß' ich den Kiel, der ein schwimmendes Pünctchen des Atlas  
 Weithinwogendem Plan leise sich hebend enttaucht;  
 Näher zieh't's, ich erkenne mit Lust der hurtigen Ruder  
 Wechselfschlag, das Gefäl stattlicher Masse mit Lust;  
 Tauchzend blickt der Steurer, zum Dank die Hände gefaltet,  
 Ruf zu mir, und entrollt flattern die Wimpel mich an;  
 Dampfend blüht's aus ehernem Schlund, es erdonnert der laute  
 Freundschaft, und herauf steigt mir der Segler Geschrey.  
 Drüben umschäumt mir den Fuß das glänzende Reich der Gewässer,  
 Das mit stauender Lust, Cortez, die Brust dir erfüllt.  
 Also steh' ich gethront, von Okeanos Armen umfängen,  
 Beyde Meere beschweift, beyden gebietet mein Blick.  
 Um mich sehn, des gefeyerten Herrn treuschirmende Diener,  
 Eismungipfelt wie ich, feste Riesen im Kreis,  
 Hüten den Fuß des Herrschers und wehren den Schritten der Neugier,  
 Wenn die Thörrinn mein Haupt keck zu bewandeln gedenkt;  
 Aber sie würd'gen den Mann, den Natur sich zum Priester erkoren,  
 Humboldt kam, und gesenkt ließen sie schweigend ihn ziehn.  
 Kunde ward mir gebracht, nach deinem Gebiete, Verächter,  
 Wende der Herrliche jetzt wandernd den treffenden Blick.  
 Abend hört' ich's — er naht, nun naht er, der Tag der Entscheidung,  
 Und die Krone des Siegs harret der verdienenden Stirn.  
 Denn wie Blätter des Hains bey des Nord's aufrauschendem Sturmzug,  
 So vor dem Einzigen sinkt locker des Zweifels Gewölck.  
 Nimm gashuldlich ihn auf, und entsend' ihn fröhlichen Wohlseyns;  
 Er entscheide, sein Spruch gilt mir ein Schöpfungsgesetz.  
 Bis er geschlichtet den Streit, soll Kleinmuth nimmer mich beugen;  
 Siegst du, ich hoffe, du hältst solchen Besiegten nicht g'ring.

Dan. Eschmann.

### R ä t h s e l.

Ein schlankes Gewächs nennt mein Sybenpaar dir,  
 Es spendet erquickenden Saft;  
 Von rückwärts gelesen, ein reißendes Thier,  
 Das herrliche Speise uns schafft.

8. 8.

### Correspondenz = Nachricht.

Dresden, den 3. Jänner.

Gestern wurde das deutsche Theater mit einem ganz neuen Trauerspiel eröffnet, welches zu interessant war, als daß ich Ihnen nicht gleich davon erzählen sollte. Anna Bolyn heißt dieß Stück, und das dazu gehörige Vorspiel: Katharinen's Ent-

thronung, es ist das neueste Werk eines hiesigen jungen Dichters: Eduard Gese, dessen: Peter und Alexis schon auf mehreren Bühnen mit Beyfall gegeben wurde. Diese Aufführung erregte um so lebhaftere Theilnahme, da eine zahlreiche, feindlich gesinnte Partey mit aller erdenklichen Bosheit gesucht hatte, das Publicum zum Voraus dagegen einzunehmen. Der bescheidene junge Dichter hatte dieß auf keine Weise verschuldet, und der echte Werth der Sache siegte wenigstens über jene Cabale, da zumal die Direction nichts gespart hatte, um dieß Stück glänzend und schön auszustatten. Der echt tragische historische Stoff ist sehr gut benützt, die Handlung geht einen raschen Gang, so, daß jede Scene interessant ist. Die Sitten jenes Zeitalters sind treffend geschildert, Sinn und Herz wird befriedigt, und das Ganze ist zugleich von dramatischer Wirkung. Die Sprache ist edel und schön, man könnte sie vielleicht hier und da zu blumenreich finden, aber man darf nicht vergessen, wie sehr man in jener Zeit an diesem Hofe das Allegorisiren liebte. Dieß ist in dem Vorpiel glücklich benützt bey dem Fest, durch welches König Heinrich Phantasie und Sinne der heitern freudeliebenden Anna zu gewinnen sucht. Es ist sehr gut gedacht, daß dieß berauschende Fest mit einem bacchantischen Tanz beginnt; die Art, wie die leichtsinnige Anna umstrickt wird, und sich von Glück und Liebe gelockt abwendet von dem trüben Ernst, unter dessen Gestalt der sie wahrhaft liebende Norris sie zu warnen sucht, ist eben so zart als wahr geschildert; sie bereut es hier schon, daß sie in kindischer Lust fähig gewesen war, über das strenge Beten der frommen Königin zu spotten, aber darin, daß sie es konnte, liegt der Schlüssel zu ihrem Schicksal. Die Maske des Narren, dieß dieß ganze Fest umgaulert, ist bedeutungsvoll und zeitgemäß. Das im Gegensatz aufgestellte Bild von Katharinens stiller frommen Größe, ist von rührender Wirkung; wir fühlen es, wie der königliche Lüstling diese Nähe nicht ertragen kann! Daß die kalten herrschsüchtigen Staatsmänner Katharinens, heilige Reinheit eben so hassen, wie später Anna's liebevolle, allbeglückende Wärme, ist natürlich. Durch die ganze Dichtung hin fühlt man ein doppeltes Interesse für die engelgleiche, fromme Katharina, und das holde, arglose Weltkind Anna; dieß ist aber mehr ein Vorzug als ein Mangel des Stücks, da der Contrast zwischen beyden so groß ist, und es ganz verschiedene Gefühle sind, die sie uns einkößen. Es wäre leicht gewesen, eine von beyden in trüben Schatten zu stellen, aber das Ganze hätte dabey nicht gewonnen.

Das Trauerspiel beginnt drey Jahre später; trefflich und originell ist eine der ersten Scenen, wo Anna, voll Lust und Freude die Anstalten zu ihrer Krönung treffend, den fremden französischen Künstlern Aufträge zu Bildern gibt, in denen sie kühn der eng herzigen Staatsmänner spottet, welche das durch sie beförderte Volksglück und die erweiterte Denkfreiheit beschränken möchten, indem jene Schlaunen schon listig den Sturz der Arglosen bereiten. Sehr viel Wirkung thut die Waldescene bey'm Mondschein, wo der Monarch, den man mit Willen auf der Jagd irre leitete, das unschuldige Naturkind Katharina Eton kennen lernt; hier bemerkt man es ganz, wie müde er schon der reizenden Anna ist, und welche verführerische Macht sein Wesen besitzt. Das hier einge webte Lied ist trefflich und fand großen Beyfall. Recht kunstvoll angelegt ist die Scene, wo Anna dem Freund ihrer Jugend, Norris, eine geheime Audienz bewilligt, hier gerade, von seinen warnenden Ermahnungen beleidigt, ihn kränkt, und dadurch Veranlassung zu der Anklage gibt, welche ihre sie belauschenden Feinde wider sie erheben. Gegen ihren königlichen Gemahl ist sie ganz schuldlos, aber sie sündigte gegen die treue Freundschaft, dieß ist zart gefühlt und schön durchgeführt. Von unbeschreiblich ergreifender Wirkung ist die fröhliche Arglosigkeit, womit sie in den Tower tritt und alles nur für einen Scherz hält, der zu den Feyerlichkeiten ihrer Krönung gehöre; lieblich tändelnd schmückt sie sich hier mit Krone und Friedenstaube, während ihr Schicksal sie schon fürchtbar ergreift. Die Art, wie sie, die Schuldlose, kühn und stolz vor den Richtern steht, und erst dann bestürzt wird, als Norris, der einzige, gegen den sie sich schuldig fühlt, ihr entgegen tritt, ist trefflich. Von hier an ist ihr Inneres umgewandelt, der fürchtbar schnelle Glückswechsel muß die Lebenslustige entsetzlich erschüttern, aber sie reißt hier auch schnell zu richtigerer Würdigung aller Dinge, der Hauch des irdischen Glücks verschwindet, echte, reine Liebe erhebt und tröstet sie; sie würde nicht

fähig seyn zu dieser Umwandlung, wenn nicht die heilig fromme Katharina ihr wie ein tröstender und leitender Engel zur Seite stände.

Die Art, wie wir Katharina wiederfinden, thätig wirkend, sanft und gottergeben, stets bereit ihre heißesten Wünsche aufzuopfern, sobald es Erfüllung ernster Pflichten gilt, ist eben so wohlthuedend als schön; wir sehen sie würdevoll mit dem Muth der Tugend noch einmal vor Heinrich erscheinen, und die unschuldige junge Katharina, die Tochter ihrer Freundin, retten, welche Annens Feinde dem König zuführten, um ihn mit neuer Lust zu betäuben. Norris fällt freudig mit Anna, er fühlt, daß auch er nicht ganz schuldlos war, denn durch seine frühern zu trüben Ansichten des Lebens verscheuchte er das Vertrauen der Jugendgeliebten. Die Schlussworte Katharinens, welche in fromme Betrachtung versinkt, indem Anna und Norris zum Tode geführt werden, sind erhaben und schön. Wer für reine und zarte Gefühle noch fähig ist, der wird diesem Trauerspiel seinen Beyfall nicht versagen können. Flüchtig betrachtet möchte man es tadeln, daß Anna zuletzt des Königs nicht gedenkt, und einzig an Norris hängt, doch sie muß hier, seit der Raufsch des Glücks sie nicht mehr verblendet, wohl fühlen, daß Heinrich nur ihr Verführer war und nie reine Liebe für sie empfand. Vortrefflich war das Spiel unserer beyden Künstlerinnen, Mad. Schirmer als Anna, und Mad. Werdn als Katharina; Herr Hellwig als König Heinrich, und Herr Pauli als Gardiner waren durchdrungen von dem Geist ihrer Rollen, und stellten uns auch im Außern echte Bilder aus jenen altenglischen Zeiten dar. Herr Julius schien anfänglich den Norris nicht mit so viel Liebe zu geben, als sie gewöhnlich sein Spiel besetzt, doch war er in den spätern Acten recht brav. Decorationen und Costumes waren ausgezeichnet schön; es nimmt sich trefflich aus, wie im Vorspiel das glühende Morgenroth sich über den festlich erleuchteten Garten ergießt, und wird hier, wo Anna den Thron besteigt, so symbolisch. Das Mondlicht in der Waldesnacht war zauberisch schön dargestellt. Es war sehr sinnig von Mad. Schirmer, daß sie in der Scene, wo sie, ihr Unglück noch nicht ahnend, fröhlich ihrem königlichen Gemahl die Blumen bringt, über ihr weißes Gewand weg einen Purpurschleyer auf dem Haupte trug, und mit diesem auch in den Tower eintritt. Die Tänze im Anfang waren sehr hübsch geordnet, die Musik zu dem Ganzen, nämlich zu den beyden Ouverturen sowohl, als die während mancher Scenen eingewebte Musik, ist von dem Cantor Ughte recht brav componiert, nur möchte die zweyte Ouverture doch fast zu sehr im Kirchenstyl geschrieben seyn. Der Morgensegen, der während der Schlusscene von den Thurm des Towers geblasen wird, ist von großer Wirkung. Der Prolog, welchen der bescheidene Dichter zu dem Trauerspiel schrieb, und den unsere Abendzeitung mittheilte, sollte überall, wo man das Stück aufführen wird, bekannt gemacht werden. Nächsten Sonntag wird diese Aufführung wiederholt.

### Schauspiel.

In dem k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore den 22. Jänner, zum Vortheile der Mad. Grünbaum, zum ersten Male: Mahomet der Zweyte. Große tragische Oper in zwey Aufzügen, aus dem Italienischen übersezt von Christ. Grünbaum. Musik von Joachim Rossini.

Den Lesern dieser Zeitschrift ist das Mißgeschick bekannt, welches diese Oper auf den italienischen Theatern zu Rom und Venedig erlitten hatte. Es war interessant, mit dieser italienischen Hervorbringung einen Versuch auf dem deutschen Operntheater zu wagen, um zu erfahren, ob das italienische Publicum seinem großen Meister nicht Unrecht gethan habe, und welcher Grad von Übereinstimmung in dem musikalischen Geschmacke der Deutschen und Italiener obwalte. Aber, leider! fiel dieser Versuch ebenfalls nicht zu Gunsten des sonst so beliebten und so berühmten Tonsetzers aus. Wiewohl mehrere Musikstücke des ersten Actes, und ein Terzett im zweyten Acte mit verdientem Beyfalle aufgenommen wurden, so befriedigte doch die Oper im Ganzen nicht. Man fand in diesem Mahomet dem Zweyten des Herrn Rossini größten Theils nichts als ein Quodlibet von schon bekannten Musikstücken, welche hier zum zweyten

oder auch noch öfteren Male aus den übrigen Rossinischen Opern wieder aufgepußt werden, und da gerade der zweite Act weder sehr Vorzügliches, noch viel Neues darbot, so war der ungünstige Eindruck, den diese Oper im Ganzen hervorbrachte, um so stärker und bleibender.

Zwar konnte man von Seite der Aufführung nur Nühmliches sagen. Die Sänger sowohl als das Orchester hatten alles gethan, was möglicher Weise geschehen konnte, um den Beyfall des Publicums zu fesseln. Allein da der geniale Tonsetzer, entweder aus zu großem Vertrauen auf seinen Namen, oder aus Gleichgültigkeit für den oft schon so leicht gewonnenen Applaus seiner enthusiastischen Anhänger, von dem, was ihm sonst Success verschaffte, so wenig Neues und wahrhaft Originelles gegeben hatte, so konnte das Verdienst auch der gediegensten Aufführung diesem schicksalsvollen Opernwerke nicht aufhelfen. So ist es mit dem Ruhme des Genies beschaffen, daß er ohne genialische Hervorbringungen weder ursprünglich erworben, noch für die Folgezeit verjährt werden kann, sondern stets wieder von neuem verdient werden muß.

Die Handlung dieser Oper ist aus der venetianischen Geschichte entnommen. Paolo Erizzo (Herr Forti), ein Venetianer und Gouverneur der Insel Negroponte, ist von einem Angriff Mahomets des Zweyten bedroht, und beschließt mit seiner kleinen Helden-schar, sich auf Leben und Tod zu wehren. Er hat eine Tochter Anna (Mad. Grünbaum), welche er mit dem jungen Calbo, einem Anführer im venetianischen Heere (Ulle. Unger), vermählen will, um sie im Falle, wenn er im Kampfe fallen sollte, nicht allein und hilflos im Leben zu hinterlassen. Allein sie weist diesen Antrag zurück, weil sie bereits selbst einen Geliebten zu ihrem Lebensgefährten gewählt hat. Sie nennt dem kaumenden Vater einen Fremden, der sich längere Zeit auf der Insel aufgehalten hatte, und vernimmt zu ihrem Kummer, daß dieser seit Kurzem von der Insel verschwunden ist. Inzwischen stürmt Mahomet (Herr Sieber) mit seinen Turkenschaaren die Hauptstadt der Insel und erobert sie. Dem Erizzo bleibt nichts übrig, als sich in das Castell zurück zu ziehen. Aber auch dieses wird endlich erstürmt, und Erizzo sammt Calbo gefangen. Es zeigt sich, daß der siegreiche Mahomet jener Fremde ist, welcher sich verkleidet als Kundschafter auf die Insel gewagt, und Annens Herz gewonnen hatte. Der Sultan bietet ihr alle Herrlichkeiten des Thrones an, und übergibt ihr seinen Siegeltring als Unterpfand der groherlichen Macht. Sie macht aber von diesem keinen andern Gebrauch, als daß sie sich den Weg in das Gefängniß zu ihrem Vater bahnt, und diesen mit Calbo entfliehen lat. Vorher aber schwört sie dem gebeugten Vater am Grabe der Mutter einen Eid, daß sie sich niemals den Leidenschaften des Sultans fügen, sondern lieber sterben will. Bald darauf dringt der Sultan in das unterirdische Gefängniß ein, um die Vermissten aufzufuchen, und diese erfüllt ihren Schwur, und ersticht sich mit dem Dolche, den der Vater ihr hinterlassen hatte.

Diese Handlung bietet zwar Gelegenheit zum häufigen Gebrauche der tobenden türkischen Musik dar; auch sind einige Chöre und Länge recht zweckmäßig eingewebt; aber zur Entwicklung des Gesanges gibt es zu wenig günstige Momente.

Diese Oper war übrigens mit allem äußeren Glanze der Decorationen ausgestattet, und wenn auch vorher zu sehen war, daß sie sich nicht lange auf dem Repertoire erhalten dürfte, so ist die Liberalität der Operndirection mit Dank anzuerkennen, daß sie den Liebhabern der Musik auch dieses neue Werk des berühmten und beliebten Componisten nicht vorenthielt.

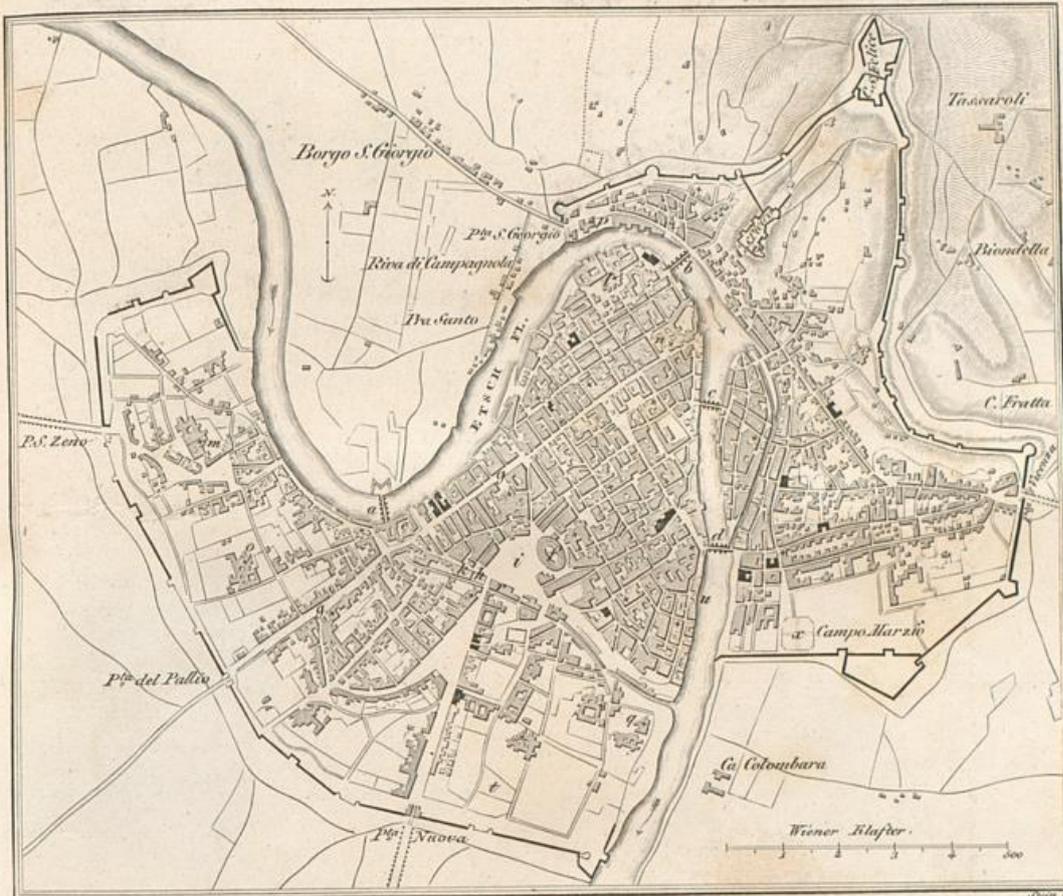
(Nebst der Erinnerungs-Tafel an den Congress in Verona und dem Plane der Stadt.)

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

aufgepuht  
 Neues dar-  
 achte, um  
 ie Sänger  
 en konnte,  
 , entweder  
 ur den oft  
 dem, was  
 ben hatte,  
 sen Opern-  
 af er ohne  
 gezeit ver-  
 ren. Paolo  
 te, ist von  
 seinen Hels-  
 id. G r ün-  
 schen Heere  
 llen sollte,  
 rag zurück,  
 Sie nennt  
 aufgehalten  
 Insel vers-  
 rfen scharen  
 als sich in  
 rizzo sammt  
 ist, welcher  
 mmen hatte.  
 seinen Stes-  
 efem keinen  
 ater bahnt,  
 gten Vater  
 es Sultans  
 unterirdische  
 hwur, und  
 enden tür-  
 webt; aber  
 usgestattet,  
 em Reper-  
 uerkennen,  
 id bestiebt  
 und dem

VERONA



- ▣ Erbiati
- ▣ Canosa
- ▣ Fracastoro
- ▣ Allegri
- ▣ Giusti
- ▣ Marioni
- ▣ Pevana
- ▣ Miniscalchi
- ▣ Giuliani
- ▣ Castollani
- ▣ Conati
- ▣ Rudolfi
- ▣ Pompei della Vittoria

Besond. Beyl. z. Wiener Zeitsch.  $\frac{14}{1823}$



Personen.

Namen  
des Haushalters.

| Preußen.                                                                                           |  |                |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------|--|----------------|
| Seine Majestät der König                                                                           |  | Tracastoro.    |
| Ihre Majestät Königl. Hoheit der Prinz Wilhelm                                                     |  | Taffeli.       |
| Ihre Majestät Königl. Hoheit der Prinz Carl                                                        |  | Sparavieri.    |
| Die Freyherrin D. der Staatskanzler Fürst von Hardenberg                                           |  | Dondonini.     |
| Die Freyherrin D. der Fürst von Wittgenstein, Oberstämmerer S. M.                                  |  | Maffei.        |
| S. E. der Herr Merer und Staatsminister                                                            |  | Guerreri.      |
| S. E. der Herr Graf von Bernstorff, Staats- und Hofmeister                                         |  | Terzi.         |
| Der Freyherr D. der Fürst von Saxe-Coburg, Gesandter zu Wien                                       |  | Vortoletti.    |
| S. M. der Herr Ritter General-Major und General-Adjutant Freyherr von Willeben                     |  | Kriabi.        |
| Der Staatsrath General-Major von Nahmer und von Bloch                                              |  | Zamboni.       |
| Der Graf von Tor Wiebel, Leibarzt S. M.                                                            |  | Tracastoro.    |
| Der Graf von mann eine Schwärmerer Timm                                                            |  | Castellani.    |
| Der Hofrath von von Dojanowsky, Major                                                              |  | Terzi.         |
| Der Hofrath von von Thümen, Hauptmann                                                              |  | Taffeli.       |
| Kanonicus S. M. von Truchsess, Gesandter zu Turin                                                  |  | Fiorio.        |
| Der f. k. Rath de Lattre, Rittmeister                                                              |  | Giarola.       |
| Coeckelhor von Schöning                                                                            |  | Giorio.        |
| Der Leibmedicus Effor Cde, Arzt S. M.                                                              |  | Sparavieri     |
| Der Freyh. v. S. Prinzen Wilhelm                                                                   |  | Fiorio.        |
| Der Graf von erungsgrath Schöll                                                                    |  | Dondonini.     |
| S. D. der Fürst ath von Philippborn                                                                |  | Vortoletti.    |
| Staatskantzath Gofse                                                                               |  | Maffei.        |
| Der Hofrath Ritor Rust, Hof- und Sanitätsrath                                                      |  | Gianfilippi.   |
| Der Hofrath Ritorungsgrath Eschoppe                                                                |  | Giarola.       |
| ath von Steinbach                                                                                  |  | Gianfilippi.   |
| ath Krüger                                                                                         |  | Casati.        |
| Bureau der tionsrath de la Croix                                                                   |  | Castell. Terzi |
| Der Graf von Nath und Minister der auswärtigen Angelegenheiten                                     |  | Dini.          |
| Der Freyherr von von Borch                                                                         |  | Terzi.         |
| Der Freyherr von tions-Secretär Graf von Lottum                                                    |  | Vassani.       |
| Der Freyherr de tions-Secretär Freyherr von Loe                                                    |  | Taffeli.       |
| Hofconcipist von tions-Secretär von Arnim                                                          |  | Sagramoso.     |
| Freyherr von Sostmeister Pfizer                                                                    |  | Rizzoni.       |
| Herr Keymondimer Secretär Werthart                                                                 |  | Cipolla.       |
| Herr Mählerimer Secretär Schliebich                                                                |  | Bellini.       |
| imer Kriegsgrath Müller                                                                            |  | Berretta.      |
| herr von Humboldt, Kammerherr                                                                      |  | Bernini.       |
| S. D. der Fürst r Schlienffen, Hauptmann                                                           |  | Giarola.       |
| Schaffter in Lorsecretär S. M. Wagner                                                              |  |                |
| S. E. der Graf von vollmächtigter her Vice-König.                                                  |  |                |
| S. E. der Freyherr sandter und bekanzeln Director S. kaisert. Hoh. v. Grimm                        |  |                |
| S. E. der Freyherr th von Reviczky                                                                 |  |                |
| sandter und bekanzeln von Capitany                                                                 |  |                |
| Graf von Ficqucretär Bernardoni                                                                    |  |                |
| vollmächtigter I. der Graf von Inzaghi, geheimer Rath, Kammerer und Gouverneur der Provinz Benedig |  |                |
| mächtigter Mini der Graf von Strassoldo, geheimer Rath,                                            |  |                |
| Der Legationsrath Kammerer und Gouverneur der Lombardie                                            |  |                |
| Der Legationsrath I. der Graf von Bubna, General-Lieutenant                                        |  |                |
| Der Legationsrath und Commandirender in der Lombardie                                              |  |                |
| der Freyherr von Wimpfen, General-Lieutenant und Commandirender der Provinz Benedig                |  |                |





| Ort                         | Personen.                                                                                                                    | Nahme des Haushalters.  |
|-----------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------|
| <b>T o s c a n a.</b>       |                                                                                                                              |                         |
| Luffi.                      | S. kais. Hoheit der Großherzog                                                                                               | Marioni.                |
|                             | Ihre kais. Hoheit die Großherzoginn                                                                                          |                         |
|                             | Seine kais. Hoheit der Erbprinz                                                                                              | Riva und Marioni.       |
|                             | S. D. der Fürst Rospigliosi, Obersthofmeister des Großherzogs                                                                |                         |
| Prato.                      | S. E. der Herzog von Strozzi, Obersthofmeister der Großherzoginn                                                             | Riva und Marioni.       |
|                             | Marchese Corsi, Obersthofmeister des Erbprinzen                                                                              |                         |
|                             | S. E. Fürst Corsini, Staatsrath                                                                                              |                         |
|                             | Die Marchese Martellini, Hofdame                                                                                             |                         |
| Luffi.                      | Ritter Cavoni, Kammerherr                                                                                                    | Riva und Marioni.       |
|                             | Ritter Payer, Cabinetts-Secretär                                                                                             |                         |
|                             | Herr Bonini, Secretär des Hofdepartements                                                                                    |                         |
| <b>P a r m a.</b>           |                                                                                                                              |                         |
| Canzani.                    | Ihre Majestät die Erzherzoginn von Oesterreich, Herzoginn von Parma                                                          | Peccana.                |
|                             | S. E. der Graf von Reiperg, k. k. Kämmerer, geheime Rath und General-Lieutenant, zugleich Ehren-Cavalier J. M. der Herzoginn |                         |
|                             | Graf dal Verme, Obersthofmeister J. M.                                                                                       |                         |
|                             | Gräfin dal Verme                                                                                                             |                         |
|                             | Gräfin von Wallis, Pallastdame J. M.                                                                                         |                         |
| Luffi.                      | Frenherr von Wecklein, k. k. Oberst und Cabinetts-Secretär J. M. der Herzoginn                                               | Fracasso.               |
|                             | Medicus Frank                                                                                                                |                         |
| <b>F r a n k r e i c h.</b> |                                                                                                                              |                         |
| Canzani.                    | S. E. der Graf von Montmorency, Minister der auswärtigen Angelegenheiten                                                     | Berretta.               |
|                             | Chevalier Bourjot, Referent                                                                                                  |                         |
| Luffi.                      | Der französische Generatconsul in Spanien, Durand de St. André                                                               | Berretta.               |
|                             | Herr D a m o u r, Sous-Chef bey dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten                                              |                         |
| Canzani.                    | Herr P o n t o i s, Employe bey diesem Ministerium                                                                           | Ridolfi.                |
|                             | S. E. der Marquis von Caraman, Botschafter zu Wien und Bevollmächtigter bey dem Congress                                     |                         |
| St. Gathofe an Laigi.       | Chevalier Schwebel } Gesandtschafts-Secretäre                                                                                | Ridolfi.                |
|                             | Herr Mortier }                                                                                                               |                         |
| Luffi.                      | Graf de la Ferronnays, Gesandter zu St. Petersburg und Bevollmächtigter bey dem Congress                                     | Mosconi.                |
|                             | Graf de Gabriac, erster Gesandtschafts-Secretär                                                                              |                         |
| Luffi.                      | Herr de Boislecomte, Gesandtschafts-Secretär                                                                                 | Mosconi.                |
|                             | Graf Deserre, Gesandter zu Neapel                                                                                            |                         |
| Luffi.                      | Marquis de Maisonfort, Gesandter zu Florenz                                                                                  | Mlegri.                 |
|                             | Marquis de Fhiamés                                                                                                           |                         |
| Luffi.                      | Graf La lot                                                                                                                  | Lorenzi.                |
|                             | Graf von Chateaubriand, Gesandter zu London und Bevollmächtigter bey dem Congress                                            |                         |
| Luffi.                      | Graf de Breze, bey der Gesandtschaft angestellt                                                                              | Lorenzi.                |
|                             | Herzog von Rauzan                                                                                                            |                         |
| Luffi.                      | Graf von Boissi } zur Gesandtschaft gehörig                                                                                  | Lorenzi.                |
|                             | Graf von Aspremont }                                                                                                         |                         |
| Luffi.                      | Baron Rayneval, Gesandter zu Berlin                                                                                          | Pajola.                 |
|                             | Herr Billecoq, Legations-Attaché                                                                                             |                         |
| Luffi.                      | Herr Lefebvre, bey dem franz. Consul zu Venedig angestellt                                                                   | Im Gasthofe Gran Czara. |
|                             | Graf Achilles de Jouffroi                                                                                                    |                         |
| Luffi.                      | Herr Usquin, Exdeputirter                                                                                                    | Im Gasthofe Gran Czara. |
|                             |                                                                                                                              |                         |

R U

Von dieser hier gegen dann o h r (Eureur d f. f. Postäm in W i e r

Syll

Dbsch und wie ohne m Gefähr astronom freunds lichen M genständ den zug größere

ten Df schen C wahrha ist aber dere B gegeben seyn d lesen h haben in ren Fr Kannt

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 4. Februar 1823.

15

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Syllogen, oder merkwürdige Nachrichten vermischten Inhalts.

Schon meine häufigen Wanderungen durch die Bücherwelt so trockener, und wie man wenigstens allseitig glaubt, so einseitiger Natur sind, daß ich, ohne mich einer abschlägigen Antwort auszusetzen, nicht wage, irgend wen als Gefährten dazu einzuladen, so gerathe ich doch oft mitten in dem dichten astronomischen Gestrippe, durch welches ich mich durchwinden muß, auf eine freundliche Oase, auf der es sich gut ausruhen, und die Leser zum gastfreundlichen Mitgenuß einladen läßt. Diese für einen größeren Kreis bestimmten Gegenstände, bald der Unterhaltung, bald der Belehrung, und vielleicht oft beyden zugleich gewidmet, sind es, welche ich von Zeit zu Zeit, wie ich von einer größeren Expedition zurückkomme, in diesen Blättern mittheilen werde.

Littrow.

## Ägypten.

Beginnen wir unsere Wanderungen mit dem wundervollen Lande des alten Osiris, das seit zwey Decennien, besonders seit der bekannten französischen Expedition, die Aufmerksamkeit aller auf sich gezogen hat, und als eine wahrhaft unerschöpfliche Fundgrube von neuen Alterthümern vor uns liegt. Es ist aber nicht meine Absicht, die große Schatzkammer, welche Denon und andere Zeugen jener Expedition in ihren Werken über diesen Gegenstand uns gegeben haben, zu plündern. So reich die Ausbeute ein solches Verfahren seyn dürfte, so würde sie doch für die meisten Leser, die jene Werke auch gelesen haben, nur bekannte Sachen enthalten können. Aber seit jener Epoche haben mehrere, besonders englische Reisende, nicht in diesen Schriften, sondern in jenem Lande selbst, eine nicht unbeträchtliche Nachlese gehalten, deren Früchte noch sehr zerstreut, und vielleicht manchen noch gänzlich unbekannt sind.

Zuerst ein Wort über die so oft besprochenen Pyramiden. Man hat sich, seit man diese colossalen Gebäude kennt, den Kopf über die Frage zerbrochen, warum sie erbaut worden sind, da sie weder zu permanenten Wohnungen, noch zu feyerlichen Versammlungen, noch sonst zu einem klar am Tage liegenden Zweck eingerichtet zu seyn scheinen. Nach dem Herodot sind sie ein Bild des menschlichen Lebens, dessen Anfang die breite Basis bezeichnet, und dessen Ende in eine Spitze, in einen Punct zusammen schwindet. Andere leiten ihre Bedeutung von dem griechischen Worte Pыр, das Feuer, ab, weil diese Gebäude die Form einer spizig aufsteigenden Flamme haben; andere von Pырoс, Getreide, weil diese Gebäude, wie man aus der Geschichte Josephs wissen will, den Aegyptiern zu Kornböden dienten, viele andere grundgelehrte, aber ganz unwahrscheinliche Erklärungen zu übergehen. Da man so viele Mumien in ihren inneren Gemächern gefunden hat, so wurde endlich die Meinung beynähe allgemein angenommen, daß sie Grabmähler, besonders der Könige des Landes bezeichnen. Allein auch dieser Hypothese widersprach so manches, was sich auf die sonderbare innere Einrichtung der Pyramiden bezieht, daß es wohl als ausgemacht angesehen werden kann, daß diese räthselhaften Gebäude nicht zu jenem Zwecke allein, vielleicht nicht einmal vorzüglich in jener Absicht errichtet worden sind.

Vor drey Jahren besuchte der Engländer *Welson* die Pyramidengruppe von *Gizeh*, in der Nähe des alten *Memphis*. Nachdem er sich auf und in ihnen müde geklettert hatte, ohne etwas mehr zu finden, als seine Vorgänger gefunden hatten, fiel ihm, schon auf der Rückreise begriffen, ein großer sorgfältig gearbeiteter Stein auf, der nicht, wie viele andere, zerstreut und ohne Verbindung mit dem noch bestehenden Gebäude umher lag, sondern an der Seite der Pyramide, etwa ein Drittheil über ihre Basis, eine Art von Thür zu bilden schien. Mit vieler Mühe wurde der Stein, nach zweytägiger Arbeit, von seiner Stelle gebracht, und es zeigte sich hinter ihm der Eingang zu einem schornsteinähnlichen Gange, in welchen er sich sammt einigen Arabern, mit Fackeln versehen, hinab ließ, und an dessen Ende er ein viereckiges, geräumiges Zimmer ohne alle Aufschrift, ohne Sarkophag, ohne Mumien entdeckte. Einen ferneren Ausgang aus diesem Zimmer in andere Gemächer konnte man, alles Suchens ungeachtet, nicht finden. Der Gang war also wegen dem Zimmer selbst da, aber wozu sollte das Zimmer dienen, das ganz leere, von allen den Dingen entblößte Zimmer, von welchen alle anderen Gemächer der Pyramiden so voll sind? Diese Frage würde, wie jene größeren über die Bestimmung der ganzen Riesengebäude selbst, vielleicht immer unbeantwortet geblieben seyn, wenn der brave Reisende seiner Ermüdung ungeachtet, ehe er sich von seiner Entdeckung trennte, nicht noch eine genaue Zeichnung derselben versucht hätte. Um sie so getreu als möglich zu machen, untersuchte und maß er nicht nur die Größe des Zimmers und jenes Ganges, sondern auch die Lage des letzten gegen den Horizont, und fand zu seiner nicht geringen Überraschung, daß die Neigung des Ganges gegen den Horizont 29 Grad und 52 Minuten, also gleich der Höhe ist, unter welcher den Einwohnern dieser Gegend der Polarstern erscheint, so daß man also aus jenem Zimmer durch diese Röhre gerade die Gegend des Himmels sehen konnte, in welcher der Polarstern seinen kleinen Kreis beschreibt. Dieser Stern ist aber, unter allen

Sterne  
auf de  
nach r  
an des  
weise  
ten ste  
er ein  
hätten  
das be  
Fernrö  
so kam  
Stern  
und zu  
die au  
sahen.  
wichtig  
und je  
sehen,  
Stern  
über  
dieß s  
Besti  
und de

D  
auch J  
ter an  
August  
welche  
des zn  
ni, in  
vierzig  
sentre  
Temp  
deckt  
auf se  
nume  
die W  
tier a  
C  
richte  
randr  
hat d  
(Theb  
nuser  
blioth

Sternen des Himmels, für den Astronomen zur See sowohl, als für den auf dem festen Lande, bey weitem der wichtigste. Er ist der wahre Leitstern, nach welchem sich alle Beobachtungen am gestirnten Himmel richten, und an dessen Kenntniß und Bewegung den alten Ägyptiern, die sich vorzugsweise mit Astronomie beschäftigten, alles gelegen seyn mußte. Zwar brauchten sie, um ihn bey der Nacht zu sehen, nur sehr mittelmäßige Augen, da er ein Stern der zweyten Größe ist. Aber seiner großen Wichtigkeit wegen hätten sie ihn wohl gerne auch bey Tage verfolgt, und dazu würde selbst das beste menschliche Auge nicht hinreichen, wenn es nicht durch sehr gute Fernröhre bewaffnet wird. Solche Fernröhre hatten sie aber nicht, und so kamen sie auf denselben Einfall, den man noch jetzt an den älteren Sternwarten, auch an der in Wien, zu einem ähnlichen Zweck ausgeführt sieht, und zu dem wahrscheinlich die Brunnengräber die erste Veranlassung gaben, die aus der Tiefe ihrer finsternen Zisternen die großen Sterne auch bey Tage sahen. Jenes Zimmer war also ohne Zweifel ein Observatorium, das dem wichtigsten aller Gestirne, dem Polarsterne, ausschließend gewidmet war, und jener Gang vertrat die Stelle eines Fernrohres, um ihn auch bey Tage zu sehen, wie dieß mit den Sternen des Zeniths auf beynahe allen unsern alten Sternwarten der Fall ist. Ohne uns daher hier in gelehrte Discussionen über die Bestimmung der ganzen Pyramide einzulassen, ist wenigstens dieß sehr wahrscheinlich, um nicht zu sagen, ganz gewiß, daß eine der Bestimmungen dieser kolossalen Gebäude eine astronomische war, und daß ein Theil derselben den alten Ägyptiern zur Sternwarte diente.

Daß wir noch nicht alle Gebäude dieser Art in Ägypten kennen (denn auch Indien und die benachbarten Länder haben ihre Pyramiden), bezeugt unter andern ein Brief des jungen Engländers Waddington, von Rom den 10. August 1822, der eben von einer Reise in Ägypten zurück gekommen ist, auf welcher er, im Gefolge der Armee des Pascha, 600 franz. Meilen jenseits des zweyten Katarakts vorgedrungen ist, wo er in der Gegend von Schayni, in dessen Nähe man das alte Meroe sucht, nicht weniger als fünf und vierzig Pyramiden in einer Gruppe beysammen sehen sah, deren einige 120 Fuß senkrechte Höhe hatten. Auch sah er in derselben Gegend acht bisher unbekante Tempel, deren einer 300 Fuß Länge hatte, und die mit Hieroglyphen ganz bedeckt waren. Er versichert mit einer Art von freudigem Entzücken, daß er auf seiner ganzen Reise durch Ägypten nichts gesehen habe, was mit jenen Monumenten Nubiens verglichen werden könnte, und er sieht diese Provinz als die Wiege, als die wahre Werkstätte der bildenden Kunst der alten Ägyptier an.

Ein anderer Brief vom 1. August 1822 enthält folgende interessante Nachrichten. — So eben ist Hr. Tedenat, Sohn des französischen Consuls in Alexandrien, bekannt durch seine Reisen in Oberägypten, hier angekommen. Er hat die Katarakten des Nils und die berühmte Stadt mit hundert Thoren (Thebe) besucht. Er fand sehr schöne und wohl erhaltene Mumien, und Manuscripte auf dem alten Papyrus der schönsten Gattung, so daß keine Bibliothek der Welt besser erhaltene aufweisen kann. Seine größte Ernte dießer

Art war in dem Gebirge Gurna. Er fand unter andern ein langes Tau von Palmblättern gedreht, mit welchem man vornehme Leichen in die Zisternen hinabließ, die in der Seite der Granitgebirge oft bis 60 Klafter tief ausgehauen wurden. Die Grabstätten von Gurna bieten ein Kunstwerk der größten Vollkommenheit dar, in Beziehung auf die trefflichen hieroglyphischen Figuren sowohl, als auf die Basreliefs, welche die inneren Gemächer ausschmücken. Was sollen wir von den Talenten und der unermüdlchen Geduld der Ägyptier denken, die sich in die Abgründe des Innern der Erde hinabsenkten, um dort noch Gebäude für die Ewigkeit aufzuführen, und was soll man von der Macht dieser Könige sagen, die, nicht zufrieden, himmelhohe Pyramiden aufgebaut zu haben, die schon mehrere Jahrtausende fest stehen, wie die Gebirge in ihrer Nachbarschaft, und uns zur staunenden Bewunderung hinreißen, noch Gebirge von mehr als fünf deutschen Meilen in der Länge und Breite ausgehöhlt haben, um ihre Überreste bezusetzen, und, wenn wir so sagen dürfen, auch die Unsterblichkeit ihrer Körper zu erzwingen, den unveränderlichen Gesetzen der Natur Trotz bietend, die alles einer endlichen Auflösung entgegen führt.

---

(Wird fortgesetzt.)

---

#### Demüthigste Liebeserklärung.

Darf, o Herrinn, darf ich wagen,  
 Ehrfurchtathmend dir zu nah'n?  
 Ha, wer sollt' auch länger zagen?  
 Laura sieht mich — seitwärts an!

Eh' ich Ärmster mich's versehe,  
 Leibt und lebt mein schöner Traum:  
 Hingedrängt in deine Nähe  
 Streift mich — deines Kleides Saum.

Und're mögen And'res loben!  
 Ich vergesse, was ich litt,  
 Wenn dein Fuß, zum Tanz erhoben,  
 Mir noch auf — die Behen tritt.

Ruß und Händedruck verlangen,  
 Fällt, bey'm Himmel! mir nicht ein\*  
 Einen Schlag auf diese Wangen,  
 Und ich bin auf ewig Dein!

Willst du höher mich beglücken  
 Mit der Liebe heil'gem Pfand:  
 Reiche mir bey Pickenicken  
 Den Salat mit eigener Hand.

Dort an deines Puges Throne  
 Hängt ein seid'ner Lockenring:  
 Gönn' ihn mir, und eine Krone  
 Ach! ich gegen ihn gering.

Gib den Mantel mir zu tragen,  
 Den der Diener jüngst vergaß;  
 Heiß' die Fliege mich verjagen,  
 Die auf deinem Spiegel saß.

Fühlst du, Laura! wie Vertrauen  
 Seelen in einander reißt?  
 Deinen Schooßhund darf ich krauen,  
 Und auch das nicht macht mich dreißt.

Vor dem Sofa, den du drücktest,  
 Darf ich knie'n aus Ritterpflicht;  
 Von der Kirsche, die du pflücktest,  
 Fliegt der Stiel mir in's Gesicht.

Mich begeisternd fast zur Ode,  
 Leihst du freundlich mir Dein Ohr,  
 Les' ich dir vom Bild der Mode  
 Manchmal die Erklärung vor.

Deine Lust ist Fahren, Reiten,  
 Schauspiel, l'Hombretisch und Ball?  
 Wohl! Ich folge dir von weiten,  
 Und auch so nicht überall.

Ström', o ström' auch deinen Kummer  
 Ganz in meinen Busen aus;  
 Ach! ich weiß, dich stört im Schlummer  
 Manche Nacht — die böse Maus.

O wer mich zum Kater machte!  
 Ich miaute nicht dazu:  
 Unter deinem Bett bewachte  
 Streng ich, Herrinn, deine Ruh'

Darf ich mir dein Lächeln deuten?  
 Sprich es aus das hohe Wort!  
 Schaff! Du rufst nur vor den Leuten:  
 Schaffet mir den Narren fort!

J. G. Meiner.

### Drehsylbige Charade.

Die erste Sylbe spricht von sich:

„Du trittst mich, und ich trage dich;  
 „So kalt ich bin, ich mach' dir heiß,  
 „Wenn du, auf deines Herrn Geheiß,  
 „Die Kreuz' und Quere mich zerhackt,  
 „Zu großen Lasten aufgepackt,  
 „Dann in ein Grab mich hast gesenkt  
 „Und dort mich möglichst eingeeengt.“

Aus den zwey letzten Sylben quillt,  
 Was dir den Gaumentitel füllt,  
 Und was dir neue Lebenskraft  
 Und Muth und frohe Laune schafft.  
 Noch Manches wird dort aufbewahrt —  
 Zu künftigem Genuß gespart.  
 Das Ganze sind die beyden dann,  
 Wenn sie das erste füllen kann.

### Skizzen aus Venedig.

Von G. L. P. Sievers.

In Venedig gibt es drey Freuden und drey Leiden. Die drey Freuden sind: kein Staub, keine Wagen, kein Roth; die drey Leiden: schlechtes Brot, schlechter Wein und schlechter Kaffeh. Letzterer ist hier allenthalben, wo man ihn auch trinken mag, fast ungenießbar. Daß die Venetianer Kaffehwirthe so grundschechten Kaffeh schenken (oder vielmehr nicht schenken, sondern theuer verkaufen), ist ihnen um so weniger zu verzeihen, als sie nur die „Sposa Persiana“ ihres berühmten Landsmannes Goldoni nachzuschlagen brauchten, um das Recept zu einem vortreflichen Kaffeh zu finden. Oder sollten diese Herren sich für die Satyre rächen wollen, welche der genannte Dramatiker in der „Bottega di Caffè“, einem der besten aller seiner Producte, in so reichlichem Maße über sie ausgegossen hat? In der That gibt es keinen unausstehlischen Menschen, als so einen stammfesten Kaffehhauspfeiler, wie man sie an der Donau, an der Seine und am adriatischen Meere findet: ein solcher Habitue, wie ihn die Franzosen nennen, kann über die allerleersten Dinge in der Welt, und zwar aus dem allerleersten Dinge: aus seinem Kopfe, mit einer Geschwähigkeit, mit einer Wichtigkeit, mit einer Salbung reden, daß es demjenigen, der sich die Ohren zuhält, und

blos die Geberden und Mienen desselben betrachtet, vorkömmt, er sage nicht allein die geistvollsten, sondern auch die dringendsten Sachen von der Welt. Sollte die Petruslanze, die Schnellzüngigkeit und das quecksilberne Wesen eines solchen wohlconditionirten Kaffehhaus-Exemplars nicht vom Kaffeh herrühren, den diese Herren, wenn auch nicht häufiger trinken, doch häufiger riechen, als andere Menschen? Das wäre nicht unwahrscheinlich, da, der Sage nach, jener arabische Ziegenhirt an seinem Viehe je mehr Bocksprünge bemerkte, je mehr dasselbe Kaffehbohnen genossen hatte, wodurch, wie bekannt, dieser Naturforscher auf die Erfindung des Kaffehtrinkens geleitet ward. Kommen wir von den kaffehliebenden Ziegen auf die Kaffehwirth zurück. Solch ein Mann ist gewöhnlich ein Hungerleider; ein Hungerleider ist aber eine respectable Person, in so fern Hunger von einem gesunden Körper zeigt, und in einem gesunden Körper gewöhnlich ein gesunder Geist wohnt (*mens sana in corpore sano*). Ein Kaffehwirth wäre also eine respectable Person, wenn er nichts weiter wäre, als ein Hungerleider. Aber er ist auch oft ein zudringlicher Mensch, der sich zwischen euch und euren Nachbar setzt und wenn auch nur für einen halben Mann Platz wäre, der euch den Tabaksrauch unter die Nase bläst, ohne vorher nach der Windfahne zu sehen, der seinen Fuß auf den eurigen stellt, wenn gerade kein anderer leerer Raum in der Nähe ist, und der euch endlich, was am allerimpertinentesten ist, bey jeder Gelegenheit wie auf Du und Du anredet, als wäret ihr beyde von Kindesbeinen an die allerintimsten Freunde gewesen. „*Mon ami!*“ redete einst ein zudringlicher Mensch jemanden, den er nur sehr wenig kannte, mit vertraulicher Miene an, „*comment te portes-tu?*“ Dieser antwortete: „*Très-bien, mon ami. Comment te nommes-tu?*“ Auf diese Weise thäte es Noth, solche unverschämte Kaffehwirth zu behandeln. Ich habe zwar auch in Paris mehrere Stunden des Tages auf dem Kaffehhause zugebracht, aber, wie Leporello, summt, wie ein Fisch, bis mir so ein fataler Habitué die Daumschrauben seiner Zudringlichkeit ansetzte, wo ich denn, gleichfalls wie jener Ehrenmann, vor Schmerzen einige Laute von mir geben mußte.

Ich komme aus dem Theater S. Grisostomo; es ist halb ein Uhr in der Nacht. Ich suche mich durch das labyrinthische Zickzack der tausend und einen, kaum eine Spanne breiten Gäßchen (hier *calli* genannt), welche ich zu passiren habe, unter Furcht und Schrecken, den rechten Weg zu verlieren, von dem ich am Tage eine ordentliche Probe gehalten habe, wie die Schauspieler mit einem neuen Stück zu thun pflegen, durchzuwinden. Alle Häuser und größeren Boutiken sind bereits geschlossen; nur einige Wein-Liqueurs- und Fettbuden sind noch offen. Hin und wieder sieht ein alter Weiberkopf aus der Thür einer Mausefalle, nicht wie eine Maus, sondern wie eine Kage, Gott weiß, zu welchem Zwecke, heraus. Da fällt mir auf einmal Abellino, der große Bandit, ein. Ich wandelte also in den nämlichen Gassen, wo dieser erhabene Mann, der stolz von sich sagte: „Sieben Mal will ich mein Gesicht verändern, und sieben Mal sollt ihr mich nicht wieder erkennen,“ wo dieser erhabene Mann, sage ich, wenn wir *Bschocken* glauben dürfen, seine glorreichen Thaten vollführt hatte; ich stand vielleicht vor derselben Speulunte, aus welcher sein gift- und dolch-süchtiger Helfershelfer, der wohlbekannte Matteo, den Polizeihäschern entwischt war; einer der greisen Medusenköpfe, welche mich anblinzten, gehörte wohl gar (denn böse Weiber haben ein jähes Leben) jener alten Here an, welche diesen Matteo rettete, indem sie ihn zur Hinterthür hinaus, und in eine dort harrende Barke warf, nachdem sie vorher wohlweislich dem Häscher das Licht aus der Hand geschlagen hatte. Eine Art von Schauder ergriff mich ob dieser romantischen Erinnerung; an die Abellinogeschichte knüpften sich im Nu alle andern Banditengeschichten, welche mir noch von Alters her im Kopfe steckten, und mir wurden die Fersen so lang, daß ich damit nicht um die Ecken konnte. Endlich gelangte ich auf dem Rialto an, und nun hielt ich mich für geborgen, denn die Merceria, welche von hier auf den Marcusplatz führt, war noch hell erleuchtet. Ich stand still, um zu verschmausen. Mit beyden Ellenbogen auf das kostbare marmorne Geländer der Brücke gestützt, sah ich in den großen Canal. Eine neue Erinnerung aus meiner allerfrühesten Kindheit, weniger schaudervoll, aber fast noch überwältigender, als die an das *Bschockesch*

und B u t p i u s' s c h e Banditenvolk, fing an, mein Gemüth, das romantische und das vernünftige, aufzuregen: mir kam es vor, als würde ich plötzlich vor das ehemalige Braunschweiger italienische Operntheater versetzt, auf welchem ich vor zwen und vierzig Jahren (ich dünkte mich ein Methusalem zu seyn), als Knabe von vier oder fünf Jahren den „König Theodor in Venedig“ zum ersten Male hatte aufführen sehen. Da sahe ich im Geiste die Rialto-Brücke, so zierlich aus Brettern zusammengeklebt, daß sie einstens, wie die chinesische in Menschenhaß und Neuc, zusammenstürzte, und die Braunschweiger Lotterbuben, welche, in der Bedeutung des edlen venetianischen Volks, spazierend hinüber und herüber gehen mußten, den musikalischen Gondolieren, zu welchen man einige handfeste Handwerksgesellen ausersehen hatte, auf die Köpfe stürzten, dergestalt, daß die sämmtliche Cumpanschaft, die Nobili und der Plebs, sich die Nasen verletzten, und ihr Antlitz schändeten; da stieg der entthronte Sultan Achmet mit der Abenteuerinn Belisa aus der Gondel, und ich staunte besonders erstern, mit derselben Neugierde wie vor zwen und vierzig Jahren, an, ob ich gleich nachher mehr als einen Türken gesehen; da trat der Gastwirth Taddeo mit seiner Tochter Lisetta, und endlich auch der corsische Abenteuer (ich meine den Baron von Neuhoff) auf; endlich ertönte gar das vortreffliche Finale des ersten Act's, und vollendete den Eindruck, welchen die Erinnerung an meine „Jugendzeit, an die Tage der Wonne“ (wie Wieland sie so ausdrucksvoll nennt) in mir hervorgebracht hatte. Wie entzückten mich die unendlich mannigfaltigen komischen Charakterzüge, von welchen dieß Finale übers strömt; wie bewunderte ich besonders das Genie, welches der Componist durch die einzig meisterhafte komisch-dramatische Behandlung des: *Chi è colui? Taci, taci*, an den Tag gelegt hat! In alle diese Erinnerungen, wie in einen Traum, versunken, ward ich endlich durch ein überlautes Gähnen, welches in meiner Nähe erscholl, auf eine höchst störende Weise wieder zu mir selbst gebracht. Ich horchte auf, es kam aus einer Gondel, welche unter mir auf dem Canale hielt; der Gondoliere, der eben aufwachte und mich bey'm Scheine der Laterne, neben welcher ich stand, gewahrte, rief mir sein: *Una barca, Signore?* zu, gähnte aber dabey fortwährend. Das war also einer jener *Barcaruoli*, von deren musikalischem und dichterischem Talente man uns ehemals eine so reizende Beschreibung gemacht hatte! Dieser Rauh schnärrte, wo vielleicht sein Großvater die Guitarre gespielt und: *„O pescator dell' onda, Fidelin,“* gesungen hatte! Wie äentnerschwer fiel mir die Wahrheit des Sprichworts auf's Herz: die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen! Verstimmt schlich ich von dannen, und versank in ein stumpfes Nachsinnen über die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge. Plötzlich ward ich, im Vorbengehen vor einer Calle, welche ein Floh stehenden Fußes in einem Sprunge hätte überhüpfen können, durch ein so mörderliches Geschrey erschreckt, daß mir die Knie wankten. Eben schickte ich mich an, Feuer zu rufen, weil mich dünkte, das ganze Gäßchen stände in Flammen, als mir ein vorübergehender, gut gekleideter Herr, den ich eingeladen hatte, das nämliche zu thun, zu verstehen gab, was ich für ein Feuermordio hielte, wäre ein Trinklied. O Apollo und alle neun Musen! Ein solches Gebrüll in einer Stadt, welche noch jetzt das Conservatorium della Pietà besitzt, in einer Stadt, welche ehemals zu dem Triumvirate der musikalischen Alleinherrschaft Italiens gehörte, wo ein Gasluppi, ein Hassé, ein Farinelli, eine Faustina geblüht haben! Ich eilte nach Hause, legte mich zu Bett und suchte die Grillen, welche ich gefangen hatte, zu verschlafen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthfels im vorigen Blatte: Rebe, Eber.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 6. Februar 1823.

16

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertheil um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

P ä s t u m.

Die Entfernung vierzehn deutscher Meilen der alten Sybariten-Stadt Pästum von Neapel schreckt viele Reisende ab, eine Wallfahrt zu ihr zu unternehmen, welche doch in jeder Hinsicht äußerst belohnend ist. Wer keinen Sinn für die Mannigfaltigkeiten der Natur, keine begeisterte Erinnerung für die Überbleibsel längst begrabener Jahrhunderte in sich trägt, der möge im königl. Museo zu Neapel die treuen Modelle der Tempel von Pästum bewundern, und sich das Mühevollste eines Ausfluges ersparen, auf welchem die Bequemlichkeiten der geregelten Heerstraßen vermisst werden. Doch, wessen Busen wärmer sich bewegt, wenn der Genuß einer herrlichen üppigen Landschaft, wenn die Schatten merkwürdiger Geschlechter auf ihrem verödeten heimatlichen Boden ihn erwarten, der folge gegenwärtigem Wegweiser. — Er hat Pompeji durchwandelt, er hat sich nach Castellamare übergeschifft, dort mehr dem Anblick einer reizenden Gegend, als den unbedeutenden, nur in der Erinnerung geheiligten, Resten des alten Stabiä gehuldigt, und tritt nach einer Stunde Weges in das liebliche Thal, wo die alte, von Hannibal zerstörte Stadt Nuceria den nocerinischen Völkern den Namen gegeben hatte. Heutzigen Tages wird diese Gemeinde Nocera de' Pagani genannt, entweder weil zur Zeit des Einfalls der Normänner die Einwohner sich in viele Flecken (paghi) zerstreuten, oder weil durch lange Zeit der Aufenthalt der Sarazenen (pagani) hier gewesen. In einem dieser Flecken versäume man nicht die Kirche Santa Maria maggiore zu besuchen, welche aus einem der Sybels oder allen Göttern geweihten Tempel — eine wohl erhaltene Rotonde auf doppelten Säulenreihen von Alabaster, Granit, oder Giallo antico ruhend — schon in den ersten Zeiten des Christenthums zu ihrer gegenwärtigen Bestimmung umgewandelt worden ist.

Zimmer reizender wird die Gegend bey Cava. Dörfer und Landhäuser umkränzen amphitheatralisch auf lachenden Hügeln dieses Städtchen, von dem

man nach zwey Miglien über den Monte Metelliano zu dem Kloster Trinita gelangt, diesem ehrwürdigen Asil der Wissenschaften, wohin sie sich in dem eiser-  
nen Zeitalter der Barbarey geflüchtet hatten. Im Jahr 1125 von dem nor-  
mannischen Herzog Rudger gestiftet, war diese Benedictiner-Abtey bald durch  
reiche Schenkungen in vorzügliches Ansehn gebracht. Ein Schatz von alten Ur-  
kunden und Handschriften, 75,000 an der Zahl, liegt hier verwahrt, darunter  
nicht nur der longobardische Original-Coder, sondern noch sehr viele vom  
höchsten Interesse aus den Zeiten der Longobarden, der Sarazenen, der Nor-  
männer, der Hohenstauffen'schen Kaiser u. a. m.; ein Schatz, der in seiner Art  
nicht leicht einen Nebenbuhler finden möchte — jenen des Vatican's aus-  
genommen. In der Vorhalle der Kirche ruht in einem prunklosen steinernen  
Sarge die Gemahlinn des Stifters, Mutter desjenigen *Tancred*, dessen Lie-  
besabenteuer von Tasso und andern Dichtern besungen worden.

Befriedigt verläßt man diesen Sitz einer glücklichen Einsamkeit, um in  
sanfter Abdachung durch Gegenden, wo die herrlichsten Naturgemälde in  
arzurner Ferne und die üppigste zauberndste Fülle rings herum das An-  
denken der Hesperiden-Gärten herbeyrufen — *Bietri* und *Salerno*, zu errei-  
chen, und eine neue entzückende Aussicht über den ganzen Meerbusen von *Päs-  
stum* bis zu den *Sirenen-Inseln* und dem *Leucosiäischen Vorgebirge* zu ge-  
nießen. Sehenswerth ist in *Salerno*, dieser alten Hauptstadt der *Picenti-  
ner*, die *Kathedral-Kirche* \*), zu deren Verschönerung, Anfangs der zwey-  
ten Hälfte des eilften Jahrhunderts, *Robert Guiscard*, Herzog von *Calabrien*,  
viele Säulen und künstlich gearbeitete Capitälcr aus *Pästum* herbeyfüh-  
ren ließ.

Auch mehrere große Schalen von *Porphyry*, eine von *Granit*, fünfzig  
Schuh \*\*) im Umkreise, sehr viele *Mosaik-Arbeiten*, und zwey prächtige Ur-  
nen, auf deren einer des großen *Alexander's* Zug nach *Indien* und seine  
Ankunft in *Nisa*, auf der andern aber *Bacchus* Feste vorgestellt sind, fess-  
eln hier die Aufmerksamkeit und gehörten gleichfalls zur vormaligen Zierde  
*Pästums*.

Einsamer, nur zur linken Seite von *malerischen Hügeln* begleitet, zieht sich  
auf fünfzehn Miglien die Straße nach *Eboli*, und wendet sich eine Viertel-  
stunde herwärts dieses Städtchens rechts nach *Pästum*. Über unbekannte Step-  
pen, auf denen Büffel und andere Heerden weiden, begegnet man bald dem  
königlichen Jagdschlosse *Bersano*, und gelangt nach acht Miglien zur Brücke des  
*Sefe-Flusses*, bekannt unter dem Namen *Silarus* ducch seine petrificirende  
Eigenschaft \*\*\*), und als Grenze zwischen den *Picentinischen*, *Lucanischen*, *Cam-  
panischen* und *Irpinischen Völkerschaften* †). Noch sechs Miglien weiter, und  
— siehe da — das alte *Pästum* in Trümmern ausgebreitet, aus welchen sich  
die Niesen seiner Tempel aufthürmen! Allein, welcher Anblick! — Eine sum-

\*) Papst Gregor VII. liegt hier begraben.

\*\*) Unter *Schuh* n wird in dieser Beschreibung jederzeit Wiener Maß verstanden.

\*\*\*) Strabo, lib. V. Cui quidem fluvio illud inesse proprium traditur, ut in ejus  
aquas dimissa virgulta saxificentur.

†) Strabo, lib. V. Picentini usque Silarum perveniunt flumen, quod ab hoc agro  
veterem dividit Campaniam.

pfige Gegend, ungesunde Ausdünstungen, wilde Dornsträucher, einzelne Kornfelder, Haufen von Scherben und Steinen bedecken jenen seligen Boden, auf dem einst Posidonia, die prächtige dem Neptun geheiligte Stadt, sich erhob. Wo sind jetzt jene immer blühenden Rosengebüsche, welche die Phantasie der gefeyertesten Dichter entzündeten \*)? Wo jene Bäder von Alabaster, jene Paläste von Marmor, jene Wollust, Geschmack, Verschwendung, welche eine Sybariten-Stadt bezeichneten? Wo jene grünenden Thäler \*\*, die östlich Vellia, westlich den Silarus, den alburnischen Hafen, den Hain der Diana, und den Tempel der Juno Argiva \*\*\*); nördlich die Flüsse Calore und Tanagro und die alburnischen Berge; südlich das große Meerbecken vom enipeischen Vorgebirg und jenem der Minerva umschlossen, sich gegenüber hatten? — Ach! verödet, verwildert, menschenleer sind sie jetzt das Trauerbild der Natur!

Bevor wir den Trümmerhaufen der Stadt betreten, sey uns erlaubt, einige Worte über den Ursprung und über die Schicksale Pästums voranzusenden. Ohne uns mit einer weitläufigen Untersuchung zu befassen, ob Solinus unter „Paestum a Dorensibus constitutum“ jene griechischen Dorensen (Δωρείες) gemeint, welche einen Theil von Aetolien bewohnten, oder die Tyrhener, die aus der phönizischen Seestadt Dora ausgewandert, folgen wir letzterer Meinung, von dem gelehrten Mazzochi vertheidigt, wie auch mehrere ältere Schriftsteller (darunter der als Philosoph und Musiker bekannte Aristophenus †) sich schon für diese Auslegung erklärt hatten. Münzen, aus den ältesten Zeiten hier gefunden, tragen die rückläufige oskische oder etruskische Umschrift Phistulis mit dem Delphin oder mit Meermuscheln. Wären Griechen die Erbauer und Gründer Pästums gewesen, so würde es schon damals den spätern griechischen Namen Posidonia erhalten haben. Selbst die noch vorhandenen Gebäude unterstützen diese Ansicht. — Diese Mauern von ungeheuern Quaderstücken erbaut, diese Thürme im egyptischen Umkreis der Stadt gezogen, die Thore, die Tempel — noch nicht nach geordneten Systemen der Baukunst aufgeführt — zeugen von tyrhenerischer und nicht von griechischer Gründung.

Als aber die Sybariten — eine achäische Colonie ††) und ursprüngliche Griechen — von ihrer Heimath an den Ufern des jonischen Meeres vertrieben wurden, und sich an das enipeische Vorgebirge geflüchtet hatten, wurde Pästum von ihnen belagert, und von der Meeresseite erstürmt.

Unter dem Schutz dieser gebildeten Nation mußten bald auch hier verfeinerte Sitten, griechische Gebräuche eingeführt werden. Bald waren die im

\*) Virgil. Georg. IV. - - - - biferique rosaria Paesti.

Ovid. Metamorph. lib. XV. Leucosiamque petit, tepidique rosaria Paesti.

Martial. epigr. lib. IV. Paestanis rubeant aemula labra rosis.

\*\*) Solin. Polyhist. cap. VIII.

\*\*\*) Strabo, lib. VI. Post Silari ostium Lucania est, et Junonis Argivae templum a Jasone constructum.

†) Athen. Deipn. lib. XIV.

††) Strabo lib. VI. Sybaris ab Achaicis fundata.

Kriege zerstörten Mauern wieder hergestellt \*), vielleicht neue Tempel und andere öffentliche Gebäude erbaut, und der Grund zu der nachherigen Pracht dieser Stadt gelegt. Leicht unterscheidet man an den hier noch stehenden Werken die der ersten Baukunst, gleichsam einer starken Tochter der Natur, von jenen, welche in den Zeiten der vorgerückten Civilisation und der Künste aufgerichtet wurden. So durften die Sybariten sich den Ruhm der zweyten Erbauer Pästums zuschreiben, wie auch unter ihnen der Name Phistulis — vielleicht zu hart für ihre Aussprache — in den griechischen Ποσειδωνία (Posidonia) umgewandelt wurde, womit, von dem ursprünglichen Phistulis abgeleitet, ebenfalls Neptun bezeichnet wird \*\*).

Zu jedem Zeitalter konnte das Fortschreiten der Völker auf der Bahn der Bildung aus ihren Münzen beurtheilt werden: dieß ist auch der Fall in Pästum, wo die große Zahl der ausgegrabenen Gold- und Silbermünzen (sehr selten findet man deren von Kupfer) den blühenden Zustand und den Übergang zum Reichthum und Luxus verbürgen. Während die ältern das Gepräge der Aehre, des Weinstockes, des Stieres — Symbole des Feldbaues — tragen, bezeichnen die darauf folgenden die Quelle des Reichthums, den Handel, der durch die Bilder des Neptun, durch Schiffe oder deren einzelne Theile versinnlicht wird. Dem Reichthum folgt der Luxus; Münzen aus dieser Epoche aufgefunden, sind mit Hunden, Pferden, Opfergefäßen, nackten Jechtern u. dgl. ausgeprägt. Alles sprechende Beweise von dem, was Pästum in jenen Zeiten gewesen.

So im Schooße des Überflusses verweichlicht, leisteten die Pästaner nur schwachen Widerstand, als die benachbarten Lucaner — von den Samnitern abstammend und in rauhe Berge zusammengedrängt — sich gezwungen sahen, in der fruchtbaren Ebene bey vermehrter Bevölkerung ihren Unterhalt zu suchen. Die umliegenden Gegenden wurden von ihnen erobert; auch Pästum unterlag ihren Anfällen, und beugte sich zum zweyten politischen Umsturz \*\*\*).

In kurzer Zeit gelangten die Lucaner zu einem hohen Grad von Macht, wie ihre Kriege, ihre Friedensschlüsse, ihre Hülfe, die sie mehrmals den Römern geleistet, und ihre Tractaten mit Dionysius von Syracus beweisen. Alles verkündete ihnen lange Herrschaft, bis sie endlich selbst in Krieg mit den Römern verwickelt wurden, welche ihr Land und mit diesem Posidonia eroberten, und hier im Jahre 480 der römischen Zeitrechnung (274 Jahr vor unserer Zeitrechnung) eine Colonie gründeten.

Unter der römischen Herrschaft verloren sich die ererbten griechischen Sit-

\*) Strabo lib. V. Murum Posidoniae Sybaritae ad mare condiderunt, habitatores sursam commigraverunt.

\*\*) Nach Salmañó's Notizen zum Solinus: Nec tamen diversa sunt nomina Posidonia et Paestum et Phistulis.

\*\*\*) Strabo lib. VI. Quam autem Samnites viribus admodum aucti Chonas, atque Oenotrios ejecissent, Lucanosque colonos in ea loca deduxissent, simul etiam Graeci utrumque littus tenerent usque ad fretum, diu inter se graeci ac barbari certarunt.

Idem. Lucani, ubi primum Posidoniates eorumque, socior bello superassent, facile deinde eorum civitates obtinuerunt.

ten, Gebräuche und Sprache; viele Einwohner wanderten aus, die zurückbleibenden weiheten Tage unter Thränen dem Andenken ihres verlorenen blühenden Zustandes \*).

Der griechische Name Posidonia erlosch; ihn ersetzte der alt tyrhrerische Pästum \*\*). In allen hier gefundenen lateinischen Inschriften liest man Pästum, auf Münzen PAES. oder PAIS., PAISTANO und PAISTAN. Viele derselben tragen auf einer Seite den Nuptun, auf der Rückseite zwey Fische, einige auch ein sechseckiges Gebäude oder ein Wildschwein mit den Namen der Duumviri GN. COR. M. TVC. und L. ARTV. C. CO-MIN, II. VIR.

Nach einem Zeitraum von 147 Jahren, nämlich im Jahre 627 römischer Zeitrechnung, wurde eine zweyte Colonie oder vielmehr ein Zuwachs für die erste von den Römern hieher gesendet, wie Vellejus \*\*\*) berichtet; wobey sich dieser Schriftsteller des Ausdrucks Neptunia statt Pästum bedient, der aber sonst nirgends gefunden wird. Nach Strabo ist späterhin noch eine andere Colonie — nämlich die der Picentiner — hier eingeführt worden, welche vom adriatischen Meeresufer hinweg und längs der Küste des päpanischen Meerbusens angesiedelt wurden.

Wir übergehen nun die weitem Schicksale dieser Stadt, die sie im Allgemeinen mit jenem des römischen Reiches in seinem ganzen Umfang gemein hatte, und schließen die gedrängte Zusammenstellung derselben mit der Bezeichnung des Jahres 915 unserer Zeitrechnung, wo sie der Wuth der Sarazenen unterliegen mußte, die sie mit Feuer und Schwert verheerten, dergestalt, daß nur ein Theil der Mauer, einige Reste der Thürme, Thore und Wasserleitungen und drey ganze Gebäude durch ihre riesenmäßige Zusammensetzung bis auf unsere Zeiten gelangen konnten, und wohl auch noch kommende Jahrhunderte zur Bewunderung hinreissen werden.

Nach dieser kurzen Vorbereitung überlassen wir uns dem acht und siebenzigjährigen Carmino Nicoletta, dem einzigen Cicerone in dieser Wildniß, welcher hier aufgewachsen, jeden Fremden mit der Erzählung empfängt, „wie im Jahre 1772 ein englisches Schiff unweit Pästum geankert, und ein reicher Lord ausgestiegen sey, der sich nach den Tempeln erkundigt habe. Nur deren Spitzen seyen damals über hohes wildes Dornesträuch sichtbar, jeder Zugang aber zu ihnen unmöglich gewesen. Der Lord habe sogleich viele Arbeiter aufgenommen, um durch dieselben mit einem Kostenaufwand von 300 Piafter gangbare Wege zu den Tempeln aushauen zu lassen. Nach und nach sey immer mehr von diesen wilden Pflanzungen ausgerottet, und endlich der

\*) Aristofenus schreibt bey Gelegenheit, als er den Verfall der Tonkunst seines Zeitalters beklagt: Nos id facimus, quod Posidoniatae in Tyrrenico sinu positi faciunt, quibus, cum antea Graeci fuissent, Tyrrenos, an potius Romanos evadere, et barbariem induere contigit, ac sermonem simul atque instituta mutare. Qui tamen festo die in unum convenientes antiqua illa nomina, legittimasque consuetudines memorant, invicemque conquesti et collacerimati discedunt.

\*\*) Livius lib. XXII. cap. 36. Legati a Paesto pateras aureas Romam attulerunt. His, sicut Neapolitanis, gratiae actae, aurum non acceptum.

\*\*\*) Vell. Patere, lib. I. cap. 15.

ganze Umkreis der Tempel geebnet worden. Nun kommen viele Fremde hierher, die sich seiner Kenntnisse von diesem merkwürdigen Boden bedienen, und ihm seinen Lebensunterhalt verschaffen." — Da es sich hier um keine geschichtlichen Aufschlüsse handelt, mit denen gewöhnlich diese Menschen unerfahrene Reisende aus eigener Unwissenheit hintergehen, so überblicken wir nach unsers alten Carmino Weisung zuerst die Mauern, welche in einem Umkreis von zwey einer halben Miglie die Stadt umziehen, und südlich und östlich noch beynah vollkommnen sie beschützen. Mit einer Höhe von 49' und 16 bis 18' breit mögen sie wenig jenen nachgeben, durch welche — mit Diodor zu reden — Carthago unbezwingbar gemacht worden. Aus ungeheuern Steinen, 20 bis 24' im Quadrat, sind diese Mauern ohne Mörtel, ohne Kalk so fest zusammengefügt, daß das Ganze nur eine einzige Masse zu seyn scheint. Vier gleichlaufende Thore bildeten die Eingänge, von denen drey zusammengestürzt sind. Aber von den, an der Ostseite, noch stehenden Resten läßt sich die Höhe eines Thores von 42' ermessen, dessen Bogen auf der äußern Seite mit der Sirene von Pästum und auf der innern mit dem Delphin — Sinnbilder eines Schiffahrt treibenden Volkes — in halb erhabener Arbeit geziert waren, wovon nur undeutliche Merkmale noch vorhanden sind. Noch erkennt man unter diesem Thore dessen doppelte Vertheidigung, und manche Strecken der alten gepflasterten Straße. Früher war auch noch das Wachhaus zu erkennen, das aber nun zusammengestürzt ist; statt dessen mag man sich mit einem laut hallenden Echo auf der Mitte des Thorbogens ergehen. — Nebst der Thorvertheidigung waren acht Thürme in gehöriger Entfernung einer von dem andern als Bollwerke um die Mauern vertheilt, deren vorhandene Trümmer — obgleich von der nämlichen massiven Bauart — dennoch ein späteres Zeitalter verrathen.

(Der Schluss folgt.)

### Skizzen aus Venedig.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Obgleich die Gondolieri nicht mehr sind, was sie vielleicht vor fünfzig Jahren waren; so machen sie doch, materiell genommen, immer noch eine so charakteristische Eigenthümlichkeit dieser sonderbaren Stadt aus, daß eine ausführlichere Nachricht von denselben den Lesern dieser Zeitschrift nicht unangenehm seyn dürfte. Was sind die Gondolieri? Sie sind zu Venedig, was die Fiakers zu Wien, London, Paris, Petersburg u. s. w. sind. Es gibt öffentliche und Privatgondeln; die Anzahl der ersten mit Einschluß der Batelli (Börse), soll sich über zweytausend erstrecken. Ihre Besitzer sind bey der Polizei eingeschrieben, zahlen eine jährliche Abgabe und führen eine Nummer. Die Stelle, wo ein jeder derselben halten muß, ist bestimmt: sie stationiren an den gangbarsten Brücken, vor den größern Gasthäusern längst dem großen Canale, besonders aber auf dem Molo (vor dem Marcusplatze), wo die Überfahrt nach den, gegenüber liegenden Inseln, S. Giorgio (wo der Frenhafen ist), Giudecca, so wie nach dem entfernten Lido (ebenfalls einer Insel, welche, nach den verschiedenen Plätzen derselben verschiedene Namen, wie Ghiesuola u. s. w. bekommt) am häufigsten ist, und endlich an allen Hauptüberfahrten über den großen Canal (traghetto), wo sie die Stellen der Brücken ersehen, deren es hier nur eine einzige, nemlich die Brücke des Rialto, gibt. Wer nicht über den großen Canal, der die Stadt von Süd-Osten nach Nord-Westen ungefähr in der Ge-

halt eines griechischen Omega in zwey fast gleiche Hälften zertheilt, zu gehen braucht, kann der Gondel entbehren, denn über die übrigen kleinern Canäle, welche die Stadt nach allen Richtungen durchschneiden, führen Brücken, deren man auf jedem Tritt' und Schritte eine antrifft. Dieser Canäle und Brücken gibt es so viele, daß der Fremde geneigt wird, die Menge derselben für unzahlbar zu halten; die Topographien der Stadt versichern dagegen, daß von erstern hundert sieben und vierzig (den großen Canal ausgenommen), und von letztern dreihundert und sechs vorhanden sind. So verschwindet denn der irrige Glaube, dem ich, wie vielleicht alle diejenigen, welche Venedig nur vom Hörensagen kennen, zugethan gewesen bin, als wären in Venedig gar keine Straßen vorhanden, und als könne man dafelbst keinen Schritt weit zu Fuße gehen. Leider gibt es hier nur zu viele Straßen. Wahrscheinlich hat zu dieser irrigen Meinung der Umstand Veranlassung gegeben, daß in Venedig weder Pferde, noch Wagen, noch Schulkarren gebräuchlich sind. Dieser Umstand hat aber nicht im Mangel der Gassen, sondern vielmehr darin seinen Ursprung, daß die Fahrbarkeit derselben nicht allein durch ihre ausnehmende Schmäle (die breiteste hat zwanzig Fuß und wird deshalb mit dem höflichen Namen „die breite Gasse“ (Calle larga) belegt), sondern besonders durch die hohe Bogenwölbung der Brücken unmöglich gemacht wird. So wie die Fortschaffung der Personen durch die Gondeln oder Barken geschieht, so werden die Sachen auf Rähnen (batelli) transportirt, und vor den Hintertüren der Häuser, welche fast alle auf einen Canal gehen, ausgeladen. Die Rähne unterscheiden sich dadurch von den Gondeln, daß erstere völlig offen und ohne allen weitem Zierrath, letztere hingegen bedeckt sind. Das Volk bedient sich der Rähne auch zum Fahren, da sie wohlfeiler als die Gondeln sind. Von letztern hat man sich in Deutschland, wenn ich von mir selbst urtheilen darf, ebenfalls eine völlig unrichtige Idee gemacht: so gewiß ist es, daß (warum sollte ich es nicht frey heraus sagen) nur wenige Menschen (selbst solche, die sich mit Schreiben befassen) fähig sind, von dem, was sie gesehen und gehört haben, andern einen deutlichen, der Sache entsprechenden Begriff beizubringen. Wie sieht eine venetianische Gondel aus? Wie ein fünf und zwanzig venetianische Fuß langer Kahn, auf welchem ein hoher, schwarz behangener und mit Messing beschlagener Sarg befestigt ist. Gerade so, und nicht anders. Betrachtet man diesen scheinbaren Leichenapparat genauer, so ergibt sich, daß dasjenige, was man für „drey Bretter und zwey Bretchen“ gehalten hat, ein rundes, kaum dritthalb Fuß breites und fünf Fuß langes, vorn innen und von außen schwarz beschlagenes Häuschen ist, in welches man auf allen Vieren hineinkriechen muß, wenn man nicht draußen bleiben will. Im messingenen Beschlage des Vordertheils erkennt man das Schloß und die Angeln des Thürchens, welches demselben zum Eingange dient. Die Puffen, mit welchen der obere Theil desselben beschlagen ist, tragen zu der Täuschung das Ihrige bey. Schemals mochte aus Gründen, welche hier nicht erörtert zu werden brauchen, diese Todtengestalt der Gondeln dem Zeitgeiste angemessen seyn: jetzt aber, wo niemand mehr die Heydächer, die Inquisition und die Hinrichtungen zwischen vier Wänden zu fürchten hat, könnten diese Fahrzeuge und meines wegen auch die Menschen eine freudigere Mienne annehmen. Der Vorder- und Hintertheil derselben, deren erster mit einer blehernen Verzierung, welche wie ein breites, viermal nach unten ausgezacktes Beil aussieht, versehen ist, läuft in ein pfeilförmig zugespitztes Ende aus. Das Innere des Häuschens, in dessen Hintergrunde ein weicher schwarzlederner Polster, auf welchem zwey Personen nur höchst unbequem sitzen können, so wie an den Seiten zwey dergleichen Tabourets befindlich sind, scheint für vier Personen eingerichtet zu seyn. Diese aber können nur dann Platz darin finden, wenn die beyden hintern den beyden vordern die Beine auf den Schooß legen. An den Seiten sind gläserne Schieb Fenster angebracht. Vor dem Häuschen ist ein etwa vier Fuß langer leerer Raum, welcher, so wie der Boden des Häuschens, mit einem farbigen Fußteppich belegt ist. Der übrige Raum des Vordertheils, so wie der ganze Hintertheil bis an das Häuschen, ist über den Bord weg mit Brettern beschlagen, und zwar an den Seiten abschüssig, so daß das Wasser ablaufen kann. Doch befindet sich im letztern rechts, nach dem Häuschen zu, ein ungefähr einen Quadrattuß breites Loch, welches, nebst dem bedeckten Vordertheile des Fahrzeuges, den Gondolieren zur Aufbewahrung ihrer Hab-

seligkeiten, oder zur Fortschaffung von Effecten dient. Der obere mit Brettern beschlagene Theil, und die Außenseiten (letztere so weit, wie die Gondel außer dem Wasser geht) sind schwarz angestrichen, und mit Pech überzogen. Das ist die möglichst ausführliche Beschreibung eines Fahrzeuges, das in der neuern Romanenwelt, welcher, wie bekannt, vorzugsweise in Italien, und besonders in Venedig, ihre Heimath angewiesen worden ist, oft eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Es bleibt mir noch übrig, über die Führer derselben (gondolieri, barcaruoli) einige Worte hinzuzufügen. Jeder Gondel ist, wie bereits gesagt, ein bestimmter Standpunct angewiesen. Sobald sich jemand zeigt, der sich derselben bedienen will, bindet der Gondoliere das Fahrzeug los, reicht der fahrlustigen Person die Hand, um ihr hereinzuhelfen, und klettert dann (gehen kann er nicht, weil die Leiste, welche rechts an dem Häuschen läuft, kaum einen guten Zoll breit ist), neben diesem weg, auf die hintere Spitze der Gondel. Von hier aus lenkt er frey in der Höhe stehend, und auf den rechten nur sehr wenig nach hinten zu gestümmten Fuß gestützt, vermittelst eines, unten kaum einen Fuß breiten, aber zehn Fuß langen Ruders, das Fahrzeug. Wenn man erwägt, daß sich letztes nur in einem offenen, unmerklich ausgezackten Halse, der an der rechten obern Seite des Hinterrtheils der Gondel angebracht ist, also so gut, wie frey bewegt, und daß der Gondoliere kaum Platz genug hat, um seine eignen beyden Füße einen neben dem andern setzen zu können, so muß man über die seltene Geschicklichkeit, Stärke und Gewandtheit erstaunen, mit welcher er die Gondel zu leiten versteht. Nicht selten scheint es, als würden die beyden pfeilschnigen Enden zweyer sich begegnenden Gondeln einander in die Stanken fahren, und in den Grund bohren: man zittert, wenn man sieht, wie sie sich mit jedem Augenblicke näher kommen, und, wie im Fluge, zischend auf einander zusaufen. Jetzt, glaubt man, werden sie sich krachend in den Grund stoßen! Da gleiten beyde haarscharf neben einander weg, ohne sich auch nur auf die allerleiseste Weise zu berühren. Die Bewunderung des Zuschauers wächst, wenn sich deren drey und mehrere in den engen Canälen begegnen, wo ihnen, um sich auszuweichen, im eigentlichen Verstande kaum die Breite eines Haares übrig bleibt. Und auch da fliegen diese kleinen hölzernen Ungeheuer (das scheinen sie, ihrer unverhältnismäßigen Länge wegen, zu seyn) eins um das andere ohne die geringste Berührung weg. Nicht an einander zu stoßen, scheint überhaupt der Hauptzweck zu seyn, nach welchem sie streben; die möglichste Erhaltung der Gondeln macht ihnen diese Vorsicht zum Gesetze. Berührt einmal einer den andern, so entsteht ein Schimpfen, daß man glauben sollte, die Gondel wäre in tausend Trümmer zerbrochen. Der Lärm dauert noch fort, wann sich beyde bereits längst aus dem Gesichte verloren haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Modenbild VI.

Kleid von gelbem Crepp mit Plüschbändern garnirt. Hut von weißem Crepp mit bergleichen Bändern und bunten Federn geschmückt.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Eiskeller.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

tern be  
em Was  
acht aus  
cher, wie  
angewies  
rig, über  
der Gons  
b jemand  
s, reicht  
n (gehen  
en guten  
hier aus  
hinter zu  
aber zehn  
in einem  
ntertheil  
ere kaum  
innen, so  
nen, mit  
ie beiden  
a fahren,  
n Augen  
t, glaubt  
arf neben  
Bewun  
en Cana  
kaum die  
Angeheuer  
das ans  
überhaupt  
Gondeln  
o entsteht  
immer zers  
n Gesichte

Drepp mit



*P. de V.*

*St. J. Scher*

VII.

Wiener Moden.

16.  
1823.

R u

Von diese  
hier gegen  
dann o h n  
Bureau d  
t. t. Postäm  
in W i e n

Nach

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 8. Februar 1823.

17

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Österreichisches Volkslied.

Nach der Melodie des Volksliedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser,“

v o n

Dr. Eduard Sommer.

Heil Dir, Heil, geliebter Kaiser,  
Heil und Ruhm Dir, Vater Franz!  
Lang' beglückt' uns, theurer Kaiser,  
Deines milden Zepters Glanz!  
Segnend bringt des Dankes Reiser,  
Seiner Herzen Jubelkranz,  
Dir Dein Volk, geliebter Kaiser,  
Ruft: Heil Dir, Vater Franz!

C h o r.

Heil Dir, Heil, geliebter Kaiser,  
Heil und Ruhm Dir, Vater Franz!

Nach des höchsten Herrschers Wille,  
Waltend auf der Liebe Bahn,  
Was Du Herr, mit Seraphsmilde,  
Für Dein treues Volk gethan,  
Wie mit Deines Gottes Schilde  
Wir Dich Welterretter sah'n;  
Ruft von Deines Ruhms Gefilde  
Ewig: Heil sey Deiner Bahn!

C h o r.

Ewig von des Ruhms Gefilde  
Ruft es: Heil sey Deiner Bahn!

Ehrfurchtsvoll sehn Millionen  
 Auf zu Deinem heil'gen Haupt,  
 Lehrer noch als Königskronen  
 Hat's der Tugend Macht umlaubt;  
 Weisheit, Güte, Gnade thronen,  
 Sterne, die kein Wechsel raubt,  
 Mild in gottgeweihten Kronen  
 Um dein heil'ges Herrscherhaupt.

C h o r.

Heil Dir, Heil, geliebter Kaiser,  
 Heil und Ruhm Dir, Vater Franz!

Was Dein großes Herz erwogen,  
 Herr, zur Segnung Deinem Land,  
 Sey nach Deinem Geist vollzogen  
 Treu durch Deiner Diener Hand. —  
 Glorreich strahlt Dein Siegesbogen,  
 Wo Dein Arm den Fluch gebannt,  
 Deines Heerbanns Fahnen zogen.  
 Zum Triumph des Rechts gesandt.

C h o r.

Deines Heerbanns Fahnen zogen  
 Zum Triumph des Rechts gesandt.

Gottes Fels im Sturm der Zeiten,  
 Steht Dein hohes Herrscherhaus,  
 Deiner Herrschaft Adler breiten  
 Glänzend ihren Fittig aus.  
 Jedes Glückes schönste Freuden  
 Sprossen Dir zum Blütenstrauß  
 Vieler Jahre noch, und breiten  
 Segen auf Dein Kaiserhaus!

C h o r.

Heil Dir, Heil, geliebter Kaiser,  
 Heil und Ruhm Dir, Vater Franz!

Annuth, Hoheit, Geist und Milde,  
 Mit des Glaubens heil'gem Sinn,  
 Sanftverklärt zu einem Bilde,  
 Schmücken uns're Kaiserinn;  
 Thränen, die ihr Huldbsick stillte,  
 Sinken lächelnd vor ihr hin:  
 Lang' in ihres Wohlthuns Milde  
 Herrsche uns're Kaiserinn!

C h o r.

Lang' in ihres Wohlthuns Milde  
 Herrsche uns're Kaiserinn!

Es  
 Pästum  
 Wenn r  
 Frage s  
 ley vege  
 benachb  
 Auf  
 gesagt,  
 eben so  
 halb die  
 von den  
 nun ein  
 ansehuli  
 sen Nä  
 als Wa  
 Au  
 findet n  
 und Ge  
 als Pa  
 Pfeilen  
 Neapel  
 voller  
 gende d  
 den Gä  
 Figuren  
 sters ist  
 Liebe z  
 über de

Heil den gottgeliebten Reichen  
 Unsers theuren Vaterlands!  
 Blühend mit des Glückes Zweigen  
 Preist es Deines Ruhmes Glanz.  
 Nach Jahrhunderten noch steigen  
 Hymnen auf im Jubelkranz,  
 Segnend zu des Himmels Reichen  
 Rufen: Heil Dir, Vater Franz!

C h o r.

Heil Dir, Heil, geliebter Kaiser,  
 Ew'ger Ruhm Dir, Vater Franz!

P ä s t u m.

(S c h l u ß.)

Es dürfte wohl die Frage aufgeworfen werden, woher die Einwohner von Pästum jene Felsenstücke zu ihren Mauern und andern Gebäuden geholt haben? Wenn man diese Steinmassen ein wenig untersucht, so beantwortet sich diese Frage sehr leicht, indem gar nicht zu verkennen ist, daß Meersand mit allerley vegetabilischen Theilen vermengt, vorerst zu Tuff verhärtet, und in den benachbarten Gewässern petrificirt, das Materiale geliefert haben.

Auf der einen Seite an den lucanischen Sumpf gelehnt, und wie eben gesagt, von mehreren petrificirenden und harzigen Gewässern umgeben, konnte eben so wenig gesunde Luft als reines Trinkwasser hier zu finden seyn; deshalb die Pästaner genöthigt waren, ihren Bedarf sich durch Wasserleitungen von den benachbarten Orten herbeizuschaffen, namentlich von Caput aquae — nun eine elende Stadt unter dem Namen Capaccio, von welcher ebenfalls noch ansehnliche Überreste vorhanden sind, besonders am östlichen Thore, in dessen Nähe, im inneren Bezirke der Stadt, auch jene große Granitschale als Wasserbecken gefunden worden, deren bey Salerno erwähnt ist.

Außerhalb des nördlichen Thores, gleich bey dem Eintritt von Neapel, findet man Ruinen von Grabmälern, die hin und wieder noch mit Stucatur und Gemälden verziert sind. Viele alte Waffengeräthe von griechischer Arbeit, als Panzer, Arm- und Fußschienen, Helme, Schilde, Spieße, Köcher mit Pfeilen u. dgl. wurden hier ausgegraben, und sind im königlichen Museo zu Neapel verwahrt. Auch viele in diesen Gräbern gefundene Vasen von geschmackvoller Arbeit sind dort zu sehen; aber vorzügliche Erwähnung verdienen folgende drey, welche sehr gut erhalten sind: die eine mit Herkules, wie er in den Gärten der Hesperiden den Apfel entwendet, rings um das Gefäß zehn Figuren und darunter passende griechische Inschriften; auch der Name des Meisters ist darauf ersichtlich, er hieß ΑΣΤΕΑΣ. Die zweyte stellt Phädra in Liebe zu Hippolyt versunken vor. Auf der dritten ist Achilles in seinem Zorn über den Verlust der Chryseis ersichtlich, und zwey Gruppen auf dem untern

Theile, deren eine Helena von Menelaus verfolgt, die andere eine Amazone mit dem Beil einer Bacchantinn nachjagend, vorstellt.

Gern glauben wir der Versicherung unsers Sicerone, daß auf den umliegenden Feldern häufige Spuren von Gebäuden gefunden werden, aus welchen man erkenne, wie bedeutende Vorstädte Pästum umschlossen haben. Zuverlässig dürfte der Raum der Stadt zu klein gewesen seyn, um eine große Bevölkerung aufzunehmen; daher die Angabe von bestandenen Vorstädten nicht zu bezweifeln ist. — Wir leiten nun unsere Schritte zum innern Raum der Stadt, und zwar gleich zu dem größten Denkmal, das in seiner kolossalen Gestalt die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

### Der Tempel des Neptun.

Nicht nach den Regeln der uns bekannten alten Baukunst erhebt sich dieses erstaunungswürdige Überbleibsel der Vorwelt. Nicht nach dem Preise der Schönheit und des Geschmacks rangen die Tyrhener bey ihren Gebäuden; für die Unsterblichkeit zu bauen war ihr Ziel, und dieses scheint hier erreicht. Ungeheure Säulen, 27 Schuh hoch, und 18 Schuh im Umkreise, thürmen sich ohne Gestelle von der dritten Stufenreihe aus dem Boden auf, und zwar ohne jene Zierlichkeit oder abgemessene Entfernung zu beobachten, die sonst bewundert wird, und deuten so auf ein weit entferntes Zeitalter. Im länglichen Viereck, 170 Schuh lang und 72 Schuh breit, bilden sechs Säulen die Vorderseite, und eben so viele die rückwärtige Fronte; jede der Seitenwände enthält 14 Säulen, die im Ecke mitbegriffen, daß also 36 das ganze Gebäude umgeben. Aus 5 Stücken zusammengesetzt, spizen sich die Säulen aufwärts etwas zusammen, und tragen die nicht minder kolossalen Capitaler, Unterballen, Einfassungen und das Hauptgesimse. Als eigenthümliches Merkmal sind diese, und überhaupt alle noch in Pästum vorhandene Säulen mit 16, 20 oder 24 breiten Hohlkehlen verziert. Von der vordern, wie von der hintern Fronte gelangt man über zwey hohe Stufen zu einer Vorhalle, jede ungefähr acht Schritte lang, von zwey Capfeilern, und in der Mitte von zwey Säulen gestützt, aus deren vordern man in die Zelle des Tempels tritt, welche — wie aus einigen Resten zu erkennen — vormals mit einer Mauer umschlossen war, und wieder 7 Säulen auf jeder Seite ihres Raumes enthält. Große Steinblöcke, 13 Schuh gut in's Quadrat ausgehauen, und ein wenig verziert, dienen hier als Unterballen, auf denen kleinere Säulen ruhen, die eine Gallerie bilden, zu der man über Stiegen auf beyden Seiten der vordern Halle gelangen konnte, wo jetzt aber nur mehr fünf Säulen auf einem, und drey auf dem entgegengesetzten Flügel sichtbar sind, und die Stiegen in großen Stücken, mehrere Stufen in Einem eingehauen, den Boden bedecken. Die äußere Säulenreihe trug bis zur Mauer der Zelle einen gedeckten Bogengang; auf der Gallerie ruhte das Dach des Innern des Tempels, wie denn auch noch einige Gesimse auf demselben aufgestellt sind. Der Altar mit der Gottheit stand im Hintergrunde der Zelle; ihm zu beyden Seiten die Opfertische. Mosaik kleidete den Fußboden, der, wie jener aus den andern Gebäuden, in der Kathedralkirche zu Salerno verwendet worden ist.

Je mehr man die einzelnen Theile des Tempels untersucht, je größer wächst das Erstaunen über das Riesenhafte seines Baues, dem selbst Jupiters Donnerkeil, mit welchem er vor ungefähr 20 Jahren getroffen worden, nur unbedeutende Rissen schlagen konnte. — Vergebens würde man in griechischer oder römischer Sprache einen Namen suchen, womit man diesen Tempel nach der Baukunde bezeichnen wollte. Nirgends findet man griechischen Geschmack, sondern den tyrrhenischen, der sich durch Majestät auszuzeichnen strebte, sich an keine Vorschriften bannete, und dessen Werke spätern Geschlechtern zu Modellen dienten, woraus erst Namen und Regeln abgeleitet wurden.

### Die Basilica.

Nur zwanzig Schritte östlich vom Tempel des Neptun stößt man auf ein anderes nicht minder prächtiges Gebäude, auf eine große Halle, welche zu Gerichts- oder andern öffentlichen Versammlungen gedient haben mag, wie leicht daraus zu erkennen ist, da weder Spuren eines Altars, noch sonstige Kennzeichen eines Tempels daselbst zu finden sind. Neun Säulen im Vorder-, und eben so viele im Hintergrunde, bezeichnen dieses Gebäude als ein Amphiprostylos, das 75 Schuh in der Breite, doppelt so viele in der Länge, und in jeder Wand, einschließig der Ecksäulen, 18, folglich im ganzen Umkreis 50 Säulen zählt. Auch hier erheben sich diese ausgekehlten Säulen (18 Schuh hoch und  $4\frac{1}{2}$  Schuh im Durchmesser) ohne Fußgestelle aus der dritten Stufenreihe. Zwey große Eckpfeiler und drey Säulen zwischen denselben bilden sowohl vorn als rückwärts Vorhallen. Der innere Raum dieser Basilica war durch eine Säulenreihe in der Mitte durchschnitten, wovon gegenwärtig noch drey Säulen und die Capitälere zweyer anderen sichtbar sind. Rund um diese Colonnade ist eine Erhöhung des Fußbodens angebracht, der mit Mosaik eingelegt war, daher man annehmen darf, daß hier die Plätze der Magistrats-Personen und der vornehmern Bürger gewesen. Über das Ganze war ein plattes Dach oder Terrasse ausgebreitet, das sich auf die mitten durchlaufende Säulenreihe gestützt hat, wie auch noch zwey Canäle zum Ablauf des Regenwassers an den Unterbalken des Hauptgesimses bemerkt werden. Übrigens sind diese Säulen mehr geziert, als jene in den Tempeln; desgleichen zeigen auch die Capitälere ungleich mehr Geschmack; sie sind zu großen Schalen ausgehauen, und der Fries mit guten Basreliefs geschmückt. Dieser Bau fällt unstreitig in spätere Zeiten, und weist auf die zweyte Epoche der dorisch-etruskischen Ordnung.

### Der Ceres-Tempel.

Wenn die Tyrrhener, dem Neptun, als dem Beschützer der Schifffahrt, ihren ersten Tempel weiheten, so mußte billig zum zweyten jener Götter gehuldigt werden, durch deren Güte ihr Boden mit dem reichsten Segen geprangt, und den Grund ihres Wohlstandes gelegt hatte. So wie der Ewigzürnende bey seiner, selbst von Jupiter verhöhten Mißgunst, mit kolossalen Denkmälern bestochen seyn wollte, so genügte der sanften wohlwollenden Ceres auch ein kleiner Altar, auf dem ein dankbares Gemüth sein Opfer brachte. — In einem weit kleinern-Maßstab, nur 90 Schuh lang und

42 Schuh breit, liegt im westlichen Theile der Stadt dieser Tempel, mit 34 Säulen eingeschlossen, von denen 6 auf jeder Seite der Breite, und 13 auf jeder der Länge sich gleichfalls ohne Fußgestelle auf der dritten Stufe, von gleicher Höhe und Dicke, wie jene der Basilica, erheben, worauf der Bogen ruhte, der sie mit der Hauptwand des Tempels vereinigte. Über zwey Stufen steigt man zu den Vorhallen der beyden Fronten, jede von sechs Säulen, rechts und links gleich vertheilt, gebildet. Hier bemerkt man eine Abweichung von dem dorisch-etruskischen Style, indem diese Säulen auf runden, jedoch plump gearbeiteten Gestellen ruhten, die noch vorhanden sind. — Aus den Vorhallen über vier Stufen betritt man die Zelle, welche gedeckt war, wie aus dem noch stehenden Giebel und an Wasserrinnen zu erkennen ist, die an dem Hauptgestirn nach außen eingehauen herablaufen. Altäre und Opfertische sind umgestürzt, aber deutliche Merkmale sind von ihnen geblieben. Obgleich mehr verziert, und mit mehr Feinheit und Geschmack aufgerichtet, wie der Tempel des Neptun, zeigt doch auch dieses Gebäude ein weit höheres Alter, als die Vitruvischen Regeln der Baukunst, und dürfte unfehlbar bald nach jenem des Wassergottes sein Daseyn erhalten haben. Mehrere Gräber unter der einen Seite des Bogenganges, wo Skelete gefunden worden, verdienen hier eine besondere Erwähnung, da derley sonst bey Tempeln noch nicht vorgekommen sind. Eine unendliche Menge Thränengefäße und kleiner weiblicher Brustbilder von schlechter Töpferarbeit, werden hier ausgegraben, womit jeder Reisende sich nach Belieben versehen kann.

#### Das Theater und Amphitheater.

Beide im Mittelpunct der Stadt, liegen so im Schutt, daß, besonders vom erstern, kaum mehr etwas zu erkennen ist, und nur Haufen von Steinen, Stücke von Säulen und Gestellen, seinen ehemaligen Platz bezeichnen, aus denen eine frühere Pracht sich vermuthen läßt. Eine weibliche Figur in halb erhabener Arbeit an dem nun zu Boden gestürzten Portal ist ihres Gesichtes beraubt, welches Diebstahls sich ein Däne schuldig gemacht haben soll; auch die schon einige Mal erwähnte Kirche in Salerno hat in diesem Thaliens-Tempel sich das Ihrige abgeholt.

Das Amphitheater mißt in ovaler Form 162 Schuh im längsten, und 99 im kürzesten Durchmesser, ist mit Gras, Moos und Dornesträuch so bedeckt, daß es Mühe kostet, die untern Sitzreihen und etwas von den Behältern der wilden Kampfthiere aufzusuchen. In den halbverschütteten Bogengang, welcher noch theilweise herumläuft, getraut sich niemand einzudringen, da Schlangen und Wippen daselbst ihr Unwesen treiben. Schwerlich möchte auch irgend eine antiquarische Ausbeute darin zu finden seyn.

Dies wären nun die einzigen Reste einer der berühmtesten Städte von Groß-Griechenland, die nach drey tausendjährigem Bestand die Gegenwart mit Zeiten verbinden, in welchen die lieblichen Bilder der Fabelwelt in's Leben traten. Bleiche, von Wassersucht entstellte armselige Menschen, als Dienstbothen in zwey Meierhöfen oder in elenden Hütten wohnend, Schwärme von Raben, in den Nischen der Tempel ausgebrütet, stimmen mit ihrer Todtenfarbe zur Trauer, die über Pästum verbreitet ist.

Seit des Coctus Thränen vertrocknet sind, duften keine Rosen mehr um das Grab, welches die Asche kraftvoller Geschlechter verschließt; aber Leichensteine, als hätten die Moiden, Neptuns furchtbare Söhne, sie herbengewälzt, verwahren ihr Andenken, und werden einer spätern Nachwelt noch zurufen können: „Hier liegt Pästum!“

### Skizzen aus Venedig.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Einem venetianischen Gondolier an sein Fahrzeug stoßen, heißt ihn an seiner Seele angreifen, denn er trägt für das eine eben so viel Sorge, wie für die andere. Auf dem großen Canale, wo ihnen Spielraum genug übrig bleibt, ihre Kräfte einzig und allein auf die Fortschaffung des Fahrzeugs zu verwenden, ohne daß sie hier durch die Nothwendigkeit, einander auszuweichen, beschränkt werden, ist es eine Freude, zu sehen, mit welcher Blütheschnelle, besonders eine Gondel mit zwey Ruderern (*barca a due remi*), durch das Wasser furcht, und wie sich die beyden Ruder mit einer Übereinstimmung bewegen, als würden sie von einem und eben demselben Mechanismus getrieben! Malerisch oder grazios ist die Stellung der Gondolieri nicht, aber männlich, im höchsten Grade zweckmäßig und sehr ungezwungen. Die Bewegung, welche ihr Körper von hinten nach vorn zu macht, kommt in gar keine Vergleichung mit der gewaltamen Körperverrentung der übrigen europäischen Ruderer, deren Fahrzeug, wenn es von einem einzigen Menschen gelenkt wird, überdem kaum halb so groß, wie eine venetianische Barke zu seyn pflegt. Wie es Städte gibt, in welchen Consumpibilien fabricirt werden, welche eine Stunde oder eine Meile weiter in derselben Vollkommenheit nicht zu erzielen sind; so scheint es sich mit der venetianischen Ruderkunst zu verhalten: schon unter den Triestiner Gondoliers, welche sitzend und mit zwey Rudern schiffen, deren Fahrzeuge kaum zehn Fuß lang und obenein mit einem Segel versehen sind, welches sie bey jedem günstigen Lüftchen aufspannen, ist keine Spur von der Kraft und Behändigkeit zu bemerken, welche man an den venetianischen *Barcaruoli* wahrnimmt. Die Überzeugung von der Überlegenheit dieser letzten über alle übrigen europäischen Kahnführer ist hier sogar unter den Ausländern so fest begründet, daß neulich ein Engländer eine eigends für ihn erbaute Gondel nebst ein Paar hiesigen Gondolieri mit sich nach England hinüber genommen hat. Welche Idee man sich ehemals von dem Wize und dem musikalischen Talente dieser Leute in ganz Europa gemacht hat, ist bekannt. Daß die venetianischen Gondolieri weder poetische, noch musikalische Sänger mehr sind, habe ich weiter oben gesagt; ja, ich möchte selbst daran zweifeln, daß sie je ein solches Talent besessen haben, in dem Maße nämlich, wie es ihnen von der allgemeinen Sage beygelegt worden ist. Wem ist nicht bekannt, wie leicht sich der große Haufen der Reisenden von Gegenständen, welche entweder gar nicht, oder in minderer Vollkommenheit, in ihrem Vaterlande vorhanden sind, zu übertriebenen Lobeserhebungen hinreißen läßt? Allerdings mochte das Geklirper und Trällern der Gondolieri Leuten, welche aus dem Norden kamen, wo damals die Musik noch nicht bis auf die Gassen herunter gestiegen war, um so auffallender scheinen, als sie beydes in einer Stadt hörten, welche ohnehin schon des Neuen und Ungewöhnlichen, ja des Bizarren, eine so große Menge aufzuweisen hatte. Schalte so einem hand- und fatteltesten Bewunderer von der Classe derjenigen, welche nicht auf Reisen gehen, um zu sehen, sondern um zu staunen, des Nachts auf dem großen Canale aus dieser oder jener Gondel Gesang und Guitarenspiel entgegen; so schwur er, ohne weiter darnach hinzuhören, Stein und Wein, der Gesang, so ein Saurerwein-Tenor es auch immer seyn mochte, wäre vollkommen, und das Spiel, mochte auch nicht ein einziges Intervall rein stimmen, des ersten Meisters würdig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Am 27. Jänner wurde im k. k. privil. Theater an der Wien zum ersten Male, und zum Benefiz des Herrn Spitzeder gegeben: Der Hund des Aubri, Lustspiel in einem Act von Wolff, Reaiffeur des königl. Schauspiels in Berlin. Diese niedliche Klenodie ist, so viel uns bekannt, bey der Gelegenheit geschrieben worden, als man es in Weimar, trotz den Protestationen Göthe's, durchgesetzt hatte, den verufenen Hund des Aubri de Mont Didier auf die dortige Hofbühne zu bringen, wodurch, wie behauptet wurde, der würdige Dichter veranlaßt worden sey, die Leitung eines Kunstinstituts niederzulegen, wo vierfüßige Künstler ihr Unwesen treiben durften. Wir hörten hier im Parterre die Behauptung: „die Zeit habe diesem lustigen Stückchen einen Theil seines Werths genommen, indem der Stachel der Satyre nur so lange den empfindlichen Theil trifft, als die Thorheit, welche durchgehelt wird, recht im Schwunge ist.“ Freulich sind wir in der Bildung des Geschmacks so weit fortgeschritten, daß wir eines einzigen armseligen Pudels nicht mehr achten, und schon ganze Reitergesellschaften nöthig werden, die lachend den Hals auf's Spiel setzen, um uns Verwöhnte zu dem gewünschten Applaus zu entusiastmiren. Trotz dem enthält aber dieses kleine Lustspiel eine so reiche Spende witziger und treffender Einfälle, daß es auch bey einer nur halb gelungenen Darstellung die Wirkung nicht verfehlen kann. Die hiesige war ziemlich gerundet und zeigte, einige kleine Gedächtnismängel abgerechnet, von Fleiß und gutem Willen. Herr Spitzeder war als Rühre eine sehr ergötzliche Caricatur, besonders belustigend war sein erstes Erscheinen. Ue. Kesch als Mad. Walter, Ue. Demmer als Lieschen, und Herr Palmer als Schneider Zwirn trugen redlich zum Gesingen des Ganzen bey.

Hierauf folgte gleichfalls zum ersten Male: das fürchterliche Schloß, große Fäschingspantomime in zwey Aufzügen, von Herrn Henry, Balletmeister der königl. Theater in Paris und Neapel. Die Kritik ist Herrn Henry in der That großen Dank schuldig, daß er ihr durch die entwaffnende Firma: Fäschingspantomime die schwierige und undantbare Mühe einer beleuchtenden Analyse erspart hat. Übrigens ist diese Pantomime für eigentliche Schaulustige ein wahres Fest, denn man bedarf, im vollen Verstand des Wortes, bloß der Augen, und kann füglich aller übrigen Sinne entbehren. Denn da ist zu sehen: ein Jahrmarkt, ein Lustschiffer, ein Marktschreier zu Wagen und Pferd, eine ganze Pantomime in der Pantomime, ein Tanz auf Stelzen, ein Suckkasten im Suckkasten und dergleichen Karikaturen mehr. Endlich ein unterirdischer Gang, wo Räuber, Surien, feuerspendende Drachen, Bären und Geister sich bunt und toll genug herumtreiben; sogar ein alter Bekannter aus dem de Bach'schen Circus, der geharnischte Mann, der Feuerwerk auf seinem Helm trägt, ist als eigenthümlicher Stanzpunct nicht vergessen worden. Die Schaulustigen, die sich zahlreich eingefunden hatten, schauten und klatschten — und so hatte diese Fäschingspantomime ihre Bestimmung vollkommen erfüllt.

Noch haben wir unter den Leistungen dieser Bühne die Debüts zweyer neu engagirten Mitglieder zu erwähnen.

Ue. Betty Schröder und Herr Klein traten nämlich in dem Schauspiel von Aresto: die Soldaten zum ersten Male auf. Erstere gab deutliche Beweise von erfreulichen Fortschritten, die noch viel Erfreulicheres hoffen lassen. Herr Klein ist im Besitz eines vollen sonoren Organs, und einer günstigen Figur für humoristische und potternde Alte; er erbielt verdienten Beyfall und wird sich hoffentlich in der Gunst des Publicums zu erhalten wissen.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Dinstag, den 11. Februar 1823.

18

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. des H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1103; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der goldene Schlüssel.

Ein Märchen von Carl Dorotheus Freiherrn v. Miltitz.

Ein unerhörter Fall beschäftigte seit einigen Wochen die Residenzstadt Yrenberg, Ein junger Mann, von Ansehn frisch und gesund, aus einer der ältesten adeligen Familien, von guter Erziehung, war urplötzlich von der Schlafsucht befallen worden, und diese Krankheit überkam ihn zuerst — was niemand begreifen wird — in der Antichambre. Auch die Yrenberger begriffen es nicht und wollten sogar ihren Landsmann deßhalb vor Gericht ziehn. Doch wir müssen, um dieß merkwürdige Factum gehörig zu erklären, einiges aus der Lebensgeschichte jenes Kranken vorausschicken.

Wir finden angemerkt, daß derselbe schon in seiner Jugend für einen Träumer gegolten. Nicht daß ihn etwa die Natur verwahrloßt hätte — er begriff und lernte so gut als andre Knaben seines Alters — allein in der Wahl seiner Vergnügungen unterschied er sich auf eine höchst sonderbare Weise von seinen Genossen. Während jene in tollem Jubel durch Zimmer und Gärten lärmten, die Fruchtbäume plünderten, die Speisekammern stürmten, liebte dieser Stunden lang am klaren Wasser zu stehen, die darin abgspiegelten Bilder des Himmels und der Landschaft zu betrachten, oder in die wunderbarlich gezackten rothglühenden Abendwolken hinein zu starren. Ofter noch suchte er am Clavier zusammenstimmende Töne auf, und pflegte dann mit zugemachten Augen und seitwärts geneigtem Kopfe den angeschlagenen Klängen bis zu ihrem leisesten Dahinsterben nachzuhorchen. Dergleichen Versuche konnten ihn in eine solche Rührung versetzen, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen, obschon er allezeit, wenn ihn die erschrocknen Spielgesellen befragten, was ihm zugestossen, mit Schluchzen antwortete, ihm fehle nichts und er sey bloß höchst vergnügt. Dieser Zeitvertreib, so wie eine solche Liebe zur Musik, daß er, von seinen Ältern auf glänzende Bälle zum Zusehen geführt, sich weder um die Pracht der Anzüge, noch um den Überfluß der ausgesuchtesten

Näschereyen bekümmerte, sondern, dicht hinter die Musiker gestellt, sobald er sich unbemerkt glaubte, mit einem Säge unter den Musiktisch fuhr, und dort unter Hörnern, Trompeten, Clarinetten und Fagotten einen seligen, von Himmelstönen umflossenen Aufenthalt sich bereitete. Das alles deutete schon auf einen schläfrigen Geist und höchst triviale Anlagen. Nachdem man ihn bey solcher Gelegenheit vergebens in Haus und Hof, in Küche und Keller, in Feld und Garten gesucht, und nach allen vier Winden Bothen ausgeschickt hatte, so erklärte man ihm, als er endlich nach mehreren Stunden mit rothgeweinten Augen und freudestrahlenden Blicken, zur höchsten Verwunderrung der Hautboisten und nicht geringem Schreck der hohen Anverwandten, unter dem Musiktisch hervorkroch — dergleichen sey Tollheit und nicht zu dulddende Gemeinheit. Er sey weder zum Stadtpfeifer noch zum Schulmeister geboren, und solle sich daher einer so lächerlichen als unanständigen Vertraulichkeit mit den Spielleuten enthalten, sonst werde man ihn künftig zu Hause lassen! — Dieser Verweis half indessen nichts. Zwar cantonirte er nicht mehr unter den Musiktischen, aber seine Verehrung für die Hervorbringer jener Himmelsklänge blieb so lebendig, daß er nicht nur auf der Straße, sobald ihm von fern die bunte Schar der Regimentshautboisten bey der Wachtparade in die Augen fiel, stehen blieb und ehrfürchtig den Hut abnahm, sondern auch im Kreise seiner Verwandten, unter denen sich Großwürdenträger aller Art befanden, auf Befragen, was er werden wolle, kurzweg entgegnete — „ein Hautboist!“ — Man kann denken, mit welcher Freude die hochadelige Sippschaft ihren werthen Angehörigen im bunten Röckchen mit der Querpfeife hinter dem Regimentstambour her hätten marschieren sehn. Wenig fehlte, daß ihm seine Aufrichtigkeit nicht eine harte Züchtigung zugezogen hätte. Ein scharfes Gericht ward über ihn gehalten, in der Absicht, ihm diese Gedanken aus dem Kopfe zu bringen. Denn daß Musik eine Kunst, Kunst aber ein nur von Gott gegebener Beruf, an Würde keinem andern der Welt nachstehend, ja in so fern höher sey, als diese alle durch Fleiß und Mühe sämmtlich erlernt werden können, während der Künstler geboren werden muß — daß ferner der Knabe höchst wahrscheinlich nicht zum bloßen Virtuosen, sondern zum Selbstschöpfer in diesem Fache berufen sey — wie hätten solche Leute von alledem eine Ahnung haben können! Da nun aber Ältern und Verwandte dieß nicht wußten, wie hätte der Knabe, fremd mit der Welt und den menschlichen Beschäftigungen, seine Richtung angeben können? Gegen seinen Fleiß ließ sich in den übrigen Lectionen nichts einwenden, man begnügte sich daher, trotz der herrlichsten Fortschritte, den Musikunterricht aufzuheben, und das in seinem Zimmer stehende Clavier wegzuschaffen. Eine vandalische Grausamkeit, die nur, auf des Knaben innigstes Flehen und heiligste Versprechungen, nie wieder einen so niederträchtigen Wunsch in seiner Seele aufkommen zu lassen, zurückgenommen ward. Im Triumphzuge begleitete er sein wieder erobertes Heiligthum zurück, freudig davor hertanzend, wie wailand König David vor der Bundeslade; sobald er sich allein sah, küßte er den Resonanzboden und die Tasten auf das Zärtlichste, berichtete wie alles gekommen, und schwor, nie wieder sein Liebstes durch eine unüberlegte Äußerung in Gefahr zu setzen. Von dem Tage an ward des Knaben Gemüth, vorher jedem offen, verschlossen und finster. Da sein Fleiß nicht abnahm, so hielten das die Leh-

rer fi  
ling  
ter u  
gen  
mich  
durch  
noch  
recht  
und  
franzö  
Unter  
verste  
durch  
die die  
nante  
jährig  
vorgel  
Antwo  
ren un  
fügte  
ihres  
ein B  
solcher  
ältere  
fürlich  
nebst  
als die  
stimmt  
barbar  
den T  
mel, w  
dien n  
tern b  
um vie  
licht in  
geschüt  
schwint  
ten er  
dung n  
nannte  
einen  
S  
merade  
man d  
Innen  
auffall  
seiner

rer für jene gefeßtere, vernünftigere Stimmung des immer mehr zum Jüngling heranreifenden Knaben, und wünschten ihm Glück dazu. Er lächelte bitter und floh, wenn er konnte, in's Finstere; dort die Fäuste ballend und gegen die Brust drückend rief er aus: „O harte Menschen, wie mißversteht ihr mich, und wie werde ich es vermögen, diesen Zwang mein ganzes Leben hindurch zu tragen?“ — Trotz aller Aufmerksamkeit auf sich selbst, brach dennoch bisweilen die angestammte Tollheit hervor. Nachdem er eines Tages sich recht lang allein an seinem Instrument ergetzt, mit Tönen gekost, gelacht und geweint hatte, flog er thränenden Auges auf die ihn überraschende französische Gouvernante zu, die ihn und seine Geschwister despotisirte. Unter Lächeln und Schluchzen fragte er sie, ob sie die Sprache der Töne verstehe, ihm die Sehnsucht und Wehmuth deuten könne, mit der sie ihr durchströmten? Ob sie wirklich abrufende Bothen einer andern Welt wären, die dießseits nur kurze Grüße brächten, wie er einmal gelesen? Die Gouvernante sah ihn mit großen Augen und offenem Munde an. Nie im ganzen vieljährigen Verlauf ihrer segensreichen Dressirpraxis waren ihr je ähnliche Fragen vorgelegt worden. Im ganzen Schatz ihrer geistlosen Phraseologie fand sie keine Antwort darauf. Daher begnügte sie sich den Frager für einen Idioten zu erklären und zur Ruhe zu verweisen. Den Ältern gab sie aber davon Nachricht und fügte hinzu, sie halte den Burschen für nicht wohlorganisirt im Kopfe, und ihres Bedünkens sey keine Zeit zu verlieren, ihn aus dem älterlichen Hause in ein Verhältniß zu bringen, dessen Natur und Pflichten ihm zu Ausbreitung solcher Tollheiten keine Zeit übrig ließen. Ihr Vorschlag ward gebilligt. Die ältere Tochter des Hauses war gerade damals in einen Officier verliebt; natürlich schien ihr der Beruf des Geliebten der erste in der Welt, und da sie nebst der Gouvernante das Wort führte, und gerade so viel Einsicht hatte als die Übrigen, so ward der nun fünfzehnjährige Bruder zum Soldaten bestimmt, und ohne weiters an ein, in der Provinz liegendes Regiment, zu einem recht barbarischen Rittmeister mit dem Bedeuten abgeschickt, er solle sich bemühen, den Träumer zu erwecken, und ihm den Kopf zurecht zu setzen. Gütiger Himmel, wie ging's dem Armen dort! Er, der nächst seinen wissenschaftlichen Studien nur mit Tönen gelebt und verkehrt hatte, er sollte nun bärtigen Reitern barsche Verweise geben, unbändige Rosse bändigen lernen; sollte früh um vier Uhr die Ställe visitiren, Abends, wenn ihn das magische Dämmerlicht in Phantastien versenkte, nachsehen, ob den Pferden seines Zuges Futter geschüttet sey; sollte Vormittags auf staubiger Reitschule sich in den Wolken schwindlich laufen, des Nachmittags auf dem dumpfigen Rathhausfaal Recruten exerciren! Auf seine mannigfachen schönen Kenntnisse, seine feine Bildung nahm niemand Rücksicht. Seine Neigungen, sobald sie bekannt wurden, nannte man Tollheiten, die man durch Realität vertreiben müsse; ihn selbst einen poetischen Nachtwandler.

Im Ernst von Seiten der Borgeseßten, im Scherz von Seiten der Cameraden, that man alles Mögliche ihm das Leben recht schwer zu machen, weil man dadurch seinen Wahnsinn zu curiren glaubte. Der warf sich aber nach Innen und erzeugte, nach der Theorie des Gegendrucks, Wirkungen, die um so auffällender waren, je mehr man sie beschränken wollte. Es war nicht die Schuld seiner Ärzte, wenn der vermeinte Wahnsinnige es nicht völlig ward. Der tiefste

Abscheu vor dem aufgedrungenen Beruf, Haß und Bitterkeit gegen seine fühllosen Quäler, dabey ein reich begabtes poetisches Gemüth, dem jede Gelegenheit sich auszusprechen benommen war, erzeugten eine Stimmung in dem Jüngling, die ihn bisweilen wohl der Wirklichkeit so ganz entzog, daß er nur einem Unkundigen verwirrt erscheinen konnte. Ja auch sein Physisches war ihm hinderlich zu Erfüllung seiner Berufspflichten. Eine schwache Stimme, ein kurzes Gesicht bereiteten ihm, nebst seiner Gedankenlosigkeit, tausend unangenehme Auftritte. Zwar versuchte er z. B. die nöthigen Commandowörter sich einzuprägen, da er sie aber bey weitem mehr sang als sprach, so verfehlte der Rittmeister nicht, ihn mit Vorwürfen zu überschütten. Immer an seine innere Welt denkend, alles außer sich unbeachtend, stand er einst vor der Wachtparade, die er commandiren sollte: „Habt Acht“ — begann er höchst trübseligen Gesichts — „präsentirt das Gewehr“ — sollte er hinzusehen, allein weil in demselben Augenblick die Stadtschüler zum Gregoriusfest singend und musiceirend vorbey zogen, so vergaß er, was er hätte sagen sollen, und schob an das „präsentir“ — „o! der heilige Gregorius!“ — so daß die ganze Mannschaft in Lachen ausbrach. Mit Mühe ward der militärische Ernst wieder hergestellt, der mit Fluch und Drohung des Rittmeisters beladene Lieutenant setzte sich geängstet an die Spitze seines Trupps, und marschirte ab. Alles hätte nun gut gehen können, wären die verwünschten Gregoriusfänger ihm nicht am Ende der Straße wieder entgegen gekommen. Sie sangen und spielten jetzt einen muntern Zweyvierteltact. Da dieser sehr mit dem langsamen Vierviertel der schwerfällig marschirenden Reiter contrastirte, und dem musikalischen Lieutenant Tacthalten viel wesentlicher erschien, als Schritt halten, so machte er für seine Person halb links, und marschirte mit gezogenem Säbel dem Gregoriuszuge nach, seine Mannschaft ihrem Genius überlassend. Von tausend Schmeicheln des dicken Rittmeisters, der vor Zorn wie ein Stier die Erde stampfte, besüßelt, setzten die Unterofficiere der ganzen Schwadron dem Deserteur nach, ihn zu der bösslich verlassenen Fahne zurück zu bringen! — Bey'm Exerciren befahl ihm einst der Commandeur ein Stück vorwärts zu galoppiren, und in einer angewiesenen Richtung sich als ein Point de Vue aufzustellen, nach welchem die Schwadronen aufmarschiren sollten. Flüchtig sprengte der Lieutenant über die grüne Ebene hin, an deren Ende sich ein Berg erhob. Unterwegs vergaß er, ob er ein Point de Vue für den Commandeur allein, oder für die Schwadronen mit ihm auszusuchen habe. Daß erstere glaubend, trieb er sein Pferd den steilen Fußpfad hinan und nahm sehr vorsichtig auf einer schroffen Klippe als dem schönsten Point de Vue, Posto. Mit Mühe erklommen die nachgeschickten Officiere die steile Höhe und brachten den Träumer, dem sie unterwegs begreiflich machten, daß der Richtungspunct für den Aufmarsch ja nun verloren sey, zum Commandeur zurück, der ihn — man kann denken mit welchen liebreichen Worten — empfing. Eben so verdrießlich ging es ihm mit seinen Pferden, die immer ganz anderer Neigung waren als er. So hielt er eines Tages vor der Mitte der Schwadron, der Rittmeister vor ihm. Die Richtung machte es nöthig, die Pferde einige Schritte zurück treten zu lassen. „Ziehen Sie Ihr Pferd zurück!“ donnerte der Despot auf den schreckensbleichen Jüngling ein. Der zog und zog, allein der

wider  
hatte  
behaa  
geben  
willkü  
einige  
nen k

widerspännstige Schimmel, der vor seinem poetischen Reiter wenig Respect hatte, stieg, anstatt zurück zu treten, Ferkengrad in die Höhe und ließ sich behaglich auf der Groupe von des Rittmeisters breitem Fuchs nieder. Vergebens fluchte der alle Wetter, vergebens arbeitete der Lieutenant, sein unwillkürliches Subordinationsvergehen wieder gut zu machen, es dauerte einige Augenblicke, ehe man die wider ihren Willen Vereinigten trennen konnte!

(Die Fortsetzung folgt.)

### Zweysylbige Charade.

Sey die erste unsre Hülle,  
Sey sie auch des Menschen Wille,  
Selten ist sie doch der Geist,  
Selbst, wenn er's im Volke heißt.  
Winde Rosen dir die Liebe;  
Huldige dem reinsten Triebe;  
Laß dich Ordensbänder schmücken,  
Volle Risten dich entzücken —  
Ach! du fühlst in kurzer Frist,  
Daß du nie die erste bist.

Mädchen, sey'd die Sylbe nicht,  
So gebeut der Sitte Pflicht;  
Bleibt sie nicht in andrem Sinne,  
Scheut der Minne Strafgericht;  
Doch, Ihr sey'd sie ja nicht lange,  
Sieh, da purpurt sich die Wange —  
Horch! der letzte Fittich rauscht,  
Siegend sie das Ziel erlauscht.

Die letzte sprengte Selavenbände,  
Ward zum Erlöser ihrem Lande,  
Als in der Berge Flammenglut  
Verklärte sich des Volkes Muth.  
Einst hat die Sylbe sich erkoren  
Ein Weib, zur Bildnerinn geboren,  
Begabet mit der Musen Gunst  
Im hohen Heiligthum der Kunst,  
Doch, als entflohn die Blüthezeit,  
Dem Menschenwohle nun geweiht.

Du warst die letzte froh und gut,  
Die erste auch, du junges Blut;  
Da drohet Unheil deiner Liebe —  
Ein räthselvolles Mißgeschick;  
Die Ehre spornt mit wildem Triebe:  
„Mein holdes Kind, das Liebchen fein —  
„Der Preis — er muß errungen seyn!“  
So tobt das junge Blut in Hast;  
Rasch tritt heran ein finst'rer Gast:  
„Topp! her die Faust; es sey, Gesell!“  
Das Ganze wird die letzte schnell.

Bald nahest ihm ein Genius,  
 Und weihet es mit Liebeskuß;  
 Er läßt in wilden, milden Tönen  
 Des Abgrunds Tiefen sich verschönen,  
 Leibt Schauerreiz der Hölle macht,  
 Erhellst der Schrecken dunkle Nacht:  
 Ihn kränzt, von Phöbos Hand geweiht,  
 Die Palme der Unsterblichkeit!

### Syllogen, oder merkwürdige Nachrichten vermischten Inhalts.

(Fortsetzung.)

#### Griechische und römische Manuscripte.

Alterthümer anderer, vielleicht auch nützlicherer Art, und mehr in unserer Nähe, fand der unermüdete Majo in der Bibliothek des Vaticans, wo sie bisher unbekannt verborgen lagen. Unter den von ihm daselbst aufgefundenen Schätzen sind die vorzüglichsten: Ein Manuscript von Cicero's Abhandlung de republica, die so lange vergebens gesucht wurde, verschiedene Theile der verstümmelten oder ganz verlorenen Bücher des Polybius, des Diodor von Sicilien, einige Fragmente von Aristoteles, Ephorus und Timäus. Besonders zahlreich sind die aufgefundenen Fragmente von Diodor und Dio Cassius, und sie wurden alle in einem M. S. gefunden, welches die Reden des Rhetorikers Aristides enthielt. Eben so spürte Majo eine bisher unbekannte alte lateinische Grammatik auf, in welcher eine Menge alter Schriftsteller angeführt werden, die jetzt verloren sind.

(Wird fortgesetzt.)

#### Skizzen aus Venedig.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Worin besteht das Leben der heutigen Gondolieri, wenn sie das Ruder nicht in der Hand haben? In Wezant, wenn sie in Gesellschaft mit einander stationiren, und in Schlafen, wenn sie allein sind. Ungeschliffener als die Wiener Fiaccres, und mauffertiger als die Pariser, verbinden sie mit diesen beyden Eigenschaften einen solchen leicht zu reizenden Jähzorn, daß einem Angst und Bange wird, wenn so ein Paar baumstarke Kerle gegen einander einbrüllen und mit den Rudern gesticuliren, als wollten sie jeden Augenblick auf sich einschlagen. So sind die heutigen Gondolieri beschaffen. Sollten ihre Väter und Großväter aus einem andern Stoffe gemacht gewesen seyn? Ich glaube schwerlich. Einem Paar Geden unter ihnen mag es einmal eingefallen seyn, sich die Guitarre um den Hals zu hängen, und diesen aufzusperren, um irgend ein Volkslied heraus zu zwingen; andere Geden mögen die Narrheit nachgemacht haben, und gleich hat so ein lobfertiger Cajus oder Sempronius über Wunder geschrien und in den Gons

den zu Venedig Senesino's, Farinelli's und Pacchiarotti's gewittert! Wäre es überhaupt möglich, daß das Gesangstalent in so kurzer Zeit und so vollkommen unter ihnen hätte aussterben können, daß man auch nicht die leiseste Spur mehr davon anträte, wenn sie wirklich ein solches Talent besessen hätten? Gibt es etwa jetzt weniger Gitarristen in Venedig, als vordem? Im Gegentheile: es liegt dergleichen alter Kram in allen hiesigen Trödelbuden in Menge herum. Oder sind die Leute heut zu Tage beschäftigter, als vordem? Sie selbst sagen das Gegentheile. Oder ist ihnen heuer der Mund zuerwachsen? Wer sich vom Gegentheile überzeugen will, der gehe bey Anbruch der Nacht, wann die Bauern und Arbeitsleute sich aus der Stadt auf die umliegenden Inseln nach Hause begeben, auf den Molo und höre, mit welchem erschrecklichen Lärmen sie sich die Kunden einander abspänstig zu machen suchen. Daß sie zwey Franken verlangen, wann man mit ihnen um einen halben einig geworden ist, daß sie sich, bey'm Herausgeben des Geldes, immer irren, aber stets zu ihrem Vortheile, daß sie, bey der geringsten Veranlassung, besonders gegen Fremde, mit Baron, Hirbante um sich werfen, daß sie aber auch auf der Stelle bestraft werden, wenn man Klage über sie führt (welches jedoch selten geschieht, weil jedermann eine solche Bemühung scheut), das sind Eigenthümlichkeiten, welche sie mit den Fiaccen aller großen europäischen Städte in eine Linie stellen, also weiter nichts Merkwürdiges darbieten. Ihr Außeres ist der Idee, welche man sich von ihnen im übrigen Europa gemacht hat, eben so wenig entsprechend, als ihr Inneres: statt des breitkrämpigen weißen Huts mit dem flatternden Bande, statt der grellfarbigen, phantastischen Jacke nebst Zubehör, welche die romantischen Gemüther ihnen angedichtet haben, sind sie entweder in bloße Lumpen geküllt (denn der Lebensprozeß der meisten von ihnen geht nur auf dem nassen Wege von Stätten) und sehen wie die Vogelscheuchen aus, oder sie haben ein kurzes, blaues, enganschließendes Camisol und einen eben solchen Pantalon an, und ein winziges, kleinrändriges schwarzes Hütchen, wie sie vor einigen Jahren Mode waren, auf dem Kopfe. In letzterem Anzuge gleichen sie einem modernisirten Hausknechte im Sonntagscostüme in Berlin und Hamburg, wie ein Ey dem andern. Einige alte Graubärte haben freylich noch hin und wieder Fehzen aus der alten Zeit, welche nach etwas Romantischem aussehen, um sich herum hängen; aber dergleichen Exemplare gehen nach und nach aus. Sonderbar, daß gerade an diesen Rängen jene Physiognomie, welche wir Italiänisch nennen, vorhanden ist, während die jüngeren Kerle aussehen, als wären sie auf Island geboren. Der Preis der Überfahrt über den großen Canal an den dazu bestimmten Orten (Traghetti), beträgt am Tage einen französischen Sou (zwey venetianische), und in der Nacht acht Centimen; für jegliche andere Fahrt fordert der Gondoliere nach Gutdünken, läßt aber mit sich handeln; eine Spazierfahrt nach dem Lido, wohin der Weg mit der Gondel, vom Marcusplaze aus, beynabe eine halbe Stunde beträgt, kostet anderthalb, ja nur einen Franken, wenn man gehandelt, aber sechs, acht, bis zehn Franken, wenn man sich auf die Discretion des Gondoliere verlassen hat. Für obigen Preis wartet er eine Stunde, wohl auch noch länger, und führt die Person zurück. Die öffentlichen Gondeln sind, wie die Fiaccen in den großen Städten Europa's, mehr oder weniger armselig, je nachdem der Besizer desselben ein rechtlicher, ordnungsliebender Mensch, oder ein Gauner ist. Die Privatgondeln zeichnen sich durch Reinlichkeit, und durch öftere Erneuerung des schwarzen Tuchbeschlages und der schwarzen Farbe aus. Zur Zeit der Republik soll es von letztern nahe an tausend gegeben haben: der Herr, die Dame und der älteste Sohn des Hauses, pflögten jedes eine besondere Gondel zu haben. Noch jetzt scheint der wohlhabende Venetianer des Gehens ungewohnt zu seyn; er läßt sich lieber in einer Gondel an den Ort seiner Bestimmung hinschaukeln, als daß er sich seiner zwey Beine bedienen sollte, wäre der Weg zu Wasser auch noch einmal so weit. Freylich mag dem Eingebornen, der an die Gondel gewöhnt ist, das Gewühl in den engen Gassen unerträglich fallen; der Fremde hingegen, dem die übrigen großen Städte Europa's bekannt sind, wandelt darin mit einer Art von Behaglichkeit, da sie ganz vortreflich gepflastert, und weder Wagen noch Schubkarren, noch Lastträger in denselben zu fürchten sind. Überdem geht jeder Mann an der rechten Seite, eine Sitte, welche wie bekannt, die Einwohner

von mehr als einer großen und berühmten Stadt Deutschlands noch immer nicht lernen können.

(Der Schluß folgt.)

### Schauspiel.

Der todte Gast. Posse in vier Aufzügen von W. Vogel. Zum ersten Male aufgeführt den 5. Februar im Hoftheater nächst der k. k. Burg.

Die Gespensterfurcht gehört nicht mehr unter die Schwächen und Lächerlichkeiten des Zeitalters. Sie würde also im feineren Lustspiele keinen glücklichen Gegenstand einer wirksamen Satyre abgeben. In der Posse, wo die Übertreibung an ihrem Plage ist, mag sie allenfalls mit einigem ergötzlichen Erfolge zur Schau ausgestellt werden, und so ist es in dem vorliegenden Stücke auch wirklich geschehen. Dessen Inhalt ist folgender. In dem Städtchen Herbesheim ist vor Jahren ein Gast in einem Wirthshause ermordet worden, und der Abscheu vor dieser That hat sich bey den guten Herbesheimern in der Sage verewiget, daß der todte Gast alljährlich an seinem Todestage zurückkomme, und die Bräute, welche um diese Zeit heirathen sollen, sich abhole. Den Glauben an diese Sage benützt Eduard, eines reichen Wechslers Sohn, um statt der ihm zur Braut bestimmten Francisca, Tochter des reichen Fabrikherrn Brandeis, seine Geliebte, Helmina, Tochter des Amtsbürgermeisters Fasbach, zur Gemahlinn zu bekommen.

Der reiche Fabrikherr Brandeis will zwar nicht gespensterfürchtig scheinen, aber da Pocher, sein Inspector, versichert, der todte Gast sey wirklich in Herbesheim angelangt, und im Gasthose zum schwarzen Kreuze eingezogen, so verliert der sonst besonnene alte Brandeis nach und nach die Fassung, und wird am Ende von der allgemeinen Furcht mit angesteckt.

Als daher Eduard, welcher, der Verabredung der Väter zu Folge, des Brandeis Tochter Francisca heirathen soll, in's Haus tritt, so wird es ihm ein Leichtes, die Rolle des todten Gastes zu übernehmen, und den furchtsamen Vater zur Zurücknahme seines Wortes zu vermögen. Etwas schwerer hält es, den Amtsbürgermeister Fasbach zur Einwilligung in die Heirath mit seiner Tochter Helmina zu bewegen; allein endlich kommt Eduards Vater an, und nun beheben sich alle Mißverständnisse. Eduard heirathet die Helmina, und Francisca bekommt, nach ihres Herzens Wunsche, den Hauptmann Carl Waldau zum Gemahle. Auch eine dritte Braut, die Puzmacherinn Betty Wiesel, kann nun ihrem Geliebten, dem Frohnvogtscorporal Puzmann, ihre Hand reichen, ohne zu fürchten, von dem todten Gaste abgeholt zu werden.

Dieses Stück hat unterhaltende Scenen; allein, da bis auf die beyden Mädchen, Franziska und Helmina, alle Personen des Stückes den gleichen furchtsamen Charakter haben, so ermüdet der Zuschauer zuletzt durch die gleichförmige Einerleyheit, welche sich durch vier Aufzüge fortspinnet. Daher ist die Wirkung des Ganzen nicht stark, wiewohl einzelne Scenen manchen Spasß gewähren. Wegen dieser Einförmigkeit der Charaktere und Situationen ist auch die Darstellung nicht ohne Schwierigkeiten. Indessen wußten die Herren Rüge r (als Amtsbürgermeister Fasbach), Costenoble (als reicher Fabrikherr Brandeis), Wilhelmi (als Inspector Pocher) und Wagner (als Frohnvogtscorporal Puzmann), Moreau (als Gastwirth zum schwarzen Kreuze), ihrem Spieltuche doch manche glückliche Nuancen zu geben, so daß das immer wiederkehrende Einerley der Scenen weniger empfindlich wird. Herr Kettel, als Eduard, hat die Rolle des todten Gastes effectvoll durchgeführt.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 13. Februar 1823.

19

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu sam m e n viertel, um 15 fl., halbi, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halbi, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. halbi und 60 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Brand des Münchner Schauspielhauses.

Des Königs Bau durchwogt ein Feuermeer,  
Thaliens Tempel stürzt zusammen;  
Von Liedern ist es hier jetzt furchtbar leer.  
Was blickt der Fürst so freudigstolz umher?  
Was steht er in dem Feuermeer?  
Die Herzen seines Volks für Jhn noch heller flammen.

J. G. Meinert.

Der goldene Schlüssel.

Ein Märchen von Carl Boromäus Freyherrn v. Milkig.

(Fortsetzung.)

Wir würden nicht fertig werden, alle die Fatalitäten zu berichten, die dem armen Jüngling in seiner militärischen Laufbahn zustießen, und ihn mit dem innigsten Abscheu, seine Vorgesetzten mit der lebhaften Überzeugung erfüllten, daß er durchaus nicht zu diesem Fache taugte. Man sagte ihm das, er fühlte es selbst, allein des Vaters Strenge ließ ihn nicht den Muth fassen, seinen Wunsch zu offenbaren. Seine Mutter war früh gestorben und die Schwester, deren Soldatenliebhaberey ihn in diese Fesseln geschmiedet, hatte indessen den Geliebten zum Gatten bekommen, und eignete sich sonach nicht zur Fürsprecherinn. Sein Gram, von diesen düstern Ausichten noch mehr geschärft, ward wahrer Lebensüberdruß und hätte ihn endlich wer weiß zu welchem tollen Schritt geführt, wäre nicht das Schicksal ausgleichend dazwischen getreten. Der gefürchtete Vater starb nämlich nach einiqen Monaten, und der Jüngling kam unter Vormundschaft. Dieß gab ihm Muth; er erklärte seinen Abscheu gegen das Leben, das er führe, und daß ein längeres Verweilen zu Auftritten führen würde, die der Familie empfindlich seyn dürften. Der Commandeur machte

dem Vormund begreiflich, daß sein Mündel zu nichts in der Welt weniger passe als zum Soldaten, und so geschah es denn, daß der Jüngling, nach fünfjährigem Zeitverlust, aus den verhafteten Banden ausgeschmiedet wurde. Den Tag, der ihm seine Erlösung verkündigte, feyerte er wie den Tag seiner Wiedergeburt. Allein nun fand sich ein neuer Streitpunct. Der Vormund wollte nicht das Ansehn haben, als gestatte er seiner Pupille, so in den Tag hinein zu leben. Der Jüngling sollte einen Beruf wählen. Er erwiederte, er wolle bey der Musik bleiben, deren Theorie er indessen unausgesezt studiert hatte. Dagegen versetzte der Vormund, Musik sey kein Beruf, am wenigsten für einen Edelmann, und er werde durchaus nie und nimmermehr gestatten, daß sein Mündel ein Spielmann werde. Der Jüngling entgegnete eben so bestimmt als besonnen, er habe zu viel Zeit verloren um sich dem Geschäftsleben erst jetzt zu widmen, wozu er übrigens weder Geschick noch Lust habe. Zur Musik dagegen, das fühle er, sey er berufen, und werde dabey bleiben, auch wohl einst einen Wirkungskreis finden, sey es auch weder jetzt noch im Vaterlande. Als der Vormund ihn so entschieden sah, dachte er bey sich, — „mag er doch treiben was er will, wenn ich dem Ding nur, der Familie wegen, einen Namen geben kann.“ — Mit großem Ernst bedeutete er ihn deßhalb, daß Rücksichten auf Stand, Herkommen und Sitte, die ein junger Sausewind von zwanzig Jahren nicht zu würdigen verstehe, es ihm zur heiligen Pflicht machten, in solch tolles Vorhaben nie einzuwilligen, auch fehle es ihm nicht an Kraft und Macht, seinen Willen durchzusetzen. Als gültliches Herkommen schlage er indessen die Hofcarriere vor, wo ihm Zeit übrig bleibe, die er nach Belieben verwenden könne. Der Jüngling, der allen Streit nach Möglichkeit vermied, auch wohl begriff, daß er gegen den Vormund in aller Menschen Augen böses Spiel haben würde, und sich endlich des lieben Friedens wegen, — ein Zwang, dessen er in zwey Jahren entledigt sey, — noch ertragen lasse, gab nach. Zwar kannte er das Hofleben so wenig, als er früher den Soldatenstand gekannt hatte, ließ sich aber sein Gesuch um die Würde eines Hofjunkers getrost aufsetzen und einreichen. Der Vormund war entzückt, er hatte sein Gewissen beruhigt, der Jüngling war versorgt, von den vornehmen Verwandten war die drohende Schmach abgewendet; alle Parteyen schienen zufrieden! Allein die Herrlichkeit dauerte keine drey Monate, so ward der Vormund mit Klagen und Beschwerden heimgesucht. Der neue Hofjunkler konnte sich nämlich durchaus nicht für die Würde seines neuen Amtes begeistern, und hatte darüber sich ziemlich beißende Äußerungen erlaubt. Was das Übel noch böser machte, war eben der Unfall, der ihm in dieser Zeit begegnete, und dessen wir im Eingang erwähnten — wir meinen die Lethargie, die ihn plötzlich in der Antichambre besiel. Der Hoffourier, dem es oblag, die zum Dienst versammelten Cavaliers an ihre Schuldigkeit zu erinnern, und der ihn schon längst hatte gähnen, nicken und einschlimmern sehen, avertierte ihn menschenfreundlich ganz zusezt, als alle Cameraden schon am Ort ihrer Bestimmung waren. Es fehlten nur noch fünf Minuten an der Stunde, zu welcher die höchsten Herrschaften zu erscheinen pfliegen, er mußte daher, um Ahndung zu vermeiden, Ernst brauchen. Entschlossen näherte er sich dem Fauteuil, in welchem der unnatürliche Hofmann laut schnarchte. „Herr Hofjunkler — rief er ihm in's Ohr — Herr Hofjunkler — um's Him-

mels willen, wachen Sie doch auf, es fehlen nur noch zwey Minuten am Schläge."

„Lassen — lassen Sie mich — im Frieden" — stammelte der Schläfer.

„Mein Gott, mein Gott!" — seufzte der ängstliche Courier — „wie können Sie denn jetzt schlafen, wo wir alle Augenblicke Se. Durchlaucht erwarten? Und wie soll es denn heut werden, wo wir doppelte Audienz, Präsentation, Tafel, Cour und Ball haben?"

„Doppelt oder dreyfach" — murmelte der Hofjunker, „mag werden was will, ich schlafe."

„Aber um's Himmels willen, wenn nun Se. Durchlaucht Sie — ich melde es dem Hofmarschall!" — rief der verzweifelte Courier, denn eben hob die große goldene Pendüle zum Schlagen aus. Kaum hatte er mit flüchtigen Worten das Entsetzliche berichtet, so kam der Hof, vor ihm her der Schwarm der zum Dienst Gehörigen. Die jungen Höflinge stießen sich an, und wollten vor Lachen bersten, als sie den Cameraden im Lehnstuhl sanft schlafen sahen. Die Alten schlugen die Hände über den Kopf zusammen, sprachen von unerhörter Frechheit der heutigen jungen Leute, und der landesväterlichsten Milde, wenn der Mensch nur den Kopf verliere. Jetzt kam der Fürst selbst. Er warf auf den Schläfer einen milden Blick, der dem Hofmarschall Muth gab, mit der submissen Veneration allerunterthänigst vorzustellen, wasmaßen gegenwärtiger Hofjunker trotz aller Erinnerungen an sein pflichtschuldigstes Devoir — „Lassen Sie's gut seyn" — lächelte der Fürst. Der Zug ging vorüber und alle priesen des Herren Milde. Das ahnete aber wohl niemand, daß sich, während der Hofjunker schlief, ein Fall ereignen würde, der an Höfen (so wie überhaupt an stark besuchten Orten) zu den seltensten gehört — daß nämlich in der Antichambre ein Geist erscheinen würde! Und doch war es so, wollen wir anders der Aussage des geheimen Hoftrompeters trauen, der, als er die Thür des Zimmers öffnete, beynah den Tod vor Schrecken hatte \*). Er sah nämlich die ungeheure goldene Gule, die sonst zu den Füßen Minervens auf der Pendüle saß, jetzt auf der Schulter des Hofjunkers sitzen, und mit schnarrendem Laute vernehmliche Worte in dessen Ohr sprechen. „Der größte Mann — goldner Schlüssel" — so viel hörte der treue Diener noch, da entfiel ihm Hut, Stock und Trompete und er sank betäubt zu Boden. Als er zu sich kam, erzählte er was er gesehn. Nun entgegnete zwar der diensthabende Portier der Antichambre, die Trompete sey ein durstig machendes Instrument, und auf solch einen reichlich gelöschten Durst des Trompeters sey wahrscheinlich die ganze Vision zu schieben. Der beleidigte Trompeter belangte den Portier und so kam die Sache zu Ohren des Hofmarschalls, der als ein kluger Hofmann mit Geistergeschichten nichts zu thun haben mochte, und deßhalb den Handel unterschlug. Aber die Sache wollte an's Tageslicht! Da des Hofjunkers Lethargie ihn regelmäßig überfiel, sobald er die Antichambre betrat, so sah man sich genöthigt, ihm anzudeuten, daß der Dienst darunter leide, und er also von der Dienstliste weggestrichen werden würde, wenn

\*) In manchen Höfen gehören die Trompeter unter das Hofmarschallamt. Sie tragen Livrée, an großen Festtagen hängen sie ihre silbernen Trompeten um; und sind gleichsam die Couriere des Hofmarschallamts.

er fortfahre das fürstl. Vorzimmer, in welchem sich der sämmtliche große und kleine Dienst versammle, zu seinem Schlafesohett zu erwählen. Die mehrmal wiederholte Warnung blieb fruchtlos, der Schläfer schlief wie zuvor, und so ward er denn aus dem Buch der Lebendigen ausgehan. Nun war Feuer in allen Ecken! Die Verwandten klagten über Beschimpfung, die Hofjunker über Despotism. Gern hätte der Hofmarschall die Sache ausgeglichen, allein einen solchen entsehrlichen Mißbrauch durch Stillschweigen zu autorisiren, das war gegen sein Gewissen; er machte deßhalb einen Bericht an Serenissimum. Der Fürst lächelte und befahl, man solle den Contravenienten im Marschallamte verhören, und sodann nochmals Bericht erzassen. Es geschah. Der Inquisit läugnete durchaus, daß von seiner Seite irgend einige Geringschätzung des ihm anklebenden distinguirten Charakters oder sonstiger böser Wille dabey sey, er könne nun eben nicht anders, sehe auch voraus, daß, kraft einer an ihn ergangenen Vorhersagung, dieß Übel bis zu einem gewissen Zeitpunkt nicht von ihm weichen werde. Hierüber näher befragt, erzählte er mit einer schauerlichen Lebendigkeit, daß sich davor dem Hofmarschall das sehr hohe Touppé unter einem Winkel von 100°, also mehr als rechtwinklig, emporbäumte, einen Traum, den er in der Antichambre gehabt, und den wir schon aus der Relation des geheimen Hoftrompeters kennen. Der Hofjunker setzte hinzu, die Gule habe ihm ausdrücklich gesagt, er taue so wenig zum Höfling als zum Soldaten, und sein Übel werde ihn als Regierungsassessor eben sowohl, als in der Carriere des Diplomaten verfolgen. Der Spruch des Schicksals sey nicht eher erfüllt, als bis der höchste Mann im Staat ihm einen goldenen Schlüssel gebe, und er durch diesen zwey zürnende Geschwister versöhnt habe. Dieser Schlüssel werde ihm zugleich die Pforten seines künftigen Glückes öffnen. — Der Hofmarschall, der seit fünfzig Jahren verneinend mit dem Kopfe wackelte, schüttelte nach Anhörung dieses Berichtes noch weit mehr. Er bedeutete dem Inquisiten, es sey zwar an sich die höchste Unbescheidenheit, ein versammeltes erleuchtetes Hofmarschallamts-Collegium mit Geistergeschichten zu unterhalten, in dem sämmtliche verehrte Beysitzer bey Antritt ihrer mühevollen Chargen den Schwur abgelegt, mit der Zeit fortzugehn, sich als wahre esprits forts zu zeigen, und weder an Geister zu glauben, noch welche aufkommen zu lassen, indessen sey man doch neugierig zu erfahren, welche Deutung er seinem Traume beylege. Der Hofjunker entgegnete, er könne sich nicht enthalten, in dem höchsten Mann im Staate den Fürsten, und in dem goldenen Schlüssel den Kammerherrnschlüssel zu erkennen, den er aus den Händen Sr. Durchlaucht erhalten solle. Freylich wisse er die erzürnten Geschwister nicht zu deuten, wenn darunter nicht vielleicht das uralte, mordböse Fräulein, des Hofmarschalls Schwester, zu verstehn sey, von welcher verlauten wolke, daß sie ihren Bruder täglich mit der Fliegenklatsche in der Hand zu einem unwillkürlichen Spaziergange im Sturmschritte durch alle Zimmer dero Palastes veranlasse! Bey dieser Erklärung fuhr das ganze Collegium mit einem Zetergeschrey von seinen Sizen. Der Hofmarschall schrie über Personalinjurien, so wie über die Dreistigkeit, den Monarchen zum Helden einer Traumgeschichte zu machen, und dafür als Belohnung den Kammerherrnschlüssel zu verlangen. Der Ceremonienmeister wollte eine lettre de cachet gegen den Inquisiten ausgefertigt wissen, der den Fürsten den höchsten Mann im Staate

nenne, während derselbe über dem Staate, wie der Geist über dem Gewässer schwebte. Kurz jeder wollte etwas anders; nur darin waren sie einig, daß der Delinquent zum warnenden Beispiele von seinem aufhabenden Charakter zu entkleiden, und sodann nach aller Strenge des Gesetzes gegen ihn peinlich zu verfahren sey. Indessen waren sie billig genug einzusehen, daß die Ausführung dieses elementen Richterspruches annoch des höchsten Fiat bedürfte, und entschlossen sich, den Inquisiten einstweilen beym Leben, und auf freyen Fuß zu lassen.

(Der Schluß folgt.)

### Des Schiffers Liebesfreuden.

Dort blinket  
Durch Weiden  
Und winket  
Ein Schimmer  
Blaustrahlig  
Vom Zimmer  
Der Holden mir zu.

Es gaukelt  
Wie Irrlicht  
Und schaukelt  
Sich leise  
Sein Abglanz  
Im Kreise  
Des schwankenden See's.

Ich schaue  
Mit Sehnen  
In's Blaue  
Der Wellen,  
Und grüße  
Den hellen,  
Den spiegelnden Strahl.

Und springe  
Zum Ruder,  
Und schwinge  
Den Rachen  
Dahin, auf  
Dem rachen  
KrySTALLENEN Weg.

Schön Liebchen  
Schleicht traulich  
Vom Stübchen  
Herunter,  
Und spaltet  
Sich munter  
Zu mir in das Boot.

Und weinen  
Und lacheln,  
Und meinen,  
Enthoben  
Der Erde,  
Schon oben,  
Schon drüben zu seyn.

Gelinde  
Dann treiben  
Die Winde  
Uns wieder  
See einwärts  
Vom Fieder  
Des Ufers hinweg,

Die blasen  
Nachtnebel  
Umfassen  
Mit Hülsen  
Vor Spähern  
Den stillen  
Unschuldigen Scherz.

Und tauschen  
Wir Kusse,  
So rauschen  
Die Wellen  
Im Rücken  
Und schwellen  
Den Horchern zum Trost.

Nur Sterne  
Belauschen  
Uns ferne  
Und baden  
Tief unter  
Den Pfaden  
Des gleitenden Kahn's.

So schweben  
Wir selig,  
Umgeben  
Von Dunkel,  
Hoch überm  
Gefunkel  
Der Sterne einher.

Carl Gottfr. v. Reiner.

## Syllogen, oder merkwürdige Nachrichten vermischten Inhalts.

(Fortsetzung.)

### Naturspiel.

Ein Reisender, Robenson, hat einen Indier aus der Gegend von Madinat nach England gebracht, wo er ihn für Geld sehen läßt. Dieser Indier hat in jedem seiner Arme und Schenkel doppelt so viel Gelenke, als gewöhnlich. Eine bemitleidenswerthe, hülflose Statue, die nicht einmal ohne fremder Unterstützung stehen kann. Auf seinen Geist scheint aber die erbärmliche Hülle desselben nur wenig Einfluß zu haben, denn er verräth viel Wiß und Scharfsinn, spricht die Sprachen von vier indischen Stämmen, und selbst französisch recht geläufig. Um sich selbst bewegen zu können, hat man ihm eine große, halbkugelförmige hölzerne Schale gemacht, in welcher er sitzt, und die er mit Hülfe zweyer Stöcke sammt sich selbst von einer Ecke des Zimmers zur andern schnell hinrollt. Robenson erzählt, daß er in Indien noch einen anderen Menschen gesehen habe, dessen Körper ganz mit langen Haaren bedeckt war. Die Haare der Außenseite seiner Hand und Finger waren so lang, daß er sie ganz um die Handgelenke winden konnte. Sein Gesicht, seine Nase, alles ist mit ähnlichen langen Haaren bedeckt. Wegen seinem Scharfsinne und seiner großen Kühnheit, mit welcher er die verwegnen Stücke glücklich ausführt, sehen ihn die Indianer seines Stammes als eine Art von Inspirirten, oder von Heiligen an.

### Himalaja.

Bekanntlich hat man bisher die Cordilleras in Amerika für die höchsten Berge der Erde gehalten. Seit einigen Jahren fand man in Indien in der Breite von  $30^{\circ} 18'$  bis  $31^{\circ} 53'$  ein noch viel höheres Gebirge, die Himalaja, über dessen wahre Höhe man sich aber lange nicht vereinigen konnte. Endlich trug die Gesellschaft in Calcutta dem Capitän T. A. Hodgson auf, diese Gebirge trigonometrisch und astronomisch zu messen. Von dieser Operation, die mit vielen Beschwerden verbunden war, legte Hodgson den 17. Februar 1822 der Gesellschaft die Resultate vor. Die von ihm gemessene Basis war 21,748 englische Fuß, nebst welcher noch 121 große, und viel mehr kleine Dreyecke gemessen wurden. Auf diese Art wurde die Höhe von 38 mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln einzelner Berge gemessen, und der höchste derselben 25,589 Fuß, oder 4112 Wiener Klafter befunden, während der Chimborasso in Quito nur 3443 Wiener Klafter hat. Unter den verschiedenen Bergen des Himalaja wurden zwanzig gefunden, die höher als der Chimborasso sind. Der höchste Berg in Europa, der Montblanc in Savoyen, hat bekanntlich 2512 Wiener Klafter, und der höchste Berg in Oesterreich, der Orteleß in Tirol, 2397 Wiener Klafter. Um Vergleichen mit ähnlichen Gegenständen in unserer Nähe anzustellen, kann man bemerken, daß der Gipfel des Leopoldberges bey Wien 221 Klafter und daß die Spitze des Stephansthurms 72 Klafter hat. Der höchste

Berg des Himalaja ist also so hoch, als neunzehn Leopoldsberge und nahe so hoch, als sieben und fünfzig Stephanstürme.

### V a c c i n a t i o n .

Im letztverfloffenen Jahre wurde dem Dr. Jenner, dem die Menschheit die wohlthätige Erfindung der Einimpfung der Blattern verdankt, in Berlin an seinem Geburtstage, ein festliches Gastmal zu Ehren gegeben. Aus allen Districten der Hauptstadt waren ausgezeichnete Personen dazu geladen, unter ihnen auch mehrere der erstern Personen des Reiches. Zum Schlusse des Mahles legte der Staatsrath v. Hufeland ein Verzeichniß der Personen vor, welche in Preußen seit dem Jahre 1819 geimpft worden sind, und das Resultat davon war, daß in dieser Periode von drey Jahren über 400,000 Kindern diese Wohlthat zu Theil geworden ist.

(Wird fortgesetzt.)

### S c h a u s p i e l .

Im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore den 7. Februar zum ersten Male: Die Rose. Ländliches Ballet von Herrn Henry. Musik von Darondeau, Capellmeister in Paris. Vorher zum ersten Male: Das Ständchen. Singspiel in einem Aufzuge, aus dem Französischen. Musik von A. Gyrowech. — Schade, daß Herr Gyrowech kein besseres Buch gewählt hat, als dieses. Wir kennen zwar das französische Original nicht, aber da man es einer deutschen Bearbeitung werth gefunden hat, so muß es wohl einige Vorzüge haben. Von der deutschen Bearbeitung läßt sich dieses nicht rühmen. Die Begebenheit dieses Singspiels, denn Handlung ist es keine, besteht kurz in Folgendem: Herr von Amberg will seines Freundes, des Herrn von Minuta, Schwester, Therese, heirathen, und verschwärzt deren Liebhaber, Herrn von Belau, als einen tieberlichen Menschen bey ihm. Er schlägt ihm einen andern Bräutigam vor, und Minuta bestimmt Tag und Stunde, wo er mit Theresen bey Herrn von Amberg eintreffen will, um die Verlobung zu Stande zu bringen. Sonderbar ist es, daß Herr Amberg selbst der vorgeschlagene Bräutigam seyn will, ohne den Muth zu haben, sich gleich als solchen zu nennen. Er begnügt sich bloß, seine Gäste bey ihrer Ankunft mit einem Ständchen zu empfangen. Während er mit den Anstalten beschäftigt ist, kommt Therese an; aber bald folgt ihr Geliebter, Herr von Belau, der zwar durch Herrn von Minuta's Ankunft in einige Verlegenheit geräth, aber von diesem für den vorgeschlagenen Bräutigam gehalten, und mit Theresen vermählt wird. Obwohl dieses Sujet nicht viel Motive zur Entwickelung des Gesanges darbietet, so hat der Componist doch mehrere ziemlich effectvolle Stücke angebracht. Dahin gehört eine Arie, welche Therese (Mad. Schüh) mit Beyfall vortragt; ferner der Canon, welcher zum Ständchen gesungen wird; dann ein Duett, welches Blau (Herr Rosner) mit Theresen singt, und das Finale, welches mit einem von Mad. Schüh, den Herren Rosner, Zeltner, Hasenhut und Mad. Kneisel gesungenen Quintett beginnt.

Mit lebhafterem Beyfalle wurde das neue Ballet aufgenommen.

Die Rose, wovon dieses Ballet den Namen hat, ist das Sinnbild von der Hingebung Lebens an ihren Geliebten, den Gutsherrn. Vergeblich bewirbt sich der alte Amtmann um dieses Pfand und Siegeszeichen der Liebe; denn der Gutsherr, als Bauer

verkleidet, hat bereits Lisens Zuneigung gewonnen, und erwirbt die Überzeugung seines vollkommenen Sieges, da er in der Verkleidung eines Pilgers wiederkehrt. So gelingt es ihm, die wachsame Mutter des Mädchens zu täuschen, die nun sorglos ihn mit dem Mädchen allein läßt. Diese Situation benützt der verkleidete Liebhaber, das scheinbar ernstliche Widerstreben des Mädchens zu besiegen, und die Rose vom Stamme zu pflücken. Er zeigt sich hierauf in seiner wahren Gestalt, und erhält ohne Hinderniß die Einwilligung der Mutter und Tochter.

Freunde und Kenner des Tanzes wissen das mimische Talent der Mad. Rozier (Lise), der Mad. Henry (Lisens Mutter), und des Herrn Rozier (Gutsherr) zu würdigen. Es wird daher genug seyn, wenn wir sagen, daß sie in diesem Ballette alles das leisteten, was man von ihrer Kunst und ihrem Fleiße zu erwarten berechtiget war. Auch Herr N i c h i n g e r (als Amtmann) ergötzte durch die komische Durchführung seiner Rolle, und gab mehrere Scenen recht effectvoll.

Ganz vorzüglich interessant wurde aber dieses Ballet durch die eingeschalteten Tänze. Darunter zeichnete sich das Pas de deux, welches Herr Taglioni mit seiner Tochter nach einem schönen Violinsolo von unserm beliebten Hrn. Mahfeder, und ein Pas de trois, welches Herr Rozier von seiner Erfindung nach einer Musik vom Herrn Grafen von Gallenberg, mit Mad. Rozier und Mlle. Heberle tanzte, durch besonders gelungene Ausführung aus. Wenn Herr Rozier in seinem Tanze eine mächtige Schwungkraft mit großer Geschmeidigkeit und Leichtigkeit der Bewegungen vereinigt, so bewundert man an Mlle. Miliere die Feinheit und liebliche Vollendung, in allen ihren Bewegungen und Stellungen, so wie die durchgängige Harmonie in anmuthiger Haltung und Tragung aller Glieder des gestaltungreichen Körpers. Eine nicht minder liebliche Erscheinung ist Mlle. Taglioni, an welcher ein echtes Kennerauge die vortreffliche Schule, aus der sie hervorgegangen ist, auf den ersten Anblick wahrnimmt. Die Natur hat diese junge Tänzerin außerdem mit einer so vortheilhaften Gestalt begabt, daß eine der Grazien vor unserm Auge zu schweben, und ihre reizendsten Bewegungen anmuthsvoll zu entwickeln scheint. Mlle. Heberle theilt mit ihr die Vortheile der äußern Gestalt, und wir wünschen, daß sie auch die Vorzüge der Schule sich immer mehr aneignen, und besonders auf die Tragung der Arme ihr fortgesetztes Augenmerk richten möge, um zu der Vollkommenheit zu gelangen, deren sie bey ihren übrigen Eigenschaften fähig ist.

---

### Modenbild VII.

Kleid von Crepp de Lys mit Chef d'or (im Stoffe eingewirkte Goldstreifen) und mit demselben Crepp verziert.

---

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Freyschüh.

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

---

Gedruckt bey Anton Strauß.

g feines  
gelinagt  
mit dem  
cheinbar  
zu pfli  
rnist die

K o z i e r  
(herr) zu  
ete alles  
get war.  
ng feiner

n Länge.  
Tochter  
n Pas de  
rn Gras  
durch bes  
ne mäch  
en vereis  
e Vollenz  
tjige Harz  
gäreichen  
welcher  
ist, auf  
dem mit  
Kuge zu  
nt. Die.  
, dasi sie  
die Tra  
mmenheit

son) und



*L. v. Seidel*

*F. v. Godes*

VIII.

Wiener Moden.

49.  
1820.

**S**

Don  
hier  
dann  
(Wur  
f. f. 4  
i n 2

**M**

sam  
von  
er si  
wen  
Hofe  
im G  
einer  
Choli  
der  
rer  
silbe  
in g  
mit  
neig  
bige  
Libe  
Har  
309  
Mer  
Gich  
mild  
und  
und  
besti

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Sonnabend, den 15. Februar 1823.

20

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der goldene Schlüssel.

Ein Märchen von Carl Boromäus Freyherrn v. Millih.

(S c h l u s s.)

Während die Sache den sogenannten Weg Rechtens — das heißt so langsam als möglich — sich bis zum Fürsten hinanrankte, hatte der Hofjunkler — dem von seinem Vormund so wie von den Verwandten notificirt worden war, daß er für sie ein todter Mann sey, und auf keine Theilnahme zu rechnen habe, wenn Serenissimus in gerechtem Zorn ihn seiner Würde entsehe und ihn vom Hofe verbanne — eine Ausflucht auf's Land unternommen, in der Absicht sich, im Schooße der schönen Natur, ganz seinen Grillen zu überlassen. Er wählte einen einsamen Pfad nach einem krumm gewundenen Felsenthale, dessen melancholische Stille nur durch das Murmeln des Baches und den tiefaufflöthenden Laut der Drosseln unterbrochen ward. Bald erweiterte sich der Kessel und der Wanderer stand auf einer lieblichen Wiesenfläche vom schönsten Grün, die an einen silberhellen Weiher stieß, aus dessen Spiegelfläche der Himmel und die Landschaft in getreuem Abbilde zurückstrahlten. Zur Seite plauderte der geschwähige Bach mit den Blumen, deren bunte Häupter wie liebäugelnd sich zu der klaren Fluth neigten. Blau und sonnig wölbte sich der Frühlingshimmel über ihm. Hellfarbige Falter gaukelten von Blüthe zu Blüthe und schlanke grüngolden schillernde Libellen wiegten sich auf flisterndem Rogr. Kühler Wasserduft, balsamischer Harzgeruch der Tannenwaldung und süßes Arom aus Blumenkelchen durchzog die warme Luft. Nur von fern ließ Glockengeläute weidender Heerden Menschennähe ahnen. Der Jüngling warf sich unter einer weitschattenden Eiche nieder. Die unbeschreibliche Schönheit der Natur löste den Kummer in mildere Wehmuth auf. Mit tiefem Schmerz empfand er, daß er ohne Zweck und Wirkung in der Welt herum wanke, indem ihm, durch die grausamsten und albernsten Vorurtheile, von Jugend auf die Laufbahn, für die er sich bestimmt fühlte, verschlossen geblieben war. Noch jetzt sah er Jahre von Zeit-

verlust vor sich, ehe es ihm gelingen würde, das Ziel zu erreichen, nach dem er strebte. Und welche Hindernisse standen ihm dann noch, bey der Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen gegen Kunst und Künstler, entgegen! Wie viele herrliche Kräfte mußte er dann, dem Geschmacke fröhnend, verlieren, bis er sich erst berühmt genug gemacht, um mit seiner Eigenthümlichkeit hervortreten, das Publicum zu sich erheben zu dürfen! „O“ — rief er überwältigt von tiefem Leide aus — „Ältern, Lehrer, Fürsten, könntet ihr die Qual fühlen, welche der empfindet, dessen angeborener Beruf verkannt, der von euch aus Laune, Vorurtheil, Nichtachtung, in eine fremde naturwidrige Bahn gestossen wird, und nun bloß die Wahl hat, entweder im fruchtlosen Kampfe mit dem feindlichen Element, das ihn umgibt, unterzugehen, oder auf Geistiges verzichtend, in thierischdumpher Gleichgültigkeit den Boden um sich her, so weit die Kette reicht, abzugrasen! O könntet ihr fühlen, wie es nagt, einen geistigen Schatz in uns niedergelegt und nicht erkannt zu sehn, es gewahr zu werden, wie die Jugend des Körpers und der Seele in dem noch so flüchtigen Leben ungenügt schwinden, wie die großen Strecken, die wir in dem uns bestimmten Felde der Erkenntniß urbar zu machen berufen waren, wüßt bleiben, wie das Vaterland vergebens nach wohlgerathnen Kindern, die ihm Ehre brächten, ausschaut, wie keine dankbare Mit- oder Nachwelt unsre Namen nennt, weil uns verwehrt ward, in die Schranken zu treten, und wir so die höchste Qual eines geistigen Wesens, das Gefühl doppelter Nullität, sowohl für den angestammten, als aufgedrungenen Beruf, bloß um eines Vorurtheils, um einer Laune willen, tragen müssen: o könntet ihr das je empfinden, ihr würdet sorgsamer in der Wahl der Berufsweise für eure Kinder, Zöglinge, Diener seyn, mit größerer Achtung für geistige Prädestination, nicht den Dichter zum Staatsmann, den Theologen zum Krieger, den Arzt zum Richter, den Hofmann zu Allem machen! Der schimmernde Stempel des Genies ist ja so Wenigen aufgedrückt, ist dabey so klar, so unverkennbar deutlich, daß nur absichtliche Verblendung ihn zu mißdeuten fähig ist! Wie mancher Lebensmüde wäre von Gift und Dolch zurückgehalten worden, hättet ihr ihm die eigenthümliche Sphäre, für die er bestimmt war, angewiesen! Schmeichelt euch das erhabene Amt nicht, die euch von Gott zugeordneten Geister mit weiser Erkenntniß ihrer Eigenthümlichkeit zu leiten? O verwendet doch die immer sich erneuende Menge derer, die bloß leben um eine gewisse Quantität Lebensmittel zu verzehren, zu jenen Künsten des Scheins, die nun einmal, so wie die Welt steht, geübt werden mögen, aber gestattet nicht, daß sie den vom Himmel Bezeichneten aus seinem angeborenen Beruf verdrängen und — empörendes Gaukelspiel — im usurpirten Beruf sich, wie der Affe auf dem Richterstuhl, brüsten!“ — So rief der Jüngling mit thränenden Augen, mit demütherfüllter Brust, sein Haupt in die Blumen wühlend. Da breitete mitleidig der Schlummer seine dämmerungsfarbenen Schwingen über ihn; eingesungen vom Geflöte der Drossel, vom Wellenschlag des Baches, vom Gesumme der Thierwelt im Grase um ihn her, versank er in Bewußtlosigkeit, und bunte Träume umgaukelten seine müden Schläfe. Eine hohe, holde Gestalt trat zu ihm. Ihr blaßes Gesicht voll schwermüthigen Reizes leuchtete sanft wie die Mondesfichel, dunkle Locken, gleich nächtigen Schatten des Haines, flogen um den langsam aufschwellenden Busen, und so wie die Luft mit ihrem

Haar spielte, so ertönten ernste, traurige, aber höchst liebliche Weisen. Sie blieb vor dem Schläfer stehen, und eine Hand voll silberner Thränen über ihn ausstreuend, die klingend auf seine Brust fielen, lispelte sie: „Dir wird geholfen werden; noch lebt einer, der dir wohl will. Wenn dir aber der goldene Schlüssel mein Reich und das meines Bruders erschließen wird, so sey bedacht, Frieden zwischen uns zu stiften. Ich heiße Moll, mein wilder Bruder Dur, wir sind die Genien der Musik. Ich für die Kirche, er für die Bühne. Er will nur lärmen, rauschen, blenden. So ist es ihm gelungen, von der Oberflächlichkeit deiner Zeitgenossen unterstützt, sich auch in die heiligen Hallen mit seinen lärmenden Banden zu drängen, und alle Grenzen so zu verwirren, daß keines von uns mehr weiß, wo sein Gebiet anfängt oder aufhört. Am liebsten hätte er mich und meine Trauerklänge ganz verbannt, wenn er mich des Contrastes wegen nicht so unumgänglich brauchte. Allein ich will nicht länger dem Despotism und der wirbelköpfigen Mode dienen. Mein ursprüngliches Gebiet soll wieder hergestellt, der Unterschied zwischen Tempel und Bühne soll streng bestimmt werden, und dich wähle ich zum Schiedsrichter!“ Die schöne Trauernde verschwand, und eine Bande abenteuerlich gepunkteter Gestalten, mit großen und kleinen Trommeln, Becken, Triangeln, Pauken, Tambourins, Trompeten, Hörnern und Posaunen brauste wie Windesbraut heran. Wahrscheinlich war es Dur, der nun das Wort nehmen wollte. Allein vor dem höllischen Spectakel erwachte der Jüngling, die Gestalten flohen und Moll behielt Recht. Überrascht fuhr der Jüngling empor und sah, daß er geträumt hatte. Tief sinnig und bewegt wanderte er nach der Stadt zurück, und dachte mit Seufzen an seinen Traum. Allein Tags darauf gestaltete sich alles zur Wirklichkeit. Der Fürst ließ ihn nämlich vor sich kommen. Vor dem Monarchen lag das Protokoll des Verhörs, das der Jüngling schon von weitem an der zitternden Fracturunterschrift des Hofmarschalls erkannte. Voll herzbestegender Milde gebot ihm der Fürst, mit der größten Wahrhaftigkeit die Geschichte seiner Jugend und seiner Begegnisse bis auf den heutigen Tag zu berichten, indem sein Urtheil davon abhängt. Der Jüngling that's und verschwieg auch seine Träume nicht. Als er geendigt hatte, zog der Fürst aus einem Kästchen von Ebenholz und Perlmutter einen goldenen Schlüssel. „Ich sehe wohl“ — sagte er mit wahrhaft väterlicher Huld — „daß man Sie von Jugend auf mißverstanden hat. Mein ist die Sorge, dieß Unrecht zu vergüten. Nehmen Sie diesen Schlüssel, durchstreifen Sie meinen Pallaß und versuchen Sie an allen Thüren, ob Ihr Schlüssel öffnet. Wo sich Ihnen eine Pforte erschließt, da treten Sie ein. In der Halle, die sich vor Ihnen aufthut, finden Sie einen Schrank, zu dem Sie ebenfalls den Schlüssel haben. Dort wird Ihnen Ihr wahrer Beruf klar werden. Gehen Sie, befolgen Sie ihn treu, so werden Sie mir danken, und ich Sie glücklich wissen!“ — Der Jüngling that wie ihm befohlen, vertrauend dem fürstlichen Wort, versuchte er alle Thüren. Keine wich. Er stand nun an einem langen, mit weiß und schwarzem Marmor getäfelten Gange, an dessen Ende sich eine Thür, die feste im Schlosse befand. Kaum war der Schlüssel angesteckt, so flogen die Pfortenflügel tönend auf, und er trat in's hohe Chor des prächtigen uralten Doms. Der Schrank in der Mitte konnte nur die Orgel seyn. Er öffnete sie, ein Pergament rollte ihm entgegen, das

ihn zum Capellmeister an dieser Kirche ernannte. Welch Entzücken durchströmte den Jüngling, und wie segensreich hatte des hohen Fürsten Weisheit seine Träume gedeutet. Er begann nun ein glückliches Künstlerleben; bald seiner Visionen sich erinnernd, und sie erst jetzt ganz verstehend, ward er Wiederhersteller der echten Kirchenmusik, und indem er die verschiedenen Style in der Musik bestimmte, versöhnte er die beyden Traumgeschwister! Als diese Wendung der Begebenheit dem alten Hofmarschall zu Ohren kam, schüttelte er siebenmal gewaltiger denn je sein sorgenvolles Haupt. Stadt und Hof schüttelten mit, nur der Fürst und der Jüngling, den keine Schlaffucht mehr plagte, lächelten.

### Die Dioskuren.

Schnell wie vom Gespann Poseidons fortgezogen  
Gleitet Argo durch die sonnenhellen Wogen,  
Kolchis zu, das sich schon dämmernd dort erhebt.  
Näher winken seine Berge, seine Bäume,  
Wahrheit werden sollen all die goldnen Träume,  
Die die Brust der kühnen Heldenschar belebt.

Freudig stehn die Starken an des Schiffes Rande,  
Schaun hinüber nach dem langersehnten Lande,  
Das sich nun vor ihren trunkenen Blicken dehnt.  
Und aus seiner Wälder dunklem Schweigen  
Siehet jeder glänzende Gestalten steigen,  
Die er aus vergangenen schönen Träumen kennt.

Reiche Schätze tragen sie, und goldne Kronen,  
Lorbeerkränze auch, den Sieger zu belohnen,  
Und den vollen Becher ungetrübter Lust.  
Ihre Phantasie gibt den Phantomen Leben,  
Und das Schiff, und rings die Luft erbeben  
Von dem Jubelruf der übervollen Brust.

Aber bey der lauten allgemeinen Wonne,  
Bey dem hellen Schein der schwülen Sonne  
Schauet düster doch und sinnend der Pilot.  
Was soll des Erfahrenen ängstliches Erblichen?  
Ist es nicht ein wehverkündend Zeichen,  
Daß ein Unglück uns im Hinterhalte droht?

Und sieh! schon ziehen Wolken sich zusammen,  
Der Sonne goldne Scheibe sieht man kaum,  
Und Wellen, die erst glatt und leuchtend schwammen,  
Versprizen sich am Kiel zu wildem Schaum,  
Die Donner rollen und des Blitzes Glutten flammen,  
Verschwunden ist des Tages schöner Traum,  
Gewaltsam weggeschleucht von wilden Stürmen,  
Die zu Gebirgen rings das Wasser thürmen.

Cyl

An den  
nur se  
man g  
habe,  
gegrün  
Wallfi  
scheint  
kennen  
men is  
schiede

Das Schiffelein treibt sich matt in Ungewittern,  
 Ein Sandkorn auf der ungemessnen Fluth,  
 Dodona's heil'ge Eichenmasten splittern,  
 Ergriffen von des Feuerstrahles Wuth,  
 Die kühnsten Heldenherzen selbst erzittern  
 Und den bewährtesten entsinkt der Muth,  
 Da Todesnoth und Schrecken sie umringen  
 Und nirgendshier der Hoffnung Strahlen dringen.

Sieh, da stehn in all' dem Drang die Dioskuren,  
 Still und mild, der Götterabkunft hohe Spuren  
 In dem schönen festvertrauenden Gesicht,  
 Schau'n zum Himmel aufwärts und verzagen nicht.  
 Beyde stehn im weißen leuchtenden Gewande,  
 Und wie angezogen durch geheime Bande  
 Reichen sie zugleich sich ihre starken Hände,  
 Und wie sie den Bruderschlag sich geben,  
 Sieht man Sterne über ihren Häuptern schweben  
 Und des wilden Sturmes Rasen hat ein Ende.

Fr. von Schöber.

### C h a r a d e.

Die erste Sylbe spricht: „Dem Segler über's Meer  
 Dien' ich, im Hafen selbst bedarf er meiner sehr.“  
 „Willst du im Alphabet die Zeichen alle nennen,  
 So ist der zweyten Spruch, „wirst du mich bald erkennen.“  
 „Auch mich hast du,“ so ruft die erste noch einmal,  
 „Nachdem die Aussprach' ist, in dieser Zeichen Zahl.“  
 Das Ganze war bekannt in grauer Vorzeit schon,  
 Als Friedensbothe war's den Menschen einst willkommen,  
 Es ist das Bild der Sanften, Treuen, Frommen;  
 Es liebt dir nah zu seyn, doch ist der Tod sein Lohn.

### Syllogen, oder merkwürdige Nachrichten vermischten Inhalts.

(Fortsetzung.)

#### W a l l f i s c h e.

Seit vielen Jahren hört man Klagen über die Abnahme der Wallfische. An den Orten, die gewöhnlich zu dem Wallfischfang bestimmt sind, fängt man nur selten mehr so große Thiere, wie vor dreyßig und mehreren Jahren, und man glaubt, daß die in den neueren Zeiten zu häufige Jagd sie vermindert habe, und keine mehr ganz ausgewachsen lasse. Allein diese Klagen scheinen ungegründet, wenigstens hat man in jenen Gegenden, in welche man bisher des Wallfischfanges wegen nicht zu gehen pflegt, jene Abnahme nicht bemerkt. Es scheint vielmehr, daß wir alle Gattungen dieser kolossalen Thiere noch gar nicht kennen, und daß daher unsere Naturgeschichte derselben noch sehr unvollkommen ist. Die Aleuten und die Bewohner der Fuchsinselfn zählen sieben verschiedene Arten von Wallfischen, eine davon ist sehr kriegerisch und gefräßig,

was bekanntlich bey den uns bisher bekannten Wallfischen nicht der Fall ist, die sämmtlich träge, friedliche Thiere sind, einen sehr engen Schlund und keine eigentlichen Zähne haben. Jener schlingt alles ohne Unterschied hinab, was ihm nahe kömmt, und er zertrümmert die Kähne der Aleuten, die er heftig verfolgt, mit einem einzigen Schlage seines Schweifes. Im letzten Jahre erst zerstörte eines dieser Raubthiere einen Kahn bey Unalaska, der 30 Menschen und 24 erlegte Bären am Bord hatte. Die Aleuten erzählen, daß ein Stück ihres Speckes, von Menschen oder Thieren genossen, ganz unverdaut wieder abgeht, und daß dieß Ungeheuer das fürchtbarste Thier der ganzen Erde sey.

### Seeschlange.

Damit mag des Russen Krinkow's Erzählung von der Seeschlange in Verbindung stehen, die er auf der Behringsinsel gesehen hat. Die ihn begleitenden Bewohner der Insel sollen, nach ihrer Aussage, das Ungethüm öfter zu Gesicht bekommen. Nach Krinkow's Darstellung ist sie röthlich gefärbt, und ungemein lang, der Kopf gleicht dem des Seelöwen, und zwey für den Kopf unmäßig große Augen geben ihr ein wirklich schreckliches Aussehen. Es war ein Glück für uns, erzählt er, daß wir so nahe am Ufer waren, sonst wären wir wohl alle von dem Ungeheuer verschlungen worden. Als es uns gerettet sah, erhob es seinen Kopf hoch über die Wogen, schaute wild um sich herum, und zog sich langsam wieder in das Wasser zurück. Bald darauf erschien sein Kopf wieder über der Wasserfläche, und uns viel näher; wir ruderten aus aller Macht. Oft findet man die Leichen dieser Thiere, von der See ausgeworfen, am Ufer liegen, das aber kein äsendes Thier, nicht einmal der Rabe berührt, der doch sonst vor nichts Ekel hat. Ein Aleute, der aus Noth ein Stück dieses Fleisches gebraten und gegessen hatte, starb plötzlich daran. Wenn an den Küsten von Nordamerika, wie unsere Zeitungen im verfloßenen Jahre so häufig berichteten, eine Seeschlange wirklich gesehen worden ist, so mag sie wohl zu der Gattung dieser fürchterlichen Ungeheuer gehören.

### Nordische Polypen.

Bey den aleutischen Inseln findet man seit einigen Jahren Polypen von ganz ungewöhnlicher Größe. In Kokebue's Reise wird erzählt, daß eines dieser sonderbaren Pflanzenthiere seinen langen Arm, der zweymal so dick war, als ein starker Mannesarm, rund um einen Kahn geschlungen, und denselben ohne Zweifel in den Abgrund gezogen hätte, wenn der den Kahn führende Aleute nicht die Gegenwart des Geistes gehabt hätte, den Arm des Polypen mit einem Messer durchzuschneiden. Das Stück desselben, welches im Schiffe zurückblieb, war sehr fleischig, und mit langen Saugröhren versehen. Nach der Erzählung der Bewohner jener Inseln suchen sich diese Thiere eine feichte Stelle im Meere aus, und saugen sich mit dem einen Ende ihres langen Körpers fest an den Boden des Meeres, während sie das andere Ende über die Wasserfläche erheben, und mit ihren Armen ringsherum nach Raub suchen. — Unsere Polypen (*Hydra viridis*) haben nur die Länge eines Viertelzoll's, und die Gestalt eines Handschuhfingers, an dessen einem Ende mehrere Fasern und

Saugröhrchen sitzen. Man findet sie in Leichen oft in Klumpen von mehreren Hunderten unter einander gemengt, wo sie dann, wie verworrener Flachs, sich durchkreuzen, aber bey der geringsten fremden Berührung zieht jeder derselben seine Glieder zurück, und sucht seine Rettung in sich selbst. Ihr ganzer Rumpf ist ein bloßer Schlauch ohne Eingeweide, auch ihre Arme sind bloße hohle Röhren. Es ist bekannt, daß man sie nach allen Seiten in mehrere Stücke zerschneiden kann, deren jedes in wenig Tagen wieder ein neuer Polyp wird. An der Stelle des abgeschnittenen Kopfes wächst bald wieder ein neuer Kopf, und die abgeschnittenen Köpfe selbst bilden sich ebenfalls zu neuen, ganzen Polypen aus. Auch wächst der abgeschnittene Kopf des einen an den Hals eines andern an, wenn man sie einige Tage zusammen bindet. Setzt man einen Polypen mit seinem hinteren Ende in die Mundöffnung eines andern, und schiebt ihn so allmählig hinein, so verwachsen sich schon in einigen Tagen beyde, und bilden fortan nur einen einzigen Polypen. Ja man kann endlich einen Polypen, wie einen Handschuh, ganz umkehren, daß seine innere Seite zur äußern wird, und er wächst doch lustig fort, nährt sich weiter, und zeigt in dieser Lage nicht weniger Junge, als in der vorhergehenden.

(Wird fortgesetzt.)

### Skizzen aus Venedig.

Von G. L. P. Sievers.

(Schluß.)

Was ist die Grundursach alles Bösen, welches über die Welt gekommen ist? Die Moralisten sagen, die Erbsünde; ich behaupte, es ist der Thurm zu Babel. Ohne den Thurm zu Babel würden sich die Menschen verstehen; denn ohne den Thurm zu Babel würde es nur Eine Sprache geben, und diese Sprache möchte wahrseintlich nicht der hiesige venetianische Dialect seyn. Dieser Dialect setzt jeden ehrlichen Mann in Verzweiflung, der Italienisch zu verstehen glaubt, weil es ihm gelungen ist, mehr oder weniger den Vocaccio in succum et sanguinem zu vertiren, der aber, wenn er nach Venedig kommt, welches doch auch in Italien liegt, kein Wort von dem versteht, was man ihm sagt. Auf dem Papiere, wo das Auge die Wörter nach allen Seiten betrachtet, die unbekanntes aus dem Sinne errathen kann, liest sich das Venetianische ziemlich geläufig, wenn man sonst nur Italienisch versteht: ich habe davon im Goggi und Goldoni an mir selbst die Erfahrung gemacht. Aber in der mündlichen Rede verwirren die *se se, lu lu* und *tun tun*), welches besonders die Damen, des guten Tons wegen, so zungentahm aussprechen, als hätten sie keine Zähne mehr, die Ohren des Zuhörers dergestalt, daß man eher glaubt, Chinesisch zu hören, als Italienisch. Rechnet man dazu die vielen Provinzialismen, oder vielmehr Barbarismen; so ergibt sich die Noth, welcher der Fremde mit dem venetianischen Dialecte ausgesetzt ist, von selbst. Man glaube nicht etwa, daß dieser Dialect bloß ein Erbtheil der unteren Volksclassen sey; alles *lut* und *tunt*, Künstler, Gelehrte, Kaufleute, ja selbst die vormaligen Nobili. Wagt sich ja dann und wann jemand an's Toscanische, so plumpt er nicht selten in die liebe Muttersprache zurück, und wird dann von den Seinigen ausgehöhnt, als hätte er, der Himmel weiß, welche unanständige Handlung begangen.

) *Se* (*xè*) statt *quest'è*; *lu* statt *lui* oder *egli*, und *tun* statt *uu* hinter einem Vocale.

Venedig ist das Vaterland der Pantalone, und der Pantalon war, wenn man der hiesigen ältern Komödien-Sage Glauben behemessen darf, die Copie eines venetianischen Bürgers von altem Schrot und Korne, das heißt, eines gutmüthigen, ehrlichen, dienstfertigen Wackelkopfs, der sich nur darum hin und wieder etwas eigensinnig geberdete, damit ihn jedermann zum Narren haben konnte. Was der lange Bart an seinem Kinne zu bedeuten hatte, möchte schwer auszumitteln seyn. Hat er vielleicht für das Symbolum der gegen die Türken bewiesenen Tapferkeit gelten sollen, denen die Venetianer, wie bekannt, ehemals mehr als ein Haar aus dem Barte gerupft haben? Die Klapp-Pantoffeln lassen sich leichter erklären; sie zeigen den häuslichen und häuslicherischen Hausherrn an, der theils aus Bequemlichkeit, theils aus Sparsamkeit Pantoffeln trägt, um die Schuhe nicht abzunutzen. Warum hätte ein venetianischer Bürger auch Schuhe tragen sollen, da er nicht ging, sondern stets in der Gondel fuhr? Die niedergetretenen Pantoffeln sieht man noch heutiges Tages in Venedig; aber die Bärte sind verschwunden. Deswegen möchte ich niemanden rathe, jezt noch Pantalone in Venedig suchen zu wollen; er würde zu seinem Erstaunen sehen, daß die Kollern unter den Händen vertauscht werden, und daß diejenigen, denen er die Haare aus dem Barte zu zupfen gedächte, ihn selbst gar fein über den Löffel barbieren würden.

Wer hat nicht irgend einmal von dem weißen Schleyer gehört, mit welchem sich die Venetianerinnen den Kopf, das Gesicht und einen Theil des Oberkörpers verhüllen, wenn sie ausgehen? Wessen Phantasie hat nicht in demselben alle die Zauberkräfte gewittert, welche die Alten dem Schleyer der Grazien und Liebesgöttinnen angedichtet haben? O, daß es doch das Schicksal aller menschlichen Dinge mit sich brinat, in der Ferne ganz anders auszu sehen, als in der Nähe, daß es in der moralischen Welt eben so gut eine Perspective gibt, wie in der optischen! Selig sind die Jentaen, die nicht hinter dem Ofen wegkommen; der Zauber, welchen ihre Einbildungskraft (wenn sie welche haben) über das, was sie bloß vom Hörensagen kennen, verbreitet, wird durch keine eigene Einsicht der Dinge zerrissen; die Phantasie arbeitet fort, und der Mensch ist glücklich, weil er nicht sieht! Was habe ich selbst nicht gefaselt (wo? verschweige ich weißlich) über den Schleyer der Venetianerinnen! Und was ist er in der That? Meistens ein Stück Leinwand, äußerst selten Nesseltuch, welches die untere weibliche Classe über den Kopf hängt, wie in ganz Deutschland, von Osterreich bis nach Niedersachsen, die Bauernweiber thun, wenn sie zur Stadt kommen. Dieser weiße Schleyer nimmt sich auf dem Kopfe der Venetianerinnen um so greßler aus, als der übrige Theil ihrer Kleidung stets kunt ist, und außerdem gewöhnlich noch eine gemischte Farbe hat, deren Name hier nichts zur Sache thut. Da überdem die hiesigen Frauen aus der unteren Bürgerclasse sich mehr durch irgend einen interessanten Gesichtsaus, als durch ihren Körperwuchs, auszeichnen; so wirkt der Schleyer um so störender an ihnen, als er gerade den interessantesten Theil ihrer Person, nämlich das Gesicht, verbirat. Unter der wohlhabenden Bürgerclasse ist er gar nicht mehr vorhanden. Diese trägt sich, gleich den Frauen aus den oberen Ständen, wie die Damen in den vornehmsten Städten des übrigen Europa.

Venedig, Ende October 1822.

### Concert = Anzeige.

Morgen Sonntags den 16. Februar wird im Saale der Nied. Österr. Herren Landstände ein Concert gegeben, davon die reine Einnahme dem Vereine adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen gewidmet ist. Da am Tage der Aufführung am Saale keine Casse vorhanden seyn wird: so beliebe man die Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. bey Herrn Artaria und Comp. am Kohlmarkt zu beziehen. :

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß!

# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

## M o d e.

Dinstag, den 18. Februar 1823.

21

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108. für Aufwartige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über den Zustand der National-Literatur von Holland, nebst einigen Aufschlüssen über die vorzüglichsten lebenden holländischen Schriftsteller.

Die Meinung, welche die meisten europäischen Nationen hegen, als hätten die Holländer keine ausgezeichneten Schriftsteller, noch Werke aufzuweisen, die eine besondere Aufmerksamkeit verdienen, scheint ein hauptsächlichster Grund zu seyn, warum die holländische Literatur unter uns, die wir doch durch Übersetzung und Studium der Geistesproducte unserer Nachbarn nicht wenig unsere eigene erweitert haben, nicht so bekannt ist, als sie es zu verdienen scheint.

Nachstehende Mittheilungen eines Mannes, der lange Zeit in Holland sich aufgehalten, und sich viel mit der holländischen Literatur beschäftigt hat, dürften den gebildeten Lesern dieser Zeitschrift nicht uninteressant seyn.

In Holland lebt kein Schriftsteller von seinen Werken. Obgleich die Autorschaft in den meisten Ländern nur ein kümmerliches Auskommen gewährt, so wäre in Holland selbst dieses nicht möglich. Die meisten Schriftsteller sind Professionisten, Handelsleute, Mechaniker, Juristen, Ärzte, Geistliche geben sich mit Büchermachen selten ab. Das in Deutschland übliche Verlagsverhältniß ist daher in Holland etwas ganz Unbekanntes. Hat ein Autor sein Werk vollendet, so vergleicht er sich mit irgend einem Buchhändler, es für seine Rechnung zu drucken; denn kein Buchhändler würde als Verleger speculiren wollen. Wenn der Name des Autors schon sehr bekannt ist, so werden sieben hundert bis tausend Exemplare abgezogen, welche alsdann den vorzüglicheren Buchhändlern in den Provinzen in Commission zugesendet werden. Die nicht abgesetzten Exemplare werden dem Versender in einer bestimmten Zeit remittirt, welcher letztere sie dann dem Verfasser zurückstellt.

Zählt das Werk mehr als einen Band, so wird nur Einer auf einmal bekannt gemacht, und dieses findet nicht bloß bey Gedichten und Theater-

stücken, sondern auch bey Romanen und Novellen Statt, mögen sie holländischen Ursprungs, oder aus fremden Sprachen übersezt seyn. Es vergehen oft drey bis vier Monate, bis der zweyte Band auf den ersten folgt, und ein Roman von drey bis vier Bänden erscheint kaum im Verlaufe eines Jahres ganz. Die Werke der vorzüglichsten Autoren erfreuen sich kaum einer zweyten Auflage; diese Ehre ist selbst dem Bilderdyk, ihrem größten lebenden Dichter, nicht widerfahren.

Obwohl Holland keinen Mangel an National-Schriftstellern hat, so besteht doch der Hauptstamm des holländischen Buchhandels größten Theils aus Übersetzungen. Den ersten Rang nehmen französische Romane ein; darunter nicht immer die züchtigsten. Allein in Holland ist so was von keiner Bedeutung. Wohlgekleidete und sittsame Frauenzimmer fragen in den Leihbibliotheken von Amsterdam nach Büchern, die man in Italien und in Deutschland in kein Bücherverzeichniß aufnehmen würde. Das, was man gemeinhin leichte Lectüre nennt, ist selten holländisches Originalproduct. Ihre sämtlichen Novellen und Romane belaufen sich kaum auf ein halb Duzend, und man ist so wenig auf inländische Producte vorbereitet, daß der Autor, um seinen Ruf zu steigern, oder um sein Eigenthum anzuzeigen, in einem solchen Falle auf das Titelblatt recht ersichtlich bezuzusezen pflegt: niet vertaald (nicht übersezt). Die Weglassung dieses Beyfages läßt stets vermuthen, daß das Werk nicht original, sondern vertaald ist.

Das holländische Drama steht mit den Novellen und Romanen ungefähr auf derselben Stufe. Die Holländer haben einige Dramatiker, die sie in sehr großen Ehren halten; aber keines ihrer Producte kömmt auf die Bühne, deren Repertorien nichts als Übersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen enthalten. Dabey werden deutsche und englische Stücke aus der französischen in die holländische Sprache übertragen.

W. Vondel ist der holländische Shakspeare. Seine Landsleute nennen ihn den Fürsten der Dichter. Er starb 1679 in einem Alter von 92 Jahren. Um sein Andenken zu verewigen, wurde eine Medaille mit der Inschrift *D'oudste en grootste Poet* (der älteste und größte Dichter) geprägt. Nebst dem wurde ihm in der neuen Kirche in Amsterdam im Jahre 1772 ein Monument errichtet, auf dem statt aller Inschrift bloß der Name Vondel, als die größte Lobeserhebung dieses berühmten Mannes prangt.

Von den vielen Tragödien, die er geschrieben, wird nur noch eine einzige dann und wann aufgeführt; sie ist betitelt: *Gysbrecht van Amstel*, und hat die Belagerung von Amsterdam durch die Spanier zum Gegenstande. Gysbrecht van Amstel, Befehlshaber der Garnison, erhält durch einen Boten und in einer sehr langen Rede die Nachricht, daß der Feind sich anschickt, die Stadt zu überfallen. Alsogleich fertigt van Amstel die nöthigen Befehle aus, um dem Angriffe zu begegnen. Augenblicklich verwandelt sich die Scene in das Innwendige eines Klosters, worin man die Nonnen hinter den bemalten Glasfenstern sieht. Nach einer feyerlichen Pause fangen diese an, ihre Mitternachts-Psalmen zu singen. Die Musik ist ernst, und macht großen Eindruck. Sie geht langsam fort, ungefähr so wie das römische Charfreytags-Miserere. Mitten unter diesen heiligen Gesängen vernimmt man Kriegsgetöse aus der Ferne, welches immer näher kömmt, und unter den Nonnen große Bestürzung und Verwir-

sie hollän-  
 es vergehen  
 folgt, und  
 eines Jah-  
 kaum einer  
 ften leben-  
 hat, so be-  
 Theils aus  
 ; darunter  
 ter Bedeu-  
 Leibbiblio-  
 n Deutsch-  
 gemeinhin  
 ore sämt-  
 igend, und  
 Autor, um  
 nem solchen  
 vertaald  
 uthen, daß

rung erregt; dennoch aber setzen sie ihre Gesänge fort, bis das Gitter des Klo-  
 sters eingebrochen wird, die Spanier mit gezücktem Schwerte hereintre-  
 ten, und über die singenden Nonnen herfallen. Das Geschrey und die Ver-  
 wirrung nehmen dann bis zum Unerträglichen zu. Die Nonnen stehen auf  
 den Knien um Gnade, und der Vorhang fällt. Ehe man es sich aber versieht,  
 wird er wieder aufgezogen, und man sieht das Gemehel, welches die Spa-  
 nier unter den Nonnen angerichtet haben; den meisten wird das Schwert  
 durch die Brust gestoßen. Van Amstel ist genöthigt, die Stadt zu verlassen,  
 nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan hat. Auf der Flucht erscheint ihm  
 und seiner Familie ein Engel in einer Wolke, und tröstet ihn mit der Weis-  
 sagung, daß sein Name bey der Nachwelt stets in großem Andenken bleiben,  
 und daß Amsterdam zu großem Glanze und zu großen Reichthümern gelan-  
 gen wird. Als Nachstück wird gleichfalls ein. altes National-Lustspiel *De  
 Bruiloft van Kloris en Roosje* (die Hochzeit von Kloris und Rose) gegeben.  
 Dieses ist eine genaue Vorstellung einer vormaligen holländischen Hochzeit,  
 und so wie sie noch heut zu Tage in einigen Provinzen Statt finden soll. Die  
 Schauspieler treten in den verschiedenen Costümen der sieben vereinigten  
 Provinzen auf; die Nettigkeit und Mannigfaltigkeit derselben macht eine sehr  
 angenehme Wirkung. Dieses Stückchen liefert einen Beleg über die wenige  
 Delicatesse, welche bekannlich die Holländer in einigen Stücken beobachten.

Bey holländischen Hochzeiten ist es gebräuchlich, daß die Geladenen dem  
 Ehepaar mit Stücken Hausgeräthes Geschenke machen, als da sind: Wiegen,  
 Windeln, Tabak und Tabakspfeifen, wobey immer etwas Passendes gesagt  
 werden muß. Unter andern wird auch ein Nachtopf *in natura* auf die Bühne  
 gebracht, und dem Bräutigam unter Auseinanderlegung der Nützlichkeit die-  
 ses Einrichtungstückes verehrt.

Bilderdijk hat mehrere Tragödien geschrieben, wovon aber vermuthlich  
 keine auf die Bühne gekommen ist, obschon sie sich seit längerer Zeit in den  
 Händen des Publicums befinden. Seine Gemahlinn, die wegen ihrer poeti-  
 schen Producte fast eben so gerühmt wird, als er selbst, hat unlängst einen  
 Band Tragödien drucken lassen, die sie als Werberinn um einen Preis  
 schrieb, den eine literarische Gesellschaft auf die beste holländische Tragödie  
 gesetzt hatte. Sie erhielt jedoch den Preis nicht.

In Amsterdam gibt es ein deutsches, französisches und ein holländisches Thea-  
 ter. Das französische Theater ist der Versammlungsplatz der Leute vom Stande;  
 allein da es von der Mehrheit des Volks nicht besucht wird, so ist es ein  
 großes Passivum, und wird von den Liebhabern mit großen Opfern, wie un-  
 gefähr die italienischen Opern in London, erhalten.

Die Holländer rühmen sich große Kunstkenner zu seyn, halten strenge auf  
 die Beobachtung der dramatischen Einheit, und alle ihre Tragödien sind, gleich  
 den französischen, in gereimten Versen. Schöne Reden kommen darin freylich  
 vor, allein sie nehmen kein Ende; öfters dehnen sie sich durch drey bis vier  
 Octav-Seiten aus, und sind dabey zu schulrecht, als daß sie irgend ein In-  
 teresse erregen könnten.

Die Holländer sind in die Nachahmungen der alten Classiker verliebt,  
 und Bondel's größtes Verdienst besteht in einigen glücklichen Nachbildungen  
 des Virgilius und anderer alter Dichter.

In Amsterdam bestehen mehrere gelehrte Gesellschaften unter dem Namen Collegien. Die Anzahl der Mitglieder eines solchen Collegiums beläuft sich gewöhnlich auf ungefähr zweyhundert. Sie sind in sehr schönen Gebäuden untergebracht, worin zugleich geschmaucht, Kaffeh, Wein, Liqueur getrunken, und Karten gespielt wird.

Auf großen Tischen liegen alle möglichen Journale und Zeitungen von Holland, England, Frankreich und Deutschland. Es gibt Büchersammlungen und Billardzimmer zur Benützung der Abonnirten. Der Gebrauch, um zwölf Uhr Kaffeh zu nehmen, ist hier allgemein, daher denn um diese Zeit die Zimmer gewöhnlich ganz gefüllt sind. Einige dieser Klubs bestehen aus Kaufleuten, Mäklern, Banquiers; andere aus Advocaten, Notarien, Ärzten und Geistlichen. Dichter und sogenannte Schöngelister sind mit den Kaufleuten vermengt. Fremde werden durch die Abonnirten eingeführt, und haben durch einen ganzen Monat freyen Zutritt. Man trifft dort Menschen aus allen Gegenden der Welt an; die Fremden finden diese Gesellschaften in jeder Beziehung sehr vortheilhaft, und die Eingebornen selbst bringen ihre meiste Zeit dort zu. Eine andere Art von Klubs ist bloß literarischen Arbeiten geweiht. Die Mitglieder derselben gehören allen Classen und Ständen an. Kenntnisse und Geschmack für Wissenschaft und Kunst sind die Eintrittstitel. Die Versammlungen finden nur einmal in der Woche Statt. Die Sitzung eröffnet irgend ein Literator mit der Vorlesung einer passenden Abhandlung. Darauf wird die Kanzel von andern Mitgliedern betreten, welche mit der Vorlesung ihrer poetischen Ergießungen die Gesellschaft unterhalten. In keinem Lande ist man in das Versmachen so sehr verliebt als hier, und die Klubs begünstigen diese Art Geistesproducte sehr, indem sie Gelegenheit geben, sie einer gewählten Gesellschaft vorzulesen, die nie den Beyfall versagt.

Nachdem die Gesellschaft durch eine geraume Zeit mit einer Abhandlung über alte oder neue Literatur von einem Leydner oder Utrechter Professor unterhalten worden ist, wird ihre Aufmerksamkeit von einem Handelsmanne, etwa einem Tuchhändler, in Anspruch genommen. Er recitirt eine Ode, die er selbst über die Größe Hollands, über den Ruhm der holländischen Autoren u. s. w. verfaßt hat; auf ihn folgt sein Commis, der eine Ballade vorliest, die er aus dem Deutschen übersetzt hat, wenn seine eigene Muse nicht fruchtbar war. Ein alter Handelsmann läßt sich darauf vernehmen. Er stellt in Versen die verschiedenen Wechsel und Revolutionen dar, die der Handel während seiner Lebenszeit erlitten hat.

Zu diesen Unterhaltungen, denn Niemand scheint sich dabey zu langweilen, tragen nicht bloß Männer, sondern auch die Frauen bey. Auch diese besteigen nicht selten die Rostra, und die Zuhörer ergehen sich an ihren sanft fließenden Strophen eben so sehr, als sie darüber erstaunt zu seyn scheinen. Sie gestikuliren dabey sehr stark, und tragen mit mehr Kraft und Begeisterung vor, als es sich für das schöne Geschlecht ziemt. Bekanntlich agiren die Holländer sehr stark, wenn sie öffentlich auftreten; die Bewegungen mit den Händen sind über alle Vorstellungen schnell, bald über den Scheitel, und bald auf den Rücken; die Frauen aber übertreffen in diesem Stücke die Männer noch weit.

Nur ein Holländer kann es mit dieser endlosen Vorleserey aufnehmen,

und mit Geduld das Zeichen zum Applause abwarten. Dieses Zeichen bleibt nie aus, möge die Composition oder die Declamation noch so schlecht ausfallen, und wird gewöhnlich von einem Geistlichen gegeben, der vorläufig die eben beendigte Vorlesung mit großem Ernste würdigt.

(Der Schluß folgt.)

### Die Freundschaft.

Jeder Gute ringt nach Idealen,  
Einem Eldorado, einem Land,  
Wo die Zweifel enden und die Qualen,  
Wo der Wunsch die letzte Grenze fand;  
Wie ihm's seines Geistes Schlüsse malen,  
Oder seliger sein Herz empfand,  
Sieht er es in ungemessnen Weiten  
Goldnen sich, und glanzumflossen breiten.

Und in seiner Seele tiefsten Tiefen  
Fühlt zu diesem Bilde er den Grund:  
An der Erde rauhen Felsenriffen  
Stößt er schmerzlich seinen Busen wund,  
Nebel sieht er rings, und Hieroglyphen,  
Und der Sinne Reize kalt und bunt,  
Aber für der Seele Blüthenkeime  
Sieht er nirgends heimatliche Räume.

Aber unser reinstes, tiefstes Sehnen  
Hat doch auch ein heil'ges Vaterland;  
Und dies Land des Guten und des Schönen  
Haben alle Besseren erkannt:  
Ob sie's Tugend oder Liebe nennen,  
Oder Seligkeit? — Das Wort ist Land!  
Und ihr Geist geht auf verschied'nen Wegen  
Doch demselben hohen Ziel entgegen.

Alle sieht man gleichgeschäftig Steuern  
Hin, wo sie das Eiland sich gedacht:  
Schon das Kind, umhüllt von Geistesflehern,  
Ahnt das Daseyn dieser Himmelspracht,  
Jedem Jüngling nennt's das Aug' der Theuern,  
Und die hohe Glut der Heldenschlacht;  
Und vom heil'gen Drange fortgezogen  
Tritt er hoffend auf des Lebens Wogen.

Schmeichelnd tragen sie den kühnen Schwimmer,  
Lassen schaukelnd seine Sorgen ein,  
Zeigen ihm besonnte Wellen immer,  
Doch die Wolken nicht, die ihn umdrän;  
Zeigen ihm sein Ziel im Abendshimmer,  
Daß er thöricht wähnt ihm nah zu seyn,  
Und die Wünsche, denen er vertrauet,  
Schon im Geiste froh verwirklicht schauet.

Doch da kommt der Sturm herangeflogen,  
 Und der Zweifel hebt sein Schlangenhaupt,  
 Wie von Haß und Leere aufgefogen,  
 Führt er alles, was er einst geglaubt;  
 Da die Wirklichkeit ihn kalt betrogen,  
 Wähnt er auch sein Ideal geraubt,  
 Und hat für das unruhvolle Leben  
 Glück und Hoffnung trostlos aufgegeben.

Da steigt du ihm still und freundlich nieder,  
 Heilige Freundschaft! Und in seine Brust  
 Kommt der Friede, kommt der Glaube wieder,  
 Und die erste kindlich fromme Lust.  
 An dem Busen treugesinnter Brüder  
 Wird des Lebens er sich neu bewußt;  
 Und er fühl's, nur in der Freundschaft Schirme  
 Schifft er sicher durch des Lebens Stürme!

Fr. von Schöber.

### Correspondenz-Nachrichten.

Pesth, am 22. Jänner 1823.

Wenn überhaupt im Bereiche des Orbis Austriaci Stadt und Land Ursache hatten, mit kindlicher Zufriedenheit und gottergebnem Vertrauen aus dem alten Jahre in's neue hinüber zu schreiten, so mochten wohl die Bewohner von Ofen und Pesth noch besondere und triftige Gründe haben, bey'm Jahreswechsel dem Himmel für das genossene Gute zu danken, und auf noch bessere Zeiten zu hoffen; denn sichtlich waren und sind die Spuren der vereinten Segnungen, welche der Engel des Friedens und der Genius des Vaterlands auf die beyden Schwesterstädte seit Jahresfrist ergossen haben. Ordnung, Sitte, Recht — walteten ungestört, weder Stadt's, noch Landplage, noch irgend eine öffentliche Calamität betrafen die Weichbilder und deren Confinen, ja selbst die Verbrecher, welche nach Rechtspruch hier ihre Schuld mit dem Leben küßten, gehörten weder mit That, noch mit Person den städtischen Jurisdictionen an. Der Segen des Weinbaues auf nahen und fernen Gebirgen vergütete reichlich den hier und da minder ergiebigen Ertrag der Feldwirthschaft und der Viehzucht, und hatte eine erspriessliche Steigerung allseitigen Commerzes zur Folge; also, daß nicht nur auf allen Dörfern ringsumher die sogenannten Hochzeiten auf den neuen Wein in ungewöhnlicher Masse sich vervielfältigten, sondern daß auch das fröhliche Leben der reichen Weinselbst in die zahllosen Schenkhäuser diesseits und jenseits der Donau überging, und noch merklich sich regt bis auf diesen Tag. Danächst hat theils die eigne Fehung, theils die Speculation in beyden Städten so große Weinorräthe angehäuft, daß in diesem Augenblicke schwerlich an einem andern Orte der Welt so viel reifes Traubenblut sich gesammelt hat, als in den Ofner und Pesther Kellern. Am verwirkelten Leopoldsmarkte strömte Ungarns Rebensaft von allen Seiten hier zusammen (selbst von Brod kamen slavonische Weinschiffe), und wer irgend ein müßiges Geld liegen hatte, fand es und findet es noch räthlich, neue Weine zu kaufen, und so sich eine successive Vermehrung seines Capitals zu sichern, welche bey der vorzüglichen Qualität der Waare nicht ausbleiben kann; wiewohl einige superfluge Commerzianten die verkehrte Behandlung des Mosts durch unbeliebige Ergielung eines vortreflichen Essigs gebüßt haben sollen. —

Überhaupt aber fand und findet noch in Pesth der Gewerbskeiß seine Rechnung in so vollem Maße, daß in jedem Fache der sich rührende Arbeiter seines Lohns gewiß ist, besonders aber offenbarte und offenbart sich im bürgerlichen Mittelstande der Segen der Industrie im Stillen — durch fortdauernde Privatgütern. In allen Theilen der

Stadt sah und sieht man neue Häuser und Stockwerke entstehen, zumal gegen die Donau und Neustadt hin, und vor allem zeichnet sich die Reihe neuer Gebäude aus, welche auf den, unlängst von der Verschönerungscommission zu hohen Preisen versteigerten Gründen vom Theater und vom Drehstuhl aus, gegen die Donau hin und hinauf angelegt und größten Theils schon vollendet worden. Dem Vernehmen nach soll auch in diesem Jahre der Ausbau des Theaters, nach der Donaufseite zu, beginnen, und wenn dieser vollendet, und nach dem bekannten schönen Plane die bisher so widrig auffällende Lücke durch eine imposante Säulen-Façade ausgefüllt wird, dann bedarf es nur eines durchgehends fortgesetzten Rates, um Pesth von der Flussseite aus als die schönste Stadt Ungarns — ja vielleicht der Monarchie — darzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

München, Ende Jänners.

\*) Die öffentlichen Unterhaltungen des Carnevals sind durch das Ihnen neulich gemeldete Unglück größten Theils in's Stocken gerathen, und ohne Ausnahme verbittert worden. Die innige Theilnahme und die ungeheuerliche Trauer der Mehrzahl des Publicums äußerten sich auch in dieser Rücksicht auf die unverkennbarste Weise. Die bereits angekündigten Bälle der größeren Privatgesellschaften wurden wieder abbestellt; die sonst so zahlreichen Maskenzüge verschwanden, und in Toiletten, Antichambren, Kaffee-, Wein- und Bierschenken, war der Theaterbrand das allgemeine Thema des betrübten Gespräches. Der Vorwurf zu geringen Eifers bey dem Löschen des Brandes selbst, welcher der Bürgerschaft hier und da, auch in öffentlichen Blättern, gemacht wurde, ist ungegründet, obwohl es übrigens nicht geläugnet werden kann, daß jene so eben geschilderte Theilnahme diesen Eifer bey weitem übertraf. Freylich darf daneben nicht verschwiegen werden, daß die fast zu große, in vieler Hinsicht nicht genug zu rühmende Thätigkeit unseres Militärs dieß zum Theile verschuldete, weil der Bürger bey solchen Gelegenheiten die schon mehrmal empfundene Strenge des Dienstes fürchtet, welche der Soldat in der besten Absicht auch hier ausüben zu müssen glaubt. Viele, selbst betagte Personen, wurden nicht immer auf das urbanste zum Löschen genöthiget, die lange Winternacht hindurch nicht mehr entlassen, und — —. Ich schweige, denn es ist zu hoffen, daß diesem Übelstande in Zukunft abgeholfen, die Leitung der betreffenden „Lösch-Anstalten“ den dazu beauftragten Bürgern völlig überlassen, und eine Revision und Verbesserung dieser als mangelhaft befundenen Anstalten selbst verfügt werde. Könnten wir doch dasselbe auch von den Rettungsanstalten unseres verlorenen Theaters sagen! Es wäre, wenn gleich eine zugestandene Unvollkommenheit, doch unser bester Trost. Denn wohl das Traurigste bey dem oft erwähnten Unfalle scheint uns ohne Zweifel mit Recht der Umstand, daß durch ein verderblich waltendes Geschick diese vorhandenen, so vortreflichen Feuerrettungsanstalten nicht angewendet, und die gemessenen Instructionen, welche zur Erhaltung und Sicherung jenes Gebäudes vor Brandgefahr vorgeschrieben waren, nicht befolgt worden sind. Nur dem unerschütterten Vertrauen des Publicums auf beyde verdankt man es, daß an dem verhängnißvollen Abende das volle Haus so ruhig und ohne Beschädigung der Zuschauer sich entleerte. Die genannte Theilnahme beschränkt sich indessen weder auf leere Klagen, noch auf die Residenz allein. Unsere Bürgerschaft hat sich zum Erlage von 300,000 Gulden zum Behufe der Wiedererbauung des eingestürzten Denkmals bereit ertlart; die Banquiers der Städte Augsburg und Nürnberg machten zu dem gleichen Zwecke Anerbietungen, noch andere Städte sollen diesem patriotischen Bespieler gefolgt seyn; die Großen, und Privaten aus allen Ständen veranstalten Sammlungen, und gehen mit dem guten Bespieler reichlicher Spenden voran, und das Ganze wird mit einem Worte als eine National-Angelegenheit betrieben. Unter so günstigen Auspicien wurde die Wiedererbauung des Theaters, und zwar ganz nach dem alten Plane beschlossn; ja man hofft, daß die Eröffnung längstens bis auf den Carolinentag 1824 Statt finden dürfte. Für die Abwendung der Gefahr, welche der königlichen Residenz durch den Brand drohte, wurde in der St. Peters-

Pfarrkirche ein feyerliches Dankfest begangen. — Nun noch zu einigen anderen Nachrichten! Der Dir. und Gel. Secretär der königl. Akademie der Wissenschaften, Herr Friedr. v. Schlichtegroll beschloß im vorigen Monate sein thätiges Leben. Seine Verdienste um die philologischen und historischen Wissenschaften haben seinem Namen im In- und Auslande Achtung verschafft. Der beliebte Consejer Stunz wurde von Sr. Majestät zum Vicecapellmeister ernannt. — Statt mit der Asche der großen Brandstätte — Sie sehen, wie unsere Gedanken an den einen Mittelpunct wie fest gezaubert sind, indem ich noch einmal auf diesen bereits verlassenen Gegenstand zurückkomme, — also statt mit der Asche unsere Steppengegend zu cultiviren, und dieselbe kostbare Düngermateriale zweckmäßig zu verwenden, wird sie — und noch dazu mit bedeutenden Kosten, welche in eine Einnahmsquelle verwandelt werden könnten, — zur Anfüllung alter Kiesaruben verschleudert. — Ein heiteres Gemälde erfreue zum Schluß Ihre Blicke! Zur Feyer des Namensfestes Ihrer Majestät der Königin, fand am 28. im Harthortheater ein großer Maskenball Statt. Er war sowohl durch die Eleganz der Besuchenden, als das Sinnreiche und Geschmackvolle der Anordnungen seiner festlichen Bestimmung würdig. Auf fünfzehn Lustern und sechs riesengroßen Candelabern, an den Brüstungen der Logen, zwischen zierlichen Blumenvasen leuchteten Hunderte von Lichtern durch den freundlichen Saal über die wogende Menge der auserlesenen Masken. Nach der Ankunft und dem jubelnden Empfange Ihrer königl. Majestäten, rollte die Schlußgardine auf, und gönnte den Anblick eines sechs Fuß von der Erde erhöhten kleinen Theaters. Ein Tempel in freundlicher Gegend stand da; acht Kinder tanzten zu den Tönen einer anmuthigen Musik, Blumenkörbchen in den Händen, welche sofort zu den acht, im schönsten Brillantfeuer leuchtenden Zeichen „Caroline“ sich bildeten, während die Kuppel des Säulentempels sich in eine überaus glänzende, von Genien getragene Brillantkrone verwandelte. Die Gardine stieg wieder, und es erschien des Königs ländliches Fegernsee, treu nach der Natur gemalt. Es begann zu tagen; der fröhliche Kuhreigen, das Schellengeläute der Alpenhiere zauberten in diese friedlichen Berge hin; Kinder in der Tracht der Gegend betheten für Sie, ein rührendes Lied singend; die aufgehende Sonne vergoldete die Spitzen der Berge, und ein ländlicher Tanz schloß die holde Scene. Als dritte Darstellung überraschte die Stadt München, ein in allen Puncten wahres Panorama. Glockengeläute und Kanonendonner verkündeten das Fest des Tages; mit Blumenketten zogen Genien ein mit Ara besetztes gezieres Gestell in die Mitte des freien Platzes, die einfachen Worte tragend: 28. Jänner 1823. Doch rasch sank die geheimnißvolle Hülle, und auf einem großen, weißen, reich vergoldeten Piedestale zwischen vier Blumenfüßen, unter einem Sternkranze von Brillanten, von Engelsköpfen umschwebt, leuchtete uns das huldäufelnde Bild der Hochgefeierten. Zu gleicher Zeit schwebten in einem Luftballone zwey Genien mit Fahnen, worauf das Wort Namenstag zu lesen war, aus der Wohnung des colossalen Mittellusters herab, und streueten unter die jubelnde Menge Gedichte treuer Huldigung. Darauf strömte Freude durch alle Pulse des Balllebens bis zum fröhlichen Schluß.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Taube.

#### B e r i c h t i g u n g.

In der Anzeige des Modenbildes VII. S. 152 soll es heißen: Kleid von Crêpe lissé (geglätteter Crepp).

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## M o d e.

Donnerstag, den 20. Februar 1823.

22

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die l. l. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über den Zustand der National-Literatur von Holland, nebst einigen Aufschlüssen über die vorzüglichsten lebenden holländischen Schriftsteller.

(Schluß.)

Bis die Tagesordnung angeht, ist das Tabakrauchen in diesen Klubs erlaubt. Der Saal ist dann mit Rauch so gefüllt, daß man den ersten Redner öfters viel früher hört, als man ihn ansichtig wird; es sey dann, man befindet sich sehr nahe an ihm, welches jedoch schwer erzielt wird, weil die Productionscandidaten mit großer Begierde nach den vordern Plätzen sich drängen. Punsch, Thee, Wein, Liqueurs, Backwerk sind Hauptingebdienzen einer solchen Abendunterhaltung.

Die holländischen Zeitungen enthalten Auszüge aus fremden Zeitungen, und liefern nichts von ihren inländischen Angelegenheiten. Die Zeitungen von Haag und von Brüssel haben das Privilegium, die Reden ihres Parlaments aufzunehmen; allein diese sind ohne alle oratorischen Vorzüge; denn die holländischen Deputirten zeichnen sich durch gar keine Rednertalente aus. Kein Name figurirt unter ihnen. Dieses Korps entwirft Gesetze, berathschlägt über die Staatsangelegenheiten, ohne die geringste Theilnahme im Inlande, noch die Neugierde der Politiker und Publicisten im Auslande rege zu machen. Das Interessanteste dabey mag wohl die jährliche Wanderung der Deputirten von Brüssel nach dem Haag, oder von da nach Brüssel seyn, und daß in derselben Sitzung über einen und denselben Gegenstand bald in flamändischer, bald in gut französischer und darauf in holländischer Sprache haranguirt wird, wobey der Präsident die Stelle eines Dolmetschers zu vertreten bemüßiget ist. Kein Zeitungsblatt hat bisher es gewagt, politische Gegenstände zu prüfen oder zu beleuchten.

Periodische Werke erscheinen in großer Anzahl. Die meisten davon werden in Brabant in französischer Sprache gedruckt, und sind bey weiten mehr

verbreitet, als die in holländischer Sprache erscheinen. Das beste Journal in holländischer Sprache ist: *De Letteroeffening* (Übungen in der Literatur) und *De Recensent*. Die holländischen recensirenden Journale sind größten Theils unter der Mittelmäßigkeit; sie befassen sich zu sehr mit Wortfängerereyen, und ihre Meinungen sind mehr pedantisch als treffend. *De Weegschaal* (die Wage) und *De Euptonia* sind Monatschriften von noch geringerem Werthe.

Obwohl die Holländer die Erfindung der Buchdruckerey sich zuschreiben, so haben sie doch gegenwärtig nichts aufzuweisen, was auf Vollkommenheit oder Eleganz Anspruch machen könnte. Sie drucken gewöhnlich auf schlechtem Papier. Ihre Schulbücher haben ein ärmliches Aussehen. Im Jahre 1820 wurde zuerst ein Almanach (der erste dieser Art) von einem Buchhändler in Rotterdam aufgelegt. Er sollte darthun, wie viel holländische Pressen zu leisten im Stande sind; hätte mit den Almanachen von Deutschland, Frankreich und England rivalisiren sollen. Er enthielt Proben aus den Werken ihrer lebenden Dichter, ein Bildniß des Dichters Feith und Kupferstiche von Bildern der ausgezeichnetesten holländischen Maler.

Die ehemals hochgepriesenen Universitäten von Holland nehmen keinen hohen Rang mehr ein, und die Anzahl der Studierenden ist unbedeutend. Die beste Universität, Leyden, hat deren nicht ganz dreyhundert, und Utrecht noch viel weniger. Von der ehemals so hoch berühmten medicinischen Schule ist keine Spur mehr vorhanden; die bessern holländischen Ärzte werden in Edinburgh gebildet. Die Vorlesungen auf den Universitäten zu Utrecht und Leyden werden in der lateinischen Sprache gehalten. Ehemals war in Holland die classische Bildung häufig, und hatte großen Werth. Nunmehr wird sie, ungeachtet einiger Reformen des Unterrichtswesens, welche vor sechs Jahren getroffen worden sind, sehr vernachlässiget. In Rotterdam ist ein einziges Gymnasium, und dieses zählt gegenwärtig dreyßig Studierende. Die bekanntesten Professoren sind: Siegenbeck, Vorger und Van der Palm; die letzteren zwey sind Geistliche, und werden als große Redner gerühmt. Die Studierenden erhalten den Unterricht in den Wohnungen ihrer Lehrer. Der geistliche Stand ist hier von wesentlichem Nutzen, hat großen Einfluß und genießt hohe Achtung, obwohl er sehr mäßig und mitunter dürftig ausgestattet ist. Der Geistliche wird vom Holländer *Domine* angerufen; sie kennen genau alle ihre Pfarrkinder, gehen ihnen mit Rath und That an die Hand, und werden von den vorzüglichern Landbewohnern und Gutsbesitzern mit Lebensmitteln aller Art reichlich versehen.

Eine vortreffliche Einrichtung sind die Landschulen; sie sind eben so zahlreich als gut organisiert. Die Bauern sind besser erzogen als in Frankreich und England. Fast alle können lesen und schreiben. Vor der französischen Revolution wurde in den Schulen keine holländische Sprachlehre gelehrt, und man hat vergebens nach einem derley Werke gefragt; gegenwärtig aber ist dieser Unterricht allgemein eingeführt. Die Regierung erhält eine Commission eigens zu dem Ende, um die Lehrer für die Jugend zu prüfen. Die Candidaten werden in sieben Classen eingetheilt, und keiner darf sich mit dem Unterrichte einer andern Classe befassen, als derjenigen, für die ihn die Commission geeignet befunden hat. Diese Einrichtung, deren Zweckmäßigkeit über alle Frage ist, verliert sehr viel dadurch, daß die Mitglieder dieser Commission nicht immer die erforderlichen

Eigenschaften besitzen, weil sie häufig aus der Classe der Handelsleute und Krämer genommen zu werden pflegen, welche mit den Unterrichts-Angelegenheiten nicht sehr vertraut sind. Insbesondere ist dieses häufig der Fall, wenn es sich um die Aufnahme von Lehrern fremder Sprachen handelt, wobey die Examinatoren die Sprache nicht verstehen, die der Candidat lehren will. Die Lehrer, so wie alle übrigen Gewerbsleute ohne Unterschied, müssen jährlich ein Patent lösen, um ihre Geschäfte ungestört ausüben zu dürfen, wofür sie eine, ihrem Einkommen angemessene, Summe zu entrichten haben. Die Holländer jagen sehr nach Ämtern und öffentlichen Würden, sie sind eigentliche Amtsmiener. Ein Prüfungs-Commissarius runzelt gravitatisch seine Stirne, wenn ein Candidat ihm vorgeführt wird. Gegen Ausländer benehmen sie sich gewöhnlich strenger, als gegen Eingeborne.

Holland hatte in frühern Zeiten nie so viele Schriftsteller aufzuweisen, als es jetzt zu zählen sich brüstet. *F e i t h* ist ein Gutsbesitzer aus dem Guelderlande, und wird, wahrscheinlich seines hohen Alters wegen, der Vater der lebenden Dichter genannt. Seine Werke sind größtentheils im August von Lafontaine'schem Geiste geschrieben, und seine Schreibart wird daher auch die germanische genannt. *F e r d i n a n d* und *J u l i e*, ein sentimentaler Roman in Prosa; und *H e t G r a a f*, ein Gedicht, sind seine vorzüglichsten Werke. *W i l d e r d y k* wird für den größten holländischen Dichter gehalten, und nicht selten wird ihm das Epitheton, Fürst der Dichter, beygelegt. Er war ursprünglich Advocat, und ist ein Mann von großen Kenntnissen. Das Eigenthümliche seiner Muse, und seine Neigungen machen, daß man ihn dem Lord Byron vergleicht. Wie immer aber sein Wissen geartet oder ausgebreitet seyn möge, so geht denn doch sein Eigendünkel und sein Stolz noch weiter; er verwirft die größten Dichter aller Nationen, und begegnet jedem literarischen Verdienste mit Geringschätzung. Seine Werke sind die auffallendsten Beweise davon. Einige Zeit hat er in England zugebracht, wo er nach seiner Behauptung sehr viel Gutes dadurch stiftete, daß er angehenden englischen Dichtern Unterricht in der Dichtkunst erteilte. Zu der Zeit wurde eben in der Paulskirche in London das Monument des Johnson aufgestellt. Er machte bey dieser Gelegenheit die Bemerkung: daß die Errichtung eines Denkmals zu Ehren des tölpischen, schwerfälligen und einseitigen Johnson ein hinlänglicher Beweis sey, daß es in England um die Gelehrsamkeit schlecht aussieht. Einst war er sehr in Gunst bey Hofe, allein sein anmaßendes Wesen bereitete ihm den Fall, und er war genöthigt, das Land zu verlassen.

Nach ihm wird *T o l l e n s*, ein Farbenhändler in Rottendam, für den größten vaterländischen Dichter gehalten. Allein seine Anhänglichkeit an die Muse ist von der Art, daß er seine Geschäfte nicht im Geringsten vernachlässiget; denn er erscheint regelmäßig auf der Börse, und ist gut beliebt. Für das Beste seiner Werke werden die kleinern Gedichte gehalten. Er hat auf Verlangen der Regierung Volkslieder geschrieben, um den Patriotismus zu erwecken, der unter seinen Landsleuten fast ganz ausgestorben war. Die meisten bedeutenden Schriftsteller, mit Ausnahme des *B i l d e r d y k*, sind Ritter des Löwenordens.

*V a n K a m p e n* ist ein sehr geschätzter Profaisst. Er war unlängst und ist vielleicht noch ein Druckergesell in Leyden. Eines seiner besten Werke ist die

Geschichte des französischen Reiches in Europa in drey Bänden. Voosjes ist ein angesehener Buchdrucker in Haarlem. Er ist vor drey Jahren gestorben. Er hat vieles in Versen und in Prosa geschrieben. Seine Abenteuer der Susanna Bronkhorst, eine Novelle in sechs Bänden, würde wohl verdienen in's Deutsche übersetzt zu werden.

Über die Gartenkunde haben die Holländer manches Gute, jedoch nur aus der ältern Zeit. Neuere Sachen sind Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen. Hierbey muß ich eines Büchleins erwähnen, das mir unter die Hände gekommen, dessen holländischen Titel ich aufzumerken vergessen habe, das aber eine Art Handbuch für Tulpenliebhaber und Tulpenhändler vorstellt. Man findet darin verschiedene interessante Notizen, als z. B. Im Jahre 1637 waren die Preise der Tulpen, wie folgt:

ein Vicekönig kostete 2500 Goldgulden.

= Admiral Lesken 4400 = =

= Admiral van Gyl 1600 = =

= Greber . . . 1480 = =

= Schilder . . . 1600 = =

= Semper Augustus 5500 = =

Die Bewohner von Dynkassen haben in Zeit von drey Jahren um 2,000,000 Ducaten an Tulpen abgesetzt. Es hat zu jener Zeit der Handel mit diesem Artikel so überhand genommen, daß kein Stand es unter seiner Würde fand, sich damit zu beschäftigen. Noch vor 70 Jahren wurde eine Sammlung von Tulpen um 18,000 Ducaten angebracht. Drey Semper Augustus hatte ein Holländer um 2000 Ducaten an sich gebracht. Um dieser Tulpenmanie ein Ende zu machen, hat endlich die Regierung sich in's Mittel gelegt, indem sie erklärte, daß alle Tulpenhandel-Contracte vor Gericht als nicht geschlossen angesehen werden sollen. Gegenwärtig sind die Buden, worin ehemals diese kostbaren Zwiebeln und Blumen geprangt haben, fast ganz verlassen; und man kauft jetzt um einige Gulden so viel von dieser zwar sehr schönen Waare, als man ehemals kaum um so viele Louisdor gekauft haben würde.

A. Mirual.

### Zweysylbige Charade.

Die erste Sylbe wird gleich Jedermann erkennen,  
Will er im A B C die Glieder einzeln nennen;  
Die zweyte hat der Mann und nicht die Frau voraus,  
Dem Löwen kömmt sie zu, und nicht der kleinen Maus.  
Das Ganze mißt sich mit der Königseiche;  
Sein hoher Standort ist bekannt,  
Als Bild der Größ' in einem Schöpfungsreiche  
Hat es die Bibel selbst genannt.  
Es füllen seine Balsamdüfte,  
Selbst wenn es fällt, ringsum die Lüfte.

## G e t ä u s c h t e L i e b e .

An Amathilden.

Ha, der müde Kämpfer hat nun schon  
Der Entfagung schweren Kampf errungen:  
Kaltfinn, Spott, Verachtung, bitterer Hohn  
Hat der Liebe Zartgefühl verdrungen!

Fort, ihr gleisenden Erinnerungen! . . .  
Sie, sonst meines Liedes Stolz und Lohn,  
Hat nur, schöner Eitelkeit zur Frohn',  
Edler Liebe Harfengriff gedungen.

Wie? die dieses Herz in triegerischer Gluth  
Mit des Heuchels Rabensittich deckte,  
Die sie aus die zarten Kühlelein\*) heckte:

Diese klagt noch über Wankelmuth?  
Unterdes sie im verlass'nen Nest  
Kalt die eigne Brut verkümmern läßt?

Goethe v. Leon.

\*) Anspielung auf die von ihr in seinen Liedern erregten Empfindungen.

## Syllogen, oder merkwürdige Nachrichten vermischten Inhalts.

(Fortsetzung.)

## S c h i f f b r u c h .

Den 19. November des vorigen Jahres befand sich der Wallfischfänger Pollard, auf dem amerikanischen Schiffe Essex, in der Breite 47 S. und westl. Länge 118° mitten unter Wallfischen, zu deren Fang er seine drey Boote herab ließ. Ein verwundeter, aber nicht tödtlich getroffener Wallfisch von der größten Art rannte wüthend auf das Schiff los, daß seine Seiten krachten. Darauf schwamm das Thier neben dem Schiffe hin, und suchte es, aber vergebens, mit seinen Kinnbacken festzuhalten, zog sich dann langsam zurück gegen eine viertel engl. Seemeile, nahm in dieser Ferne einen Anlauf, und stürzte sich mit Blitzesschnelle auf das Schiff, daß dasselbe an zwey Orten aus seinen Fugen ging, und das Wasser mit Gewalt eindrang. Nur durch das schnelle Kippen der Masten konnte das Schiff einige Minuten über Wasser gehalten werden, die kaum hinreichten, etwas Provission und trinkbares Wasser in eines der drey Boote zu bringen, in welches sich die ganze Schiffsmannschaft rettete, und in welchem sie drey Tage in der Nähe des Wracks blieben, in der Hoffnung, hier bald von einem anderen Schiffe bemerkt und gerettet zu werden. Endlich verließen sie ohne Aussicht einer besseren Zukunft die unglückliche Stelle, und kamen nach langem Leiden am 20. December

auf der Ducisinsel an, wo sie eine Woche blieben. Da aber die wüste Insel nur wenig Nahrung darbot, so verließen sie sie endlich wieder, um ein gastfreundlicheres Land aufzusuchen, bis auf drey Personen, die sich dem neuen Glende zur See nicht mehr aussetzen wollten, und auf der Insel zurück blieben. Erst 90 Tage nach ihrer Abfahrt von der Insel begegneten sie einem andern amerikanischen Wallfischfänger, der sie an Bord nahm. Aber nur zwey Menschen von der ganzen Bemannung des Bootes waren noch am Leben, und ihre Erzählungen von den ausgestandenen Leiden waren wahrhaft entsetzlich. Aus Hunger wurden sie die letzten vier Wochen zu der schrecklichen Nothwendigkeit gebracht, einander selbst aufzuessen. Achtmal wurde das Loos unter ihnen gezogen, und acht ihrer Brüder wurden als Opfer geschlachtet, um den Übrigbleibenden ihre entsetzliche Existenz vielleicht noch einige Tage zu sichern, und noch an dem Tage, wo die Unglücklichen dem errettenden Schiffe begegneten, wurde unter den zwey noch übrigen Personen das letzte Mal gelost. Nur mit Mühe wurden diese Beyden von einer tödtlichen Krankheit errettet, die sie bald nach ihrer Erlösung in dem neuen Schiffe überfiel. Als der Capitän Raine, der damals eben in Valparaiso vor Anker lag, von diesem Unglücke hörte, beschloß er, auf seiner vorhabenden Reise nach Neuhoolland, die Ducisinsel zu besuchen, und jene drey Menschen, wenn er sie noch am Leben trafe, zu erretten. Als er hinkam, ließ er am Ufer der Insel eine Kanone lösen, und bald darauf kamen die drey Verlassenen aus dem Walde an den Strand gelaufen, wo sie, nicht ohne neue Gefahr wegen der heftigen Brandung, endlich doch glücklich an Bord gebracht wurden.

### N e u e s P u l v e r .

In England ist man vor einiger Zeit auf die Idee gekommen, die Wirkung des Pulvers zu verstärken, indem man das Pulver selbst schwächt, übrigens das gewöhnliche, gemeine Pulver ohne alle fremde Beymischung beybehält. Die ungeheure Explosion des Schießpulvers entsteht bekanntlich aus dem Wasser, welches sich theils als Krystallisationswasser im Salpeter befindet, theils durch die Verbrennung des Hydrogens und Oxygens erzeugt, und durch das Feuer plötzlich in Dämpfe aufgelöst wird, die so elastisch sind, daß sie sich in einen 14,000 Mal größeren Raum ausdehnen, als das Pulver vorher eingenommen hat. Da nun die Wirkung dieser Explosion darin bestehen soll, daß sie eine Last nach einer gewissen Richtung, z. B. die Kugel nach der Richtung des Kanonenlaufes schnell fortbewegen soll. Bey dieser Absicht wird also jede Kraft des Pulvers, die nach einer andern Richtung als nach der Mündung der Kanone ihre Wirkung äußert, zwecklos und verloren seyn, und dieß muß immer der Fall seyn, wenn, wie es bisher geschehen ist, die ganze Ladung sich auf einmal entzündet, wo jedes Korn seine Explosion nach allen Seiten hin macht, und eine die andere hindert. Diesem Übel würde abgeholfen werden, wenn man das Pulver so einrichten könnte, daß die einzelnen Körner, ohne sich, wie bisher, zu berühren, von einander entfernt würden, so daß sie sich nur nach und nach entzündeten, und von dem Zündloche an bis zu der Mündung ein allmähliges Lauffeuer entstände, also die ganze Kraft des

Pulvers bloß nach der Richtung des Laufes seine Wirkung äußern könnte. Diesen Zweck zu erreichen, mischten die Engländer das Pulver mit einem feinen Steinsande, und die Versuche, welche man darüber in ihrem Lande im Großen angestellt hat, sollen selbst noch viel mehr geleistet haben, als man anfangs erwartete. Es kommt nun auf weitere Versuche, und bey diesen vorzüglich auf das gehörige Verhältniß der beyden zu mischenden Materien an.

(Wird fortgesetzt.)

### Schauspiel.

Im Hoftheater nächst der k. k. Burg wurde den 13. Februar zum Vortheile der Herren Regisseurs zum ersten Male aufgeführt: Der Bräutigam aus Mexico, Lustspiel in fünf Aufzügen, von H. Claren.

Besondere Bemühungen verdienen auch ihren besondern Preis. Den Regisseurs die Mühen der Regie zu vergelten, ist der Zweck der ihnen jährlich bewilligten Einnahme. Sie erfreuten sich auch dießmahl eines vollen Hauses, und wurden bey ihrem Erscheinen auf der Bühne mit eifrigen Beyfallsbezeugungen empfangen, wofür Herr Koberwein, im Namen Aller, am Schlusse des Stücks eine Dankrede hielt. Auch den übrigen ausgezeichneteren Mitgliedern der Bühne gab das Publicum an diesem Tage zu erkennen, wie gerne es Fleiß und Talent zu erneuerter Thätigkeit ermuntert. Was durch zweckmäßige Verwendung und bereitwilliges Zusammenwirken der Mitglieder dieser Bühne ausgerichtet werden könne, bewies die Darstellung dieses Abends; denn das Stück zeichnet sich weder durch Neuheit der Erfindung, noch durch dramatischen Gehalt aus; dessen ungeachtet hatte das Spiel den glänzendsten Erfolg, und verschaffte der Vorstellung eine höchst günstige Aufnahme.

Der Inhalt ist den Lesern bereits aus einer Erzählung unter dem Titel: Die Karotte in der Schale, bekannt. Don Alonso von Montequilla, ein reicher Mexikaner (Herr Korn), will ein tugendhaftes, häusliches Mädchen zur Gemahlinn. Obwohl es ohne Zweifel auch in Mexico Mädchen von dieser Eigenschaft geben mag, so unternimmt er doch, nach dem Wunsche seiner verstorbenen Mutter, die eine Deutsche von Geburt war, eine Bräutigamsfahrt nach Deutschland, und kommt auf dem Gute des Baron von Prachtenstein (Herr Krüger) an, der ihm eine seiner beyden Töchter, Euphrosina (Mad. Löwe), oder Isabella (Dlle. Müller) zur Frau geben will, wodurch er seinen zerrütteten Vermögensumständen aufzuhelfen hofft.

Euphrosine hat zwar in der Residenzstadt ein Liebesverhältniß mit dem Herrn von Lerchenthal (Herr Woth), so wie Isabella mit dem Herrn von Eberbach (Herr Walbach); aber der Reichthum des mexikanischen Bräutigams überwiegt alle Rücksichten. Die Frage, welche von beyden die Braut seyn werde, führt einen kleinen Zwist unter beyden Schwestern herben, und der wesentliche Umstand, daß der Bräutigam nur durch häusliche Tugenden zu gewinnen ist, erregt in ihnen den Wettstreit, sich durch den Schein der Häuslichkeit zu übertreffen. Aber da diese Sphäre ihnen ganz fremd ist, so fällt die eine, Isabella, beim Fischfangen in den Wasserkasten; die andere, Euphrosina, welche die Küche übernommen hat, zündet beim Herde mit verschüttetem Spiritus ihr Kleid an. Beyde rettet der Bräutigam aus Mexico, der, als Kammerdiener verkleidet, sich mit eigenen Augen überzeugt, wie man ihn betriegen will, während die Baronessen diese Verkleidung nicht im Geringsten abnen, und ihm für ihre Rettung großmüthig zwey Gulden anbieten. Da er sich nur einen Tag noch in Deutschland aufzuhalten gedenkt, so würde er wahrscheinlich ohne Braut wieder heim nach Mexico segeln, wenn nicht auf dem Gute des Barons von Prachten-

stein, bey der Wittve Hedwig (Mad. K o b e r w e i n), das arme Suschen (Mad. K o r n) lebte, welche fleißig Spizen klöppelt, und bey schmaler Kartoffelkost vergnügt ist. Der Bräutigam wirbt um sie, und erhält ihre Einwilligung. Er macht aber auch den Baron glücklich, indem er ihm sein Gut um einen Preis abkauft, daß diesem noch eine bedeutende Summe über seine Schuldenlast übrig bleibt; eben so großmüthig bezeigt sich der reiche Mexikaner gegen die Töchter des Barons, denen er ein reichliches Geschenk zu ihrer Aussteuer einhändigen läßt.

Die Grundidee dieses Stückes ist keinesweges neu. Sie ist schon in *Afchenbrödel*, und in dem Lustspiele: *Welche ist die Braut*, auf die Bühne gebracht. Das vorliegende Stück ist nichts, als die Fabel des *Afchenbrödels* in ein Lustspiel verarbeitet; aber in dieser Form hat es nicht nur eine fehlerhafte Anlage, sondern auch eine sehr matte Ausführung. Der zerrüttete Vermögensstand eines Hausvaters, der sein Unglück fühlt, und mit schmerzlicher Reue eingesteht, wie es hier mit dem Baron von Prachtenstein der Fall ist, scheint uns kein komischer Gegenstand zu seyn. So abgeschmackte Wesen, wie die Baronessen Euphrosina und Isabella in diesem Stücke sind, gibt es heut zu Tag nirgends in der Wirklichkeit. Zerrbilder, ohne Wahrheit und Haltung des Charakters, gehören in die Posse, nicht aber in das höhere Lustspiel. Auch in der Rolle des Suschens, welches noch die beste Gestalt des Stückes ist, hat der Verfasser keine besondere Erfindungskraft entwickelt. Spizenklöppeln und Erdäpfelessen sind eben keine Züge von großer Bedeutung zum idealischen Bilde eines solchen Charakters.

Ungeachtet aller dieser Schwächen des Stückes fesselten die Darstellenden doch, durch die Vortrefflichkeit des Spieles den Beyfall der Zuschauer. Vor allem glänzte Mad. K o r n als Suschen hervor, in deren vollendetem Spiele auch nicht der leiseste Anflug einer falschen Manier bemerkbar wird. Mad. L ö w e und Dlle. W ü l l e r suchten die Gleichförmigkeit ihrer Charaktere durch glückliche Nuancirung des Spieles weniger empfindlich zu machen, wobey Mad. L ö w e sich als Meisterinn bewährte. Mad. K o b e r w e i n, als Wittve Hedwig, zeigte, was das Lustspiel in dem Fache der alten Mütter von ihrer Verwendung zu erwarten hat. Bloß möchten wir sie vor dem Fehler der Übertreibung warnen, wozu sie sich, im Jugendfeuer des Spieles, bisweilen hinreißen läßt. Herr K r ü g e r, als Baron von Prachtenstein, war, wie immer, eine willkommene Erscheinung. Seinem gehaltvollen Spiele allein ist die Wirkung dieser Rolle zuzuschreiben. Auch Herr K o r n wußte der unbedeutenden Rolle des verkleideten Alonso Leben zu geben.

Ganz besonders unterhaltend war Herr W o t h e als Herr von Lerchenthal. Man vergaß bey seiner Darstellungsweise gerne den Mißgriff des Dichters, welcher das Komische in einem Naturfehler sucht; denn dieser Lerchenthal kann den Buchstaben L nicht aussprechen, und stammelt in allen Worten, wo er diesen Buchstaben aussprechen soll.

Zum Schlusse muß noch der neuen Decorationen mit verdientem Lobe gedacht werden, welche den Herren de Pian und Gail besonders schön gelungen sind.

### Modenbild VIII.

Turban von gesticktem Crepp mit einer Goldkette umschlungen. Kleid von rother Barege mit schmaler Goldverzierung. Überwurf von Purde-laine mit einem schmalen Vorschuß.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Mad. Korn  
lügt ist. Der  
den Baron  
och eine bes  
bezeigt sich  
es Geschenk

sch en br ö  
ne gebracht.  
Lustspiel verars  
n auch eine  
s, der sein  
Baron von  
n. So abges  
Stücke sind,  
ahrheit und  
re Lustspiel.  
kes ist, hat  
nd Erdäpfel-  
ines solchen

doch, durch  
längste Mad.  
este Anflang  
suchten die  
weniger em  
ad. Kob er z  
lten Mütter  
er der übers  
reissen läßt.  
vollkommene  
zuzuschreis  
lonso Leben

athal. Man  
er das Kos  
ben & nicht  
prechen soll.  
edacht wer

von rother  
m schmalen



*F. Schöberl*

*F. Schöberl sc.*

VIII.

Wiener Moden.

22.  
1820.

**A**

Von die  
hier geg  
dann o  
(Bureau  
l. t. Pof  
in B t

**E**s  
Nizza  
Billa  
schäfte  
Herr d  
zog de  
in sein  
Torre  
lich m  
rascht  
faßt, f  
W  
Antrag  
gen B  
nur sel  
sondern  
Er hat  
der, des  
zu richt  
verbar  
der H  
schwäch  
lassen  
seine S  
empfin  
weit ü  
schroffe

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 22. Februar 1823.

23

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bei N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Camilla.

Von M. Ent.

Es war zu Ende des Sommers, als der Herzog von \*\* die Bäder von Nizza besuchte. Er nahm seine Wohnung in einer nahe bey der Stadt gelegenen Villa eines Herrn de la Torre, dem er ein Jahr früher, als sich dieser in Geschäften in Neapel aufhielt, durch sein Ansehn wichtige Dienste geleistet hatte. Herr de la Torre bot alles auf, was in seinem Vermögen stand, dem Herzog den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen, und dieser zeigte in seinem Betragen einen so edlen Anstand, und bewies sowohl Herrn de la Torre, als der Familie desselben eine so feine Achtung, daß der Erstere täglich mehr für seinen hohen Gast eingenommen, und höchst angenehm überrascht wurde, als ihm dieser eines Tages eröffnete, er habe den Entschluß gefaßt, seine Tochter Camilla zu seiner Gemahlinn zu erheben.

Mehr als ein Umstand hätte Herrn de la Torre bestimmen sollen, diesen Antrag, so ehrenvoll er auch immer seyn mochte, abzulehnen. Die mannigfaltigen Vorzüge, welche der Herzog besaß, wurden durch einen Stolz, den er nur selten verbarg, und durch eine Nachsicht, die nicht nur keine Schonung, sondern auch keine Milderung des Hasses zu kennen schien, weit überwogen. Er hatte selbst unedle Mittel nicht verschmäht, um einen jüngeren Halbbruder, dessen Mutter sich sein Vater an die linke Hand hatte trauen lassen, zu Grunde zu richten. Der Unglückliche verließ mit seinem unmündigen Sohn Neapel, und verbarg sich in einem Städtchen Calabriens. Nach vierzehn Jahren erfährt der Herzog zufällig seinen Aufenthalt, und sogleich erneuerte er mit ungeschwächter Erbitterung die Verfolgung gegen Bruder und Neffen. Beyde verlassen heimlich ihr Vaterland; allein auch jetzt noch setzt ihr Verfolger seine Nachforschungen fort, um sie aufs neue das Gewicht seines Hasses empfinden zu lassen. Überdies hatte der Herzog das sechzigste Jahr bereits weit überschritten; und wäre er auch jünger gewesen — war er bey diesem schroffen Stolze, bey seiner Unempfänglichkeit für die sanfteren Regungen der

Liebe und des Wohlwollens geschickt, Camillen glücklich zu machen, deren Herz die Befriedigung, welche es bedurfte, bereits gefunden hatte?

Sie hatte im Frühjahr vor der Ankunft des Herzogs mit ihrer Mutter in Savona eine Tante besucht. Auf der Rückreise nahmen die Damen ihr Nachtlager in einem kleinen Orte, der nur mehr wenige Meilen von Nizza entfernt war. Die Schönheit des Abends bewog Camillen, als ihre Mutter, ungewöhnlich ermüdet von der Reise, sich gleich nach ihrer Ankunft im Gasthose zur Ruhe begeben hatte, das Abendbrot in eine Nebenlaube des Gartens bringen zu lassen, die auf einer kleiner Anhöhe angebracht, eine höchst reizende Aussicht auf das Meer und die nahen Gestade beherrschte. Sie gibt dem Gastwirth die nöthigen Befehle, und steigt in den Garten hinab. An der Thüre desselben begegnet ihr ein junger Mensch, der, alle Zeichen ängstlicher Bestürzung im Gesichte, hastig an ihr vorübergeht. Sie tritt in die Laube, und findet dort einen alten Mann, dessen blasses Aussehen und leises Achzen sie errathen lassen, daß er von einer plötzlichen Unpäßlichkeit befallen worden sey. Kaum ist sie eingetreten, so ist auch der Jüngling schon wieder gegenwärtig, und klagt mit ängstlichem Schmerz, daß nach der Äußerung des Gastwirths zwey Stunden in der Runde keine ärztliche Hülfe zu finden sey. Camilla bietet ihm die Reise-Apotheke ihrer Mutter an, sie fliehet fort, das Mittel herbeyzuholen, das dem alten Manne schon bey einem früheren Anfall plötzliche Erleichterung verschafft hat, und reicht es dem Kranken selbst, der sich auch jetzt schnell dadurch gestärkt fühlt. Jetzt erscheint der Wirth, und Camilla bittet beyde Fremde zu Gäste. Der Ausdruck zärtlicher Besorgniß, mit welchem das Auge des schönen Jünglings an seinem Vater hing, die dankbare Freude, mit welcher er zu ihr selbst ausblickte, erregten in Camillens Brust eine unbeschreiblich sanfte Nührung. Unverkennbar spiegelte sich in diesem klaren Auge ein reiner Sinn und ein heitres Selbstvergeffen in aufopfernder Liebe und fester Anhänglichkeit an heilige Pflichten. Als Camilla sich schon in ihrem Schlafzimmer befand, hörte sie im Garten noch die Guitarre des jungen Mannes, der durch einen einfachen Gesang, dessen Worte sie nicht erlauschen konnte, sein Gemüth von tiefem Kummer zu heiterer Ergebung zu erheben schien.

Am andern Morgen überholte Camilla mit ihrer Mutter die Fremden auf der Landstraße. Der Alte saß auf einem schlechten einspännigen Fuhrwerke, während sein Sohn, im Gespräch mit ihm, neben dem Wagen herging. Beyde grüßten Camillen ehrerbietig, die nun ihrer Mutter den Vorfall des gestrigen Abends erzählte, und es nicht über sich gewinnen konnte, ihre Gedanken, als sie jetzt schweigend am Meere hinsuhr und in seine duftige Ferne hinausfah, mit etwas Anderem, als mit dem Bilde der beyden Fremden zu beschäftigen.

Der Eindruck, welchen diese auf Camillen gemacht hatten, würde vielleicht in Kurzem wieder erloschen seyn, wäre er nicht bald darauf erneuert worden. Unmittelbar an ihres Vaters Villa stieß das Gartenhaus eines Malers, mit dem dieser, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Kunst, in häufigem Verkehr stand, und der sie selbst ein paar Jahre früher im Zeichnen unterrichtet hatte. Camilla war es daher gewohnt, ihren Lehrer fast täglich zu besuchen, und that dieses auch bald nach ihrer Zurückkunft von Savona. Wie sehr überraschte es sie nicht, als sie eines Morgens in den Gartensaal des Malers trat.

in Abwesenheit desselben den jungen Fremden darin anzutreffen. Mit schüchternem Anstand empfing er sie, seine Bestürzung nur mühsam verbergend. Sie erfuhr jetzt von ihm, daß ihn Meister Antonio von Turin zu sich berufen habe, um ihm bey der Ausführung einiger großen Cartons an die Hand zu gehen. Als ihr Valerio, so hieß der junge Mann, einen Theil derselben gezeigt hatte, trat Camilla auch an seinen Arbeitstisch, auf dem sie eine unvollendete Zeichnung gewahr wurde. Valerio's Verwirrung stieg sichtbar, eine lebhaftige Blutüberfluthung überflog seine Wangen, als Camilla der Zeichnung sich näherte. Ein alter blinder Mann, in griechischer Kleidung, saß unter den weit verbreiteten Ästen einer alten Eiche. Ihm zur Seite stand eine edle weibliche Gestalt, die mit dem Ausdruck theilnehmenden Mitgeföhls auf ihn herablickte. Die Züge derselben hatten mit Camillens Zügen eine unverkennbare Ähnlichkeit. Die Wangen der Letzteren überflog jetzt ebenfalls eine schnelle Röthe, als sie diese Ähnlichkeit gewahr wurde.

„Odius?“ sagte sie fragend, und noch immer in die Zeichnung sehend.

„Und Antigone,“ versetzte Valerio. „Ich kenne keine Geschichte des Alterthums,“ fuhr er nach einer Pause fort, die mein Gefühl lebhafter ansprache. Der unglückliche Greis, vom Gipfel der Macht herabgestürzt, hinausgestoßen aus seiner Heimath, unter fremde Menschen, des Augenlichtes beraubt, dem Elende hüßlos hingegeben, und was noch mehr ist, beladen mit dem Fluch der abscheulichsten Verbrechen, nicht aus eigener Schuld, — nein, durch die Schuld eines feindseligen, im Dunkeln wirkenden Schicksals. Und Antigone in der Blüthe der Jugend an den blinden verlassenen Greis gefesselt, mit stiller Ergebung seine Führerin, seine Ernährerin. —

„Nur Sie,“ sagte Camilla, „können das Alles so innig empfinden, da auch Sie die Sorge für einen kränkenden Vater auf sich genommen haben.“

„Wohl mir,“ rief Valerio, „daß ich sie, die heiligste meiner Pflichten, erfüllen kann! Sie soll mir Kraft und Muth geben, auch jeder andern Pflicht Genüge zu leisten. Möge ich es nur immer mit jener heiteren Ruhe thun können, die ich in meiner Antigone auszudrücken suchte.“

Die Augen des jungen Mannes glänzten bey diesen Worten von einem so lebhaften Feuer, und seine bebende Stimme verrieth eine so schöne Rührung, daß sich Camilla tief davon ergriffen fühlte. Sie entfernte sich, so schnell es schicklich war. Schon vor ein paar Tagen hatte sie es sich lächelnd vorgeworfen, daß sie sich zu viel mit dem Bilde des jungen Fremden beschäftige; aber das Übel war durch diesen Besuch noch um vieles schlimmer geworden.

Herr de la Torre hatte bey der Erziehung seiner Tochter zunächst ihren Verstand auszubilden, und vorzüglich dadurch ihrem Charakter Festigkeit und Bestimmtheit zu geben gesucht. Sein Bestreben war ihm sehr glücklich gelungen.

Camilla übersah die Gefahr nicht, in welche sie die fortgesetzte Bekanntschaft mit Valerio verwickeln konnte, aber es gelang der Leidenschaft, sie über die Größe desselben zu täuschen. Sie traute sich Kraft genug zu, ihre Neigung in bestimmte Schranken einzuschließen, und diese Kraft selbst mußte dadurch gestärkt werden, daß sie geprüft und geübt wurde. Diese Neigung setzte alle besseren Regungen ihres Herzens in ein lebendigeres Spiel. Das fühlte sie; warum sollte sie dieses Spiel hemmen, so lang es ihr nicht gefährlich wurde,

Und Valerio? war es bey ihm nicht eben so? Die Neigung zu ihr mußte auch seine sittliche Kraft fester und sicherer machen. Ohne dieß schien er ihr zu weich zu seyn, und allzu sehr in seinem ganzen Wesen vom Gefühl allein abzuhängen. Leidenschaft sollte seine Neigung zu ihr so wenig als die ihrige zu ihm werden. Dann hatte sie einen Freund, im edelsten Sinn des Wortes, er eine Freundin, beyde hatten sie dann an Kraft und sittlichem Werthe gewonnen. Edle Gemüther täuscht die Leidenschaft immer nur im Lichtgewande sittlicher Begeisterung.

Camilla fand schon nach kurzer Zeit, daß sie sich in ihrer Berechnung geirrt hatte. Die bescheidene Neigung des jungen Mannes ergab sich ihr so warm und innig, sie stieg so bald zu einer begeisterten Verehrung, und sein Gemüth zeigte ihr einen so reichen Schatz von Liebe und Treue, daß sie, welche ihn leiten wollte, sich unmerklich von ihm fortgezogen fühlte. Der Herzog kam nach Nizza. Camilla benachrichtigte Valerio von seiner Ankunft. Er bebte erbleichend zusammen. „O so muß ich fort, Camilla!“ rief er; „noch diese Nacht fort, so muß ich mich von Ihnen trennen, wenn ich nicht meinen Vater und mich verderben will.“ Sein Vater war des Herzogs Bruder, den dieser so erbittert haßte, Valerio sein Nefse. „O Sie kennen ihn nicht, Camilla, diesen Menschen,“ fuhr er fort; „Sie wissen nicht, wie unversöhnlich er uns verfolgte. Seine Rachsucht kennt keine Grenzen. Er würde tausend Unschuldige tödten, um zu seinem Opfer zu gelangen. Ewig haßt er meinen Vater, und mich vielleicht noch mehr als diesen, da ich ihm, als er uns das letzte Mal traf, mit überwallender Jugendhize seine empörende Härte auf eine beschämende Weise vorzuwerfen wagte.“ Camilla suchte den jungen Mann zu beruhigen. Die Nothwendigkeit selbst schien es in diesem Augenblick von ihr zu fordern, ein Verhältniß aufzugeben, das von mehr als einer Seite traurige Folgen drohte; aber sie fühlte sich zu schwach, diesen Forderungen Gehör zu geben. Noch glaubte sie das Beste hoffen zu dürfen. Sie rechnete auf die Liebe ihres Vaters, auf Valerio's edle Abkunft, auf den Einfluß eines reichen Oheims, dessen einziger Erbe sie war. Meister Antonio, in das Geheimniß von Valerio's Geburt gezogen, sandte diesen auf einige Wochen nach Genua, und übernahm es, den Vater desselben zu verbergen. Peinlich fühlte Camilla, sonst gewohnt, sich überall klar zu seyn, jetzt zum ersten Mal in ihrem Leben die Verworrenheit der Leidenschaft, und eben so lebhaft, wie viel es sie kosten würde, sich aus den Schlingen derselben loszureißen.

Die Bewerbung des Herzogs erhöhte dieses Peinliche ihres Zustandes. Der Entschluß ihres Vaters kündigte sich ihr diesmal so entscheidend an, daß sie durchaus nicht hoffen durfte, er würde ihn ändern. Er hatte dem Herzog sein Wort gegeben. Auch ihre Mutter war für die Verbindung gewonnen. Was sollte sie thun? Wenn auch sie sich zu dem Opfer ihrer Liebe entschloß, wie sollte sie Valerio's Schmerz ertragen. Sie unterrichtete ihn, um ihn vorzubereiten, in einigen zweydeutigen Ausdrücken von ihrer Lage. Valerio verläßt Genua und fliegt nach Nizza. Tief in der Nacht kömmt er an, und verbirgt sich bis zum folgenden Abend. Der Herzog und Camillens Vater sind auf die Jagd gegangen; er findet Camillen in einem abgelegenen Theile des Gartens, und die Überraschte entdeckt ihm die Bewerbung seines Oheims. Valerio's Schmerz und Liebe durchbrechen jetzt alle Dämme. Er klagt sein grausames

Schle  
ren in  
Herz  
er v  
Erbit  
Gebü  
miller  
so sch

M  
fortgef  
chen A  
hat; n  
mehrer  
und hi  
worder  
dem H

Schickfal, er klagt die Härte seines Oheim an, er ergießt sich über den Letzteren in tausend Verwünschungen, er beklagt Camillen, daß sie das Opfer des Herzlosen werden soll, er schwört, daß er ihren Verlust nicht überleben werde; er versinkt aus der Erbitterung in Wehmuth, und geht von dieser in neue Erbitterung gegen den Urheber seines Unglücks über. Da rauscht es im nächsten Gebüsch, und — der Herzog tritt in die Laube. Er schien überrascht, Camillen hier zu finden, und ohne einen Laut zu verlieren, entfernt er sich eben so schnell, als er erschienen war.

(Der Schluss folgt.)

Ode von Horaz: An Lyce, lib. IV. od. 13.

Übersetzt von Dr. Nürnberger.

Nur, Zeus sey Dank! so ist's erhört mein Flehen,  
Als eine Alte Lyceen noch zu sehen;  
Hüpf', nun nur zu, thu jugendlich,  
Und ziere dich, berausche dich,  
Und trill're nur, den Liebesgoit zu fangen;  
Dem ist's sehr wohl, der thron't auf ros'gern Wangen,  
Und gibt zur schönen Chierinn  
— Mit dir ist's aus — sich gänzlich hin.  
Was macht auch Amor sich aus dürren Eichen!  
Sieh dich doch an: der Reize Rest' entweichen:  
Schwarz sind die Zähne, grau das Haar,  
Und, ach! das Haupt, das wackelt gar.  
Schmück' dich auch schön, sticht Perlen in die Haare,  
Das hilft zu nichts, ganz Rom weiß deine Jahre,  
Die findet man ja leicht genug  
In unserm städt'schen Jahressbuch. —  
Wie hab' ich dich doch sonst so hübsch gefunden!  
Sag', all' der Reiz, wo ist er hingeschwunden?  
Den leichten Gang lieb' ich so sehr,  
Und davon auch kein Spürchen mehr.  
Selbst mit Emara hab' ich dich verglichen, —  
Ach! die ist in der Jahre Lenz verblichen;  
Dagegen du, zwar dürr und kalt,  
Wirf' dafür auch noch Krähen-alt. —  
So muß es aber spröden Schönen gehen,  
Und höh'nend werden alle Männer-sehen,  
Wie, nachdem du nun abgeblüht,  
Des Lebensdochtes Rest' verglüht.

Correspondenz-Nachricht.

Pesth, am 22. Jänner 1823.

(Fortsetzung.)

Nicht zu vergessen ist, daß man wirklich diesen Kai von der Brücke stromaufwärts fortgeführt, und daß da auch die hiesige Kaufmannschaft durch Anlegung eines trefflichen Ausladungsplatzes in die Verschönerung des Ufers thätig und löblich eingewirkt hat; nicht weniger, daß zu gleicher Zeit in den Vorstädten und auf der Landstraße mehreren Orts der Bau unterirdischer Canäle (meistens privatim) in's Werk gesetzt, und hierdurch zu aller Welt Frommen und Vergnügen die offenen Cloaken vermindert worden. In Folge dessen kann das große Terrain — zwischen der lutherischen Kirche und dem Hatwanerthore — zu einem großen Marktplatz, und vielleicht mittelst Baumpflanzung

gen zu einer Art von Esplanade — deren Pests so nöthig hat — umgeschaffen werden, und wenn man diese Manipulation vom Hatwaner- bis zum Kerkemetertthore, und weiter auf der Landstraße gegen die Kerepeser- und Ullöbertlinien fortsetzt, so wird auch hier Pesth eine anmuthige Seite gewinnen. Kurz! — es springt aller Orten in die Augen, daß die öffentlichen Behörden und privater Civismus (wenigstens lassen erstere den letzteren löblich gewähren) sich vereint bestreben, die in jugendlicher Eile erblühete Stadt zu reifer Schönheit zu erheben — und wenn man damit den wachsenden ökonomischen Flor des ganzen Reichs combinirt, wenn man es sich als möglich, ja als wahrscheinlich denkt, daß die Donau-Schiffahrt durch äußere und innere Impulse lebendiger wird, und daß die Idee einer stehenden Brücke in's Leben tritt, — so muß man besorgen, daß Pesth den Neid anderer Donaustädte erregen könne. So z. B. wenn der äußere Ausbau unsers Theaters (als wozu Millionen Ziegel bereits hier und da aufgehäuft sind) vollendet seyn wird, so mag wohl kein schönerer Italien-Tempel sich in den Wellen der Donau spiegeln! — aber aller Neid wird schwinden, wenn man dessen innern Ausbau in Betrachtung zieht — und namentlich wird niemand die dermalen damit beschäftigte neue Theaterdirection um ihren mistlichen Beruf beneiden. Besonders bleibt die Erneuerung der alten, und die Schließung neuer Engagements ein verdrießliches Geschäft — und wenn alle Actricen Rosenmädchen, alle Acteurs geniale Meister wären — bey den Contractsverhandlungen benehmen sie sich vertrackt, dornig und trivial, und setzen alle großen und kleinen Maschinen, alle geheimen und öffentlichen Connerxionen — kurz! wie man sagt — Himmel und Hölle in Bewegung, um den gewünschten Sold zu erhalten. Schon dem Eigenthümer oder Aрендator eines Theaters machen in solchem Zeitpunkte die Umtriebe der Histrionen genug zu schaffen, obwohl er sich allein nur verantwortlich ist, aber mehreren, welche mehrere repräsentiren, muß das noch mehr zu schaffen machen, am mehrsten jetzt unsern neuen Directoren. Abgesehen davon, daß für jedes Theatervölkchen keine Regierungsform zweckmäßiger ist, als die monarchisch-despotische, und daß die besten Künstler im Aufzug ihres Genius, wie die mittelmäßigen und schlechten, unten herumkatternden, Schrey- und Spakvögel, sich über Zucht und Ordnung erhaben dünken: ferner, daß ein großstädtisches Publicum nie frey von grandiosen Launen und kleinstädtischer Medisance ist, und daß alle an der Spitze öffentlicher Unternehmungen stehenden Behörden und Privatleute den Neckereyen des Volkswizes und den Glossen vornehmer Pfasterretter ausgesetzt bleiben; abgesehen — sage ich — von allen diesen in der Natur der Sache liegenden Fährlichkeiten, so will mich noch bedünken, daß unsere neue Theaterdirection einen besonders sorglichen Standpunct habe. Ich will versuchen, Ihnen das zu beweisen.

Wie Sie wissen, nachdem drey Arendatoren vom Stande, der erste mit Nutzen, der zweyte ohne, der dritte mit erheblichem Schaden neun Jahre lang unser Theaterwesen dirigirt hatten, und weder individuelle Speculation, noch Ambition sich damit befassen wollte, so trat zu Ostern 1821 die jezige Actiengesellschaft in's Mittel, und schloß anfänglich einen Fond von 93,000 fl. W. W. zusammen, welcher im vorwiderenen Jahre durch eine gemeinsam beschlossene, aber zur Zeit nur mit 13,000 fl. W. W. baar bethätigte Arrostrung von 30 Procent vermehrt wurde, und nächste Ostern noch einen Zuschuß von 50,000 fl. W. W. Darlehn erhalten soll. Dieser Fond entstand hauptsächlich durch den Civismus der Pesther Bürger, denn unter der Ofener Bürgerschaft fanden sich nur Actionairs zu einer und einer halben Actie (1,500 fl. W. W.), und von den sämtlichen Herrschaften in Ofen und Pesth gaben 27 Individuen die Summe von 28,500 fl. W. W., folglich die Pesther Bürger allein 63,000 fl. W. W. dazu. Obwohl nun keinem dieser Actieninhaber nachgesagt werden mag, daß er mit der hergeschossenen Capitalsumme etwas zu gewinnen getrachtet, so haben doch wenige von Anfang herein diejenige Resignation gehabt, zu welcher der jezige Zustand der Sache aufzufordern scheint; und kann es daher nicht fehlen, daß hierdurch die öffentliche Meinung zur Controлле einer vom Gewinn so schnell und bedeutend in Verlust übergegangenen Unternehmung ziemlich geschärft worden ist.

(Der Schluß folgt.)

## O p e r n m u s i k .

*Cordelia*, Iyrisch-tragische Oper mit Chören, in einem Aufzuge von Wolff. Musik von Conradin Kreuher. Unter persönlicher Leitung des Tonsetzers zum ersten Male aufgeführt den 15. Februar am k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Noch behauptet sich Herrn Conradin Kreuher's romantische Oper: *Libussa*, als ein bestes Tonwerk auf dem Repertoire der Opernbühne, und wird ihr Interesse wahrscheinlich noch lange behalten, weil das Verdienst dieser Composition nicht allein in der Correctheit und Fülle des Satzes, sondern in der nie genug zu würdigenden, durchgängigen Angemessenheit der Musik zur Handlung besteht; denn dieser würdige Tonsetzer verstand es, nicht nur ein Buch von echtem poetischen Gehalte zu wählen, sondern auch in dessen Geist einzudringen, und sich mit der Begeisterung des Dichters ganz zu einigen.

Tonwerke, welche in dieser Art gesetzt sind, behalten ihren Werth der innern Gediegenheit, und gewinnen bey öfterer Wiederholung, weil ihr Verdienst, die Angemessenheit zum Sujet, ein Verhältnis ist, welches nicht bloß mit dem Ohre empfunden, sondern durch Gefühl, Verstand und Urtheilskraft zugleich erkannt, und erst bey öfterer Vergleichung ganz erfaßt wird. Wenn man eine Musik, bey welcher dieses der Fall ist, eine deutsche Musik nennen will, so haben wir gerade nichts dawider, weil eben die klare, verständige Auffassung der Verhältnisse die eigenthümliche Seite und Stärke des deutschen Geistes ist. In diesem Sinne sind die Sätze von Glück, Händel, Haydn, Mozart und Beethoven — deutsche Musik, und diese wird immer in Ansehen und Ehren bleiben.

Es versteht sich von selbst, daß bey einer solchen Musik die Rücksicht auf die bloß angenehme Façon und den äußeren Farbenschmelz eine untergeordnete Nebensache ist, welche zwar nicht vernachlässiget, aber in keinem Falle auf Kosten der Hauptsache, und mit Aufopferung der Wesenheit, geltend gemacht werden soll. Wo dieses geschieht, ist der erste Schritt zur Ausartung des guten Geschmacks schon gethan. Die Menge wird die glänzenden Fehler eines originellen Meisters bewundern; die Nachahmer, welche immer zahlreicher sind, als die mit Originalität begabten Compositoren, werden, vom Glanze verblendet, die falsche Manier ihres Vorbildes verehigen, und der Verfall der echten Kunst wird nicht ausbleiben.

Wahre Kenner werden es daher dem Herrn Conradin Kreuher Dank wissen, daß er sich von dem modischen Geschmacke nicht fortreißen läßt, sondern mit festem Schritte seinen eigenen Weg verfolgt, und den Muth hat, deutsche Musik zu setzen.

Auch sein neues Tonwerk: *Cordelia*, beurkundet sein verdienstvolles Bestreben, und wir freuen uns herzlich, daß das Publicum seine gediegenen Arbeiten fortwährend mit liebevoller Würdigung und ermunterndem Beyfalle aufnimmt. Aufmerksame Beobachter werden schon in der Musik der *Libussa* die Bemerkung gemacht haben, daß der Tonsetzer dem Recitative viel mehr Sorgfalt widmet, als dies in deutschen Opern gewöhnlich zu geschehen pflegt. Er ist in der Musik der *Cordelia* einen Schritt weiter gegangen, und hat versucht, das Recitativ durchgängig an die Stelle des Dialogs zu setzen, und alle Scenen vom Anfang bis an's Ende im Gesange vorzutragen. Sein Versuch ist so glücklich gelungen, daß er nicht nur Herrn Kreuher, sondern auch andere Tonsetzer ermuntern dürfte, das Recitativ in der deutschen Oper durchgängig einheimisch zu machen, welches unstreitig ein wichtiger Fortschritt zur Ausbildung des deutschen Gesangwesens seyn würde.

Der Inhalt der neuen Oper ist in dem Programme folgender Massen angegeben: *Cordelia* entfloh, um den Verwünschungen ihres Vaters zu entgehen, gegen dessen Willen sie sich vermählt hatte, mit ihrem Gatten in die entfernteren Apenninen. Der Fluch des Vaters, welcher aus Gram über den Ungehorsam starb, verfolgt sie; ihr Gatte blieb, indem er sie beschützen wollte, unter den Dolchen der Banditen, und *Cordelia* fiel mit ihrem Kinde in ihre Hände; bald erlaß auch das Kind den Mißhandlungen der Räuber; da erfaßt sie Wahnsinn und Raserey, sie betreyt sich selbst, indem

sie einen derselben ermordet, und irrt in diesem Zustande in den Thälern der Apenninen umher.

Die Scene beginnt in dem Momente, wo sie von den Hirten der Gegend beobachtet, und durch ein ausgestelltes Kind in ihre Nähe gelockt wird. Ihre Besinnung kehrt bei diesem Anblicke zurück, und sie scheint sich der Erinnerung und dem ruhigeren Schmerz hinzugeben. Die Hirten haben sich indessen Cordelien allmählig genähert; doch jeder Trost bleibt erfolglos, und die Erzählung ihres eigenen widrigen Schicksals entflammt auf's Neue ihre Raseren. Sie entspringt, während dem Ausbruche eines fürchterlichen Ungewitters den sie verfolgenden Hirten in die nahen Gebirge, wo sie von der Spitze eines Felsens, von dem Strahle des in einen nahen Baum schlagenden Blitzes geblendet, in den Abgrund stürzt.

Die handelnden und singenden Personen bestehen bloß aus der unglücklichen Cordelia (Alle. Schröder), und dem Chore der Hirten. Das Kind (die kleine Gröll) hat bloß zu figuriren. Die Musik wechselt mit Chören, Recitativen und Solostücken ab. Es mögen in Allem bis 16 Chöre seyn. Sie sind sämmtlich sehr effectvoll. Die Solostücke werden von Alle. Schröder vortrefflich vorgetragen. Sie wurde zu Ende des Stückes mit dem Tonsezer vorgerufen, und Beyde hatten diesen Beweis der Anerkennung ihrer großen Leistung verdient.

Man muß dieser Musik, in Ansehung der ästhetischen Wirkung, eine sehr ernste und tiefe, sich auf das innerste Wesen unsers Selbst beziehende Bedeutung zuerkennen. Sie ergreift mächtig das Gemüth und wird dort so ganz und so tief gefühlt, als eine ganz allgemeine Sprache. Ihre nachbildliche Beziehung zur innern Welt des Menschen ist so innig, unendlich wahr und richtig treffend, daß sie von Jedem augenblicklich verstanden wird. Die Melodie, die hohe, singende, das Ganze leitende, und im ununterbrochenen, bedeutungsvollen Zusammenhang des einen Gedankens vom Anfang bis zum Ende fortschreitende, ein Ganzes darstellende, Hauptstimme, malt mit getreuem Ausdrücke das innere Leben und Streben der unglücklichen Cordelia, ihre geheimste Geschichte. Jede Regung, jedes Streben, jede Bewegung des Willens nancirt sich durch die verschiedenen Übergänge, und man kann von diesem Tonsaße sagen, er sey die Sprache des Gefühls und der Leidenschaft.

Dies ist und muß in der That jede gute Musik seyn. Wie das Wesen des Menschen darin besteht, daß sein Wille strebt, befriediget wird, und von Neuem strebt, und so immer fort, ja sein Glück und Wohlfeyn nur dieses ist, daß jener Übergang vom Wunsch zur Befriedigung, und von dieser zum neuen Wunsch rasch vorwärts geht, da das Ausbleiben der Befriedigung Leiden, das des neuen Wunsches leeres Sehnen, Langeweile, ist, so ist, dem entsprechend, das Wesen der Melodie ein stetes Abweichen, Abirren vom Grundtone, auf tausend Wegen, nicht nur zu den harmonischen Stufen, zur Terz und Dominante, sondern zu jedem Tone, zur dissonanten Septime und zu den übermäßigen Stufen, aber immer folgt ein endliches Zurückkehren zum Grundtone; auf allen jenen Wegen drückt die Melodie das vielgestaltete Streben des Willens aus, aber immer auch, durch das endliche Wiederfinden einer harmonischen Stufe und noch mehr des Grundtones, die Befriedigung. Die Erfindung einer durchaus angemessenen Melodie ist allemal das Werk des Genies, dessen Wirken hier augenscheinlicher als irgendwo fern von aller Reflexion und bewußten Absichtlichkeit liegt, und eine Inspiration heißen kann.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Ceder.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Dinstag, den 25. Februar 1823.

24

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen Viertel. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W., dann ohne Kupfer Viertel. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Camilla.

(Schluß.)

Schlaflos brachte Camilla die Nacht hin; denn sie fand keinen Rath in ihrem Busen, kein Mittel ihre verworrenen Empfindungen zu lösen. Mit pochendem Herzen trat sie am andern Morgen in das Gemach ihres Vaters, als dieser sie rufen ließ. Der Herzog war zugegen und wiederholte mit der einschmeichelndsten Freundlichkeit seine Bewerbung. Camilla vermochte kaum ein Wort zu erwidern, und der Herzog schien ihre Verlegenheit gar nicht zu bemerken. Er erzählte jetzt ihrem Vater, daß er unvermuthet seinen Halbbruder und seinen Neffen hier angetroffen habe, und wie erfreut er sey, sich, was er lange vergebens gewünscht, mit ihnen ausöhnen zu können; er erbittet sich von Herrn de la Torre die Erlaubniß ihm Beyde vorzustellen. Sie erscheinen, und der Herzog geht seinem Bruder mit offenen Armen entgegen, er bittet ihn alle Mißhelligkeiten zu vergessen; er legt sich allein die Schuld derselben bey, und verspricht ihm den Schmerz jeder kleinen Kränkung reichlich zu ersetzen. Sein Betragen dabey ist edel, und scheint so natürlich und unbefangen, daß nicht nur Herr de la Torre überzeugt wird, das Gerücht von dem Haß des Herzogs gegen seinen Bruder habe dem Ersteren zu viel gethan, sondern daß Camilla selbst, wenn gleich langsamer und scheuer, diesem Gedanken Raum gibt.

Die Milde, mit welcher der Herzog fortwährend seinen Bruder, die Achtung, mit welcher er seinen Neffen behandelte, einzelne Winke, die er hinwarf, bedeutungsvoll, wenn gleich unbestimmt, und die Versicherung, die er Camilla mehr als einmal wiederholte, daß sie ihm vertrauen möge, und daß er, der den Zustand ihres Herzens kenne, darauf rechne sie glücklich zu sehen und sich ihre Achtung zu verdienen, berechtigten diese zu einer noch weit froheren Hoffnung. Sie theilte diese Valerio mit, da sie sich einmal zufällig mit ihm allein befand. Er blickte düster zu Boden; „Wollte der Himmel,“ sagte er, „daß ich ihm vertrauen könnte; aber ich kann es nicht. Mein und

Ihr Loos scheint mir entschieden. Möge das Ihrige und das meines Vaters sanft seyn; dann allein werd' ich das meinige ertragen können."

Inzwischen gewannen Camilla's Hoffnungen immer mehr Wahrscheinlichkeit, als jetzt die Familie de la Torre den Herzog nach \*\*\* begleitete. Kaum dort angelangt, warf sich dieser dem Könige zu Füßen, und bath um die Vergnadigung seines Bruders, den er, wie er sagte, von falschem Verdacht misleitet, selbst für schuldig gehalten hatte. Er erhielt sie, und sein Wohlwollen für Bruder und Neffen schien sich jetzt mit jedem Tage zu erhöhen. Selbst Valerio fing an den Erwartungen, welche Camilla von der Großmuth des Herzogs hegte, Raum zu geben.

Einige Wochen nach seiner Ankuft in \*\*\* sandte der Herzog seinen Neffen mit Aufträgen nach Rom. Kaum war Valerio abgereist, so verlangte der Herzog von Herrn de la Torre die Vollziehung der Verbindung mit seiner Tochter. Von Liebe und Abscheu gleich heftig bestürmt, entdeckte Camilla ihrem Vater jetzt Alles; aber, wenn dieser sie auch hätte retten wollen — es war zu spät dazu. Der Hof, die Stadt wußten um diese Verbindung. Mit dem Muth der Liebe wagte es Camilla den Herzog selbst zu bitten, davon abzustehen; aber er behandelte ihre Leidenschaft als eine leichte Verirrung des Gefühls, von der sie sich leicht zurückfinden würde; sie betheuerte ihm das Gegentheil — er lächelte; er blieb freundlich, gelassen, gütig — aber sein Lächeln, seine Blicke, und einzelne Wendungen des Gesprächs ließen sie bey entschloßnerem Widerstande für sich und ihre Familie, wie für Valerio, das Schlimmste fürchten.

Die Vermählung sollte an eben dem Abende vollzogen werden, an welchem Valerio zurück erwartet wurde. Ein Zufall verspätete seine Ankuft. Er traf erst am Morgen darauf ein. „Deine Tante, meine Gemahlinn,“ sagte der Herzog zu seinem Neffen, als dieser vor ihn trat.

Valerio erbleichte. Der Herzog sprach ruhig weiter. Gewaltfam suchte der junge Mann seine Gemüthsbewegung zu verbergen; aber trotz dem verriethen sie seine unzusammenhängenden Antworten, die Todtenblässe seines Gesichtes, das Beben seiner Glieder. Nach einer halben Stunde brach der Herzog das Gespräch ab. Valerio entfernte sich.

„O senden Sie ihn wieder nach Rom!“ rief Camilla, indem sie in heftiger Bewegung aufstand; „morgen, heute noch, auf meinen Knien bitt' ich Sie darum.“

„Er bleibt.“

„Er bleibt? Unmenschlich! grausam! Sie werden ihn doch nicht mit Gewalt zurückhalten wollen?“

„Es ist mein Wille, daß er bleibe; und er wird bleiben. Dafür habe ich meine Bürgen.“

„Bürgen?“

„Sie und seinen Vater.“

„Und welchen Bürgen haben Sie dafür, daß ich selbst Ihre Unmenschlichkeit ertrage?“ fragte Camilla in der Überreizung der aufgeregten Leidenschaft.

„Valerio,“ sagte der Herzog, indem er aufstand und sie verließ.

Camilla stürzte in ihr Cabinet. Sie warf sich auf einen Divan; alle ihre Empfindungen waren auf das heftigste aufgereizt. Liebe, Haß, Mitleid,

Furcht, Abscheu, und tausend widerstrebende Leidenschaften bestürmten sie. Ihre Brust arbeitete gewaltsam. Sie konnte bey dem Aufruhr ihres Innern keinen klaren Gedanken fassen, und doch fühlte sie die Nothwendigkeit, das Gewirre ihrer Empfindungen zu lösen. Wie sollte sie ein solches Verhältniß ertragen? wie sollte es enden? Tausend Schreckgespenster traten ihr von allen Seiten entgegen. Ihre Befürchtungen stachelten den Abscheu gegen die kalte Bosheit ihres Gemahls. Die Phantasie bot ihr willig ihre Hülfe, dem Strom ihrer streitenden Empfindungen eine bestimmte Richtung zu geben. Sie verweilte bey dem Gedanken an Rache; die Sophistik der Leidenschaft rechtfertigte diese immer täuschender, je mehr sie ihnen nachhing. Sie folgte ihren labyrinthischen Windungen, und scheu bebt sie plötzlich vor sich selbst zusammen.

Zufällig warf sie jetzt einen Blick auf das Gemälde des Oedipus, das ihr gegenüber hing, und auf einmal wurde es klar in ihrem Innern. Eine Kleinigkeit reicht hin ein edles weibliches Gemüth, mitten aus dem Gemüthe der aufgeregten Leidenschaft, auf den rechten Weg zurückzuführen, weil eben das Weib durch die leiseste Stimme eines bessern Genius in seinen innersten Tiefen erschüttert wird. Ein Strom von Thränen stürzte aus Camilla's Augen, als ihr Blick auf jenes Gemälde fiel. Lebendig stand jener Augenblick vor ihrer Seele, wo sie Valerio zuerst bey jener Zeichnung überrascht, und wo er mit der Begeisterung aufopfernder Liebe ausgerufen hatte: „Möge ich die heilige Pflicht gegen meinen Vater immer mit heiterem Muth erfüllen können! möge die Erfüllung dieser Pflicht mir Kraft geben, auch jeder andern Pflicht zu genügen!“ Die bessere Liebe kennt nichts Heiligeres als den sittlichen Werth des geliebten Gegenstandes; sie stärkt die eigne Kraft an nichts sicherer als an dem Bestreben, diesen zu retten oder zu bewahren.

Nicht Camilla allein hielt dieses Bestreben aufrecht, es gelang ihr auch Valerio dadurch sich klar zu machen. Bald verstand er sie. Mit scheuem Mißtrauen wachten beyde über sich selbst, und schlossen ihren Schmerz fest in ihrer Brust ein. Die Opfer, welche sie der Pflicht brachten, erhöhte und vereinigte ihre Liebe; und die Liebe stärkte in jedem den Muth, dem sittlichen Werth und der Ruhe des Andern freudig jedes Opfer zu bringen.

Der Herzog schien beyde nicht zu beobachten; aber mehr als einmal verrieth ihnen sein lauernder Blick, sein kaltes Lächeln, wie viel sie von ihm zu fürchten hatten.

Endlich erschien der Frühling, und der Herzog schickte seine Gemahlinn auf ein entferntes Landgut. Valerio und sein Vater sollten sie begleiten. Wenn irgend etwas die unselige Lage des jungen Mannes noch mehr verbittern konnte, so war es das traurige Schicksal seines Vaters. Dieser verfiel bald nach seiner Zurückkunft nach \*\*\* in eine Krankheit, die in kurzem in eine Art von stillem Wahnsinn überging. Er wurde jetzt noch sanfter und duldamer, als er sonst gewesen war. Alles, wodurch sein Gemüthszustand sich kund gab, war die Neigung sich in irgend ein weites abenteuerliches Gewand zu hüllen. Oft saß er stundenlang schweigend an Valerio's Seite; dann ergriff er plötzlich eine Hand desselben, und nur eine langsam hervorquellende Thräne, oder einige abgebrochene Worte schienen zu verrathen, daß er mit den Leiden seines Sohnes nicht unbekannt sey.

Die Lage, in welche sich Camilla und Valerio jetzt gesetzt sahen, war für

sie gefährlicher als jede andere. In einer der reizendsten Gegenden lebten sie in unbeschränkter Freyheit, in beynahe gänzlicher Einsamkeit. Sie erkannten die Gefahr, sie beschloffen sie so viel als möglich zu fliehen, und sie muthig zu bekämpfen. Jeden Tag erneuerten sie den Vorsatz ihren Entschlüssen treu zu bleiben, und jeden Tag wurde ihnen die Ausführung schwerer; denn jeden Morgen mußten sie den Streit mit ihren Empfindungen aufs neue beginnen. Sie fühlten, daß sie sich erweichten, und daß ihre Kraft zum Widerstand sich immer mehr verminderte. Sie flohen sich, und waren gezwungen sich dennoch immer wieder aufzusuchen. Wie sie auch einander fliehen mochten, sich selbst konnten sie nicht entfliehen.

Mehr als einmal hatte Camilla ihren Gemahl gebethen, er möchte ihr erlauben zu ihm zurückzukehren, und immer hatte sie eine abschlägige Antwort erhalten. Das nämliche hatte Valerio gethan. Eines Abends brachte ein reisender Bothe dem Letzteren ein Billet des Herzogs, in welchem ihm dieser mit wenig Worten berichtete: ein dringendes Geschäft fordere es, ihn schon am folgenden Tage nach Palermo abzuschicken; er möge sich schnell zur Abreise bereit machen; er selbst, der Herzog, werde ebenfalls am nächsten Morgen eintreffen, um ihm bestimmtere Aufträge zu geben, und Camilla nach \*\*\* abzuholen.

Valerio war überrascht. Mit einmal wurde er jetzt aus seiner peinlichen Lage gerissen; aber was sollte er in Palermo? welcher neue Schlag einer unauslöschlichen Nachsicht lauerte hinter dieser Sendung? So plötzlich sollte er sich von Camilla trennen, und von seinem Vater? Er überfah die Summe des Schmerzens, den er bis jetzt getragen hatte, er überrechnete, was Camilla gelitten hatte, er fühlte sich erweicht bis zu überschwelliger Wehmuth. Er wollte zu ihr eilen; er zögerte; er ging und zögerte wieder. Einmal mußte er sie noch sehen! Abschied mußte er nehmen von ihr! Vielleicht auf immer!

Sie pflegte die stillen Abende mit ihrer Laute in einem einsamen Theil des Gartens in einer Laube zuzubringen, einem freystehenden, mit niederm Gesträuch bepflanzten Hügel schräg gegenüber, der eine weite Aussicht auf das Meer gewährte. Dort traf sie Valerio. Sie hatte ebenfalls ein Billet vom Herzog erhalten, gleichen Inhalts mit dem seinigen. Sie hob das Haupt von der Laute, als Valerio ihr näher trat, und streckte ihm die Hand entgegen. „Sie kommen Abschied zu nehmen,“ sagte sie gefaßt, wenn gleich mit weicher Nührung; „reisen Sie mit des Himmels Segen. Wir können uns trennen, ohne uns einen Vorwurf machen zu müssen. Sie haben mir Wort gehalten, mein theurer Freund! Meine Ruhe und jede Pflicht war Ihnen heilig, wie die Pflicht des Sohnes. Ich danke Ihnen dafür.“

Zhränen, die sie nicht zu verbergen suchte, drangen bey diesen Worten aus ihren Augen. Valerio zitterte. Noch hielt er Camilla's bebende Hand in der Seinigen. Er hatte sich abgewendet. Jetzt blickte er auf Camilla, und sah ihre überströmenden Thränen. Seine Knie schwankten. Er war im Begriffe zu ihren Füßen zu sinken — da rief er plötzlich mit dem Accente der heftigsten Angst: „O Gott im Himmel!“ und stürzte aus der Laube.

Er stürzte fort, ohne den Herzog gewahr zu werden, der außer der Laube stand, dem Hügel zu, durch die krummen Seitengänge, die dahin führten. In eben dem Augenblicke, in welchem er vor Camilla sich niederwerfen wollte,

erblickte er auf jenem Hügel seinen Vater. Wild flatterte bey'm bleichen Mondes-schimmer das greise Haar und das weite, schwarze Gewand desselben im Abendwinde. Rasch trat er mit ausgebreiteten Armen an den Rand des Hügel's, als wollte er sich in's Meer hinausstürzen. Als Valerio anlangte, lag der Greis auf seinen Knien. Valerio hob ihn auf. „Da bist du ja,“ sagte der Greis mit unbeweglichen Blicken und fast tonloser Stimme. „Ich begegnete meinem Bruder im Garten, und da ich an ihm vorbeikam, sah ich, daß er einen Dolch im Busen trug. Da ist mir bange geworden um dich, und ich habe dich gesucht, überall. Als ich hierher kam,“ fuhr er fort, „sah ich es mir wieder, als erblickte ich dich dort mitten im Gedränge der Wellen. Da habe ich zu Gott gebethet, denn mir ward Angst um dich, unbeschreiblich. Aber da bist du ja gesund, ganz gesund! Gott sey gedankt dafür.“

Er befühlte den Tiefserschütterten mit ängstlicher Sorgfalt, und ließ sich schweigend von ihm nach Hause führen. Am andern Morgen ließ der Herzog Valerio rufen. Er gab ihm die Papiere, welche auf seine Reise Bezug hatten, und unterrichtete ihn von seinem Willen. „Reise glücklich, mein Freund!“ setzte er dann hinzu, „überlasse mir ruhig Camilla's und deines Vaters Schicksal; und — wenn es dir möglich ist, so — verzeihe mir.“

Er drückte seinen Neffen an seine Brust. Valerio schauderte, als der Herzog ihn umarmte; aber er war stark genug, seinen Abscheu zu verbergen.

Länger als ein Jahr hatte Valerio in Palermo, in stillen Gram versunken, sich aufgehalten, als der Herbst das Rosaliensfest erneuerte. Die ganze Stadt war Jubel und Freude; überall tönten Gesang und Musikchöre, und festlich mit Rosen geschmückt drängte sich alles nach der Grotte hin, wo die wunderthätige Heilige gelebt hatte. Valerio entrang sich bey einbrechendem Abend dem Getümmel, und schlug einen einsamen Gang ein. Ein Mohr, der ihm schon lange nachgeschlichen war, trat ihn jetzt an, und bat ihn dringend durch Zeichen, daß er ihm folgen möchte. Valerio schlug es ab. Mit stehender Geberde legte der Mohr die Rechte auf das Herz, und wiederholte die Einladung, indem er nach einer nahen Villa wies, und dem Zögernden zu verstehen gab, daß er durchaus keine Gefahr zu fürchten habe. Valerio entschloß sich, ihm zu folgen. Der Mohr leitete ihn nach dem Landhause, und ließ ihn in einen weiten Salon treten, nach einer Thüre zeigend, die in den Garten führte. Valerio trat hinaus. Auf einem weiten Rasenplage gewahrte er unter einem Baume zwey fremde Gestalten. Ein alter Mann saß in der Dämmerung unter einem Platanus, und an seiner Seite stand ein weibliches Wesen in einem weißen, flatternden Gewande. Valerio näherte sich. Der Greis stand auf, und trat ihm heiter entgegen. Es war sein Vater. „Sey glücklich, mein Sohn!“ rief er Valerio entgegen, „dein Oheim hat uns verlassen,“ und — Camilla hing in des Überraschten Umarmung.

## Die Blumen.

Die Blumen, die auf stiller Flur,  
 Am keuschen Busen der Natur,  
 Ein holder Brautschmuck, sich erheben,  
 Gesöste Theile sind sie nur  
 Von hingeschwund'nen Menschenleben;  
 Wenn auch in diesen Erdenräumen  
 Ein starres Herz in Staub zerfällt,  
 Bald lebt es auf in frischen Keimen,  
 In Wesen einer neuen Welt.  
 Ein zartes Sinnbild unsers Lebens  
 Und unsers reinen, höhern Strebens,  
 Begrüßt uns im erneuten Jahr  
 Der Frühlingskinder heit're Schar;  
 Sie winken mit den klaren Augen  
 Und öffnen mild die volle Brust,  
 Daß fremde Wesen Nahrung saugen  
 Aus ihrem Kelch mit Kindeslust;  
 Sie laden, kosend mit den Lüften,  
 Den Wand'rer ein zur Mittagsruh,  
 Und hauchen ihm in Balsamdüften  
 Den Kuß der ew'gen Liebe zu;  
 Verschönern uns're reinsten Freuden  
 Mit ihrem anmuthsvollen Glanz,  
 Und mildern uns're schwersten Leiden  
 Mit ihrem trostgeweihten Kranz;  
 Erhöhen jedes uns'rer Feste,  
 Und decken uns're kalten Reste  
 Mit ihrem heil'gen Schleyer zu;  
 Verbürgen, ob sie gleich vergehen,  
 Ein allgemeines Auserstehen  
 Und kummerfreyes Wiedersehen!  
 In Edens gold'nem Friedensthal,  
 Denn mit des Lenzes Erstlingsstrahl,  
 Bey'm Jubelschalle süßer Lieder,  
 Erblüh'n sie auf den Fluren wieder.

Saghe von Rothenberg.

## Correspondenz-Nachricht.

Wesst, am 22. Jänner 1823.

(S c h l u ß.)

Die erste Direction (von Ostern 1821 bis dahin 1822), gewiß aus achtbaren Männern bestehend, und mit vollem Beutel beginnend, hatte freylich gut wirthschafteten, mußte aber auch zum Ankaufe der Garderobe tief (viele sagen, sie habe zu tief gegriffen) in diesen Beutel greifen, und hatte überdem die böse Aufgabe, die erste Hand an alle die großen und vielen Mißbräuche zu legen, welchen der Verfall des Theaterwesens (zumal unterm letzten Aрендator) mit Rechte zuzuschreiben war. Diese ersten Directoren arbeiteten wacker, aber doch vielleicht weder sparsam oder scharf genug gegen die ungebührlichen Kostgänger des großen Theater-Seckels, vielleicht auch zu gefällig und opferwillig für die Launen des Publicums, vielleicht zu hingebend den Eifersüchtigungen eigner Ambition und fremder zudringlicher Kunsttricherey, — kurz! — und

vielleicht der großen Wahrheit vergessend, „daß der erste Verdruss besser ist, als der letzte.“ Von allen Seiten aber wurde nun offenbar darin gefehlt, daß die Mehrzahl dieser ersten Directoren zusammt dem Präses zu Ostern 1822 austrat, und daß man sie austreten ließ. Es war Schuldigkeit der gesammten ersten Direction, ihr Exempel auszurechnen, und die Actionairs hätten am besten gethan, auf dieser Ausrechnung zu bestehen, jedoch die schon in der Natur der Sache liegende Aufforderung, das einmal übernommene wichtige öffentliche Geschäft auch hinauszuführen, hätte die Herren alle auf ihren Plätzen festhalten, und sie allenfalls gegen etwaige, zur Verdrängung angesponnene Intriguen stützen sollen. Genug an dem! — alle diejenigen Glieder der ersten Direction, welche bey der Wahl zu Ostern 1822 von den Actionairs in ihren Stellen belassen wurden, hätten bleiben und so das öffentliche Vertrauen ehren sollen. Die zweyte Direction (für Ostern 1822 bis dahin 1823) bekam natürlicher Weise keinen leichten Stand. Denn abgesehen davon, daß die neuen Mitglieder bey allem guten Willen, doch die geschäftliche Gewandtheit und Intelligenz ihrer Vorgänger nicht hatten, so vermochten sie bey ihrer Individualität auch nicht die Abgegangenen in der öffentlichen Meinung zu ersetzen, und waren gewisser Maßen nur — Lückenbüßer. Hätte sich dieses auch nicht durch mannigfaltige Mißgriffe und finanzielle Verschlimmerung der Sache veroffenbart, so wurde es doch durch die Resultate der unlängst vorgenommenen Directoren-Wahl (für Ostern 1823 bis dahin 1824) schlagend bewiesen; indem fast alle zu Ostern 1822 neu eingetretenen Mitglieder der Direction ohne hinreichende Stimmenmehrheit gewählt wurden, welche bey der ersten Direction waren, und zu Ostern 1822 wider den Wunsch der Actionairs resignirt hatten. Hiernächst, um die Thätigkeit und Intelligenz der Directionen zu charakterisiren, genügt zu bemerken, daß die erste Direction der zweyten dre y ergiebige Cassastücke, nämlich: die See aus Frankreich und das Rosenhütchen völlig ausgestattet, und den Freyschützen bis zur Ausführung vorbereitet hinterließ, desgleichen auch den bereits mit Herrn Lewin abgeschlossenen Contract in die Hände legte; wogegen die jetzige Direction weder neues noch solides dergleichen ihren Nachfolgern bey dem Abgang zu überweisen vermag, gleichwohl aber es auszusprechen sich getrauet, daß dem Publicum nicht gezieme, die Leistungen der Bühne laut und öffentlich zu kritisiren. Sie werden mich hier mit der Stoffe unterbrechen: „Aus allem diesen Resigniren, Restauriren und Wechseln gehet hervor, daß unter den Actieninhabern Parteyung vorwalter“ — und die öffentliche Meinung wird Ihnen Recht geben, und alle Gutsgeunten werden mit Ihnen bedauern, daß die aus so löblichen Motiven entsprungene gemeinnützige Unternehmung durch solche Umtriebe am Gedeihen behindert werde: — aber was hilft das Alles? — Der Theatrischen ist weit hineingeschoben — und ich zweifle, daß die neue und dritte Theaterdirection mit bestem Vorsatz und möglichster Kraftanstrengung ihn herausziehen werde. Die Ofner Commune beharrt auf ihrer Kenitz, ein Drittel zur neuen Vorspannung beyzutragen, und wenn auch die Pesther Bürgerschaft sich entschließen sollte, diesen Defect des Civismus zu ergänzen, so läßt sich doch kaum hoffen, daß zu Ostern 1824 die Sache für sich zu stehen vermögen werde. Das Hauptübel ist — man hat von Seiten der Herrschaften von Anfang herein zu wenig für die Sache gethan, und — thut noch jetzt zu wenig. Damit will ich keinesweges sagen, daß es den höhern Ständen obliege, für das öffentliche scenische Vergnügen mehr zu thun, als das andere Publicum; denn was solche Lebensfreuden anbelangt, so ist jeder sich selbst der nächste, und niemanden, am wenigsten dem hohen Adel, zu verdenken, wenn er ökonomisirt, und das mehrste Selbstvergnügen in seinen geschlossenen Zirkeln sucht; allein — wer wenig für die öffentlichen Lustbarkeiten thut, soll hiernach auch den ihm darauf gebührenden Einfluß abmessen. Hier kommen wir auf einen Anstoß, welchen dem Resultate der neuesten Actionairversammlungen zu Folge die neue Direction zu finden besorgen muß, indem dabey solche Äußerungen und Ansichten veroffenbart worden sind, welche den 101 bürgerlichen Theilhabern um so weniger gefallen konnten, als sie doch die größten und mehrsten persönlichen und pecuniären Opfer für das gemeine Beste gebracht hatten, und in dieser gesellschaftlichen Angelegenheit eine ständische Prærogative überhaupt nicht, noch weniger

ter 1823.

tbaren Män-  
wirthschaften,  
e zu tief ge-  
erste Hand  
des Theater-  
Diese ersten  
arf genug ge-  
t auch zu ge-  
nd den Ein-  
kur; — und

aber so gestrengen Wortführern einzuräumen geneigt waren. Manche wollen in diesen Vorgängen sogar allgemeine, vom Separatismus der Stände herrührende Reactionen finden, und entnehmen aus der Geschichte der den letzten Unternehmern verunlückten Theater-Abendationen Gründe, um an einen Widerwillen der Herrschaften gegen das Gelingen der jetzigen überwiegend-bürgerlichen Unternehmung zu glauben; allein das will mir so wenig einleuchten, als daß die für den heurigen Fasching entpreparirten adeligen Picnicks im Karolyischen Hause auch unter diese Reactionen gehören sollten. Wenn man an solche Spannung zwischen den Ständen glauben wollte, so müßte man ja noch weiter gehen, und unter andern auch den satyrischen Neujahrswunsch an die neue Theaterdirection oder vielmehr einen karikirten und mit Spottversen begleiteten Abriss einer dramatischen Directorialsituation, welcher vor Kurzem von unbekannter Hand in vielfältigen Exemplaren bey der Ofner Post aufgegeben und in beyden Städten verbreitet worden, unter jene Reactionen zählen, besonders aus dem Grunde, weil darin nur die bürgerlichen Mitglieder der Direction angegriffen werden. Wer möchte es aber wohl verantworten, diesen pasquillantisken und pöbelhaften Witz auf andere Rechnung, als die eines oder mehrerer verdorbenen Genies und ästhetischen Zierengel zu setzen, welche leider hier nicht selten sind und, allen Mufen sey's geklagt! durch mündliche und schriftliche Eudelenen für's Theater interessiren! Hoffentlich werden sich die neuen Directoren durch solche elende Neckereien in ihrem Berufe nicht stören lassen, sondern vorbaulich fortarbeiten, daß von nächsten Ofnern an die Sache besser gehe, als jetzt, wo zu allem andern Uebel die in unserm Theater schwer zu bekämpfende strenge Kälte hinzugekommen ist. Zwar stehet die Eisdecke der Donau und bauet den Ofnern eine sichere Brücke zu unserer Theaterlust, — aber' ich wüßte ihnen wahrlich jetzt kein Ergebniß unserer Bühne zu nennen, was einer solchen Winterreise werth gewesen wäre. Der Fasching hat am 8. d. M. mit einem Maskenballe begonnen, welcher im Locale der 7 Churfürsten zum Besten des hiesigen Frauenvereins gegeben wurde, und für diesen wohltätigen Zweck gegen 2000 fl. W. W. einbrachte, jedoch nicht so animir wie sonst war. Auch hier hätte man, wenn man grübeln wollte, eine Reaction argwöhnen können, allein ich ziehe es vor, alles zum Besten zu kehren und die ganz natürlichen Ursachen in der strengen Kälte und in der gewöhnlichen Laueheit der ersten Faschingsperiode zu suchen. Übrigens hat sich seit dem unsere schöne Welt völlig in die Ordnung gesetzt, um das kurze Carneval kurzweilig zu verbringen.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des F. K. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Acalypha macrostachya. Langjähriges Brennkraut. Von Caracas.
- Azalea indica. Aus Ostindien.
- Carica microcarpa. Kleinfrüchtiger Melonenbaum. Von Caracas.
- Casuarina equisetifolia. Indischer Streittolbenbaum. Aus Ostindien.
- Calendula graminifolia. Grasblättrige Ringelblume. Vom Cap.
- Piper rubricaula. Aus Brasilien.
- Salvia Boosiana. Boosische Salbey. Aus Peru.
- Viburnum Tinus. Lorbeerartiger Schneeball. Aus Portugal.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 27. Februar 1823.

25

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu sammen viertels um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Über die Regulirung der öffentlichen Uhren.

30 n

J. Littrow, Director der k. k. Sternwarte in Wien.

Die Berichtigung der öffentlichen Uhren war bisher bey uns, wie in den meisten anderen Städten, den Thurmwächtern überlassen; mit welcher Sorgfalt dieß Geschäft von ihnen betrieben wurde, weiß Jeder aus eigener Erfahrung. Wenn wir bloß den wahren Mittag zu kennen brauchten, um zu wissen, wann es Zeit ist zu Tische zu gehen, so hätte es immer bey dem Alten bleiben, und am Ende wohl gar alle Thurmuhren gänzlich entbehrt werden können, da mancher Tischfreund eine Art von Uhr in seinem Magen hat, auf deren Gang er sich besser, als auf den der Stephansuhr verlassen kann. Indessen gibt es noch einige andere Geschäfte, die, wie unsere Mahlzeiten, von der Uhr abhängen, und die, wenn nicht eben so angenehm und unterhaltend, doch wenigstens eben so wichtig sind, als jene Schmäuse. In einer großen Stadt hängen die meisten öffentlichen Amtsgeschäfte und Zusammenkünfte von der Zeit ab, die also auch bekannt seyn muß, wenn jene Geschäfte nicht leiden sollen. Selbst ein freundschaftliches Stelldichein, eine Einladung zu irgend einem fröhlichen Genusse, wird oft zum Verdruße, wenn man seines besten Willens ungeachtet eine halbe Stunde zu früh kömmt, und müßig warten muß, oder wenn man eben so viel zu spät eintrifft, wo alles bereits vorüber ist. Es gab Fälle, daß mancher, der um vier Uhr aus seinem Hause auf der Landstraße ging, wenn er in der Josephstadt ankam, erst drey Viertel auf vier schlagen hörte, und umgekehrt.

Das erste also, was jeder von uns wünschenswerth finden wird, ist eine bessere Übereinstimmung der öffentlichen Uhren, wenigstens unter einander, wenn auch nicht mit dem Himmel, damit man sich verstehen und zu einem gegebenen Augenblick einhalten kann. Obschon nun Viele damit zufrieden seyn können, wenn nur die Stadtuhren, recht oder unrecht, doch unter einander gleich gehen, so wird es auch manche geben, die wün-

sehen, daß sie auch alle recht gehen mögen. Wenn nämlich jene Thurmuhr, nach welcher sich die andern richten sollen, damit sie unter sich übereinstimmen, schlecht ist, — und die meisten Thurmuhren sind, wenn man sie mit astronomischen Uhren vergleicht, schlecht, da sie beynah alle in das Geschlecht der Bratenwender gehören, — so wird sie bald zu langsam, bald zu geschwind gehen, und die andern oft besseren Thurmuhren müssen den ganzen Tag bald vor, bald zurück gerichtet werden, wenn die beabsichtigte Harmonie erreicht werden soll. Nicht anders wird es mit den Privatuhren gehen, und ein Mann, dem an der genauen Kenntniß der öffentlichen Zeit gelegen ist, wird den ganzen Tag seine Uhren in den Händen haben müssen, um sie mit dem großen Bratenwender in der gewünschten Übereinstimmung zu erhalten.

Die öffentlichen Uhren müssen daher, wenn Ordnung in die Zeitbestimmung und in die mancherley Geschäfte gebracht werden soll, die von der Zeit abhängen, nicht nur unter sich harmoniren, sondern jene Thurmuhr, nach welcher sich die andern richten sollen, muß auch zweyten's gut und richtig gehen, oder sie muß mit der großen Uhr des Himmels genau übereinstimmen. Allein welches Mittel hat man auf unseren Thürmen, den Stand der Uhr genau nach dem Himmel zu berichtigen? — So viel als keines. Die sogenannten Probeuhren, gemeine Pendeluhren, die auf manchem Thurme zu diesem Zwecke stehen, taugen selbst nicht viel, wegen ihrem hohen Stande und weil sie den Einflüssen der abwechselnden Temperatur und den heftigen Winden ausgesetzt sind, welche die höchsten Thürme am meisten bewegen, und endlich wegen den Glocken, die bey dem Läuten das ganze Gebäude in eine schwingende Bewegung bringen. Sonnenuhren aber sind ihrer Natur nach zu klein und zu unvollkommen, um von ihnen die hier nöthige Genauigkeit zu erwarten, und Mittagslinien endlich, oder sogenannte Gnomonen können, wenn sie auch im Winter wegen des niedrigen Standes der Sonne brauchbar seyn sollen, nur niedrig und kurz, also wieder nur sehr unvollkommen seyn, verrücken sich mit der Zeit, und sind, so wie die Sonnenuhren, nur dann anwendbar, wenn die Sonne scheint, und zwar nur, wenn sie gerade im Mittage scheint. Wenn sich daher in unseren trüben Wintermonaten der gewiß nicht seltene Fall ereignet, daß durch drey und mehr Wochen die Sonne gerade im Mittage, wenn auch sonst der schönste Tag ist, hinter Wolken steht, so weiß der arme Thurmwächter nicht mehr, wie er mit seiner Zeit daran ist, und er muß es ruhig geschehen lassen, wenn seine Uhr indessen ihren Gang ganz willkürlich geändert hat, und selbst halbe Stunden zu früh oder zu spät geht. Soll daher auch dieser zweyte gerechte Wunsch des Publicums befriediget werden, so muß dem Thurme, nach welchem sich die andern zu richten haben, die Zeitbestimmung nicht mehr überlassen bleiben, weil er kein Mittel hat, diesen Zweck zu erreichen, sondern diese Zeitbestimmung muß ihm von einem solchen Orte gegeben werden, wo diese Mittel vorhanden sind, und wo sie gehörig gebraucht werden, das heißt, von einer Sternwarte, wo man allein mit Verläßlichkeit weiß, wie viel Uhr es jeden Augenblick ist.

Um also diesem doppelten Übelstande abzuheffen, und künftig in die öffentlichen Uhren der Stadt Ordnung zu bringen, wird der Augenblick des Mittags, von dem künftigen ersten März an, jeden Tag auf der k. k. Stern-

warte mittels einer großen, eigens dazu bestimmten Glocke, und zwar auf folgende Art angegeben werden: Zwey Minuten vor dem Mittage wird durch ein, einige Secunden dauerndes Läuten der Glocke das Vorzeichen gegeben, wodurch die Aufseher der Thurmuhr und alle Bewohner der Stadt aufmerksam gemacht werden, daß es nun Zeit sey, sich zu ihren Uhren zu begeben, um sie zu berichtigen. Vier und zwanzig Secunden vor dem Mittage fängt dieselbe Glocke, wie eine Uhr, zu schlagen an, alle zwey Secunden einen Schlag, so daß der zwölfte und letzte Schlag zugleich der Augenblick des Mittagess ist. In diesem Augenblicke des letzten Schlages wird, einer getroffenen Übereinkunft gemäß, die Thurmuhr der St. Stephanskirche die zwölfte Stunde zu schlagen anfangen, und nach ihr werden sich alle andern Thurmuhren der Stadt und der Vorstädte genau richten können, so daß, von jenem Tage an, der erste Schlag der zwölften Stunde jeder öffentlichen Uhr zugleich der Augenblick des Mittagess ist, nach welchem also auch jeder Einwohner der Hauptstadt seine Privatuhr auf das genaueste berichtigen kann.

Es ist zu erwarten, daß diejenigen, welche in den verschiedenen Bezirken der Stadt und der Vorstädte diesen Gegenstand zu besorgen haben, dem ihnen gegebenen Auftrag gemäß, auf Ordnung zu sehen, und dadurch diese allen Einwohnern willkommene und nützliche Einrichtung gehörig aufrecht erhalten werden, um so mehr, da jede Nachlässigkeit, die sich ein Thurmwächter erlauben sollte, sogleich offenbar und Jedermann auffallend seyn wird, denn so, wie vom 1. März irgend eine Uhr anders geht, als die St. Stephansuhr, so geht sie eben deswegen schlecht, und der, dessen Sorge sie anvertraut ist, kann sogleich seines Fehlers von Jedermann überwiesen werden.

Dem Vorhergehenden müssen wir noch zwey Bemerkungen hinzufügen, deren erste die Uhrmacher betrifft, denen am meisten an der Ausführung jenes Vorschlages gelegen seyn muß. Wenn man bloß auf die öffentlichen und häuslichen Geschäfte der andern hätte Rücksicht nehmen wollen, die sich zwar an die Zeit, aber doch nicht so genau daran binden, daß ein Unterschied von einigen Secunden für sie von irgend einer Bedeutung seyn könnte, so würde es hinreichend gewesen seyn, den Augenblick des Mittagess auf der Sternwarte täglich etwa auf eine Viertelminute genau anzugeben, da die meisten doch nur Minutenuhren haben, an welchen man einzelne Secunden nicht unterscheiden kann. Allein den Uhrmachern ist oft die genaue Kenntniß der Zeit bis auf die Grenze einer Secunde nothwendig, und die Mittel, welche sie bisher angewendet haben, führten nur schlecht, oder gar nicht zum Zwecke. Von denen, welche sich, wie ihre Vorgänger im letzten Jahrhunderte, noch nach Sonnenuhren und dergleichen schwachen Hülfsmitteln richten, kann hier die Rede nicht seyn, da solche Handwerker, nicht mehr Künstler, schon zufrieden seyn müssen, ihre Zeit auf einige Minuten zu kennen. Unter den übrigen aber gibt es Männer, ich kenne selbst mehrere derselben, die ihre Kunst von Herzen lieben, und die, wenn gleich jetzt unbekannt, es manchen der berühmtesten Künstler des reichen Englands gleich, und vielleicht vorthun würden, wenn ihnen Unterstützung und Mittel nicht fehlten. Wenn ein englischer Uhrmacher, ein Arnold, Emery, Mudge, Carneschan, Molineux u. a. seinen Chronometer vollendet hat, so vergleicht er ihn nicht, wie unsere Uhrmacher thun, und zu thun gezwungen sind, mit

einer sogenannten Probeuhr, die oft selbst nichts taugt, sondern er vergleicht sie mit der großen Uhr des Himmels, verbessert dann wieder, wenn er eine Abweichung findet, vergleicht wieder mit dem Himmel und setzt dieß so lange fort, bis er seiner Sache vollkommen gewiß ist, und dann erst kann er mit voller Überzeugung vor jedem Käufer sein 'tis ready (sie ist fertig, sie ist vollendet) aussprechen, eine Überzeugung, zu der unsere Uhrmacher bisher nicht gelangen konnten, weil ihre Probeuhr selbst nicht verlässlich war, und sie sonst kein Mittel hatten. Und welches andere Mittel hat der englische Künstler? — Die oben genannten Männer haben jeder in ihrem Hause bloß zu jenem Zwecke eine eigene — Privatsternwarte! Da man einen solchen Aufwand von unseren weniger begüterten Uhrmachern nicht verlangen kann, so wird es ihnen willkommen seyn, denselben Zweck und ganz eben so sicher auf eine andere Art zu erhalten, die sie wenigstens gar nichts kostet. Um nämlich auch ihnen zu genügen, wird von jenem bezeichneten Tag an der Augenblick des Mittags auf der Sternwarte nicht bloß beyläufig auf eine viertel oder halbe Minute, sondern ganz genau auf die Secunde angegeben werden. Die Mühe, die dadurch der Sternwarte gemacht wird, ist im Grunde nur gering, da doch auf jedem wohlbesorgten Observatorium die Zeitbestimmung, als die erste Erforderniß aller astronomischen Beobachtungen, immer auf die Secunde genau bekannt seyn muß. Daß aber eine Sternwarte die Mittel besitzt, diese Genauigkeit zu erreichen, davon kann jeder, der an dergleichen Sachen Interesse hat, sich selbst durch Autopsie überzeugen.

Die zweyte Bemerkung, welche wir hier noch nöthig finden, betrifft den Unterschied zwischen der sogenannten wahren und mittleren Zeit. Da von diesen beyden Zeiten selbst im gemeinen Leben so oft die Rede ist, und doch so mancher nicht die gehörigen Begriffe damit verbindet, so mag es erlaubt seyn, hier einige Worte darüber zu sagen.

„Die ersten Gedanken sind die besten.“ Dieß Sprichwort ist, wie alle Sprichworte, nicht immer richtig. Schon die ältesten Völker, von denen wir noch Kunde in der Geschichte finden, haben ihre Wochen nach dem Monde und seinen verschiedenen, abwechselnden Gestalten gezählt, und wenn jedes derselben eine andere Periode hatte, um ihre Jahre und Menschenalter daran abzuführen (man erinnere sich der Julianischen Periode von 7980 Jahren, der Dionysischen von 532, der Ara von Constantinopel, des Diocletian oder der Martyrer-Ara, der olympischen, römischen, der Nabonassarischen, mahomedanischen, Jezdejdischen Ara und so vieler anderer), so kommen doch alle darin überein, daß sie für kleinere Zeittheile die Woche von sieben Tagen brauchen. Diese Woche ist eine Periode, die aus dem grauesten Alterthume, in welchem sich ihr Ursprung verliert, sich ununterbrochen, durch die ganze Reihe der folgenden Jahrhunderte schlingt, indem sie sich den verschiedenen Kalendern aller Zeiten und Nationen genau anpaßt. Auf der ganzen Erde, selbst in den Ländern der neuen Welttheile, die von uns keine früheren Mittheilungen haben konnten, bey den gebildeten und den noch ganz wilden Völkern, überall findet man diese Woche von sieben Tagen wieder, so daß sie gleichsam das älteste Denkmal der menschlichen Kenntnisse in der Astronomie ist; und da, wenigstens bey allen Völkern der drey ältern Welttheile, die Tage der Woche, was sehr merkwürdig ist, übereinstimmend und

auf dieselbe Art durch die älteren Planeten bezeichnet werden, so scheint dieß auf eine allgemeine Quelle zu deuten, aus der alle Nationen der Vorzeit geschöpft haben, und es ist klar, daß zu dieser Art zu zählen offenbar der Mond Gelegenheit gegeben hat, dessen Lichtwechsel in eine Periode von nahe vier Mal sieben Tagen, oder von vier Wochen eingeschlossen ist, und der eben durch diese seine so auffallenden Phasen recht dazu gemacht zu seyn scheint, uns statt eines immerwährenden Kalenders zu dienen. Daher ist er denn auch nicht nur bey den uncultivirten Völkern der Vorzeit, oder bey den rohen Wilden in Amerika und Neuholland als ihr Zeitzähler aufgestellt worden, sondern er wurde auch bey den aufgeklärtesten Nationen der Erde als derjenige betrachtet, von dem die Ordnung und Einrichtung ihrer Kalender vorzugsweise abhängt, wie dann auch bey der bekannten Reform unseres eigenen Kalenders, die in dem Jahre 1582 vorgenommen, und von den ersten Gelehrten und Astronomen jener Zeit ausgeführt wurde, der Mond als der größte und beste Regulator unserer Zeit- und Festrechnung gebraucht ist. Allein so sehr der Mond mit seinem immer wechselnden Gesichte zur Rolle eines obersten Kalendermachers auf den ersten Blick auch zu passen scheint, so findet man doch bey einigen folgenden Blicken, daß unter allen Gestirnen des Himmels gerade Er am allerwenigsten Talent und Geschicklichkeit für diese Rolle hat; daß wir durch jene unsäglichen Verwirrungen, die in der Chronologie beynähe aller Völker angetroffen werden, und welche aufzulösen selbst Newton sich vergebens bemühte, ganzer Bibliotheken von Folianten ungeachtet, die bereits über Chronologie geschrieben wurden, uns aus diesem babylonischen Labyrinth noch immer nicht herausfinden können, und daß wir endlich alles dieß dem unglücklichen Einfall unserer Vorfahren, den Mond als Kalenderregulator aufzustellen, zuzuschreiben haben. Die verworrenste Chronologie der Neuern haben offenbar die Juden, bey welchen der Mond die wichtigste Rolle spielt. Da sie nun einmal, anderen Vorschriften gemäß, sich an ihn halten müssen, und da er, wegen der vielen Unregelmäßigkeiten in seiner Bewegung, sie alle Augenblicke verläßt und von ihrer Rechnung ab auf Irrwege führt, so mußten die Juden, um diese immer wiederkommenden Fehler gut zu machen, nicht weniger als sechs verschiedene Gattungen von Jahren ausfinden, die unter einander mehr als volle dreyßig Tage verschieden sind, und von denen sie, wie Noth und Umstände sie zwingen, bald dieses bald jenes zu Hülfe rufen, so daß ihr Kalender ein wahres Stück- und Flickwerk ist, den nur die Gelehrten unter ihnen verstehen können. Und geht es unter uns, wenigstens in Beziehung auf unsere Festrechnung, viel besser? Wie viele gibt es wohl selbst unter den Gebildeten, die wissen, wann in jedem Jahre Oster- oder Pfingstsonntag ist? Wir sehen alle in den Kalender, und glauben ihm\*), und

\*) Ohne uns hier in ein näheres Detail über unser Kalenderwesen einzulassen, glauben wir doch manchem Leser einen angenehmen Dienst zu thun, wenn wir ihm ein Mittel angeben, für den alten Julianischen Kalender, den bekanntlich noch die Russen brauchen, sowohl als für unseren neuen Gregorianischen, den Monatstag des Ostersonntages in jedem Jahre selbst auf eine Art zu finden, die ungemein leichter ist, als die bisher bekannte. Man dividire das gegebene Jahr Christi durch 19, durch 4 und durch 7, und nenne den Rest der ersten Division a, den zwenten b, und den dritten c. Dann multiplicire man a durch 19, und addire dazu die

wenn er es nur nicht so arg macht, wie z. B. der astronomische Kalender, den das Bureau des Longitudes in Paris für 1821 herausgegeben hat, so sind wir schon zufrieden. In diesem astronomischen Kalender ist der Ostersonntag auf den 17. April, und also auf einen Dienstag gesetzt worden, der Aschermittwoch fällt nach ihm fünf Tage später, als er soll, und zwar auf einen Donnerstag, das Frohnleichnamsfest auf einen Samstag und dergleichen Verstöße mehr, die man auch vor hundert Jahren in keinem unserer Bauernkalender angetroffen haben würde.

Was von dem Monde in Beziehung auf unsere Kalender gilt, wo er die Sache, die er regeln und ordnen sollte, eigentlich nur verwirrt, gilt in demselben Maße auch von der Sonne in Beziehung auf unsere Eintheilung des Tages in Stunden, Minuten u. s. w. Wenn man sich auch hier wieder, wie es so oft geschieht, an den ersten Blick hält, wer sollte zweifeln, daß die Sonne, die doch eigentlich den Tag macht, ihn auch am besten eintheilen würde, daß sie, die den Anfang und das Ende des Tages für uns alle so deutlich bezeichnet, nicht auch eben so deutlich den Augenblick des Mittags, so wie den Anfang und das Ende einer jeden anderen Stunde des Tages zu bezeichnen im Stande seyn würde. Und doch ist sie, wie wir bald sehen wer-

Zahl  $m$ ; diese Summe dividire man durch 30 und nenne den Rest  $d$ . Endlich addire man das doppelte  $b$ , das vierfache  $c$  und das sechsfache  $d$  zu der Zahl  $n$ , dividire die Summe durch 7, und nenne den Rest  $e$ , so fällt der Ostersonntag immer auf den Tag des März, den man erhält, wenn man  $d$  und  $e$  zu 22 addirt, oder auch auf den Tag des Aprils, den man erhält, wenn man von der Summe  $d$  und  $e$  die Zahl 9 subtrahirt. — Dabey ist für den alten Julianischen Kalender  $m = 15$  und  $n = 6$ , und für den neuen Gregorianischen im gegenwärtigen Jahrhundert  $m = 23$  und  $n = 4$ . So ist für das gegenwärtige Jahr 1823

a . . 18 also für den Julianischen Kalender

b . . 3

c . . 3

m . . 15

n . . 6 also Ostersonntag den 22

d . . . 27

e . . . 4

27

4

31

31

oder den 22sten April.

Und für den Gregorianischen Kalender

m . . . 23

n . . . 4 und daher Ostersonntag den 22

d . . . 5

e . . . 3

5

3

oder den 20sten März

und man kann dabey für den Gregorianischen Kalender noch bemerken, daß, wenn jene Rechnung Ostersonntag den 26. April gibt, man immer den 19. April nehmen muß. Kennt man so den Ostersonntag, so sind bekanntlich auch alle anderen beweglichen Feste des ganzen Jahres bekannt; so heißt der Sonntag 9 Wochen vor Ostern Septuagesimä, der Donnerstag unmittelbar vor Ostern der grüne Donnerstag, der Donnerstag 40 Tage nach Ostern der Himmelfahrtstag, und zehn Tage nachher der Pfingstsonntag u. s. w., so daß auf diese Art mit einer ganz leichten Rechnung sich künftig jeder seinen Festkalender selbst machen, oder den gekauften, in dem es oft nicht an Druckfehlern mangelt, verbessern kann, ohne daß er, wie bisher geschehen ist, nöthig hätte, ihm auf gutes blindes Glück hin zu vertrauen.

den, zu dieser ihr so natürlich scheinenden Rolle eben so wenig geschickt, als der Mond zu einem Kalenderregulator.

Wenn sie die Stunden des Tages richtig angeben soll: so müßte sie, wie jedem klar ist, alle Stunden unter einander gleich groß angeben, nicht die eine kleiner, die andere größer, so daß man eigentlich gar nicht weiß, wie lange eine ihrer Stunden dauert. Und dieß letzte ist der Fall mit unserer Sonne: ihre Stunden sind alle unter einander ungleich, und eben deswegen zu einem allgemeinen Maße der Zeit ganz unbrauchbar.

Jedes Maß setzt vor allem eine Gleichförmigkeit seiner Theile voraus. Wenn mir ein Wegweiser sagte: von dieser Stadt bis zu jener sind zehn Meilen, nämlich eine deutsche, eine französische, eine englische Seemeile, eine russische Werst, eine persische Parasange u. s. w., so kann ich eine solche Belehrung zu gar nichts brauchen, und mir bleibt nichts übrig, als den, der sie gab, für nicht recht richtig im Kopfe zu halten. Und eben so ist es mit den Stunden der Sonne, wie wir sie bisher gebraucht haben; sie sind, wenn auch nicht in demselben Grade, doch eben so ungleich, wie jene Meilen, und daher überall, wo von Genauigkeit die Rede ist, ganz unbrauchbar, daher auch diese Stunden bey den Astronomen, wo die größte Genauigkeit in der Zeitangabe gefordert wird, schon seit vielen Jahrhunderten ganz aus der Mode gekommen sind, und sie werden nur noch im sogenannten bürgerlichen Leben, wo es den meisten auf eine Handvoll Minuten nicht ankömmt, als eine alte, hergebrachte Sitte, die nichts für sich hat, und daher der neueren, allgemein für besser anerkannten Platz machen soll, mehr tolerirt als wirklich gebraucht.

Wenn eine Uhr gut gehen soll, so muß sie gleichförmig gehen. Beydes ist identisch, und je mehr sich der Gang einer Uhr dem völlig gleichförmigen Gange nähert, desto besser ist sie. Nun haben wir aber bisher alle unsere Uhren nach der Sonne gestellt, und da diese, wie wir oben gesehen haben, ungleiche Stunden macht, also einen ungleichförmigen Gang hat, so haben wir dadurch unsere Uhren gezwungen, ebenfalls ungleichförmig, d. h. schlecht zu gehen.

Die Sache stand also bisher folgender Weise, daß, wenn unsere Uhr gut ging, so ging sie schlecht gegen den Himmel, und mußte daher verbessert oder eigentlich verbösert werden, und da, wenn an einiger Genauigkeit gelegen war, diese Verbösierung, auch bey der besten Uhr, und insbesondere bey ihr, alle Tage vorgenommen wurde, so mußte durch dieses ewige Nichten und Stellen die vorzüglichste Uhr am Ende nur verdorben werden, was denn auch mit den meisten Uhren geschehen ist, die sich dieses immerwährende Stellen und Verstellen durch einige Jahre gefallen lassen sollten.

Es gibt allerdings kein besseres Mittel, eine Uhr recht zu stellen, als sie mit dem Himmel zu vergleichen, mit dieser großen Uhr des Universums, die ihre Bewegung um uns, wenigstens scheinbar, in jedem Tage mit der allergrößten Regelmäßigkeit vollendet, aber unter den Mitteln, welche uns der gestirnte Himmel zu diesem Zwecke darbietet, müssen nur solche Gegenstände genommen werden, welche ihren Ort am Himmel selbst nicht ändern. Jeder Fixstern also würde in dieser Beziehung viel besser und brauchbarer seyn, als die Sonne, die, wie bekannt, eine eigene und zwar sehr ungleich-

förmige Bewegung hat, sich daher zur Zeitbestimmung im geringsten nicht eignet.

Die Sonne bewegt sich nämlich, wenn wir hier dem gewöhnlichen Sprachgebrauche folgen wollen, in einer Ellipse, in einer eysförmigen Figur, in welcher sie im Winter der Erde näher kömmt, als im Sommer, und daher auch in jener Zeit schneller geht, als in dieser. Dieß muß allein schon die Länge der Tage, also auch die der Stunden, Minuten u. s. w. ungleich machen. Allein, selbst wenn sich die Sonne in einem vollkommenen Kreise, und daher, wie es die Natur des Kreises fordert, völlig gleichförmig bewegte, so würden die Tage und Stunden, welche sie bildet, doch noch sehr ungleich seyn, so daß also selbst dann die Sonne zu einem allgemeinen Zeitmaße noch immer unbrauchbar seyn würde. Denn die Sonne bewegt sich in der sogenannten Elliptik, oder in einer Ebene, welche gegen die Ebene unseres Äquators unter einem Winkel von drey und zwanzig Graden und acht und zwanzig Minuten geneigt ist, und wir messen die Zeit in Beziehung auf diese letzte Ebene des Äquators. Alle unsere Zeitbestimmung gründet sich nämlich auf die äußerst gleichförmige Umdrehung des Himmels, oder eigentlich der Erde, um die Weltachse, oder um die Achse des Äquators, die genau von Süden nach Norden geht. Wenn wir nun, was doch nicht der Fall ist, auch annehmen dürften, daß die Sonne sich gleichförmig in der Elliptik z. B. alle Tage genau einen Grad bewegte, so würde doch dieser Grad der Elliptik auf dem Äquator, auf welchem Letzteren wir ihn eigentlich messen, beynabe nie einen Grad, sondern bald eine, bald mehrere Minuten weniger betragen, und sonach auch eine gleichförmig gehende Sonne für uns doch wieder ungleichförmig, und daher zur Zeitbestimmung unbrauchbar seyn. Es ist aber hier nicht von bloßen unbedeutenden Mikroklogien die Rede, sondern die Unterschiede der verschiedenen Mittage beyder Sonnen würden im Jahre öfters über eine Viertelstunde gehen, und diese wird man doch an seinen Uhren in Ordnung wissen wollen, an denen man so gern Secundenzeiger anbringen läßt, und auf die man oft so beträchtliche Summen verwendet.

Da also diese wahre Sonne, diese Königin unserer Tage, diese Licht- und Wärmependerinn, deren andere Wohlthaten wir gern und dankbar anerkennen, doch zu unserer Zeitbestimmung nicht geeignet ist, und da doch wieder, von einer andern Seite betrachtet, dieselbe Sonne so geschickt ist, unsere größern Perioden von Jahren und Jahrhunderten zu bilden, und uns so nicht bloß das Licht des gegenwärtigen Tages, sondern auch eine leitende Fackel in der finstern Vorzeit giebt, ohne welcher eine Geschichte der Menschheit unmöglich wäre, so haben die Astronomen eine andere Sonne gewählt, die zwar weder Licht noch Wärme hat, die auch nicht einmal an dem Himmel existirt, die aber dafür desto geschickter ist, ein Regulator unserer Uhren zu seyn. Diese Sonne, welche sie die mittlere Sonne, im Gegensatze mit der uns sichtbaren wahren Sonne, nennen, bewegt sich in der Ebene des Äquators gleichförmig und so, daß sie mit der wahren, welche in der Elliptik ungleichförmig fortgeht, in derselben Zeit ihre jährliche Periode vollendet. Wenn diese mittlere Sonne durch den Meridian, durch die Mittagsslinie eines Ortes geht, so sagt man, dieser Ort habe jetzt seinen mittleren Mittag, und dieser ist von dem wahr-

ren Mittage der wirklichen Sonne im Laufe eines Jahres oft über eine Viertelsstunde verschieden. Da aber die Entfernungen zweyer nächsten mittleren Mittage immer gleich weit von einander sind, oder da die mittleren Sonnentage durch das ganze Jahr immer gleich groß sind, und sich also allein zur Zeitbestimmung eignen, so wird mit dem oben erwähnten letzten Schläge der Glocke auf der Sternwarte auch immer der mittlere Mittag dieses Tages auf die Secunde genau angegeben werden. Durch diese Einrichtung wird man jetzt die Uhren nicht mehr zwingen dürfen, ihrer Bestimmung ganz entgegen, ungleichförmig zu gehen, sondern man wird jetzt, ohne sie durch immerwährendes Hin- und Herrichten zu verderben, jeden Mittag zu prüfen vermögen, ob sie einen gleichförmigen Gang haben, so wie die Uhrmacher, denen es bisher beynähe gänzlich an einem guten Mittel gebrach, sich der Secunde zu versichern, von nun an sich jeden Tag von dem Gange ihrer Uhren auf das genaueste werden überzeugen können.

### Musikalisches und theatralisches Allerley aus Italien.

Von G. L. P. Sievers.

*La Semiramide*, opera seria in due Atti, poesia nuova del Sgr. Rossi, musica nuova del Sgr. Rossini. Aufgeführt, als die zweyte Carnevalsoper, auf dem Theater Venice zu Benedig am 3. Februar 1823.

Ehe ich über das Schicksal dieser neuesten Rossinischen Oper Bericht erstatte, und einige wenige Worte zu ihrer Beurtheilung hinzufüge, halte ich es für zweckmäßig, die Leser mit dem fernern Verlaufe, welchen die Angelegenheiten des Theaters Venice genommen haben, bekant zu machen.

Mein letzter Bericht schloß mit der Nachricht von dem gänzlichen Mißfallen, welches nicht allein die Musik *Mahomet II.*, sondern auch sämtliche Darsteller, die *Mariani* ausgenommen, im Publicum erregt hatten.

Die italiänischen Theaterunternehmungen, deren Raum bloß auf eine bestimmte Zeit (*Stagione*) beschränkt ist, stehen außer Reihe und Glied mit andern dergleichen Anstalten, welche sich in Deutschland und Frankreich befinden. Hier, wo die Gesellschaften zusammen zu bleiben, und nicht ein, oder ein Paar, sondern viele Werke der verschiedensten Gattung, vorzustellen bestimmt sind, müssen die Fächer möglichst vollständig besetzt seyn, und die Inhaber derselben, wo nicht alle, doch die meisten Rollen des ihrigen auswendig wissen. Mißfällt ein oder das andere Stück, ein oder der andere Schauspieler, so wird die Direction dadurch in keine besondere Verlegenheit gesetzt; ihr übriges Repertoire, ihre übrigen Mitglieder sind im Stande, mehr oder weniger auf der Stelle auszuhelfen. Dazu kömmt ein anderer Umstand, der noch von größerer Wichtigkeit ist: in Deutschland und in Frankreich, wo dem Publicum das ganze Jahr hindurch, oder doch wenigstens einen großen Theil desselben, der Genuß des Schauspiels zu Gebote steht, wo nicht ein einziges Stück, nicht ein einziger Schauspieler, und diese nicht bloß für ein paar Wochen, die Aufmerksamkeit desselben in Anspruch nehmen, ist die Wichtigkeit, welche man auf das Gefallen eines Stücks setzt, nicht so, daß dadurch das Interesse des Publicums ausschließlich beschäftigt werden sollte.

Ein anderer Fall ist es mit Italien. Hier hat der lange und überhäufte Genuß der Musik den Geschmack an derselben so sehr abgestumpft; der Magen des Publicums hat sich, um sich eines gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, mit den Erzeugnissen dieser Kunst so sehr überladen, daß man gezwungen ist, zum Hunger seine Zuflucht zu nehmen, um sich neuen Appetit zu verschaffen. So will es die Nothwendigkeit, und der uralte Gebrauch hat diese Nothwendigkeit geheiligt, daß die Einwohner des Landes der Musik ungefähr eilf Monate im Jahre der Tonkunst entsagen, um sich im

zwölften eine oder ein paar Opern einige vierzig Male vorsingen zu lassen, und daß sie von diesen wiederum nur einige Stücke, und auch diese nur ein paar Mal, mit wahrer Aufmerksamkeit anhören. Je compacter, je desfillirter die musikalische Empfänglichkeit der Italiäner bey Annäherung jenes Zeitraumes geworden ist, je ährender der Appetit auf ihre harmonischen Verdauungswerkzeuge einwirkt, desto begieriger fallen sie, gleichsam wie der König der Thiere, wenn er ausgehungert ist, über die Ähung her, welche ihnen der Carneval herbeizuführen pflegt. Aber Gnade dann, wenn sie dieselbe nicht nach ihrem Geschmacke finden: je offener die Unmöglichkeit ist, in der vorgeschriebenen Zeit eine andere Oper herbeizuschaffen, je mehr sich dadurch die Befürchtung einer musikalischen Hungersnoth der Gemüther zu bemerken anfängt, je wilder ist die Leidenschaftlichkeit, mit welcher das Publicum über die Direction, die Sänger und den Componisten herfällt. Und wer kann ihm das verdenken? Eine andere Oper dichten, componiren und einstudieren lassen, dazu ist, wie gesagt, die materielle Zeit nicht hinlänglich, und sich mit einer alten abschreiben lassen, dafür dankt das italienische Publicum, welches alte Opern genug, aber keine neue hat. Und wer sollte auch diese alte Oper darstellen, selbst wenn Zeit zu deren Einlernung da wäre? Sicher nicht die vorhandenen Mitglieder, unter welchen sich vielleicht zwey, ja drey erste Sänginnen und keine Altistin, oder zwey, ja drey Altistinnen und keine erste Sängerin, oder lauter Tenoristen, oder lauter Bassisten befinden! Denn in Italien werden, wie bekannt, erst die Sänger engagirt, und nach deren Fähigkeiten und Qualitäten die Oper zugesucht; da hingegen sich in Deutschland und Frankreich die Sänger nach den vorhandenen Stücken zuzufügen lassen müssen.

Aus dem Gesagten erhellt, in welcher Verlegenheit sich die Direction des Theaters Senice nach dem absoluten, fast beispiellosen Falle der Oper: *Mahomed II.*, befinden mußte. Diese Verlegenheit, welche unter den gewöhnlichen Umständen für jedes andere Theater niederschlagend gewesen wäre, mußte in dem gegebenen Falle Verzweiflung erzeugen. Venedigs Handel und Wandel ist auf die kurze Carnevalszeit beschränkt, deren erster, und ich möchte fast sagen, einziger Reiz — seit der Gebrauch, sich zu maskiren, abgenommen hat und am Ende ganz verschwinden wird — die erste Oper des Theaters Senice ausmacht. Diese beginnt in Venedig, wie in dem ganzen übrigen Italien, am St. Stephanstage (26. December); der Carneval aber nimmt seinen Anfang erst mit dem 7. Februar. Folglich kann die Nachricht von dem Erfolge der neuen Oper in der ganzen umliegenden Terra ferma bekannt werden, ehe die Einwohner derselben sich zum Fasching nach Venedig auf den Weg machen. Je größer der Benfall ist, welchen die Oper erhält, je stürmischer wird auf die respectiven Hausväter der Umgegend eingestürmt, daß sie ihre Familie, das heißt, Weib, Kind, Magd und Vieh (denn auch Hunde und Katzen, von welchen diese Meeranwohner, der Ratten wegen, große Liebhaber sind, werden mitgenommen), auf den Carneval nach Venedig führen. Gesfällt aber die Oper nicht, oder mißfällt sie vielleicht gar; so hat das Familienhaupt einen Vorwand, die Ausgabe zu sparen und zu Hause hinterm Ofen, oder vielmehr (da hier in den Häusern der mittlern und unteren Classe weder Öfen, noch Camine, im Gebrauche sind) bey'm Kohlentopfe sitzen zu bleiben. Maulen dann die lieben Angehörigen, oder weinen und lärmeln sie wohl gar; so stellt sich der Papa in pantalonischer Stellung vor dieselben hin, und hält in einem scheinbar ehrlichen und gerührten Tone, aber innerlich vor Freude lachend, eine wohlgesetzte Rede, die mit den Worten beginnt: „Perchè piangistù? L'opera della Fenice non ha rincontra (rincontrato)?“

(Die Fortsetzung folgt.)

### Correspondenz-Nachricht.

Berlin, den 12. Februar 1823.

\*) Durch einen Zufall besonderer Art ist die Anzahl unserer Künstler, und zwar der unentbehrlichsten, noch um zwey geschmolzen. Ungern berühre ich ein Ereigniß,

welches aber in Berlin in Zeit von zwölf Stunden allgemein bekannt geworden, und wahrscheinlich schon bis zu Ihnen gedrungen seyn wird. Das St i c h'sche Ehepaar ist Ihnen, seit ihrer Gastreise, vortheilhaft bekannt. Es führte eine glückliche Ehe, nur durch leichte Nebel getrübt. Ein am Horizont aufsteigendes schwarzes Gewölk schien durch des Mannes offenes und biederes Benehmen zerstreut, und die eheliche Ruhe wieder hergestellt. Der Enkel des berühmten B., zur Mad. S. hingezogen, hatte den Umgang abgebrochen, knüpfte ihn aber insgeheim wieder an, wurde vom Gatten überrascht, schimpflich und thätlich gemißhandelt, und rettete sich Ehre durch einen Dolchstich. Die Gattinn behauptet; ihm das Stellbuchein in Abwesenheit des in Heinrich IV. spielenden Gatten gegeben zu haben, damit sie von ihm die Versicherung erhalten möchte, ihren Hausfrieden nie wieder zu stören. So hat sie freiwillig ausgesagt. Der junge heftige Mann konnte sich im ersten Augenblicke nicht mäßigen, und gebrachte sein Hausrecht. Die Sache wird untersucht, und dem Gr. B. wird zum Vorwurf gemacht: 1) daß er in Civilkleidung sich zu einem Besuche mit Dolch und Fergel versehen, 2) daß er sich zwischen Thür und Wand versteckt, 3) daß er davon geslaufen, nachdem er einen Unbewaffneten verwundet. Er selbst behauptet jetzt, den Kopf verloren zu haben, und stellt sich geistig verwirrt, wie sein Vater es leider! wirklich ist. Herrn S. wird vorgeworfen, den Gr. g e f a n n t zu haben, als er ihn beleidigt, und früher duldamer gegen ihn gewesen zu seyn. Es fehlte ihm aber an Beweisen. Ein Brief hat sie ihm geliefert. — Niemand bezeigt sich bey der ganzen Sache unbefangener, freyer (lesen Sie ja nicht frecher) und gleichgültiger gegen ihre Ehre, als Mad. S. — Die Wunde ihres Gatten schien bis zum achten Tage nicht gefährlich, dann ward sie zwey Tage bedenklich; doch ist wieder gutes Ansehen vorhanden.

Mir ist leichter um's Herz, seitdem ich mich der Last entledigt habe, Ihnen von zwey Personen zu schreiben, die mir nicht fremd sind. Besondern Antheil nahm ich an der ersten Entwicklung der ehemaligen Dlle. D ü r i n g. Ich entdeckte ihr noch schlummerndes Talent. Ich war Zeuge ihrer Anstrengungen, ihrer Hoffnungen, oft ihres Kleinmuthes, vor allem ihrer Ungeduld; sie wollte in zwey bis drey Jahren schon die höchste Stufe erstiegen haben, und in allen Fächern bewandert seyn und bewundert werden. Es läßt sich kein Fleiß, keine Beharrlichkeit, wie die ihrige, denken. Sie hatte mit körperlichen Schwierigkeiten, mit ihrer Statur, mit dem ersten Mangel an Erziehung und Gewandtheit zu kämpfen. Sie siegte über alles. Nun aber schlich sich auch der Dämon der Eigenliebe, und mit ihm sein unzertrennlicher Gefährte, der Dämon der Rivalität, in ihr Herz. Sie wollte Alle verdrängen, alle verdunkeln, nichts neben sich aufkommen lassen\*). Dazu glaubte sie nicht bloß des Verdienstes, sondern auch eines Anhangs im Publicum zu bedürfen, und so stieg sie, sit venia verbo! zur Cokette herab. Dieses gab ihrem schönen, natürlich-kräftigen Spiele den ersten Stoß. Das Streben nach Vielseitigkeit gab ihr den zweyten. Sie ist bloß für die Tragödie; höchstens für das höchste Schauspiel; durchaus nicht für das leichtere Lustspiel, außer in cokettirenden Rollen, z. B. im letzten Mittel. In schalkhaften Rollen, z. B. in den Quälgeistern, ist sie durchaus verfehlt und widerwärtig. Er dagegen ist nur in leichten, lustigen Rollen vorzüglich zu nennen; das Tragische läßt ihn kalt, das Sentimentale macht ihn weinerlich, das Drama steif. Er hat eine Haupteigenschaft, die seiner Gattinn gänzlich abgeht, den Humor eines Lebemanns, und eine gewisse Verschämtheit in Verlegenheiten, voll echter Komik, und die noch tiefer — in seinem Charakter — zu liegen scheint. Das Publicum ist ganz auf seiner Seite. Sein Wiederauftreten wird ein Triumph seyn. Auffallend ist es, daß er, in seiner vorletzten Rolle in: der Unschuldige muß viel leiden, (schon der Titel des Stückes ist ominös) auf die Frage seiner Frau: Was fehlt dir, mein Schatz? zu antworten hat: Nichts, ein Stich in der linken Seite! — Wir sind hier längst gewohnt, zwischen Mad. S. und der Pariser Schauspielerinn G e o r g e s - W e n n e r Vergleichen anzustellen. Diese trat den 29. November 1802 in einem Alter von 17 Jahren zum ersten Male die Bühne:

\*) Sie hat die heftigste Cabale gegen Mad. N e u m a n n aus Carlsruhe erregt.

diese fünf bis sechs Jahre später im Alter von 16. Beide imponirten durch Schönheit, Gestalt und Wuchs. Beide erhielten mit der Zeit mehr Abrundung und Fülle des Körpers, Leichtigkeit und Gewandtheit in den Bewegungen. Beide rivalisirten mit Muffern, die sie erreichen, die sie übertreffen wollten. Beide traten aus ihrer angewiesenen Sphäre hinaus, und strebten nach der Krone der Vielseitigkeit, der Allgemeinheit. Beide suchten sich durch eine Cabale von Schmeichlern und Liebhabern zu heben, anstatt sich allein auf ihr Talent zu verlassen. Beide spielten früher weit natürlicher, kräftiger und wahrer als jetzt, wo sie ihre Gaben und Kräfte zu überbieten bemüht sind.

In Friedrichs II. Zeiten war nichts so regelmäßig als die Dauer und Einrichtung der Carnevalslustbarkeiten. Sie nahmen im December ihren Anfang. Vor dem 18. Jänner, dem Geburtstag des Prinzen Heinrich, Bruder des Königs, mußte alles beendigt, und der König in Potsdam zurück seyn. Es wurden zwey Opern, jede fünfmal hinter einander, gegeben, deren Kosten auf 6000 Thaler zusammen angelegt waren. Überdies gab es, auf königl. Kosten, Redouten, Maskenball und Mardi-gras. Die Opern wurden italiänisch aufgeführt. Gleich vor dem Orchester stand des Königs Lehnstuhl. Hinter demselben paradirten zwey Garde-de-Corps als Schildwachen. Generale, Minister und hohe Fremde und Reisende bildeten von beyden Seiten einen Halbkreis, vor Sr. Majestät stehend, bis er ihnen winkte, sich zu setzen. Das Parterre des Opernhauses war mit Militär angefüllt; die nächsten Reihen mit Officieren, die entfernteren mit Unterofficieren und Gemeinen, in voller Uniform, gepudert, mit steifen Hößen, ganz nach damaliger Sitte und Tracht. Die Plätze in dem Parterre und den übrigen Logen wurden unter die Behörden vertheilt. Der Hof nahm den ersten Rang ein. Man konnte nur gegen Bisset eingelassen werden, deren Vertheilung mit der größten Genauigkeit und Uneigennützigkeit erfolgte. Die einzigen Kosten bestanden für das Logenpublicum in Wachsgeld für die Beleuchtung. Nichts ging über den schönen, einfachen und doch imposanten Anblick. Der unter den ihn umgebenden Uniformen, Sternen, Ordensbändern ic. fast begrabene König in seinem vergoldeten Armsessel mit der Musterkarte seiner Armee hinter sich, — war die Scene, welche Aller Blicke auf sich zog. Decorationen, Garderobe, Costume, kurz die äußere Ausstattung, war erbärmlich. Könige und Königinnen, Helden und Götter erschienen mit Steinschnallen; die Rüstung mit böhmischen Steinen und Glasperlen überlädet; Männer und Frauen, Tänzer und Tänzerinnen in Reifröcken, das Corps des Ballets bildeten zwölf Figuranten und Figurantinnen. Aber die Solotänzer, und Sänger und Sängerinnen waren vorzüglich. Fast zu jedem Carneval ließ der König einige derselben mit schweren Kosten aus Italien und Frankreich kommen. — Einen zweyten Carneval gab er zu Weihnachten der Armuth durch eine jährliche Vertheilung von 10,000 Rthr. Eben so viel erhielten besondere milde Anstalten für Versorgung der Armen mit Brennholz u. s. w. Außerordentliche Geschenke erfolgten an einige Minister und Generale, wenn sie sie verdient hatten und es der Zustand seiner Casse am Ende des Jahres gestattete. Auch die Prinzen und die Königin gingen selten leer aus. Und so waren ein Jahr und alle Jahre.

(D e r S c h l u ß f o l g t.)

### M o d e n b i l d IX.

Kleid von Gaze-lissée mit Atlas-Köschchen verziert. Auf dem Kopfe eine Netzhaube von dicken Chenillen nach vorne sehr reich mit Schuppen von schmalen Atlasbändern garnirt, die sich beynähe mit den Locken vereinigen.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Schönheit,  
Alle des Kör-  
per mit Mus-  
angewiesenen  
gemeinheit.  
heben, anz-  
natürlicher,  
erboten be-

Einrichtung  
dem 18. Jän-  
es beendet,  
smal hinter  
en. Überdies  
Die Opern  
s Lehnstuhl.  
rate, Mini-  
abkreis, vor  
des Opern-  
entfernteren  
isen Böpfen,  
brigen Logen  
Man konnte  
Genauigkeit  
genpublicum  
hen und doch  
Ordensbän-  
sterkarte sei-  
g. Decoratio-  
Könige und  
mit böhmi-  
id Tänzerins  
gurantinnen.  
ast zu jedem  
nd Frankreich  
s durch eine  
de Anstalten  
nke erfolgten  
der Zustand  
iginn gingen

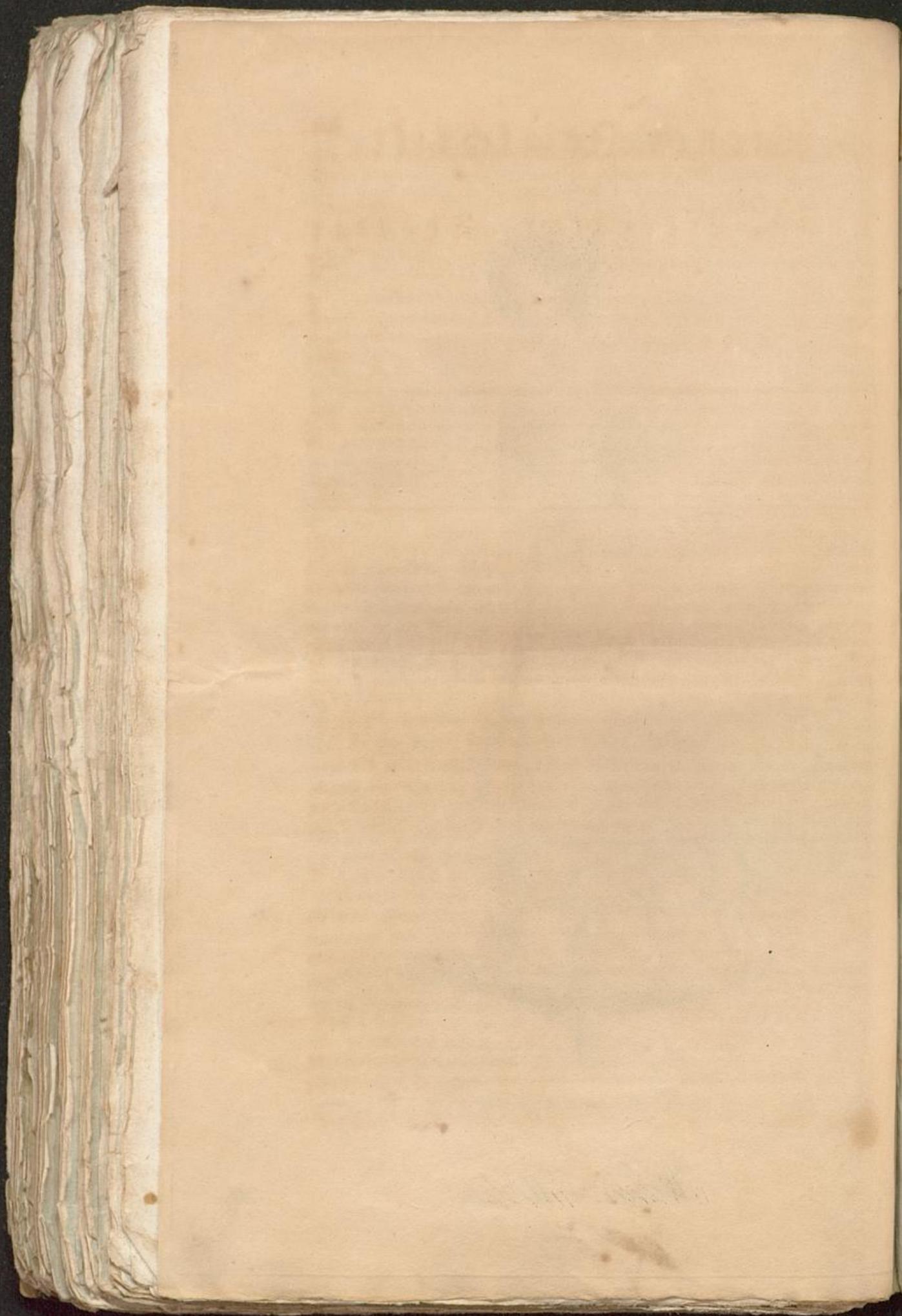
ne Nehhaube  
Atlasbändern



IX.

Wiener Moden.

25.  
1800.



**S**

Don  
hier  
dann  
(S  
f. f.  
in

**D**

ent  
im  
den  
St  
zu  
scho  
taie  
stuc  
W  
sehu

alle  
wie  
tun

ferre  
gen  
ti q  
chen  
scha  
zu  
Die  
anti

# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 1. März 1823.

26

Von diesen Plättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen Viertel. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer Viertel. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bei N. Stranz (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Voltaire's Merope. Vierter Act.

V o n M ü l l n e r.

Die Übersetzung der Merope, aus welcher ich hier ein Bruchstück mittheile, entstand im Jahre 1808. Ihre Bekanntmachung unterließ ich, theils weil sie im Ganzen mich selbst nie befriedigte, theils weil das Original mir in eben dem Maße gleichgültiger wurde, in welchem ich einsehen lernte, daß aus dem Stoffe der verloren gegangenen Euripideischen Merope eine bessere Tragödie zu machen seyn dürfte, als die moderne Poesie dießfalls aufzuweisen hat; ob- schon ich eben nicht in allen Stücken dem Urtheile Lessings über die Voltaire'sche Merope beystreten möchte. Man betrachte daher nachfolgendes Bruch- stück bloß als eine Curiosität, welcher ich vielleicht den Titel: *M a d a m e Merope* hätte geben sollen. Eine Stelle aus dem Vorworte meiner Über- setzung wird am besten erklären, was ich meine.

Man wird es befremdend finden, daß ich dem französischen *vous* nicht allenthalben das deutsche *Du*, die Sprache des Kothurns, vorgezogen habe, wie Schiller in der Übersetzung der *Phädra* und Gotter in der Bearbei- tung der *Merope* gethan haben. Hier sind meine Gründe.

Wenn ich mich nicht sehr irre, so sind die Franzosen auch in so fern un- sere Gegenfüßler auf der tragischen Bühne, als sie den, aus dem Alterthume genommenen Stoff gern *modernisiren*, wo wir die Bühne gleichsam *an- tiquisiren*. Ihre tragischen Dichter tragen, so zu sagen, Rom und Grie- chenland nach Paris, während die unsrigen sich bemühen, den deutschen Zu- schauer nach Griechenland oder Rom zu versetzen. Vielleicht gehen beyde Theile zu weit. Wir haben Trauerspiele, welche fast nur geschrieben zu seyn scheinen, die Alterthumskenner zu ergetzen, während man in vielen der ihrigen Stellen antrifft, woran selbst ein Schüler der Alterthumskunde Anstoß nehmen muß.

Die Rede des Nargas im sechsten Auftritte der letzten Handlung der *Merope*:

Arbitre des humains, divine providence,  
Achève ton ouvrage, et soutiens l'innocence!

enthält den Beweis, daß gegenwärtiges Trauerspiel von dieser Eigenheit nicht frey ist. Der Graf von Vargas behauptet in seiner Beurtheilung der *Merope* von Maffei, Voltaire und Alfieri, der erstere sey ein Kind der Natur in Vergleichung mit dem zweyten, der zuweilen ein wenig Starker werde. Mir scheint an diesem Vorwurfe etwas Wahres zu seyn. Wenn Polifontes zu Meropen sagt:

Et les chefs de l'état, tout prêts de prononcer  
Me font entre nous deux l'honneur de balancer,

und bald darauf:

Je sais que vos appas, encor dans leur printemps,  
Pourraient s'effaroucher à l'hiver de mes ans;

so möchte man wohl eher meinen, in Paris, als in Messene zu seyn. Allerdings könnte man in einer freyen Übersetzung sich die Freyheit nehmen, dergleichen Eigenheiten zu verwischen. Würde aber das Ganze dabey gewinnen? An guten Werken haben auch die Fehler ihren Werth. Lichtenberg sah von Garrick den Hamlet im deutschen Kleide spielen, und er versichert, daß er um alles in der Welt die Falte nicht hätte einbüßen mögen, welche sich auf dessen Rücken zeigte, als er gegen den Geist seines Vaters gewendet stand. Ich bekenne mich einer ähnlichen Schwachheit schuldig. Wenn in der zweyten Scene des vierten Actes Polifontes zu Meropen spricht:

— C'est votre fils, madame, ou c'est un traître.  
Je dois m'unir à vous pour lui servir d'appui,  
Ou je dois me venger, et de vous, et de lui;

so möchte ich das hier so drohende Wörtchen, *Madame*, um vieles Geld nicht hingeben, so wenig es sich auch mit der Zeit und dem Orte der Handlung verträgt. Ich habe, hier das einzige Mal, es in der Übersetzung beyzubehalten gewagt. Wer es nicht ertragen mag, der lese statt: *Madame*, er ist — *Merop'*, er ist; und uns beyden ist geholfen.

Sey es nun aber in Deutschland wohlgethan oder nicht, der *Merope* ihr französisches Kleid zu lassen; so kann man doch gewiß von einem Übersetzer nicht verlangen, daß er das Wagstück bestehe, es gegen ein griechisches Gewand von seiner Arbeit auszutauschen. Ich habe solchen Muth in mir nicht gefunden; mithin konnte ich auch das Kräftige *Du* der Alten nicht einführen, wo es Verwandtschaft, Vertraulichkeit oder Leidenschaft nicht rechtfertigten.

So sah ich damals die Sache an, wie ich jetzt darüber denke, gehört nicht hieher; aber der geneigte Leser muß jene Ansicht kennen und sich einiger Mäßen damit zu befreunden vermögen, um nicht durch das Bruchstück selbst zurückgestoßen zu werden.

## Vierte Handlung. Erster Auftritt.

Polifontes. Erp.

Polifontes.

Fast läßt ihr schlecht verhehlter Zorn besorgen,  
 Daß sie den Mörder ihres Gatten kennt;  
 Daß man den Abgrund ihr erleuchtet hat,  
 Wo straflos meine That sich barg. Mit Abscheu  
 Verweigert meinen Wünschen sich ihr Herz. —  
 Gleichviel: des Herzens mag ich wohl erbehren;  
 Nur ihre Hand — es ist des Volkes Wille;  
 Es muß geschchn. — Dieß Bündniß unterwirft  
 Mir Sohn und Mutter; macht aus dieser ein  
 Gehorsam Werkzeug meiner Plane. Mag  
 Sie nach Gefallen ihres Hasses pflegen;  
 Gefesselt an den Wagen meines Glücks  
 Kann sie in mir sich selber nur verderben.

(Kurze Pause.)

Du kommst vom Mörder? Was ist deine Meinung?

Erp.

Er ist die Ruhe selbst; einfach in allem, was  
 Er spricht; doch fest, unwandelbar. Der Tod  
 Erschreckt die Seele des Heroen nicht.  
 Betroffen, Herr, stand Erp vor dem Knaben:  
 So hohen Sinn in so gemeinem Stande  
 War ich mir nicht vermuthend. Er hat mich  
 Gezwungen, ihn im Herzen zu bewundern.

Polifontes.

Wer ist er? mit zwey Worten.

Erp.

Daß er zu  
 Den ausgesandten Mördern nicht gehört,  
 Ist alles, was ich zu versichern wage.

Polifontes.

Was macht dich dessen so gewiß? Ihr Führer  
 Ist todt: ein Staatsgeheimniß solcher Art  
 Mußt' ich im Grabe zu bewahren eilen.  
 Allein der Fremde lebt, und scheucht die Ruh'  
 Aus meiner Brust. Wer mag mir Bürge seyn,  
 Daß er mich von Egist befreyte? Soll  
 Ich glauben, daß den Eifer mir zu dienen  
 Das Glück so weit getrieben, vor mir selbst  
 Der That Verantwortung mir zu ersparen?

Erp.

Meropens Thränen leisten diese Bürgschaft.  
 Der Zufall, mächtiger als wir, ist uns  
 Zuvorgekommen.

Polifontes.

Weiter geht er  
 Bisweilen, als der Klugheit Blicke reichen;  
 Doch sicher ist am Zufall nichts: umringt  
 Von Feinden, durch Erfahrungen belehrt,  
 Mag ich den Zufall nicht zum Schutzgott wählen.  
 Wer auch der Fremde seyn mag, seinen Tod  
 Muß ich beschleunigen. Er ist der Preis  
 Der Hand, um die ich werbe; er besetzt  
 Den Thron, auf den ich mühsam mich geschwungen;  
 Das ist genug: er ist gerecht. Das Volk  
 Ist mir auf immer unterworfen, wenn  
 Es wähnt, sein Herr sey todt und sey gerächt.  
 Doch jener Greis, den man mit so viel Sorgfalt  
 Mir zu verbergen sucht, — wer ist er? Sprich!  
 Schon stand der Mörder vor Meropens Dolche;  
 Der Alte, sagst du, fiel ihr in den Arm?  
 Was wollt' er?

Croq.

Herr, er ist des Fremden Vater;  
 Um Gnade fleht' er zu Meropens Füßen.

Polifontes.

Um Gnade? Ich will sein Gesuch vernehmen.  
 Der Alte, glaub' es mir, ist ein Betrieger,  
 Ist ein Verräther, weil er sich verbirgt.  
 Man soll vor mir sich nicht verbergen. — Auch  
 Der Mörder — und besonders der — erfüllt  
 Mit Argwohn mich. Warum — aus welchen Gründen —  
 Aus welcher abenteuerlichen Laune zaudert  
 Die Königin ein Opfer zu vollziehen,  
 Das sie mit solcher Hestigkeit gesodert?  
 Das Mitleid sprach selbst neben ihrer Wuth,  
 Und Freude neben Schmerz aus ihren Zügen.

Croq.

Was liegt dem König' an Meropens Schmerz',  
 An ihrem Mitleid' und an ihrer Freude?

Polifontes.

Mir liegt an allem; alles ist für mich  
 Ein Wink, auf meiner Hut zu seyn. Sie kommt;  
 Den Mörder bringe man, geschwind!

(Croq geht ab, während Merope von der andern Seite eintritt.)

## Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Merope. Euricles. Ismenie. Einige Augenblicke später  
Egist. Wache.

Merope.

Erfüllen

Sie Ihren Eid! Das Blut Egists will Rache:  
In meine Hände geben Sie den Mörder.

Polifontes, auf den eben eintretenden Egist deutend:  
Sie sehen ihn vor sich; rächen Sie sich! Ihr  
Gerechter Zorn ist auch der meinige.  
Im Herzen des Verräthers berge sich  
Ihr Dolch, und über seinen Leichnam führe  
Ich Sie zum Altar.

Merope.

O, mein Gott!

Egist.

Du willst

Der Fürstinn Hand mit meinem Blut' erkaufen.  
Mein Leben ist von wenig Werthe; du  
Wirst sehn, daß ich zu sterben weiß. Allein  
Ich bin unglücklich, schuldlos — bin hier fremd:  
Hat das Geschick zum König dich berufen;  
So kommt es dir zu, mich in Schutz zu nehmen.  
Ein ungerechter Widersacher hat  
In rechtem Kampfe meinem Arm' erlegen.  
Merope will mein Blut; entschuldigt  
Ist sie in meinen Augen: sie ist Mutter;  
Mein letzter Hauch steht Segen auf ihr Haupt.  
Mein erstes vor dem Richterstuhle jenseits  
Berklagt nur dich, Tyrann!

Polifontes.

Unsinniger,

Du wagst in blinder Wuth —

Merope, ängstlich:

Entschuldigen

Sie seine Jugend, Herr: entfernt von Höfen  
Erzogen, in den Wäldern aufgewachsen,  
Versteht er noch zu Fürsten nicht zu sprechen.

Polifontes.

Was hör' ich? Sie vertreten ihn?

Merope, erschrocken:

Wer? ich?

Polifontes.

Sie selbst. — Wann darf ich hoffen, daß es Ihnen  
Gefallen wird, begreiflicher zu werden?  
Ist dieser da nicht Ihres Sohnes Mörder?

Merope.

Mein Sohn, der letzte seines königlichen  
Geschlechts, in ein unselig Netz verwickelt,  
Und unter eines Tigers Klauen —

Ismenie.

Gott,

Was machen Sie?

Polifontes.

Mit jedem Augenblicke  
Wächst mein Erstaunen. Ihre Augen ruhen  
Mit Zärtlichkeit auf ihm; Sie zittern; Sie  
Bestreben sich, mir Ihre Thränen zu  
Verbergen!

Merope.

Ich verberge sie vor niemand:  
Sie sind gerecht; bekannt ist ihre Quelle.

Polifontes, Meropen beobachtend:  
Sie auszutrocknen ist es Zeit, daß er  
Erbläst. — Soldaten haut ihn nieder!

Merope, heftig:

Wen?

Unmenschlicher, ihn? unter meinen Augen?

Egist,

Ihr großes Herz trägt Mitleid mit dem Mörder?

(Der Schluß folgt.)

### Syllogen, oder merkwürdige Nachrichten vermischten Inhalts.

(Fortsetzung.)

#### Größter ausgelegter Preis.

Gewöhnlich hält man den Preis, welchen die Engländer auf die Entdeckung der Meereslänge ausgelegt haben, für den größten, der je ausgeschrieben worden ist. Er beträgt 20,000 Pf. Sterling, oder 470,588 fl. W. W. Man vergißt dabey, daß Frankreich im Jahre 1811 eine um das Doppelte größere Prämie auf eine, wie man glauben sollte, viel leichter zu findende Sache ausgelegt hat, nämlich eine Million Franken, oder 962,750 fl. W. W. für die beste Maschine zum Spinnen des Flachses. Allein auch dieß ist noch nicht die größte Prämie, die je auf eine Entdeckung gesetzt wurde. Im Jahre 1780 verwüsteten die Ameisen die Insel Martinique, die vorzüglichste Colonie der Franzosen, auf welcher sie vorzüglich Kaffee, Zucker, Cacao und Indigo bauen, in einem solchen Grade, daß die ganze Niederlassung ihrem unausbleiblichen Ende entgegen eilte. Wo man hintrat, war alles mit Ameisen bedeckt, und

alle Pflanzen und Bäume wurden von ihnen zernagt. Das Übel war um so auffallender, da es vorher auf dieser Insel gänzlich unbekannt war. In der großen Verlegenheit, in welche die Regierung durch dieses Ameisenheer gerieth, schrieb sie eine Belohnung von zwey Millionen Livres, oder 1,890,900 fl. W. W. aus, um ein Mittel gegen diese entsetzliche Landplage zu entdecken. Allein dieser große Preis wurde weder in der alten, noch in der neuen Welt gewonnen, bis im folgenden Herbst die Natur selbst in's Mittel trat, und diese zahllosen Schwärme von Zuckerfeinden auf eine eben so unbegreifliche Weise ausrottete, als sie sie hervorgebracht und vermehrt hatte, nämlich durch einen fürchterlichen Orkan, der durch mehrere Tage in allen Theilen der Insel wüthete, und nach welchem bis auf den heutigen Tag keine Spur von diesen verheerenden Insecten mehr zu finden war.

(Wird fortgesetzt.)

### L i t e r a t u r.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls, Fürsten Carl zu Schwarzenberg. Von A. Profesch, Oberlieutenant im kaisert. österreichischen Generalstabe. Wien, bey Carl Schauburg und Comp. 1823.

Außerordentliche Erscheinungen regen auch außerordentliche Ansichten und Urtheile an. Während das plötzliche Erscheinen eines Cometen am Himmel die Einbildungskraft und Divinationsgabe der meisten Menschen in ungemeine Bewegung setzt, betrachten sie den ordentlichen Gang der Sterne ruhig mit gewohnter Ansicht. So auch in der moralischen Welt. Tritt in dieser nach Jahrhunderten einmal plötzlich einer jener seltenen Menschen auf, welche die Vorsehung bestimmt hat, das Große und Außerordentliche zu vollbringen, so werden ja nach dem Standpuncte und der Stellung jedes Einzelnen die verschiedenartigsten Urtheile und Ansichten hervortreten. Es wird eben so wenig an Bewunderern, als an Tadlern fehlen, und zwischen beyden wird die öffentliche Meinung schwanken, bis sich beglaubigte Stimmen erheben, welche das Dunkel aufhellen, die Mißverständnisse entwirren, die Irthümer berichtigen, und dadurch den Widerstreit der Ansichten vereinigen.

Der Feldmarschall Fürst Carl zu Schwarzenberg war einer jener seltenen Männer. Fünf und zwanzigjährige Umwälzungen hatten ihm den Schauplatz seines Ruhmes, den Stoff seiner Thaten vorbereitet, während er selbst bis dahin in der großen Masse der mitwirkenden Männer fast verborgen gewesen war. Aber nachdem der große Augenblick der Entwicklung herangenahet war, da zog ihn die Fürsorge aus Millionen hervor, und übergab ihm die erhabene Rolle. Er vollbrachte die große und schwierige Aufgabe, und verschwand von dem Schauplatze der Welt, gleich einem großartigen Cometen, der mit glänzendem Laufe seine außerordentliche Bahn am Himmel vor unsern staunenden Augen durchzogen hat.

Ein Mann, welchen die Fürsorge zur Vollendung ihres großen Werkes aus Millionen erkor, muß unstreitig der Würdigsten und Fähigsten Einer gewesen seyn; denn sie, die im dunklen Hintergrunde der Zeiten alleinige, hellstrahlende, irrt niemals in ihren Zwecken, noch in der Wahl der Heroen, die sie mit dem Schilde ihrer Beschlüsse wappnet. Einen solchen Mann näher kennen zu lernen, seine Denkart, seine Handlungsweise, seine Maximen und Grundsätze, sein Benehmen in allen Lagen des Lebens, und besonders in entscheidenden Augenblicken klarer vor Augen zu sehen, muß unstreitig ein hohes Interesse gewähren. Hieraus erklärt sich auch die lebhafteste Theilnahme, welche das vorliegende Buch in ganz Deutschland schon gefunden hat, und noch fortwährend findet. Es gibt keine deutsche Zeitschrift, welche dasselbe unbeachtet gelassen hätte, und alle bisher erschienenen Anzeigen und Recensionen desselben vereinigen sich größtentheils in dem verdienten Preise desselben.

Dieses Buch liefert keine vollständige Lebensbeschreibung; es gibt bloß

Inhalt.

die Ent-  
ausgeschrie-  
. W. Man  
te größere  
Sache aus-  
die beste  
die größte  
verwüste-  
Franzo-  
bauen, in  
bleiblichen  
deckt, und

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Carl von Schwarzenberg; aber diese Denkwürdigkeiten umfassen alle Lebensperioden und Verhältnisse des verewigten Siegers von Leipzig. Sie zeigen uns an ihm nicht bloß den torberbefrängten Helden, und den gewandten Staatsmann, sondern auch den edlen liebenswürdigen Menschen, der bloß als solcher, schon eine Biographie verdiente.

Wir können uns hier nicht darauf einlassen, einen Auszug aus diesem Werke zu liefern, welches ohnehin kein Liebhaber der Literatur ungelesen lassen wird. Wir begnügen uns daher, unsere Freude darüber auszudrücken, daß der gemüthvolle Verfasser diese Denkwürdigkeiten aus authentischen Quellen sammelte, und dasjenige, was schon jetzt zur öffentlichen Mittheilung geeignet war, den Zeitgenossen des verewigten Feldmarschalls nicht länger vorenthielt.

Nur eine einzige Stelle wollen wir aus diesen Denkwürdigkeiten ausheben, theils um einen der bedeutendsten Züge aus dem Charakter des Feldmarschalls ans Tageslicht hervorzuziehen, theils um eine Probe von der Darstellungsart des Verfassers mitzutheilen. Diese Stelle befindet sich Seite 215, wo der Verfasser die Erzählung des Sieges der Leipziger Schlacht gibt. „Mitten im Tumulte der Schlacht vom 16., als das ungeheure Gewicht der Frage, die auf dem Boden, auf dem man jetzt stand, gelöst werden sollte, auf einmal riesengroß vor den Geist des Fürsten trat, die ganze Zukunft mit ihren Folgen gestaltenreich an ihm vorüberzog, und er mit einem Gefühle des Schauers jetzt bedachte, daß alles dies in seinen Händen lag; — damals wiederholte er sich das Versprechen geheim im Herzen, gerne jedem Ruhme zu entsagen, wenn sein Arm den Sieg erringen würde. Daher die Sehnsucht, sich zurückzuziehen; daher die Scheu, mit der er Lobpreisungen entstoh; daher das Mißbehagen, das sich in seinen Zügen malte, wenn Liebe und Freundschaft ihn oft sorglos gegen sein eigenes Verdienst schalt. Aber daß solch Gefühle in solchem Augenblicke ihm möglich war, — braucht es mehr, um seines Herzens Grund uns aufzudecken?“ — Dieser geheimnißvolle Zug wirkt in der That ein großes Licht auf das Leben des Feldherrn, und klärt vieles auf, was den Zeitgenossen räthselhaft oder mindestens dunkel scheinen mußte.

Möge der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten die größere Arbeit einer vollständigen Lebensbeschreibung auf sich nehmen. Da er das Glück hat, Zugang zu den geheimsten Quellen zu haben, so wird er der Geschichtschreibung kommender Zeiten ein wichtiger Gewährsmann seyn.

### Ankündigung für Bühnen-Directionen!

Um den an mich geschehenen Anfragen zu begegnen, dient zur Nachricht, daß Herr J. F. Castelli die Güte hat, die Versendung meines auf dem k. k. Hoftheater zu Wien aufgeführten Trauerspiels: *Zwey Nächte zu Valladolid*, zu übernehmen. Diejenigen Bühnen, welche das Manuscript wünschen, haben sich deshalb in portofreyen Briefen an Herrn Castelli (Ballgäßchen, Blumenstock) zu wenden.

Jos. Chr. Freyher v. Zedlitz.

Auch Herrn Claurens Lustspiel: *Der Bräutigam von Mexico*, ist auf rechtmäßigem Wege nur von mir zu beziehen. J. F. Castelli.

### Musikalische Akademie.

Die rühmlich bekannte Ute Leopoldine Blahetka wird morgen am 2. März im Landständischen Saale in der Herrngasse um die gewöhnlichen Mittagsstunden eine musikalische Akademie geben, von der Kunstfreunde sich nach dem erscheinenden Program einen angenehmen Genuß versprechen dürfen. Eintrittskarten zu 4 fl. W. W. sind in der Wohnung der Concertaeberrinn (Josephstadt, Florianiaasse No. 52), und in der Kunsthandlung der Herren Stetner und Comp. im Paternostergäßchen zu haben. Am Saale wird keine Cassa Statt haben.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.  
Dinstag, den 4. März 1823.

27

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. B. W. dann ohne Kupfer ein Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. B. W. von L. Strauß (Bureau der österreichischen Beobachter) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. B. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Lithographie Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Voltaire's Merope. Vierter Act.

Von Müllner.

(Schluß.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Merope. Euricles. Jememie. Einige Augenblicke später  
Egist. Wache.

Polifontes, zur Wache, welche inzwischen Egist mit bloßen Schwerten umringt hat:

Er sterbe!

Merope.

Halt! Er ist —

Polifontes.

Was zögert ihr?

Merope, sich zwischen Egist und die Soldaten werfend:  
Barbar, er ist mein Sohn!

Egist.

Ich? Ich Ihr Sohn?

Merope, ihn umarmend:

Du bist es. Dich trug mein unsel'ger Schooß;  
Dich ließ zu spät der Himmel mich erkennen;  
Dich führt sein Born zurück in meinen Arm,  
Mit Einem Streich' uns Beyde zu verderben.

Egist.

Ich an Meropens Brust? Mich täuscht kein Traum?

Polifontes.

Wenn Überraschung mich bethören könnte;  
So wär' ein so verwegnes Gaukelspiel  
Im Stande mich zu hintergehen. Sie  
Die Mutter dieses Menschen? Sie, die noch  
Vor zwey Minuten seinen Tod verlangte?

E g i s t.

Gepriesen sey mein Loos, wenn als ihr Sohn  
Zu sterben mir die Götter gönnen!

M e r o p e.

I c h

Bin seine Mutter, bin verrathen durch  
Natur und Liebe. Ja, du kennest das  
Geheimniß meines Lebens; hast in Fesseln  
Kresfontes Erben, deinen Herrn, vor dir.  
Du kannst mich, wenn du willst, Betruges zeihen:  
Tyrannenherzen kennen die Natur,  
Die zur Verstellung mich gezwungen, nicht.  
Ja, sag' ich dir, es ist mein Sohn, den Flammen,  
Dem Blutvergießen jener Nacht entronnen.

P o l i f o n t e s.

Auf wessen Zeugniß mögen Sie behaupten,  
Daß er —

E g i s t.

Ich fühle, daß ich's bin. Die Thränen  
Der Königin sind meine Zeugen, und  
Mein Herz, von Jugend auf nach Ruhme dürstend,  
Und dieser Arm, der unentwaffnet dich  
Des Kronenraubs schon überwiesen hätte.

P o l i f o n t e s.

Dich wird zuvor man überweisen, daß  
Es Unsinn ist, in Ketten so zu prahlen.  
Dein Maß ist voll.

M e r o p e, sich zu seinen Füßen werfend:

A n m i r, a n m e i n e m L e b e n

Fang' Ihre Rache an! Mitleidig senken  
Sie Ihren Dolch in mein verzweifelnd Herz.  
Welch glänzender Triumph begehrt Ihr Stolz?  
Merope liegt zu Polifontes Füßen;  
Merop' umfaßt Ihr Knie: Merope zittert  
Vor Ihrem Zorn'. Erkennen Sie die Mutter  
An dieser schmähligen Erniedrigung.  
Urtheilen Sie von meiner Pein: mein Arm  
Hat diesen Morgen mörderisch den Dolch  
Auf meines Sohnes Herz gezückt. Verdient  
Das unfreywillige Verbrechen, daß  
Ich so den Kaumgeretteten verliere?  
Sie, der Sie Vater ihm zu seyn versprochen,  
Der Sie in Schutz ihn nehmen wollten — hier  
Vor Ihnen steht er und Sie morden ihn?  
Ein gräßliches Verbrechen tödtete  
Den Vater; retten Sie den Sohn, und was  
Ich weiß und nicht weiß, alles sey vergessen.

Den Abkömmling der Himmlischen und Ihren  
Rechtmäßigen Beherrscher retten Sie!  
Er ist allein, ist wehrlos, ist in Ihrer  
Gewalt: er lebe; mehr verlang' ich nicht.  
Ich bin nicht elend, wenn er lebt: in ihm  
Lebt mir mein Gatte, leben seine Brüder.

(In höchster Leidenschaft.)

Herr, seiner Ahnen unsichtbare Schar  
Liegt stehend neben mir zu Ihren Füßen!  
Ihr König ist in Fesseln!

(Er ist, sanft, doch mit Würde:

Stehn Sie auf.

Daß ich das Leben von Kresfontes habe,  
Das würdigen Sie mich, mir zu beweisen,  
Indem Sie seine Witwe — meine Mutter —  
So schimpflicher Erniedrigung entziehen.

(Merope bedeckt ihr Gesicht mit den Händen und verbirgt es, ohne aufzusehn, in  
einem neben ihr stehenden Sessel.)

Ich kenne wenig meiner Abkunft Rechte;  
Allein der Himmel gab mir einen Stolz,  
Den ein Tyrann die Macht nicht hat zu beugen.  
Verächtlich war mir meine Niedrigkeit;  
Die Gegenwart hat nichts, was mich verblendet.  
Ich fühle mich von Königen erzeugt;  
Ich fühle mich Meropens Sohn. Gleich mir  
Trat Herkules die hehre Laufbahn an;  
Das Unglück stand am Haupte seiner Wiege.  
Vielleicht daß mich, wie ihn, der Götter Huld  
Zum Tempel der Unsterblichkeit geleitet,  
Wenn ich, wie er, das Unglück überwinde.

(Mit Begeisterung.)

Bin ich von seinem Blute; so wird nie  
Sein Muth mir fehlen. Ihrer würdig sterbe  
Egist; das sey sein väterliches Erbe!  
(Bittend und mit dem bescheidenen Bestreben, Meropen aufzurichten.)  
Erheben Sie sich meine Mutter; hören  
Sie auf, ihn anzusehn; verläugnen Sie  
Den Rang der Götter, meiner Väter, nicht.

Polifontes, nachdem Merope aufgestanden.

Wohlan! Wir müssen hier uns frey erklären.  
Ich nehme Theil an dem, was Sie empfinden.  
Sein Muth gefällt mir; er hat meine Achtung.  
Ich mein' in Wahrheit, daß er würdig ist  
Von königlichem Blute abzustammen.  
Doch ein Geheimniß solcher Wichtigkeit —  
Sie sehn es selbst — will überzeugende,  
Will die unwidersprechlichsten Beweise.

Er bleibt in meiner Obhut; ist's Ihr Blut;  
So nehm' ich ihn an Sohnes Stelle an.

Eg ist.

An Sohnes Stelle? Er?

Merope.

O, Gott!

Polifontes.

Bestimmen

Sie sein Geschick. Sie boten Ihre Hand  
Für seinen Tod: galt dieser Tod der Rache  
Mehr, als der Liebe seine Rettung gilt?

Merope.

Wie? Unmensch!

Polifontes.

Königinn, ich wiederhole,

Was ich gesagt. Es gilt sein Leben. Sie —  
Gewiß, Sie lieben ihn zu sehr, um meiner  
Gerechten Strenge durch hartnäckige  
Verweigerung ihn auszusetzen; ihn,  
Der Ihnen so viel Thränen schon gekostet.

Merope.

Herr, lassen Sie zum wenigsten ihn selbst  
Entscheiden —

Polifontes, mit unterdrücktem Zorne:

Und warum? Madame, er ist

Der Sohn Kresfontes oder ein Verräther.  
Ich muß mit Ihnen mich vereinigen,  
Zur Stütze ihm zu dienen; oder muß  
An ihm und Ihnen mich zu rächen eilen.  
Sie haben Leben oder Tod ihm zu  
Verkündigen. Sie sind — mit Einem Worte —  
Entweder seine Mutter, oder seine  
Mitschuldige: an Ihnen ist die Wahl.  
Doch wissen Sie, daß Ihren Worten ich  
Nur Angesichts der Götter glauben werde.  
Soldaten, ihr bewacht ihn.

(Zum Gefolge.)

Euch befehl' ich

Mich zu begleiten.

(Zu Meropen.)

Ich erwarte Sie.

Laß sehen, ob Sie wollen, daß er lebe.  
Mit Einem Worte, Königinn, bestimmen  
Sie meinen ungewissen Geist! Bewähren  
Sie seine Abkunft mir durch Ihre Hand!  
Ja oder nein schützt oder tödtet ihn;  
Ja oder nein verkündiget dem Volke,

Ob er mein Sohn, ob er mein Opfer ist.  
Ich lasse Sie, sich zu bedenken.

Merope.

Rauben

Sie mir den Anblick meines Sohnes nicht:  
Lied' und Verzweiflung fordern seine Nähe.

Polifontes.

Im Tempel seh'n Sie ihn.

Egist, ehe er abgeführt wird:

O, theure Fürstin,

Sie, die ich kaum noch wage, meine Mutter  
Zu nennen, thun Sie nichts, was Ihrer, nichts,  
Was meiner unwerth ist. Bin ich Ihr Sohn;  
So werd' als König ich zu sterben wissen.

### D r i t t e r A u f t r i t t .

Merope, allein.

Fort ist er; weggeführt von Sklaven, die  
Der Grausamkeit in blindem Eifer dienen.  
Ihn zweymal zu verlieren, hab' ich ihn  
Gefunden. — O, warum — du, Gott, den ich  
Zu brünstig bat! warum ward ich erhört?  
Warum, Allwissender, hast du dein Ohr  
Der Wünsche unverständigstem geliehet?  
Von fremdem Boden riffest du ihn weg,  
Daß seines Vaters Henker ihn ermorde:  
O, nimm ihn mir! Verbirg den Irrenden  
In fernern Wäldern, Höhlen, Wüsteneyn,  
Wo des Tyrannen Dolch' ihn nicht erreichen!

### V i e r t e r A u f t r i t t .

Merope. Narbas.

Merope.

Weißt du das Schreckliche, das mich vernichtet?

Narbas.

Ich weiß, daß meines Königs Untergang  
Gewiß — weiß, daß Egist in Fesseln ist,  
Daß man auf jedem Tritte mich belauert.

Merope.

Ich, Narbas, ich bin sein Verderben.

Narbas.

Sie?

Merope.

Er ist entdeckt, er ist's durch mich; doch welche —  
Ach Narbas! welche Mutter hat die Kraft,  
Zu schweigen, wenn das Mordschwert über des

Geliebten Kindes Haupte bligt? Ich habe  
Gesprochen; es ist aus: der Schwäche Schuld  
Muß ich von nun an durch Verbrechen sühnen.

Narbas.

Verbrechen? Welches?

F ü n f t e r A u f t r i t t .

Die Vorigen. Ismenie.

Ismenie.

Königinn, die Stunde,

Die alle Kräfte Ihrer Seele fordert,  
Die bange Stunde schlägt. Ein eitles Volk,  
Nach Neuem ewig lüstern, harret Ihrer,  
Harrt ungeduldig der Vermählungsfeier.  
Der König ordnet alles selbst; es scheint  
Ein Blutgericht, kein Fest, was er bereitet.  
Bestochen von dem Golde des Tyrannen  
Ließ in erdichteter Begeisterung  
Der Oberpriester seine Gottheit reden.  
So eben trat er aus dem Heiligsten,  
Im Namen Ihrer Ahnen zu verkünden,  
Daß dieser Bund der Götter Wille sey.  
„Der König,“ sagt er „hat Meropens Eid  
„Empfangen: dessen ist Messene Zeuge,  
„Und die Unsterblichen, des Meineids Rächer.“  
Mit Jubelruf antwortete das Volk;  
Und unbekannt mit seiner Fürstinn Kummer,  
Liegt alles betend auf den Knien, die  
Abscheuliche Vereinigung zu feyern,  
Und segnet den Tyrannen, der Sie tödtet.

Merope.

Mein Elend wird dem Volke noch zum Feste!

Narbas.

Wie traurig, Ihren Sohn auf diesem Wege  
Zu retten, es zu müssen —

Merope.

Es ist das

Entsetzlichste Verbrechen. Sieh, du bebest,  
Narbas, du bebest selbst.

Narbas.

Entsetzlicher

Ist das, Ihr eignes Kind zu tödten.

Merope.

Wohlan! Verzweiflung gibt den Muth mir wieder.  
Auf! eilen wir zum Tempel, wo die Schmach  
Meropens harret. Dort zeig' ich meinen Sohn

Kresfontes Wolke, stell' ihn zwischen den  
 Altar und mich im Angesicht der Götter.  
 Er ist Ihr Blut: sie werden ihn beschützen,  
 Ihn, den ihr Zorn zu lange schon verfolgt.  
 Ich male seines feigen Mörders Wuth;  
 Abscheu und Rache füllen alle Herzen:  
 Tyrannen, zittert vor dem Angstgeschrey,  
 Webt vor den Thränen einer Mutter! — Still!  
 Man kommt. — Was zittre' ich denn? Ach, alles  
 Erschüttert meinen Muth. — Man ruft mich ab;  
 Und an des Sarges Rande steht mein Sohn,  
 Und immer noch bedarf der Wütherich  
 Nur eines Blickes ihn hineinzustürzen!

(Zu den eintretenden Priestern.)

Ah! strenge Diener seines Arms, ihr kommt,  
 Das Opfer zum Altare hinzuschleifen.

(Nach kurzer Pause.)

Was, Rach' und Liebe — was, Natur und Pflicht —  
 Was werdet ihr von einem Herzen fodern,  
 In dem die Flammen der Verzweiflung lodern?

### Musikalisches und theatralisches Allerley aus Italien.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Die Noth, in welcher sich die Verwaltung des Theaters Venice befand, war um so größer, als ihr durchaus kein Mittel zu Gebote stand, sich aus derselben zu befreien; das Theater zu verschließen, war nicht möglich, ohne sich der Ahndung des Publicums in einem noch höheren Grade Preis zu geben; eben so wenig daran zu denken, eine andere Oper einzustudieren, da die Zeit auf die baldigste Einernung der *Semiramis* verwandt werden mußte. Der einzige mögliche Ausweg wäre der gewesen, eine andere Sängerin zu engagiren; die Direction zeigte sich zu der Aufopferung geneigt. Aber die namenhabenden Künstlerinnen waren sämmtlich placirt, und mit einem Subjecte von zweifelhaftem, oder gar verdächtigem Rufe durfte die Direction keinen Versuch wagen. Es blieb ihr also kein anderer Weg offen, als die Sache den gewöhnlichen Lauf gehen zu lassen, das heißt, mit den Wiederholungen der Oper fortzufahren, so groß auch der Widerwillen war, welchen das Publicum gegen dieselbe bezeugte.

Es mochte etwa die neunte oder zehnte Vorstellung seyn, als sich ein Vorfall ereignete, in welchem, zeigt er gleich auf der einen Seite von seltener Sittenroheit, von großer Charakter-Verwahrlosung, auf der andern der natürliche Ausbruch des Mißvergnügens zu erkennen war, welches sich des, in allen seinen Erwartungen getäuschten, Publicums bemächtigt hatte. *Mad. Colbran* ward nämlich, als sie sich, nach Beendigung der Vorstellung, in ihre Gondel setzen wollte, von einem Haufen junger Leute umringt, und mit einer Menge der heißendsten Exclamationen, als: „Brava il Rondò“, „Oh che bella Cantatrice“, „Ecco la Fenice delle Cantanti, cioè . . . non risorta“ u. s. w. empfangen.

\*) Dies ist eins jener Musikstücke, in der bekannten Caballettenform, wo Herr *Rossini* die Singstimmen, unter der gewöhnlichen simplen, nackten *Pizzicato*-Begleitung, welche sie keineswegs zu unterstützen vermag, in schwer zu treffenden Inter-

Von nun an mußte die Aushülfssängerinn (supplemento) \*) statt ihrer auftreten. Diese, eine gewisse Signora Angela Riva, beschwor den Zorn des Publicums wenigstens in so fern, als sie daselbe bey guter Laune zu erhalten wußte: man lachte, man applaudirte, man rief bravo; aber übrigens widerfuhr der armen Person nichts Leides, und dies aus dem Grunde, weil — die Signora Riva eine hübsche Frau ist. O Schönheit, du Talisman, mächtiger als Hobeit, mächtiger sogar als Gold, denn wer Ehrenstellen und Reichthum zu verachten vermag, der Weise nämlich, vermag oft nicht, sich deiner Macht zu entziehen!

vallen aufsteigende Passagen machen läßt. Herr Rossini ist nicht allein ein zu kenntnißreicher, sondern auch zu dankbarer Melodienfeger, als daß man glauben sollte, er habe seiner Gattinn Ariën componirt, welche diese nicht zu singen vermöchte. Man muß also glauben, daß Mad. Colbran ehemals sehr wohl im Grande gewesen ist, diese Passagen mit Präcision und Nettigkeit herauszubringen. \*) Ein Supplemento heißt in Italien eine Sängerin oder ein Sänger, welche im Falle einer Krankheit (wohlgemerkt nur in diesem einzigen Falle) die Prima Donna oder den Primo Uomo vertreten müssen, aber weiter zu nichts gebraucht werden. Es versteht sich, daß die Besoldung derselben weit geringer ist, als die, welche der erste Sänger oder die erste Sängerin erhalten. Wenn, zum Beispiele, Mad. Colbran während des laufenden Carnevals mit zwanzigtausend Franken bezahlet wird, so beträgt der Gehalt der Aushülfssängerinn zweitausend Franken. Aus den Attributen derselben ergibt sich, daß weder in Deutschland, noch in Frankreich, etwas, dem Supplemento Ähnliches vorhanden ist; weder die französischen Doubles (das heißt solche Schauspieler, welche, ohne je zweite Rollen zu spielen, den ersten Schauspieler ersetzen, so oft dieser keine Lust hat, aufzutreten, ein Fach, welches auf den deutschen Theatern gar nicht existirt), noch weniger die Remplaçans (im Deutschen alternirende Schauspieler), welche gefeslich mit dem ersten Schauspieler in der Darstellung seiner Rollen abwechseln, entsprechen der Idee des italiänischen Supplemento.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Literarische Anzeige.

Im Verlage der hiesigen Buchhandlung Tendler und von Manstein erscheint binnen einigen Wochen der erste Band eines der Erweiterung und dem Kunstgenuß geweihten Werkes unter dem Titel: „Ceres; Originalien von Bernard, Bar. Biedenfeld, Castelli, Deinhardstein, v. Gaal, Ritter v. Hammer, Hell, Bar. Hornmayr, J. Teittele, Kuffner, dem Grafen Malath, Bar. Mednyansk, Mückler, Baron Nelli, Saphir, Baron Schlehta, Weisser und dem Herausgeber Gräffer.“ Etwa 20 Bogen stark, zierlich ausgestattet, wird dieser Band 2 fl. C. M. kosten. Es soll von diesem Werke alljährlich mindestens ein Band geliefert werden, so bogentark, interessant und billig berechnet als möglich. Das Manuscript des zweiten Bandes wird Ende des nächstkommenden Monats April gelassen: bis dahin ersucht der Herausgeber die ihm zuwachsenden Beiträge gefälligst der Verlagshandlung zu übergeben. Wien im März 1823.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Donnerstag, den 6. März 1823.

28

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. ohne Kupfer Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Chao Kang.

Chao Kang, der sechste Kaiser der chinesischen Dynastie Hia, hatte seine Erhaltung einzig der Klugheit und Zärtlichkeit seiner Mutter Min zu danken. Sein Vater Tisang fiel in einem Treffen gegen den Empörer Hantso, der sich zum Kaiser ausrufen ließ und den Befehl ertheilte, alle übrigen Prinzen des Hauses Hia zu erwürgen. Einen Sohn, ihre erste Hoffnung auf Mutterfreuden, unter dem Herzen, entfloß Min noch vor Ankunft der Henker, und verbarg sich in einem entfernten Städtchen, wo sie unerkannt lebte und Chao Kang zur Welt brachte. Die Zeit milderte ihren Schmerz über den Verlust des geliebten Gatten, aber die quälenden Besorgnisse um das Schicksal ihres Sohnes vermochte sie nicht zu beschwichtigen. So waren ihr schon acht kummervolle Jahre verflossen, und Hantso schien im Taumel der Genüsse der Entflohenen gänzlich vergessen zu haben, als sich in der Hauptstadt ein dumpfes Gerücht verbreitete, ein Sohn Tisangs sey noch am Leben. Es gelang bald genug zu Hantso's Ohren, und unverzüglich sendet er einige Vertraute ab, den unglücklichen Prinzen bey seiner Mutter aufzusuchen. Allein diese ist bereits durch einige treu gebliebene Freunde von der drohenden Gefahr unterrichtet. Mit schlechten Lumpen bedeckt, schickt sie den Sohn als einen Hirtenknaben in's Gebirge, wo er mehrere Jahre in diesem Zustande der Erniedrigung bey knechtischen Arbeiten hinbringt. Aber auch hier wird er erkannt. Von Hantso's Spähern verfolgt, entflieht er in eine andere Provinz, und tritt als Küchenjunge in die Dienste Mys, eines Mandarins, der von Tisang vom Hofe verbannt, in stiller Abgeschiedenheit auf seinen Gütern lebt. Der Jüngling findet seine Mutter von der gelungenen Flucht und seinem gegenwärtigen Aufenthalt zu unterrichten, und vermehrt dadurch ihre Besorgnisse; denn war nicht sie selbst die Ursache von Mys Verbannung gewesen, und muß sie nicht alles für ihren Sohn fürchten, wann dieser von dem

Feinde erkannt wird, dem er sich unwissend in die Hände geliefert hat. My hatte auch wirklich sogleich bey dem Eintritt des Prinzen in sein Haus Verdacht geschöpft. Der edle Anstand des Jünglings, und eine auffallende Ähnlichkeit seiner Züge mit jenen seines Vaters hatte My zuerst auf das Geheimniß aufmerksam gemacht, sorgfältige Nachforschungen seine Muthmaßungen bestätigt. Er glaubte sich nun volle Gewißheit verschaffen zu müssen, und ließ den Prinzen vor sich fordern. Bestürzt erscheint dieser, und um so ängstlicher, je dringender seine Mutter ihn gewarnt hat, seine Abkunft vor dem Beleidigten zu verbergen. Er sucht den Fragen Mys auszuweichen, er läugnet, und beharrt auf seinem Längnen. My schlägt jetzt einen andern Weg ein. Er gibt das fernere Forschen auf und spricht nur mehr von den Ereignissen der letztern Zeiten. Mit leidenschaftlicher Hitze bekräftigt er Cha'o's Vater der Härte und Grausamkeit, und wälzt die Schuld seines Unglücks auf entehrende Verbrechen, die er ihm andichtet. Große Thränen stehen in Cha'o's Augen, und in seinem Gesichte wechselt Blässe der Furcht mit der Glut des empörten Unwillens. Als aber My nicht minder schonungslos, als eben erst seinen Vater, jetzt auch seine Mutter lästert, vermag es der Jüngling nicht länger sich zu halten. „Du lügst,“ ruft er mit mächtig hervorbrechendem Troge; „tödde mich, verrathe mich, liefere mich aus, nur verleumde meine edle Mutter nicht!“

Wie erstaunt war er nicht, als sich der Greis im nämlichen Augenblicke zu seinen Füßen warf. „Vergib mir,“ sagte dieser, „was ich sprach, um mir volle Gewißheit über deine Geburt zu verschaffen. Ich wünschte sie um dich retten zu können. Ich kann es, und will es. Das wird deine Mutter hoffentlich hinreichend überzeugen, daß ich nie, wie sie es wähnte, ihr Feind war; du aber als der Sohn meines rechtmäßigen Beherrschers empfangen von mir zuerst den Schwur unverbrüchlicher Treue.“ Noch in der nämlichen Nacht sandte der edle My den Prinzen auf eines seiner Landgüter in der entferntesten Provinz des Reiches, und beruhigte die bekümmerte Mutter über das Schicksal ihres Sohnes. Mit ihren und seinen Freunden entwarf er jetzt einen gemeinschaftlichen Plan, dem schon allgemein verhaßten Hantsou die geraubte Krone wieder zu entreißen. Nach einigen Jahren gedieh die Verschwörung zur Reife, und der junge Prinz durfte es wagen sich öffentlich zu zeigen. Alles strömte freudig unter seine Fahnen, und eine einzige Schlacht war hinreichend ihm das Erbe seiner Väter wieder zu gewinnen. Hantsou selbst wurde gefangen, und als Empörer dem Tode überliefert. Min lebte noch; und nicht geringer als ihr Entzücken, nach einer langen Reihe kummervoller Jahre den einzigen Wunsch ihres Lebens erfüllt zu sehen, war die allgemeine Nührung des Volkes über den schönen Triumph mütterlicher Treue.

M. C n f.

### H i m m e l u n d E r d e.

An W. Gr. K., als sie ein Gemälde nach Correggio vollendet hatte.

Wie dem Gebilde aus Erde am Schöpfungstage der Schöpfer —  
Hauchtest dem Farbenbild Leben vom Himmel du ein!

Friedhoffblumen, meinen lieben Todten zum Kranze gewunden.

Willkommungs-Gruß.

Send mir, ihr Schläfer, gegrüßt! Ich nah' mit den Klängen der Harfe;  
Eueren Heimchen gleich, singt sie ein trauriges Lied.

Die Linde.

Was umdüsterst, o Baum! so dicht du mit Schatten die Gräber?  
Denen da unten ist's kühl und dunkel genug.

Der Sarg.

Enges Bretergebäude, wo still die Leichname wohnen,  
Bist dem Irdischen Sarg, Wiege dem ewigen Seyn.

Tonchens Grab.

Freut euch, Freunde, mit mir, Klein Tonchen ist wieder erstanden;  
Seht! aus dem Hügel stieg lächelnd ein Nöschen hervor.

Die Trauerweide.

Wie auch sehnend, o Baum! die Arme nieder du streckest,  
Ach! aus den Tiefen der Gruft langst du ihn nimmer herauf.

Das Sinnbild des Schlafes.

Brüder sind Schlaf und Tod? — Unähnliche, wahrlich, wie viele;  
Denn, der im Schlafe beginnt, endet im Tode — der Traum.

Der Bergmann.

Kühl und finster im Schacht, und kühl und finster hier unten,  
Ach! nur hämmern darf weder die Hand noch das Herz.

Die Sanduhr.

Laut sie kündend ermahnt entflohener Stunden die Schlaguhr,  
Aber die Sanduhr schweigt, wenn sie die letzte dir bringt;  
Also warnet dich treu der wahre Freund vor dem Abgrund,  
Aber der falsche schweigt, sieht er dem Sturze dich nah'n.

Des Kriegers Grab.

Friedlich schlummerst du nun und moderst, o Held! in dem Sarge,  
Und in der Scheide daheim schläft und verrostet dein Schwert;  
Doch ihr entspringet frey der dunklen Kammer einst Beyde,  
Wenn die Posaune dir, und die Trompet ihm ertönt.

Die Spinne.

Webe, Spinnchen, du nur, und umschley're den Namen am Grabmal,  
Gütige! du ersparst dennoch die Thräne mir nicht.  
Dirgst du die Schrift mir auch, — umsonst! — ich kenne den Hügel  
Und die Blumen darauf hab' ich ja selber gepflanzt.

Der rothe Moh'n.

Du, der Schnitterinn Schmuck sonst, heitere Blüthe des Mohnes,  
Wer hat dem Tode dich schön und bedeutsam geweiht?  
Sanft betäubst du fürwahr, und bringst tieffriedlichen Schlummer,  
Und an das Morgenroth mahnet dein kammendes Haupt.

## S O L D A T E N G R Ä B E R.

Längst der Mauer hinauf in den stillen, grünen Gezelten,  
 Ferne von Waffen und Ross, ruhen die Söhne der Schlacht;  
 Seht! wie im Gliede sie einst an einander fügte der Hauptmann,  
 Hat an einander auch hier sie der Gräber gereicht.

## V e r d o r r t e B l u m e n s t ä t t e.

Seyd ihr alle verdorrt mir über dem Haupte, ihr Blümchen?  
 Sagt! wo weilet die Hand, welche euch früher gepflegt?  
 O wie hauchtet ihr süß, als den ersten Frühling ich hier schlief!  
 Nun, da der zweyte sich hebt, denkt man des Todten nicht mehr.

## M e i n e s G r o ß v a t e r s G r a b.

Weißt du noch, freundlicher Greis! rief Sieben-Pfeil\*) vom Thurne,  
 Und ich schlummerte noch, schaltest du lächelnd mich stets:  
 Nun hat Morgens und Nachts wohl oft schon und laut sie gerufen,  
 Aber, Väterchen, du wachest nun selber nicht auf.

## M e i n e s V a t e r s G r a b.

Forschend wall' ich dahin durch die niedern, moosigen Hügel,  
 Aber kein Kreuz, kein Stein sagt, wo der Vater mir schläft.  
 Ach! nicht ein fremdes Grab zu bethau'n mit der kindlichen Thräne,  
 Trag' ich sie, Vater! vielleicht wohl auch an Deinem vorbei.

## M e i n e n ü b r i g e n , t h e u e r n T o d t e n.

Einfach und stille das Grab, wie das Leben einfach und stille,  
 Deut es dem Sänger kein Lied, aber er bethet und weint.

## S c h e i d e - G r u ß.

Lebt nun Schlummernde wohl! der Harfe Laut ist verklungen,  
 Und mit dem schwindenden Klang zieht auch der Sänger hinweg.

Carl Goethe. v. Zeitner.

## C o r r e s p o n d e n z - N a c h r i c h t.

Dresden, Ende Jänner 1823.

Ohne irgend etwas Ausgezeichnetes als eine ganz unerhörte Kälte verstrich uns dieser Monat; an einigen Tagen stand auf manchen Plätzen, z. B. auf der Elbbrücke, der Thermometer auf 32 Grad Fahr. Der erstarrende Einfluß solcher Eisesluft zeigte sich überall, besonders aber im Theater; gewöhnlich ist dieß während der Carnevalzeit, wo es so viele Bälle und Gesellschaften für alle verschiedenen Stände gibt, ohne hin wenig besucht und die neuen Stücke, die während dieser Zeit gegeben werden, machen selten Glück. Auffallend und ungewöhnlich streng zeigte sich aber unser Publicum

\*) Dieß ist die Benennung der großen Schloßberg-Glocke zu Weis, welche täglich um sieben Uhr früh und Abends geläutet wird.

gegen die neue Oper: *Belleda*, welche der junge *Kastelli* componirt hat. Das Sujet dieser Oper ist eine Übersetzung in's Italienische von *Rogebue's* kluger Frau im Walde. Eigentlich paßt dieß Stück nicht mehr für den Geschmack unserer Zeit. Solche süßlich empfindende Zauberspiele liebt unser an Teufelsput und Herenwürze gewöhntes Publicum durchaus nicht mehr; wenn es sich nicht um den Gewinn oder Verlust einiger Seelen handelt, mag man nichts Übernatürliches sehen. Dieß machte, daß der ganze Stoff der Oper leicht schon nicht ansprach, überdem hatte ihn der Übersetzer, Professor *Montucci*, sehr breit und weitläufig behandelt, und der junge unerfahrene Compositur wieder dieß schon zu lange Buch mit ausgeführten Recitativen und ungewöhnlich langen Musikstücken überladen, die noch dazu meist im langsamen Tempo waren. Auf jede Weise war also der Zeit in ihre Rechte gegriffen, diese strenge Herrscherin der Gegenwart duldet dieß nicht! Die ersten Proben dieser Oper währten beynabe fünf Stunden; später wurde sie aber fast um die Hälfte gekürzt. Doch ungeachtet dieser sehr harten Opfer des Componisten, hat das Publicum das Vorurtheil gefaßt, sie sey zu lang und langweilig, welches freylich das Schlimmste ist, was man einem Kunstwerke nachsagen kann! Unbefangene Kenner meinen dagegen, sie sey weit vorzüglicher als die beiden frühern Opern des jungen *Kastelli*, welche viel freundlicher aufgenommen wurden, und der sehr bescheidene junge Mann habe auf keine Weise diese Härte verdient. Die Symphonie ist wahrhaft schön und ausgezeichnet, in ihr ist der Charakter der Zauberoper mehr ausgesprochen, als in der übrigen Musik, in welcher man wünschte Anklänge aus dieser Symphonie wieder zu finden.

Viele der übrigen Musikstücke sind brav gearbeitet, ausdrucksvoll und angenehm, würden sie frey von Vorurtheilen gehört, so müßten sie gefallen, um so mehr, da unsere sämmtlichen Künstler den größten Fleiß aufboten, und vortrefflich spielten und sangen. — Schwerlich dürfte man eine zweite *Belleda*, wie unsere *Sandrini*, welche diese sehr schwierige, ganz auf tiefgeföhltter Declamation und Pantomime beruhende Rolle meisterhaft ausführt, finden. Ihre Stellungen sind in jedem Moment so schön und passend, daß man wünschte sie durch einen Bildner festgehalten zu sehen; im Gewandwurf wetteifert sie mit unsern größten tragischen Künstlerinnen. *Mlle. Funk* als *Luitgarde*, und *Costanza Tibaldi* als *Adolfina* sangen sehr brav, letztere führte besonders eine große, sehr schwierige Scene trefflich aus, doch selbst der sonst so sichere Zauberreiz ihrer Jugend und Schönheit vermochten nicht das erkaltete Publicum zu erwärmen.

Schade ist es, daß Dichter und Compositur versäumten, *Adolfinen's* und *Edelemondo's* Charaktere durch Scherz und Muthwillen gegen das tiefere Gefühl der Andern contrastiren zu lassen, wie es im deutschen Schauspiel geschieht. Liebe auf Liebe gehäuft erscheint wie ein Rosenbeet ohne Blätter und Dornen, die gar nöthig sind um die süße Blume pikant zu machen.

*Bernardo*, der alte Diener, wurde durch *Sgr. Bassi* gut gespielt, da er aber keine Stimme mehr hat: so war seine Zusammenstellung mit dem stummen Ritter in einer Oper nicht glücklich. Der Fackeltanz war allerliebste geordnet, und wurde schön ausgeführt. Costumes und Decorationen waren ausgezeichnet schön.

Auf dem deutschen Theater erkreuten wir uns einer sehr braven Vorstellung der *Piccolomini* und des *Wallenstein's*, und übrigens mehrerer artiger und gefälliger kleinen Stücke.

Die Maskeraden im großen Opernhause wurden durch die unmäßige Kälte sehr verleidet, überdem vermißt man hier allen echten Maskengeist. Bey mehreren fremden Familien beginnen kleine musikalische Zusammenkünfte Sitte zu werden. Der herrliche Gesang der sehr geschickten jungen Dilettantinn *Mlle. Chevalier*, und; das treffliche Pianospiele unserer Virtuossinn *Antonie Pechwell*, verschönern viele.

Im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore wurde den 27. Februar zum Vortheile des Herrn Hoftheater-Capellmeisters Joseph Weigl zum ersten Male gegeben: Die eiserne Pforte. Romantische Oper in drey Acten, von Joseph Ritte von Seyfried. Musik von Joseph Weigl.

Seit längerer Zeit hatte Herr Weigl keine neue Composition für das Theater geliefert. Man konnte dieses Säumen mit dem Sprichworte rechtfertigen: Gut Ding will Weile haben. Wirklich schien auch das Publicum eine große Erwartung zu hegen, als diese neue Oper von Herrn Weigl angekündigt wurde. Das Haus war gedrängt voll, und selbst der allerhöchste Kaiserhof beglückte diesen Abend das Theater mit seiner huldreichen Gegenwart. Herr Weigl hatte, in Betreff der Einnahme, keine schlechte Ernte; aber Beyfall und Ehre waren gering. Es ließ sich zwar eine Schar von Benfallsklatschern auf verschiedenen Seiten des Theaters verspüren; aber die Masse des Publicums stimmte nur bey einem Duette des zweyten Actes, und bey einem Canon-Chore des dritten Actes mit ein.

Man würde Unrecht thun, eine Cabale voraus zu setzen; denn bey einem sehr gefüllten Hause ist keine Verabredung möglich; hier ist das Publicum allezeit gerecht; es nimmt überhaupt das Schöne und Gute, welches ihm geborhen wird, allezeit nicht nur gerne, sondern auch mit Erkenntlichkeit und freygebigem Beyfalle an. Man besucht ja das Theater in keiner andern Absicht, als um sich zu ergehen; nur wenn diese Absicht vereitelt wird, und die billige Erwartung des Publicums unbefriediget bleibt, nur dann erfolgt jenes strenge Gericht der Mißbilligung, welches für die Autoren und Acteurs so fürchtbar ist.

Der unglückliche Erfolg der neuen Oper ist zum Theil auf Rechnung einiger ungünstigen Zufälligkeiten zu schreiben, welche sich bey der Aufführung ereigneten. Dahin gehörte eine Lächerlichkeit, welche sich der geisterartige Daniel, Thürmer auf Schrofened, (Herr Schüh) zu Schulden kommen ließ. Seine Rolle schrieb ihm einen schauererweckenden Jammerruf vor; aber dieser Jammerruf kam unglücklicher Weise wie ein Mittelstück zwischen dem Lachen eines Laubers und dem Kollern eines Truthahns heraus, und travestirte den ernsthaftesten Moment, durch den Widerspruch der Absicht und des Erfolgs, zur ungetragenen Zeit in eine komische Situation. Man lachte, und damit war die Stimmung für den übrigen Theil der Handlung, in welcher Daniel eine so durchgreifende Rolle zu spielen hat, gänzlich verdorben. Dieser Daniel war nun einmal eine lächerliche Figur geworden, und dieses war nicht wieder gut zu machen. Eine andere Lächerlichkeit, welche ebenfalls in einer sehr ernsthaften Situation vorfiel, war die distonirende und freischende Stimme des Knaben Theobald (kleine Noisten), welcher in dem Moment, wo ihn sein Oheim Ruthard (Herr Forti) durch die eiserne Pforte in den Abgrund stürzen will, ein bewegliches Terzett mit demselben und mit seiner Wärterinn Marton (Mad. Vogel) zu singen hatte. Da dieses Trio ein ziemlich langes Musikstück war, und die Stimme der kleinen Noisten immer schwankender und distonirender wurde, so wirkte die Lächerlichkeit dieses Umstandes sehr ergreifend, und wer eben nicht über die Lächerlichkeit der Sache lachen wollte, wurde doch durch die Sympathie, welche das Lachen der Andern in uns zu erregen pflegt, unwillkürlich zum Mitslachen gestimmt. Da nun dieser Knabe Theobald die Hauptperson ist, um welche sich die ganze Handlung der Oper bewegt, so war hierdurch die Hauptwirkung unwiederbringlich zerstört. Eine dritte Lächerlichkeit verursachten die Lampen, welche den Saal auf Rabenheit beleuchteten. Diese fingen, mitten in einer sehr pathetischen Situation, auf einmal über dem Kopfe des perorirenden Schuttheißen von Genf (Herr Zeltner) sich zu bewegen an, und tanzten über die Bühne zu den Coulissen hinaus.

Man suchte zwar bey der zweyten Aufführung diese Fehler zu vermeiden, der Jammerruf des Thürmers Daniel und das Terzett mit der kleinen Noisten wurden weggelassen; die Lampen bewegten sich regelmäßig; allein ein anderer, und zwar der Hauptfehler der Oper war nicht wegzustreichen, weil er in dem, der Oper zum Grunde

liegend  
Aufführ  
D  
seine ne  
Sturz,  
seht; g  
Meister  
Sujet f  
zu eine  
ist im  
derts  
indem  
in den  
morde  
hard, zu  
Adolph  
grub sich  
ein Ung  
schlag d  
Ritterfa  
mord ge  
Schro  
Wein  
werden  
Zeltne  
ken) ein  
lien gebo  
väterliche  
eiserne P  
plöbliche  
die bräut  
Neigung  
lung, in  
Pforte. I  
verklärte  
Sündenst  
Wen  
daß eiger  
der Haup  
Gewissen  
neuen M  
langweile  
und Hoch  
da eine  
Zuschauer  
Betr  
muß man  
liebte ein  
hat sie  
leht, da  
zu lassen.  
Publicum  
singend v  
der dritte  
schaft! A

liegenden, Buche steckt, und so könnte dieses große Tonwerk sich auch bey der zweyten Aufführung nicht mehr erheben.

Der achtungswürdige Tonseher hat einen so großen Unfall keineswegs verdient; seine neue Oper ist mit der ganzen Tüchtigkeit, die man bey dem Tonseher von Baal's Sturz, der Schweizer Familie, des Waisenhauses u. a., mit gutem Grunde voraussetzt, gearbeitet und zeichnet sich durch einen gediegenen Satz aus; aber je mehr der Meister nach dem Verdienste der Angemessenheit seines Tonwerkes zu dem bearbeiteten Sujet strebte, desto unglücklicher mußte der Erfolg seyn. Denn kein Sujet ist weniger zu einem Opernorte geeignet, als das, welches dieser Oper zum Grunde liegt. Dieß ist im Kurzen folgendes: Ruthord, ein holsteinischer Ritter des dreizehnten Jahrhunderts (Herr Forti), hat sich in den Besitz von Rabenstein und Schöffeneck gesetzt, indem er seinen älttern Bruder, Wolfgang, durch die eiserne Pforte des Schlosses in den tiefsten Abgrund stürzte. Der Thürmer Daniel scheint ihm bey diesem Brudermorde hülfreiche Hand geleistet zu haben. Eine tiefe Schwermuth trieb den Ritter Ruthord, zwölf Jahre nach der blutigen That, nach Italien fort, wo er den Minnesänger Adolpho (Herr Hatzinger) als Freund kennen lernte, und der Thürmer Daniel vergrub sich reuig in die Gemauer des alten Thurmes, aus dem er von Zeit zu Zeit, wenn ein Unglück annahmt, gespenstisch hervor schleicht und das Landvolk durch einen Sturmschlag der Glocke schreckt. Dieses thut er denn auch, als endlich Ruthord von seiner Ritterfahrt aus Italien zurückkehrt, und nicht nur als Erbherr in die durch Brudermord geraubte Burg einziehen, sondern auch die Witwe Adelsheid von Ebersburg (Ulle Schröder) als Braut heimführen will. Wulf, Burgwärter auf Rabenstein (Herr Weinmüller) ahnet bey Daniels Sturmklängen sogleich großes Unglück. Wirklich werden Ruthords Absichten vereitelt. Denn es erscheint der Schultheiß von Genf (Herr Jeltner) mit unzweifelbaren Beweisen, daß in dem Knaben Theobald (Kleine Noisen) ein Sproßling des ermordeten Wolfgang lebt, welcher in heimlicher Ehe in Italien geboren, und dort von der Wätherinn Marton (Mad. Vogel) erzogen, nun sein väterliches Erbe zurück fordert. Ruthord will diesen unwillkommenen Neffen durch die eiserne Pforte in den Abgrund stürzen, aber der Thürmer Daniel lähmt durch eine plötzliche Heistererscheinung seine Wuth, und rettet den Knaben. Anderer Seits erkennt die bräutliche Witwe in dem Minnesänger Adolpho ihren alten Liebhaber, für den ihre Neigung noch nicht erloschen ist. Ruthord zerhaut endlich den Knoten dieser Verwickelung, indem er den Entschluß faßt, nach Palästina zu ziehen. Es eröffnet sich die eiserne Pforte. Der Knabe Theobald erscheint wohl erhalten auf den Felsenspitzen; über den verklärten Himmel spannt sich ein Regenbogen, und die Wasserfluth dieses ritterlichen Sündenstückes hat ein Ende.

Wenn man die Personen dieser Oper etwas genauer mustert, so findet man bald, daß eigentlich keine einzige für einen großen Operpart geeignet ist. Ruthord, welcher der Hauptpart ist, kann den Zuschauer unmöglich anziehen. Sein Schwanken zwischen Gewissensbissen und verbrecherischem Beginnen, zwischen Reue und Versuchen von neuen Missethaten ist ein widerliches Schauspiel, welches den Zuschauer peinigt und langweilet. Dazu kommt in dieser Rolle eine buntgemischte Scenenreihe von Trauer und Hochzeitfreude, wobey der Zuschauer nie weiß, woran er eigentlich ist. Woher soll da eine lebendige Theilnahme kommen? kann der beste Tonsatz in dem Gefühle des Zuschauers, den dieses Chaos nothwendig verplex macht, einen Anklang finden.

Betrachten wir den zweyten Hauptpart, die Witwe Adelsheid von Ebersburg, so muß man sich nicht minder verwundern. Diese Figur hat gar keinen Charakter. Sie liebt einstens den Minnesänger Adolpho, und liebt, wie man sieht, ihn noch. Dieß hat sie aber gar nicht gehindert, einmal den Ebersburger Ritter zu heirathen, und jetzt, da sie Witwe geworden ist, sich von Neuem als Ruthords Braut heimführen zu lassen. Was ist das für eine Liebe? Soll sie etwa romantisch seyn? Oder will dem Publicum zugemuthet werden, daß es Etwas fühlen soll, wenn sich eine solche Unnatur singend vernehmen läßt? Werfen wir endlich einen Blick auf den Minnesänger, welcher der dritte Hauptpart der Oper ist. Dieser singt mit Ruthord in einem Duette: „Freundschaft! Amors holde Schwester!“ gar traulich den Preis der Freundschaft. Aber die Si-

situation, in welcher dies geschieht, ist komisch genug. Denn der Minnesänger hatte kurz vorher ein Tête à Tête mit Ruthards Braut, welche sich bey dessen unvermuthetem Annahen in ihr Kämmerlein schlich. In dieser Situation stimmte der Minnesänger zum nicht geringen Erstaunen der Zuschauer ein Loblied auf die Freundschaft an, welches unter diesen Umständen harer Unsinn oder Parodie ist. Denn der Zuschauer weiß, daß der Minnesänger ein Betrieger und Ruthard ein Betrogener, die Freundschaft zwischen beyden also eine Maske ist. Dessen ungeachtet verläugnete das Publicum den Widerwillen, den eine solche Verkehrtheit einflößen muß, und ließ das Duett wiederholen.

Wenn wir auch die Schuld von dem unvermeidlichen Mißlingen einer solchen Oper hauptsächlich auf das Buch werfen müssen, so können wir doch auch den Tonseher nicht frey sprechen. Müßte ihm die Widersinnigkeit der Situationen, die er in Musik setzte, nicht einleuchten? Konnten ihm die spielenden Figuren, welche in diesem Ritterstücke vorkommen, wahrhaft ansprechen, erwärmen und zur Composition begeistern?

Wo gibt es bessere Opernbücher, wird man fragen? Wir antworten darauf, wenn es keine solche gibt, so können die Theaterdirectionen dafür sorgen, daß welche gemacht werden. Warum sehen sie sich nicht mit Dichtern, welche als solche bekannt sind, in Verbindung? Würden, der Ausländer nicht zu gedenken, von unsern vaterländischen Dichtern keine Opernbücher zu erhalten sehn? Wir glauben, daß, so bald es den Directionen um gute Bücher Ernst ist, sie solche gewiß leicht erhalten werden. Tonseher von Talent würden dann mit der Beruhigung arbeiten, daß sie keine Scene des Sisyphus wälzen. Die Theaterdirectionen würden bey neuen Productionen nicht Wasser mit Sieben schöpfen, und das kunstliebende Publicum würde sich in seinen Erwartungen nicht betrogen sehen.

Der Raum gestattet uns nicht, die Aufführung dieser Oper näher zu beleuchten. Wir müssen jedoch bemerken, daß die Hauptsänger an ihrer Schuldigkeit nichts veräumten.

Auch die äußere Ausstattung der Oper war trefflich. In Ansehung der Decorationen haben wir bloß zu bemerken, daß die Scene, welche das Ritterschloß vorstellt, keine Schneeberge im Hintergrunde zeigen soll; weil Holstein, welches als Schauplatz ausdrücklich angegeben ist, ein ganz flaches Land, kaum einige Hügel, geschweige denn Schneeberge hat.

### M o d e n b i l d X.

- 1) und 2) Hüte von Grosdenaple und Atlas in zwey Farben, erster mit Bändern, der zweyte mit Blumen verziert.
- 3) Pughut von Crep mit Goldschnüren und Federn verziert.
- 4) Atlashut mit Blumen und inwärts ein Häubchen angarnirt.
- 5) Capote von Grosdenaple mit Bändern verziert.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

efänger hatte kurz  
 n unvermuthetem  
 Minnesänger zum  
 haft an, welches  
 chauer weiß, daß  
 undschaft zwischen  
 blicum den Widers  
 das Duett wie  
  
 einer solchen Oper  
 auch den Tonseher  
 i, die er in Must  
 welche in diesem  
 Composition be-  
  
 rten darauf, wenn  
 , daß welche ge-  
 als solche bekannt  
 von unsern vater  
 iven, daß, so bald  
 t erhalten werden.  
 daß sie keine S eine  
 Productionen nicht  
 e sich in seinen Ge  
  
 her zu beleuchten.  
 idigkeit nichts ver-  
  
 ung der Decoratio  
 ittertschloß vorstellt,  
 hes als Schauplatz  
 t, geschweige denn  
  
 rster mit Bändern,



*P. v. de Del*

*F. v. Schöberl sc.*

X.

Wiener Moden.

28.  
1823.

8

Von die  
hier geg  
dann e h  
(Bureau  
f. f. Post  
in Wi

**M**a

wohl  
gebuch  
ziehend  
werden  
man es  
lich be

**D**

diesen  
zu erg  
aufbew

**N**

Unbede  
theils  
erste V  
Verstar

**W**

währe  
bedente  
gebüch  
züglic  
Bedeu  
sie lebe  
ihres Z  
für das  
auf so  
wächst  
lebhaft  
ihre Re

# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

### M o d e.

Sonnabend, den 8. März 1823.

29

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Aufwartige oder durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Über Tagebücher.

Man hat so viel zum Vortheile der Tagebücher geschrieben, daß es sich wohl der Mühe lohnt, auch etwas dagegen zu sagen. Die Idee ein Tagebuch zu führen, hat für viele, besonders jüngere Personen, etwas Anziehendes; und doch sind es gerade diese, denen sie am leichtesten schädlich werden, für jeden Fall hat man Unrecht, sie so unbedingt zu empfehlen, als man es zu thun pflegt; eine Bemerkung, welche der prüfende Psycholog schwerlich bestreiten wird.

Das Leben soll uns Resultate geben. Das Tagebuch soll den Stoff zu diesen Resultaten sammeln; es soll durch Übung die Fertigkeit schärfen, sie zu ergreifen; es soll sie zu künftigem, leichtem und sicheren Gebrauche aufbewahren.

Nicht das Bedeutende allein kann bedeutende Resultate geben; auch das Unbedeutende. Aber welche Schärfe des Verstandes, welche Sicherheit des Urtheils gehört nicht dazu, sie dem Unbedeutenden abzugewinnen. Hier ist die erste Betrachtung, welche die Gewohnheit, vor den Jahren voller Reife des Verstandes Tagebücher zu führen, zum Tragenspiele macht.

Wenn die Behauptung richtig ist — und sie scheint es zu seyn — daß die wahre Lebensweisheit darin bestehe, das Bedeutende als bedeutend, das Unbedeutende als unbedeutend zu sehen: so läßt sich mit Recht sagen, daß Tagebücher jener Art nothwendig einen schädlichen Einfluß haben müssen, vorzüglich auf diejenigen, deren Umgebungen größten Theils unbedeutend sind. Das Bedeutende, was diesen Umgebungen und den Situationen fehlt, in welchen sie leben, werden sie, bey einiger Regsamkeit der Phantasie, in den Roman ihres Tagebuches zu legen suchen; und eben dieß wird es ihnen erschweren, für das wirkliche Leben den richtigen Maßstab zu finden. Der Nachtheil, daß auf solche Weise der Phantasie ein ungemessener Spielraum geöffnet wird, wächst natürlich in eben dem Verhältnisse, in welchem die Phantasie selbst lebhafter und fruchtbarer ist, oder eine Situation im vorzüglicheren Grade ihre Regsamkeit begünstigt. So konnte der Verfasser dieses Aufsatzes einen jun-

gen Mann, der sich in eine Leidenschaft, von welcher er sonst wahrscheinlich bald genesen wäre, und die ihn zuletzt gänzlich mit dem Leben entzweyete, im buchstäblichen Sinne hineinschrieb. So wenig als der Roman das Leben ohne poetische Färbung abschildern soll, eben so wenig darf der Phantaste die Hand dazu gebothen werden, dem wirklichen Leben die Färbung des Romans anzupinseln.

Am schädlichsten sind Tagebücher für diejenigen, welche bey richtiger Kenntniß, sowohl ihrer sittlichen Schwächen, als der Aufforderungen nach dem Besseren zu streben, zu ohnmächtig sind, von jenen sich loszumachen, und dieses mit angestrongter Kraft zu erringen. Immer wiederholen sie den Vorsatz, von dem als verderblich anerkannten Fehler sich loszumachen, und immer fallen sie in denselben aufs neue wieder zurück. Ihre guten Entschliessungen setzen sie über jeden peinlichen Vorwurf des Selbstbewußtseyns und jede ernste Betrachtung der Folgen hinaus. Das Geschehene ist nicht zu ändern, und für die Folge — soll es gewiß anders werden. An Farben lassen sie es dann bey der Schöpfung eines sittlichen Ideals, dem sie künftig gleichen wollen, keineswegs fehlen. Wenn sich nun bey einiger Lebhaftigkeit des Temperaments diese Selbsttäuschungen ohnedieß sehr natürlich an einander reihen, so werden sie, unter solchen Umständen, durch Tagebücher unstreitig noch mehr begünstigt; weil diese den gehaltenen Entschlüssen, auf welchen sie ruhen, einen Anschein von Festigkeit geben. Unter allen Fehlern, welche Tagebücher beseitigen sollen, wird der Leichtsinns gewiß am wenigsten durch sie gebessert, weil sie den Vorsätzen, womit er sich tröstet, immer eine zuverlässige Miene geben.

Weit mehr als die Führung eines Tagebuches ist eine tägliche Selbstprüfung zu empfehlen. Die Sache ist bey dieser Alles, die Form nichts. Sie hält uns immer im Kreise des wirklichen Lebens, und unsern Blick bey hundert Kleinigkeiten fest, worüber er bey einem Tagebuche, was gewöhnlich zuerst nach einem Wäschzettel, und dann nach einem Roman zugeschnitten wird, weggleitet. Das Unbedeutendere, oft wiederkehrend, führt allmählig zu dem Bedeutenderen; wir lernen beydes hinreichend scharf absondern und dem Leben fruchtbare Resultate abgewinnen, die dann, wenn dieser Grad der Reife des Nachdenkens erreicht ist, ein Tagebuch mit Auswahl sammeln und bewahren mag.

M. E n f.

### D o b o s i.

Hey Mohats war die blut'ge Schlacht,  
Verkünden Trauerlieder,  
Wo sich erhob des Halbmonds Macht,  
Und düster sank der Flor der Nacht  
Auf Christenleichen nieder.

Des Adels blüthevoller Kranz,  
Ehrwürdige Magnaten,  
Umstrahlt von des Verdienstes Glanz,  
Berstampt der Rosse wilder Tanz,  
Trog ihren Heldenthaten.

Nach Maroth ging's in rascher Flucht,  
 Verfolgt von Reitercharen.  
 Wie wenn bey Sturmesdrang die Ducht  
 In Todesangst der Schiffer sucht,  
 So drängten hier Gefahren.

Da hielt ein tapfres Häuflein fest,  
 Entglüht von edler Hitze,  
 Der wackern Helden schwacher Rest  
 Den Nacken sich nicht beugen läßt,  
 Dobohi an der Spitze.

Sie stürzen in den dichten Feind,  
 Und toben in den Reihen,  
 Dem Muthigen nichts schrecklich scheint,  
 Ein Herz, ein Geist hat sie vereint  
 Dem Tode sich zu weihen.

Doch wie verheerend auch das Schwert  
 Der Kühnen um sich wüthet,  
 Die Zahl der Feinde wird vermehrt,  
 Die Wuth durch Übermacht verzehret,  
 Und Noth allein gebiethet.

„Zur Rettung!“ scholl's „mein Kind! mein Weib!“  
 Dobohi fliegt — soll's glücken —  
 Zu ihr, umfaßt den schönen Leib,  
 Und schwinget das geliebte Weib  
 Auf treuen Rosses Rücken.

Ihr Haupt sank an die Eisenbrust,  
 Das Aug' gefüllt mit Thränen,  
 Sie ahnt den schrecklichen Verlust,  
 Und krampfhaft ohne Lebenslust  
 Faßt sie des Rappen Mähnen.

Es schwindet schon des Gauls Kraft,  
 Mit Schaum bedeckt er zittert,  
 Die starken Sehnen sind erschlafft,  
 Der Ruf des Herrn ihn noch errafft,  
 Als er die Feinde wittert.

Und näher braust die Mörderbrut,  
 Die Erde dröhnt und bebet,  
 Die Säbel roth vom Christenblut,  
 Die Mienen, wild verzerrt von Wuth,  
 Drohn jedem, der noch lebet.

Und an den zarten Busen schließt  
 Die Huldinn fest den Gatten,  
 Ihr Auge schmerzlich überfließt,  
 Ihr Herz voll Wehen sich ergießt,  
 Sie sah des Gauls Ermatten.

„Geliebter! ende meine Qual  
 Und rett' dein Heldenleben!“  
 So steht sie, „hier ist keine Wahl,  
 O senke mir den Rettungsstahl  
 In's Herz, dir treu ergeben.“

Und immer näher braust der Troß,  
 Die Blicke sprühen Feuer,  
 Schon strauchelnd feucht das arme Ross,  
 „Gieb!“ ruft Sie „gieb den Todesstoß,  
 Die Ehre sey dir theuer!“

Die Welt lag auf des Ritters Brust,  
 Sein Lebensglück in Trümmern,  
 Im Haupt' wogt der Gedanken Wust,  
 Er sah die Beute roher Lust,  
 Der Zukunft falben Schimmer.

Schon drängen dichter sie heran,  
 Die Säbel hoch geschwungen,  
 „Jetzt gift es! Schwinde schöner Wahn!“  
 Schon ist sein Stahl — so tief er kann,  
 Sie tödtend eingedrungen.

Sein scharfer Sporn den Gaul verlegt,  
 Daß bäumend er sich wendet  
 Und in der Feinde Längen seht;  
 Durchbohrt und sterbend sinkt er jetzt,  
 Und hat als Held geendet.

W e n d.

### N ä t h s e l.

Meistens verwerre ich,  
 Umgekehrt, ist du mich.

S. S.

## Musikalisches und theatralisches Allerley aus Italien.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Aber die Schönheit läßt sich nicht anbeißen, wie das Sprichwort sagt (weshes hier, wie jedermann ohne meine Erinnerung begreift, nur unter Einschränkung ein wahres Wort ist, denn in der Regel nährt die Schönheit ihren Mann, oder vielmehr ihre Frau), und somit füllte die hübsche Gestalt der Sigra. Riva wohl die Augen des kleinen Publicums, welches sich jeden Abend von derselben angezogen fühlte, aber nicht die Casse der Theaterverwaltung. Es mußte also ein Mittel ausgedacht werden, welches, einem Palliative gleich, dem theatralischen Körper wo nicht seine völlige Gesundheit wieder zu geben, doch denselben bis zur Crisis hinzuhalten vermöchte. Nach langem Sinnen ward Ricciardo und Zoraida, in einen Act zusammengezogen (wie wir diese Oper im verwichenen Sommer in Wien gehört haben), gewähnt und schleunig zur Aufführung gebracht. Die Direction hatte dreihundert Billette ausgeheilt und diese thaten redlich ihre Pflicht: die Oper und sämtliche Sängere, sogar Mad. Colbran, wurden applaudirt. Aber am folgenden Tage blieb das Publicum aus, die dreihundert Billette ausgenommen, welche abermals gewissenhaft ihren Dienst verfahren. Der Direction war damit immer noch nicht gedient: aus dem Regen in die Schlagtraufe gekommen, setzte sie den Ricciardo bald vorn, bald hinten an die Vorstellung, aber, wo er auch stehen mochte, er füllte nie den Platz aus. Wenn die luminöse Idee mit dieser Oper gekommen war, ist mir nicht bekannt geworden.

Das Publicum fuhr während dieser Zeit fort, sowohl privatim, als öffentlich in den Speise- und Kaffehhäusern alle bey der Affaire der Fenice theilhabenden Personen mit dem Interdicte seines höchsten Mißfallens zu belegen. Wie einige heidnische Götter, welche in einem christlichen Staate wohnen, ihre Götzen anbeten oder durchprügeln, je nachdem diese Regen, oder keinen, senden, so stießen die Venetianer gegen denjenigen Mann, welchen sie noch vor einigen Monaten bis in die Wolken erhoben hatten, die ärgsten Verwünschungen aus: ja, sie wären im Stande gewesen, noch weiter zu gehen.

Herrn Kossini ward, im eigentlichen Verstande, übel bey der Geschichte: da er in vier Wochen das Zimmer nicht verlassen hatte, so schollen ihm die Füße und der rechte Arm bis zu einer ungeheuern Dicke an. Aber so sehr auch ein Keil den andern trieb, und so gewiß die Direction gehofft hatte, die Semiramide mit dem Ende des Monats Jänner, etwa am 28., oder spätestens am 29. zur Aufführung bringen zu können; so hatte erst am 26. der erste Act ganz probirt werden können, und vom zwayten war bennähe noch kein einziges Stück instrumentirt. Nichts desto weniger setzte die Direction die erste Vorstellung auf den zwayten Februar fest und ließ, gleichsam als wollte sie sich durch diesen Schritt unbedingt in die Hände des Publicums geben, ihren Entschluß öffentlich durch den Druck bekannt machen. Aber zum Eilen hilft nicht schnell seyn: Hr. Kossini, gleichsam vernichtet von allen den physischen und moralischen Plackereyen, welche ihn bestürmten, hatte Abends am 31. Jänner die Partitur des zwayten Actes noch nicht beendigt; doch war an diesem Tage wenigstens so viel von demselben in Stimmen ausgeschrieben, daß einige Stücke zum ersten Male probirt werden konnten. Nach der Probe sagte Herr Kossini zu der Direction: „Sonntags früh (2. Februar) liefere ich euch den zwayten Act; dann aber lege ich mich in's Bett und ihr könnt machen, was ihr wollt.“ Und er hielt Wort; doch mußte die erste Vorstellung vom 2. bis zum 3. Februar verschoben werden. Die Symphonie, welche der Componist einige Tage vorher, in einem Anfalle von Laune, begonnen hatte, ward erst Morgens am 3. Februar vollendet, dann abgeschrieben und Abends vor Beginn der Oper probirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, den 12. Februar 1823.

(S c h l u s s.)

Die diesjährigen Carnevals-Lustbarkeiten nahmen mit dem 12. Jänner ihren Anfang, und sind bisher in folgender Ordnung abgehalten worden. Sonntags Cour oder Ball bey Hofe, Montag Oper, Dienstag Redoute, Mittwoch Assemblée in der Stadt (welcher der Hof beywohnte), Freytag Oper, Sonnabend unmaskirter Subscriptionball im Saale des Schauspielhauses. Unter den Opern waren mehrere im Vorschlag, die nicht gegeben wurden. Z. B. fünf von Spontini: Olympia, Nurmahal, Milton, Ferdinand Cortez und die Vestalinn. Nur die beyden letzten sind bis jetzt gegeben. Olympia wird zum Schluß der Lustbarkeit am 10. erwartet. Früher konnte sie nicht gegeben werden, da Spontini die Partitur mit sich auf Reisen genommen hatte, und jetzt eben, (spät über seinen Urlaub hinaus) erst wieder zurückgekommen ist. Eben so ist es mit den ersten Tänzern und Tänzerinnen der Fall gewesen. Durch Krankheit oder andere Hindernisse sind sie (Herr Hogue und Ulle Lemiere) lange abgehalten worden, nach abgetauschter Reiseerlaubnis sich pünctlich wieder einzustellen. Von den übrigen Tanzkünstlern sind überdies noch einige durch mancherley Zufälle außer Thätigkeit gesetzt worden, so daß — kein einziges großes Ballet hat gegeben werden können. Zum Ersatz für die angekündigte und nicht gegebene Oper Dido von Bernard Klein (warum nicht Dido von Piccini?) haben wir die Pagen des Herzogs von Vendôme, mit neuer Musik von C. Blum gesehen. Sie ist mit großem Aufwand und verdientem Beyfall aufgeführt worden, wird sich aber nicht lange halten, weil sich das Gefällige sehr leicht abstreifen lassen dürfte, und es der Oper an innerem Gehalte fehlt. — Das gewöhnliche Schauspiel ist während der Carnevals-Lustbarkeiten im vorgeschriebenen Gange geblieben, aber nur mittelmäßig besucht worden, weil man, im Ganzen genommen, mittelmäßige Stücke mittelmäßig gab. Nur als von Zeit zu Zeit verreisete oder franke Künstler wieder auftraten (zu den ersten rechne ich Mad. Wranitzky-Seidler, Herrn Bader, Herrn Lemm u. s. w., zu den letzten die Herren Devrient und Wolf), zeigte das Publicum frohe Theilnahme. Diese Theilnahme will es aber, wie es allgemein heißt, den durch ihre Schuld sich verspätenden Reisenden versagen, und bey ihrem Wiederauftreten das Haus leer lassen — ein edleres, würdigeres, bestimmteres Strafurtheil, als Pochen und Zischen beim Empfang, welches eben so gut für Cabale ausgegeben, als für die öffentliche Meinung angesehen werden könnte. Leere des Hauses ist die wahre Bestrafung und die verdiente Verachtung einiger Künstler, die sich das Recht anmaßen, das Publicum leicht und verächtlich zu behandeln. Pochen und Zischen ist eigentlich verboten, kann von der Polizei verhindert und geahndet werden. Herabwürdigung durch Entfernung und Kälte ist das entschuldigendste Todesurtheil des überstolzen, eingebildeten Talents.

Spontini's Olympia ist vorgestern zum ersten Male wieder gegeben worden, und soll übermorgen wiederholt werden. Das Haus war bis auf den engsten Logenrang angefüllt. Spontini dirigitte. Bey seinem Eintritt einiger, doch schwacher und gedämpfter Beyfall. Als ihn aber zuletzt ein paar Stimmen hervorzurufen versuchten, entstand ein allgemeines Schetz-Rufen, und die Ehre unterblieb. Pochen und Zischen war untersagt. Weiter läßt sich von der Vorstellung dieser Prachtoper nichts sagen. Das Betragen des Publicums, der würdevolle Einspruch gegen das Herausrufen, die geäußerte allgemeine Meinung, ohne Lärmen und Cabale, sprach lauter und entschuldiger, als der so oft zweifelhafte Beyfall und Tadel. Vox populi, vox Dei. — Gestern wurde ein Stück gegeben, worin das Sticksche Ehepaar bisher auftrat. Es mußte ersetzt werden. Alles ging ruhig ab. In Fanchon entfielen vor einigen Tagen einige Anspielungen, welche schnell vom Parterre aufgegriffen, aber eben so schnell durch den Ausruf: Ruhe! unterdrückt wurden. Ein Name und die Erscheinung des Husarenofficiers hatten etwas aufgeregt. Doch diese ist, wenigstens in den ersten Wochen, unaußer-

bleiblich, und zu hoffen, daß alles bald wieder in das gewohnte Geleis zurücktreten wird.

Berlin hat einen seltenen Mann verloren, der es wohl verdient, hier einige Zeilen auszufüllen. Ein Baugenie, das sich ganz von selbst gebildet, und es gern von sich gestand, daß er lieber eine Kaster Brennholz Klein hauen, als eine Blattseite lesen mochte, eines ehrlichen Branntweimbrenners Sohn, lange Zeit selbst ein geschickter Branntweimbrenner, dabey aber immer vom Baugesiste getrieben, und von diesem Geiste so richtig und zuverlässig geleitet, daß er, ohne Baukunst, ohne Baustudium und zwar ohne fremden Baumeister, ein Haus nach dem andern — wahre Muster und Meisterwerke ihrer Art — aufgeführt hat. Das eine enthält, im Kleinen, alle Eigenschaften und Bequemlichkeiten einer vornehmen Wohnung; das andere ist die vollständigst eingerichtete Brennercy in Berlin; das dritte (welches vor Kurzem die Regierung für 150,000 Thlr. an sich gekauft hat, Anfangs zum Packhofe bestimmte, und jetzt zur militärischen, medicinisch-chirurgischen Anstalt einrichten läßt) auf einen Morast erbaut, in einer Gegend, die jetzt zu einem der schönsten Stadtviertel umgeschaffen ist, hat die Ehre — wie das von Trattner'sche Haus bey Ihnen (womit er das seinige gar zu gern vergleichen hörte) das größte und ebenmäßigste in Berlin, und von jeher die Wohnung mehrerer Gesandten zugleich zu seyn. Dieser Mann — sein Name ist Benjamin George, und erinnert an den Mechaniker und Müller Brindley in England — hatte seine großen Eigenheiten. Die Festigkeit seines Charakters grenzte an Starrsinn. Er handelte allein durch sich. In der größten Beschränkung erzogen, in seiner Jugend wöchentlich mit zwey Groschen von seinen Aeltern abgefunden, zu allen Entbehrungen, zu den härtesten Arbeiten gewöhnt, war sein Leben eine lange Gewohnheit. Er kannte keinen Luxus, als den Bauluxus und die Reinlichkeit, hießt Wagen und Pferde, und ging zu Fuß, trug einen schlichten Rock, bis er ihn abgetragen hatte, und ersetzte ihn dann durch einen andern, von nämlicher Farbe und nämlichem Schnitt. Seine Prunkzimmer wurden nur bey außerordentlicher Gelegenheit geöffnet; er selbst bewohnte ein einfach-reinliches und freundliches. Er schaffte einst einen Maurer auf der Stelle ab, weil dieser einen ganzen Stein entzwey schlug, wo er nur einen halben brauchte, anstatt einen zerbrochenen zu benutzen, er gab bey 10 — 30 — 50 Thalern an die Armen, wenn gesammelt wurde. Ein Sechsting (der 48te Theil eines Thalers) war ihm mehr werth, als der ganze Thaler. Sein großes Haus baute er Anfangs auf Koste; doch der Grund war so sumpsig, daß er, nach vielen Kosten, einlenkte, und Brunnenentungen machte, die das Fundament tragen. Er ist der erste, der diese Bauart in Berlin eingeführt hat. Das ungeheure Haus soll ihm zum Aufbau nur 100,000 Thlr. gekostet haben. Seine Gegenwart dabey, seine Aufsicht über die Arbeiter, die übrigen Ersparnisse beym Ankauf der Materiale, bey Entbehrung des Baumeisters ic., darf er leicht auf 50,000 Thlr. anslagen. An das Haus stößt eine Strafe, die seinen Namen führt, — die einzige öffentliche Belohnung und Belobung eines Mannes, dem die Stadt so viel verdankt, und auf welchen eine kleine Auszeichnung große Wirkung gemacht haben würde. Schmeicheley verabscheute er, aber seine Art von Ehrgeiz hatte er, und gegen Anerkennung des Verdienstes ist ja auch der beste, edelste, uneigennützigste Mann nicht unempfindlich. Ein kleiner Civil-Verdienst-Orden, und wir würden die Erfolge gesehen haben! So aber hatte er, besonders unter den Baumeistern, Feinde, oder vielmehr Neider und Mißgünstige. Schon Hesiod sagt: der Bauherr ist dem Bauherrn auffässig. Wäre George aufgemuntert worden, er würde die Georgerstraße zu einer der besten im Viertel gemacht haben, wie er es Schreibern dieses mehrmals bezeugt hat, und er log und prahlte nie. Wie oft hat er sich erboten, sie zu pflastern, sie zu erhöhen, sie zu ebnen, sie mit Trottoirs zu versehen, und für alle Nachbarn die Kosten allein zu tragen, sogar ihre Höfe, Bäume, Mauern zu verbessern! Aber selbst die Nachgiebigen wurden von einem Manne aufgereizt, der sich höher als George hielt, sich weiser dünkte, kurz vor ihm dahin gegangen, und dessen Tod prunkvoll angezeigt worden ist. „Man müsse sich, pflegte dieser Mann zu sagen, von einem Ungebildeten nichts vorschreiben, nichts vorschlagen lassen.“ Als George bey einer andern Gelegenheit sich erbot, das stehende Wasser vom französischen Hospital-Hofe

eine lange Strecke bis zur StraÙe abzuleiten, spottete eben jener eingebildete Weise, und sprach: „Nun will George das Wasser gar berganleiten“ — denn der Hof liegt drey Fuß tiefer als die StraÙe — und siehe da! George vollbrachte das Wunder, erhöhte einen Theil des Hofes, Waschhauses u. s. w., und gab auf diese Weise dem Wasser den gehörigen Fall. Ex ungue Leonem. — Ich glaube, durch obiges den festen Charakter eines Baugesieles geschändert, und eine Art von Sonderling aufgestellt zu haben, der wohl dieser kleinen Biographie würdiger war, als so mancher gerühmte, oberflächliche Alltagsmensch, dessen Name und Leben in Zeitungen und Zeitschriften glänzt. Er hinterläßt zwey Töchter und ein bedeutendes, sauer und rechtmäßig erworbenes Vermögen. — Ich habe eines seiner Hauptgebäude zu erwähnen vergessen; seine Gruft, die er sich vor vielen Jahren bereitet, und wohin er seiner Gattinn, nach 53jähriger glücklicher Ehe, gefolgt ist.

### Theater = Anzeige.

In einem hiesigen Unterhaltungsblatte vom 1. d., befinden sich die bis dahin angekommenen und noch zu erwartenden Glieder der italienischen Opern-Gesellschaft angeführt, wobey zugleich versichert wird, daß auch Mad. Rossini u. s. w. eintreffen, und daß der gefeyerte Fondichter sein neuestes Werk, die vielgepriesene *Semirami*s (also Herr Rossini) selbst mitbringen werde.

Die Redaction dieser Zeitschrift ist ermächtigt, öffentlich zu erklären, daß keine Rede davon gewesen sey, den Herrn oder die Frau Rossini, oder Beide hierher zu berufen, daß also obige Nachricht völlig falsch sey.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Eugenia uniflora. Einblüthiger Jambusenbaum. Aus Brasilien.
- Justitia pulcherrima. Prächtige Justitie. Vom wärmeren Amerika.
- - Adhatoda. Treibende Justitie. Von Ceylon.
- Melianthus comosus. Schopfartige Honigblume. Vom Cap.
- Sida umbellata. Doldenblüthige Side. Aus Jamaica.
- Scilla peruviana. Peruvianische Meerzwiebel. Aus Portugal.
- Solandra grandiflora. Großblumige Solandre. Von den höchsten Bäumen in Jamaica.
- Azalea indica. Aus Ostindien.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 11. März 1823.

30

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Nebenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Historiker.

Erzählung von Friedrich Gleich.

1.

Im schwarzen Roß zu Füßen befanden sich zwey Reisende, die der Ankunft der Post, welche von Augsburg durch Tyrol nach Mailand und weiterhin durch Italien geht, mit Ungeduld entgegen sahen.

Der Eine, Herr Peter Slundz von Geisfurth, spazierte immer in der Stube auf und ab, trank alle fünf Minuten ein Schlückchen von seinem auf dem Tisch in der Fenstervertiefung stehenden Schöppllein Tyroler Gewächs, nahm dazu eine Prise Tabak nach der andern, und sprach viel, so bloß zu eigener Unterhaltung und vor sich hin, von der Langsamkeit der deutschen Posten, die, wie er meinte, sich zu den englischen und französischen verhielten, wie der Flug einer zahmen Gans zu dem der Schwalbe.

Der junge Mann, welcher mit Herrn Peter Slundz zugleich auf die sogenannte zahme Gans wartete, hatte lange nicht ein Wort zu der Sache gesagt, die den alten Herrn gleichsam in eine Art von Eifer brachte, als aber endlich der ehrenrührige Vergleich zwischen dem Martinsvogel und der Schwalbe zum Vorschein kam, da konnte er sich doch nicht enthalten zu bemerken, der Herr möge allenfalls Recht haben in Betreff der englischen Posten, was aber die französischen anbelange, so sey der Unterschied so groß nicht, und überhaupt bey der deutschen Langsamkeit doch auch wieder der Vortheil, daß man seine gesunden Glieder weniger verliere wie in England, wo um Gedanken einmal ein paar Häse oder Beine eiligt und schleunigt gebrochen würden.

Bisher hatte Herr Peter Slundz wenig oder gar nicht Achtung auf den jungen Mann gegeben, als sich indeß Müller — so nannte sich der Reiseführer — auf diese Art hatte vernehmen lassen, da hielt er plötzlich in seinem Hin- und Herwandeln ein, stellte sich an den Tisch und fragte:

„Also auch in England gewesen?“

Der junge Mann bejahte.

„Und wohl auch in Frankreich?“

Ein abermaliges Ja erfolgte.

„Von Geburt aber doch ein Deutscher?“

„So ist's," erwiderte der Andere und blickte wieder, wie er vorher schon fleißig gethan, durch's Fenster die Gasse hinab, nach dem beyderseitigen Ziele ihrer Wünsche, das jedoch immer noch nicht nahen wollte.

Slundz hätte gern noch weiter gefragt, denn er war ein bischen neugierig, die kalte Miene des jungen Mannes schreckte ihn aber ab, und zudem glaubte er vorsichtig seyn zu müssen.

Es war nämlich im Laufe der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, als die Beyden sich im Gasthose zum schwarzen Rosse zu Füßen trafen.

Trotz der Zurückhaltung, welche Müller zeigte, und trotz dem Mißtrauen, welches dieß bey Peter Slundz erregte, gefiel letzterem der junge Mann doch sehr, und die Betrachtungen, in welche er sich nun wegen desselben verlor, um zu ergründen nämlich, was und wer er wohl eigentlich seyn möge, hätten den alten Herrn fast die Post mit sammt ihrer Langsamkeit vergessen lassen, wäre er nicht durch den Eintritt der dicken Wirthinn wieder daran erinnert worden.

„Der Sessel," sprach diese, „ist und bleibt ein Saufaus; hat er da nicht schon eine halbe Stunde unten bey Max Stump, dem Brantweinbrenner, gehalten, der eben so eine Schluckgurgel ist, wie er selbst, und jetzt kann er kaum auf den Gaul.“

„Eine schöne Aussicht," erwiderte Peter Slundz, „da können wir die angenehme Hoffnung fassen, von dem betrunkenen Lämmel mit deutscher Langsamkeit auf englische Schnellfuhrart um unser ganzes Genick gebracht zu werden.“

„Und das kommt alles von dem verdammten Brantwein," fuhr Frau Kunert fort, „da lob' ich mir den Wein, das ist eine Gottesgabe, die kann ein Christenmensch genießen, ohne gleich Sinn und Verstand zu verlieren.“

„Ja, besonders Ihrer, Frau Wirthinn," fiel Slundz ein, „der bekennet sich zur Secte der Anabaptisten, die auch zweymal gewässert werden.“ Damit schenkte er sich das letzte Glas aus seinem Schöppllein ein, trank es mit verzogenem Gesicht aus, und sagte dann, zu dem Reisegefährten sich wendend: „Ich glaube jetzt vor Gott und Menschen ein Zeugniß abgelegt zu haben, daß ich kein Hydrophobe bin.“

Ob nun schon Frau Kunert weder wußte, was ein Hydrophobe für ein Ding, noch welche Bewandniß es mit den Wiedertäufern habe, so merkte sie doch, der alte Herr wolle an die Güte ihres Weines, und wachend für den guten Ruf des schwarzen Rosses, stemmte sie flugs die Arme in die Seite und begann:

„Herr Peter Slundz von Geisfurth, Ihr seyd zwar, wie die Leute sagen, ein gescheider, und auch ein reicher und christlicher Mann, wie ich selbst weiß und bezeugen will, aber was den Wein anbelangt, da versteht Ihr nichts, nicht so viel, wie der Sessel, der nur Brantwein getrunken hat sein Leben-

lang  
vorü  
mich  
Herr  
recht

der a  
haben  
Thür  
Lied

Dieß

sich n  
doch  
haufe  
Wein  
nert  
nicht

L  
samm  
Leben  
Frau  
ihres  
Gaul  
herum

U  
auf de  
men f  
auf d  
hinzug  
sten W  
der La  
die hip  
Nähe

D  
schon  
Peter  
und ei  
Mittel  
pferd  
U  
delsplä

sang, und auch nicht so viel, wie mein alter Gänserich, wenn Ihr's nicht vorüber halten wollt, und um eure Hyberdorf und Annepapters schere ich mich nichts, gar nichts, Herr Peter Slundz, und wären sie auch in aller Herren Länder gewesen, wie Ihr, Herr Peter Slundz, vor dem ich sonst recht viele Hochachtung habe."

Wer weiß, wie lange Frau Kunert den Strom ihrer Beredsamkeit, den der alte Herr nicht ohne einiges Vergnügen zu beobachten schien, noch würde haben schießen lassen, hätte Sessel nicht eben mit dem Postwagen vor der Thür gehalten, und um die Passagiere heraus zu locken, seinem Horne das Liedchen entlockt:

„Ich hab' n mal ein Schäßt a'habt,  
Ich wollt', ich hätt' es noch."

Dies gab der Unterhaltung auf der Stellz eine andere Wendung.

„So weit ich umher gewesen bin," sprach Peter Slundz zu Müller, der sich nun endlich auch erhob, und seine kleine Zecher berichtigte, „so muß ich doch gestehen, noch nirgends so viel Ordnung und Reinlichkeit in einem Gasthause gefunden zu haben, wie hier im schwarzen Rosse, und wenn auch der Wein mitunter zu gewaschen seyn sollte, so ist es doch wahr, daß Frau Kunert die tüchtigste Frau auf zehn Meilen in der Runde ist. Meinen Sie nicht auch?"

Lächelnd bejahte der Angeredete, der übrigens die dicke Köpferin, sammt ihrem getauften Weine und ihrem Hause, zum ersten Male in seinem Leben sah, die Rede des Alten, und geschmeichelt auf's Innigste, begleitete Frau Kunert die Reisenden bis an den Wagen, und erbat sich noch die Ehre ihres Wiederbesuches aus, als der, gleich einem Masten im Sturme, auf seinem Gaul hin- und herschwankende Sessel schon um die nächste Ecke mit ihnen herumgesteuert war.

## 2.

Anfänglich stockte das Gespräch zwischen den beyden einzigen Passagieren auf dem Wagen, eben so wie es in der Wirthsstube, wo sie sich zuerst zusammen fanden, gestockt hatte. Müller lehnte sich auf die eine Seite und Slundz auf die andere, und indem der eine sich den Betrachtungen der Eindrücke hinzugeben schien, welche die groteske Natur von Gegenden, die er zum ersten Male erblickte, auf ihn machte, zog der andere eine Schreibröhre aus der Tasche, und notirte darin, so gut es das Stoßen des Fuhrwerks erlaubte, die historischen Bemerkungen, zu welchen ihn diese oder jene, bald in der Nähe, bald in der Ferne sich zeigende Ruine veranlaßte.

Das Auffammeln und Erforschen geschichtlicher Notizen war nämlich schon seit manchem Jahre, der unschädliche Zeitvertreib, welchem Herr Peter Slundz von Geisfurth in Ermanglung eines andern sich ergeben hatte, und eine bürgerliche Unabhängigkeit gewährte ihm alle die Muße und die Mittel, welche er sich nur wünschen konnte, um recht gehörig sein Steckenzpferd zu tummeln.

Als Sohn eines reichen Kaufmanns, dessen Firma einst auf allen Handelsplätzen Deutschlands und der Nachbarländer in großem Ansehen stand,

hatte auch er in früheren Zeiten die Laufbahn seines Vaters betreten, und in kaufmännischen Geschäften die mehrsten Länder Europa's, und sogar einen Theil von Amerika bereist; als ihm indes in späteren Jahren das launenhafte Glück anfing den Rücken zu weisen, und Verluste von da und dorthen den größten Theil seines Vermögens nahmen, beschloß er nicht ferner mehr ein Spielball der wetterwendischen Dame zu seyn, sondern überließ Firma und Geschäft einem mehr auf den Verkehr gestellten Verwandten, und zog sich mit den noch immer recht ansehnlichen Resten seines einstigen Reichthums erst bloß vom Handel, nachher aber auch aus der geräuschvollen Stadt in die Einsamkeit der Tyroler Felsenthäler zurück, deren geschichtliche Erinnerungen ihm reiche Ausbeute für seine nunmehrige Lieblingsunterhaltung versprachen.

So lebte er denn nun bereits seit zwanzig Jahren zu Geisfurth, einem alten, halbverfallenen Schlosse in einer der wildesten Gegenden der an Graubündten stoßenden Berge, und indem er hier die Sorgen der Hausverwaltung gänzlich seiner wohlbetagten Schwester überließ — mit welcher er, nebenbey bemerkt, trotz der innigsten Anhänglichkeit von seiner und ihrer Seite, in einer ewigen Fehde lebte — trachtete er nur dahin, so viel alte Urkunden und Überlieferungen von der Geschichte der Umgegend weit und breit her zusammen zu treiben wie möglich, alles in der Absicht, um dermal einst, wie er schon seit zwanzig Jahren jedermann erzählte, in einem voluminösen Werke, an welchem er nun bereits fast eben so lange arbeitete, der Welt auf's Genaueste zu zeigen, wie und woher es eigentlich gekommen, daß das hohe Rhätien und die Schweiz sich selbst regiere, das Land Tyrol und Vorarlberg aber unter Osterreichs väterlichem Zepher stehe, und die Römer einst zu all' diesen Gegenden gar kein gegründetes Recht gehabt hätten. Verheirathet war übrigens Herr Peter Slundz nie gewesen, und vermöge seiner vielfachen Beobachtungen — auf deren Schärfe er großen Werth legte — glaubte er sich berechtigt, das ganze weibliche Geschlecht mit einer mehr als ungalanten Nichtachtung betrachten, und sie gleichsam nur als eine Art von Wesen ansehen zu dürfen, die, wie die Engel das Mittelding zwischen dem Ewigen und uns, die Mitte zwischen dem Menschen und der niedrigeren Schöpfung machten.

Diese gewiß sehr straffällige Eigenheit war es auch, welche man als die Quelle der Fehden betrachten konnte, die fortwährend innerhalb der Mauern von Geisfurth, zwischen Herrn Peter Slundz und Madame Magdalena Wurzelstock, seiner einzigen Schwester, vorsielen. Denn obgleich, wie schon gesagt, beyde Geschwister sich sehr liebten, und Dame Lene die ungemeinste Hochachtung vor ihres Bruders großem und gelehrtem Geiste hatte, so konnte sie doch unmöglich eine solche Verachtung ihres Geschlechtes dulden, und es geschah dann nicht selten, daß sie allen sonst stets zu Tage gelegten Respect so weit vergaß, den Bruder rund heraus für einen alten Narren zu erklären, der bey seinen vergilbten Pergamenten und schweinsledernen Folianten das bische Menschenverstand, womit Gott sonst die Familie Slundz so reichlich gesegnet habe, rein zugefekt hätte.

Aus solchen Redensarten, die der guten Dame Lene mit ungemeiner Schnelle zu entströmen pflegten, machte sich aber der Historiker sehr wenig.

Mit satirischem Lächeln hörte er sie an, so lange es ihm gefiel, blätterte dabey in seinen alten Tröstern, und zog sich immer zuletzt, wenn's gar zu arg wurde, und Frau Lene durchaus kein Ende finden konnte, in's Allerheiligste zurück, welches nichts anderes als ein düsteres und enges Gemach in einem alten Thurme des alten Schlosses war, woselbst sich der ganze Apparat seiner gelehrten Forschungen unter vieljährigem Staube und ehrwürdigen Spinnegeweben aufgestapelt fand, und wohin nie ein weiblicher Fuß, selbst der der Schwester nicht, sich verirren durfte. Denn, so willig Herr Peter Stundj auch die Segel vor der Beredsamkeit von Dame Lene strich — wie überhaupt vor der eines jeden Frauenzimmers — so eigensinnig war er doch in Betreff seiner Lebens- und häuslichen Ordnung, oder Unordnung vielmehr, und der einst von ihr gemachte Versuch, in seiner Abwesenheit Keinsicht in seinem Closett zu machen, fiel so ungünstig aus, daß sie sowohl, wie alle anderen Frauenzimmer des alten Schlosses, für immer abgeschreckt wurden, ein ähnliches Attentat wieder zu unternehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Die korinthische Säule \*).

Kallimachos, der Bildner, steht vor'm Grabe,  
So der Geliebten theuer'n Rest umschließt:  
Berew'gen möcht' er's; — doch die ganze Gabe  
Wird eine Thräne, die drauf niedersteht.  
Kein Meißel kann's in Steingebilde prägen,  
Kein Sänger kann's in seine Lieder legen,  
Was ihm die Brust beenget und durchwallt: —  
Für solche Stut ist diese Welt zu kalt.

Er schaut, und glaubt, begeistert, zu verspüren:  
Ein Grab, das solchen Liebreiz inne hält,  
Müß' an sich selbst ein leuchtend Merkmal führen,  
Berewigend für aller Enkel Welt.  
Drum hangt sein Aug' am theuren Grabessteine:  
Bedeutungsvoll erscheint ihm nun das Kleine;  
Und was an Schmuck der Zufall hergelieh'n,  
Ein heit'ger Wink zur Feyer dünkt es ihn.

Es ruht das Grab auf einem Blumenhügel,  
Umarmt von üppigblühendem Ananth;  
Darauf ein Korb, des Wastens treuer Spiegel,  
Wobey die Ruh'nde sich einst heimisch fand;  
Was ihr ein werthes Kleinod hieß im Leben,  
Hat ihr die Liebe drinnen mitgegeben:  
Und auf des Korbes kleiner Mündung ruht,  
Beschwichtigend, ein Ziegelstein zur Hut.

\*) Der Hauptsache nach: Sage; in den Umständen veränbert.

Doch der Akanthos kann vom Blüth'n nicht lassen;  
Neugierig streckt er sich zum Korb' empor,  
Und krümmt zum Kranz' die zack'gen Blättermassen,  
Daraus die Blüthe, ringelnd, blüht hervor;  
So sinnig hat Natur dieß Werk erfunden,  
Das, — wie zum Sinnbild, deutungsreich, verbunden, —  
Des Bildners Seele nimmt, begeisternd, ein,  
Zu seiner Liebe Denkmal es zu weih'n.

Und um das Gras erhöht er fühne Säulen,  
Noch nie geschaut, nach eigener Schöpfungskraft;  
Gefühl und Pracht umgibt, zu gleichen Theilen,  
Den schönen Fuß, und faltenreichen Schaff.  
Doch wie die Jungfrau herrlich steht im Leben,  
Mit schlankem Wuchs, ihr Haupt vom Kranz umgeben:  
So hebt die schlanke Tempelsäul' ihr Haupt,  
Mit üppigblühendem Akanth' umlaubt.

Und wie um's Körbchen dort die Blüth' am Grabe,  
So rankt sie hier, dreyschichtig, um den Knauß;  
Und wie, am Grabstein, auf der theuren Gabe,  
So ruhet hier ein Ziegel obenauf. —  
Aus solchem Born' ist solch' ein Werk entsprungen;  
Dass — durch Jahrtausende noch nicht verklungen —  
Fort lebet der Korinther säule Ruf,  
Wie sie der Lieb' allmächt'ger Geiße erschuf.

Johann Gabriel Seibt.

### Musikalisches und theatralisches Allerley aus Italien.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Die Leser werden nicht begreifen, wie unter solchen Umständen die Aufführung der Oper am angezeigten Tage Statt finden, oder wenn es wirklich geschah, wie sie irgend zur Befriedigung des Publicums ausfallen konnte; ja, es dürfte scheinen, als hätte das Publicum durch diese fast beispiellose Eile auf eine sehr gefährliche Weise gegen die Aufführung sich einnehmen lassen müssen. In Deutschland, oder in Frankreich würde freylich eine solche Hast von sehr üblen Folgen für den Werth der Aufführung seyn; aber in Italien, wo man seit Jahrhunderten an die sonderbare Erscheinung gewöhnt ist, daß eine halbe Stunde vor Beginn der ersten Carnevals-Vorstellung, weder Componist, noch Copist, noch Maschinist, noch Schneider, noch Schuster, noch Decorateur, noch Lampenpußer fertig sind, und daß trotz dem eine halbe Stunde nachher alles sitzt, liegt, steht, geht, und hängt, wo sich's gehört, wissen sich die Leute in diese Eile zu schicken und die erste Aufführung geht um nichts desto weniger verhältnismäßig besser, als in Deutschland und Frankreich. Da man in Italien einmal aus Erfahrung weiß, daß diese Eile dem Erfolg der Oper nicht schadet, da jedermann seine Thätigkeit und seine Kräfte zu beurtheilen gelernt hat, so werden die Dinge nicht sowohl aus Nothwendigkeit (denn oft ist diese nicht vorhanden), als vielmehr aus Gewohnheit bis auf den letzten Augenblick verschoben, und Verlegenheiten, wie die oben beschriebene des Herrn Rossini, haben zu allen Zeiten und in allen Städten Italiens Statt gefunden. So erzählte man, zum Beyspiele, daß einstens Sacchini, ebenfalls in Venedig, vierzehn Tage vor dem 26. December noch keine Note von der zu componirenden Oper gesetzt hatte, und daß ihn

seine Geliebte während dieser ganzen Zeit im Bette zu bleiben zwang, bis die Oper vollendet war. Dieselbe Eile hat sich im vorigen Carneval mit Morlacchi's Teobaldo ed Isolina und vor mehreren Jahren mit Meyerbeer's Emma di Resburgo zugetragen. Ob aber aus einem solchen Überschniebrechen, besonders hinsichtlich der Composition, ein Kunstwerk, das heißt, ein Product, dessen Ganzes sowohl, wie seine einzelnen Theile, nach vorher satzsam erwogenem Plane in sich abgewogen, ermessen und ausgearbeitet werden müssen, hervorgehen, oder ob eine solche, nicht künstlerisch schaffende, sondern nur aufs Gerathewohl zusammenwürfelnde, Proccedur etwas anders als Machwerke hervorbringen könne, das ist eine Frage, deren Beantwortung zur Darlegung von manchen Wahrheiten führen dürfte. Aber, wir leben in einer Zeit, wo „toutes les vérités, sogar die ästhetisch-kritischen, ne sont pas bonnes à dire.“

Von dieser Ausschweifung zurück zum Herrn Rossini und zu dessen Semiramide. Der 3. Februar kam heran und mit ihm der Tag der ersten Vorstellung, den Voltaire so bedeutsam-zweydeutig „le grand jour de la représentation“ nennt. Ich habe dergleichen Tage eine Menge in Paris erlebt; die Wichtigkeit, welche man dort auf die erste Aufführung eines vorher viel besprochenen Werks legt, fällt einem Ausländer so sehr auf, daß ihn dünkt, als könne eine solche lebendige, ausschließende Neugierde für Theaterangelegenheiten vorzugsweise nur den Parisern eigen seyn. Aber die Art und Weise, wie die Venetianer in den Caffehäusern ihr Fürchten und Hoffen, ihre Unparteilichkeit und ihre Befangenheit, ihre Vorliebe und ihre Eingenommenheit, mit einem Worte, das Interesse äußerten, welches sie an dieser theatralischen Begebenheit nahmen, gleich einem alles verheerenden Vulcane, gegen welchen die Neugierde, welche ich die Pariser in ähnlichen Fällen darlegen gesehen habe, wie raschaufoderndes, bald erlöschendes Strohfeuer abfiel. Nimmt man eine alte venetianische Pantomime, wo Pantalón alles zum Besten, Tartaglia alles zum Schlechten, Arlecchin alles zu oberst und zu unterst feht, wo der Schmarozer Brighella heuchelt, das Käzchen Colombine schmeichelt, und der bolognesische Doctor wie ein Langohr spricht, wo alle schreien, daß keiner ein Wort versteht, wo selbst der gewöhnliche Gruf: *Servitor suo*, oder *Padron* mit einer Heftigkeit herausgestoßen wird, als wäre es ein: „Hole dich der Teufel,“ nimmt man, sage ich, eine solche Pantomime, so stellt diese das echte, treue, der Natur abgestohlene Bild der Scenen dar, welche lange vor der Aufführung der *Semiramide*, besonders aber am nämlichen Tage bis vor Anfang der Vorstellung an allen öffentlichen Orten Venedigs aufgeführt wurde. Es entwickelten sich alle jene bekannte Maskencharaktere mit einer solchen Wahrheit, daß, um sich in eine dergleichen Pantomime wirklich versetzt zu sehen, es weiter nichts bedurfte hätte, als daß die respectiven Individuen im gehörigen Costume aufgetreten wären.

Herr Rossini, theils aus wirklichem Uebelbefinden, theils vor Furcht der Dinge, welche da kommen könnten, hatte anfangs gegen die Direction den Wunsch geäußert, der persönlichen Leitung der Oper am Flügel\*) überhoben zu seyn, aber auf die Vorsel-

\*) Ehemals, als selbst in den ersten Opern die Recitative noch nicht durchaus instrumentirt waren und als noch, bey der mäßigen, leuschen Orchesterbegleitung, das Flügelaccompaniment für nothwendig erachtet und dem zu Folge als Kunst bes handelt wurde, dirigirten die Componisten ihre Opern mit dem Flügel, ohne alle weitere Handbewegung und begleiteten das Recitativ. Seitdem aber alle ernstern Recitative instrumentirt, und die komischen (wie zu Neapel) meistens gesprochen werden, sieht der Componist nur zum Scheine (oft ist nicht einmal ein Flügel vorhanden) da, und sein ganzes Geschäft besteht darin, dem, ihm zur Seite sitzenden Violoncellisten und Bassisten die Blätter umzuwenden. Letztere spielen fortwährend, selbst bey denjenigen älteren Compositionen, in welchen noch die gewöhnlichen Recitative vorhanden sind, aus der Partitur, um diese, in Ermanglung des Flügels, mit ihren unausstehlich widrigen Kumpump-Accorden begleiten zu können.

lung seiner Freunde, das Publicum könne diesen Schritt für Troß auslegen, nachgeben und sich bereit erklärt, am Flügel zu dirigiren.

Daß das Theater überfüllt war, habe ich nicht nöthig zu sagen. Von den Logen, welche sämmtlich abonniert, oder vielmehr den Actionairs der Theaterunternehmung eigenthümlich gehören, und von ihnen nach Befinden der Umstände an andere Personen vermietet werden, versteht sich das von selbst; aber auch das weitläufige Parterre war so voll gepfropft mit Menschen, daß, wie man zu sagen pflegt, kein Apfel zur Erde fallen konnte.

Der gewöhnliche Anfang der hiesigen Theater ist von der Regierung für die Wintermonate auf halb neun Uhr gesetzt worden; diesmal aber sollte, der ungemeinen Länge des Schauspiels wegen, um acht Uhr begonnen werden.

Fast mit dem Schlage trafen Ihre kais. Hoheiten der Vicekönig und die Vicekönigin, welche, sagt man, ihre Rückreise nach Mailand einen Tag verschoben hatten, um der Aufführung der Oper *Semirami's* beyzuwohnen zu können, im Theater ein. Während der dreymaligen Salven von Beyfallsklatschen, mit welchem sie empfangen wurden, hatte sich Herr *Rossini*, den Moment benutzend, wo das Publicum mit den durchlauchtigsten Personen beschäftigt war, allen unbemerkt, vor die Partitur gesetzt; keine Hand rührte sich. Die Symphonie begann.

Es kann meine Absicht nicht seyn, mich jetzt schon, da ich erst zweyen Vorstellungen ben gewöhnt habe, in eine detaillirte Anzeige der Oper einzulassen. Diese soll nachfolgen, sobald mich ein öfter wiederhohptes Anhören derselben in den Stand gesetzt haben wird, diese Masse von Musik mit Klarheit, Bewußtseyn und gerueum Gedächtniß gehörig durchschauen und auffassen zu können. Für jetzt nur über den Effect der ersten Vorstellung folgender allgemeiner Bericht.

Der erste Theil der Symphonie, welcher neu, originell und bedeutsam ist, stimmte das Publicum sehr vortheilhaft, daß die gewöhnlichen Crescendo's, besonders eine Unisonopassage der Geigen, durch die halben Töne niederwärts, mehr Sensation machten, als der eigentliche innere und unbestrittene Werth derselben, bewies, daß sich das große Publicum allenthalben gleich sieht, im Citronen, wie im Sichelnde. Im zwoyten Theile glaubte man, die gewöhnlichen Reminiscenzen zu erkennen und blieb kalt. Nach Endigung derselben ward hin und wieder applaudirt und hin und wieder geizt; die große Masse verhielt sich gänzlich theilnahmlos. Dasselbe Schicksal traf den ganzen ersten Act: einige Stücke wurden beklatscht und ausgezist zugleich, andere, wie z. B. ein Duett zwischen *Arfaces* und *Assur*, von einem kleinen Haufen beklatscht, keines aber erhielt einen, nur einiger Massen unbedingten und allgemeinen, Beyfall. Auch die Sänger, sogar die *Mariani*, ließen kalt; einem oder dem andern gab das Publicum sogar durch ein gebieterisches Zischen zu verstehen, daß es unwürdig sey, dem frenen, unparteyischen, unerkauften Urtheile, die kleinlichen, lächerlichen Bestrebungen einer persönlichen bestochenen Befangenheit unterschieben zu wollen. Bey'm Sinken des Vorhanges dasselbe Ergebnis: theilweiser Beyfall, allgemeines Zischen. Es war halb eif Uhr, der erste Act hatte also dritthalb Stunden gedauert.

Die Logen nahmen zu Conversationen und zu Erfrischungen ihre Zuflucht, um sich während des zwanzig und mehrere Male gesehenen Ballets: *Adelaida di Guesclino*, die Langeweile zu vertreiben. Ein großer Theil des Parterres ergoß sich in die nahegelegenen Kaffehhäuser; ich folgte demselben. Das Urtheil, welches hier gefällt ward, zeigte von eben so viel Kaltblütigkeit, als gesundem Menschenverstande: man meinte, des Neuen wäre wenig im ersten Acte vorhanden, und dieses Wenige nicht eben in der interessantesten, kräftigsten Form dargestellt. Die unbedingten Lobredner ließen sich gar nicht vernehmen. Mir zwang diese Mäßigung Hochachtung ab.

Da man von dem endlosen fünfactigen Ballete die Hälfte weggelassen hatte, so konnte der zweyte Act der Oper um halb zwölf Uhr beginnen. Unter den obwaltenden Umständen war es interessant, die Stimmung des Publicums auf den Gesichtern derselben zu lesen; fast in allen Mienen sprach sich eine gewisse Spannung aus, welche, der belebenden Kraft des geistigen Interesses ermangelnd, nur die Spuren der mechanischen Neugierde verrieth. Aber gleich das erste Stück, eine Art von Tanzduett, in

welch  
und,  
seht  
bewir  
der A  
ein g  
liche,  
cher,  
Theat  
durch  
gen d  
den G  
an de  
(wie I  
denn  
cantst  
von b  
am G  
duett  
cum (I  
hört)  
gesung  
welche  
wohl  
strebt  
Dies  
D  
stschö  
theile  
ben, d  
Nintia  
Rossi  
scheint  
lassen.  
mit ein  
dich!"  
hinter  
sich da  
erbitter

U  
S. Ca  
sie au  
fen tre  
blätter  
glücksel  
Dichter  
Zu

welchem sich Semiramis und Assur (Ihr Helfershelfer bey'm Morde ihres Gemahls, und, vermeintlich, auch ihres Sohnes) unter vier Augen derb die Wahrheit sagen, versetzte das Publicum in eine günstigere Stimmung; was der Gesang nicht vermochte, bewirkte ein gewisses eingeübtes Spiel, welches darin bestand, daß sich Beyde mit der flachen Hand demonstrierend einander wiederholentlich unter das Gesicht fuhren, ein allerdings natürliches Spiel, welches die Natur, wenn auch nicht die königliche, auf der That ertappt. Der Erfinder desselben war unfreilich Herr Galli, welcher, wie man sagt, von sich zu erzählen pflegt, Talma sey jedes Mal in's italiänische Theater gekommen, wann er zu Paris ernste Rollen gespielt habe. Daß dieses Duett durch die Esterhazische Regimentsmusik unterbrochen wird, welche die Zubereitungen der bevorstehenden Hochzeit zwischen Semiramis und Arsaces andeuten muß, dürfte den Effect desselben höchstens vor solchen deutschen Zuschauern schwächen, welche noch an dem Vorurtheile der dramatisch-musikalischen Einheit, übrigens einem Hirngespinnste, (wie Jedermann weiß) kleben, kömmt aber einem italiänischen Publicum eben recht, denn es bringt Abwechslung in dieß lange Stück, welches nicht allein von der Discantstimme erst im Grundtone, und dann vom Basse in der Dominante, und endlich von beyden noch einmal im Grundtone und in der Dominante gefungen, sondern auch am Ende noch einmal vom Anfange bis zum Ende wiederholt wird. Auf dieses Zankduett folgte, der Opposition wegen, ein Liebesduett, wenigstens nahm es das Publicum (welches, wie jedermann weiß, nicht auf die Worte, sondern auf die Melodie hört) für ein solches. Es ward von der Semiramis und Arsaces (Sgra. Mariani) gefungen. Der Inhalt, nicht die Musik, ist fürchterlich: Arsaces zeigt der Semiramis, welche sterblich in ihn verliebt ist und ihn heirathen will, an, daß er ihr Sohn, und, wohl wissend, sie habe seinen Vater umgebracht, und auch ihm nach dem Leben gestrebt, von den Göttern beauftragt worden sey, ihr doppeltes Verbrechen zu bestrafen. Dieß Duett hatte eine ungemein liebliche Melodie, und erhielt stürmischen Beyfall.

Das Schicksal des zweyten Actes war jezt, besonders da auch noch ein paar Priesterhöre, recht originell erfunden und gut durchgeführt, ansprachen, so zu seinem Vortheile entschieden, daß selbst die, dramatisch durchaus verunglückte Entwicklung desselben, dem guten Erfolge keinen Abbruch zu thun vermochte. Bey Voltaire tödtet Ninias seine Mutter nicht auf der Bühne, sondern hinter der Scene. Aber dem Dichter Rossini (und wahrscheinlich auch dem Componisten) hat es beliebt, diese Execution, wahrscheintlich des Beyspiels wegen, vor den Augen des ganzen Publicums vorgehen zu lassen. Zu dem Ende müssen Semiramis, Assur und Ninias in der Finsterniß Blindfuß mit einander spielen. Ninias, der Cosin-Maillard, greift zu und ruft: „Assur, ich habe dich!“ Aber angeführt: er hat seine Mutter! diese sinkt, von dem Todesstöße getroffen, hinter dem Grabe des Ninus nieder und haucht ihr häßliches Leben aus. Ninias will sich das seinige nehmen, aber der Oberpriester verhindert ihn daran, und er läßt sich erbitten.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Correspondenz-Nachricht.

Neapel. Ende Februar 1823.

Auch in diesem Jahr hat uns Vertumnus beschenkt. — Wir sahen nämlich in S. Carlo unter dem Titel: „Ines d'Almeida“ eine neue Oper von Pavesi, die, wenn sie auch nicht mit Rossini's vorjährigem Herbstgeschenke (Belmira) in die Schranken treten kann, doch Anspruch auf eine freundliche Aufnahme machen darf. Bey Durchblätterung des Buchs, so wie der Reihe miserabler Texte, welche die Compositeurs unglückseliger Weise gewöhnlich wählen, fragt man unwillkürlich, ob denn alle Operndichter von einem Dämon besessen seyen? Nicht als ob von ihnen die Erreichung ihres

Zu No. 30.

höchsten und einzigen Koryphäen im lyrischen Drama, *Metastasio*, verlangt werde, aber sie sollten sich doch wenigstens über eine gemeine Sprache erheben, und einsehen, daß es ihnen mehr Ehre mache, ein historisches Sujet zu bearbeiten, als mit eigenen hirtlosen Schmierereien das Publicum zu behelligen. Folgendes ist der Inhalt der gegenwärtigen Oper:

Ines (Sigr. Fodor), heimlich mit Fernando di Abrados (Sigr. Comelli) vermählt, soll Gonsalvo de' Vegas (Sigr. Nozzari), welcher ihren Vater Emmanuello di Almeida (Sigr. Benedetti) seit vielen Jahren bekriegt hatte, und zur Versöhnung die Tochter zur Frau begehrte, ihre Hand reichen. Der heimliche Gatte Fernando sucht den Bewerber Gonsalvo auf, um ihn zum Zweykampfe zu fordern, dem sich die herbeyeilende Ines widersetzt. Noch weiß der Vater nichts von dem ganzen Vorfalle. Gonsalvo entdeckt ihm die heimliche Verbindung Fernando's mit Ines; Emmanuello darüber entrüstet, will Fernando durch seine Wachen niederhauen lassen. In diesem Augenblick sinkt Ines mit einem Schrey zusammen, und gibt kein Zeichen des Lebens von sich. Sie wird für todt gehalten und — begraben. Fernando will seine Geliebte noch einmal sehen, begibt sich nach einigen Tagen mit Arbeitern in die Gruft, und läßt mittels Brecheisen das fest vermauerte Grab öffnen. Als er sich ihr mit der Hand nähert, fühlt er ihr Herz noch schlagen. Sie erholt sich endlich und singt eine große Arie im Sarge sitzend. Fernando gelingt es nun, den Vater zur Abweisung Gonsalvo's, welcher mit kampflustigen Scharen sein Schloß bedrohet, zu bewegen. Statt aller Vertheidigung eilt Ines, von Rodrigo (Sigr. Cicciarra) begleitet, Gonsalvo entgegen, und haranguirt ihn dermaßen, daß er, gerührt, sie dem indessen herbeygeeilten Fernando in die Arme führt, und mit Emmanuello ewige Freundschaft schließt.

Die Musik gleicht einer Wiese, auf der man einige hübsche Blümchen findet, die wir auflesen wollen. Außer einer guten Ouverture in D-dur ist im ersten Act eine Cavatine der Ines: „perchè non vieni a me“ in F-dur; ein kleines Duett zwischen ihr und Fernando, welches in einem Terzett dieser und Rodrigo's: „O ciel dei miseri sostegno,“ in G-dur endigt; dann ein Quintett im Finale: „Qual tremito assale quest' anima oppressa“ in B-dur, das mit bloßer Violoncell-Begleitung beginnt, und nach und nach alle Instrumente aufnimmt, so wie das Finale selbst — gut. Der zweyte Act beginnt mit der Trostlosigkeit des Vaters über den Verlust der Tochter. Bald darauf sieht man sie selbst im Grabe. Vorzüglich sind hier Dichter und Compositeur gescheitert. Ines tritt nach einer langen Arie in C-dur wieder in's Leben. Ein kleines Duett zwischen ihr und Fernando: „vieni mio bel diletto, stringi la tua consorte“ in A-dur ist gut, auch jenes zwischen Emmanuello und Gonsalvo, „ed Ines quel perfido contrasta a me ancor“ wäre es, wenn nicht die erste Hälfte aus Caraffa's „Gabriete“ und die andere aus Farinelli's „Attila“ bekannt wären. Die Arie: „Due vite a me si care“ in D-dur, in welcher Ines Vater und Geliebten gegen Gonsalvo vertheidigt, kann nur von einer Fodor — für welche diese Oper geschrieben wurde, ausgeführt werden. Am gelungensten ist nach der gegen Gonsalvo ausgestoßenen Verwünschung: „va mostro snaturato, tutto è crudele in te“ der Übergang in die erweichende Tonart F-dur bey den darauf folgenden Worten: „ma che dissi? Ah! mi perdona. No tu barbaro non sei.“ Mad. Fodor hat auch die Wichtigkeit dieses Momentes aufgefaßt und sehr gut gegeben. — Alle Chöre und das Finale des zweyten Actes sind schwach.

Seit Rossini ist dieß die erste neue Oper, die sich in S. Carlo erhält; welches wäre aber ihr Schicksal gewesen, hätte sie sich nicht unter die Ägide der Mad. Fodor und in die Arme des Sigr. Nozzari gestücht?

Ein neues Ballet: „Sesoftris“ von Taglioni, zum ersten Mal zur Geburtstagsfeier des Königs am 12. Jänner gegeben, verdient unter den choreographischen Neuigkeiten mit Auszeichnung genannt zu werden. Wenn auch die Dichtung keinen jener inhaltvollen Momente umfaßt, welche sich durch das ganze Leben dieses großen Herrschers hinauf ranken, so bleibt die Darstellung und Ausföhrung der ägyptischen Tänze und Tableaux bewundernswerth. —

Sesoftris (Sigr. *Bestris Armand*) auf seinen Feldzügen erfährt in Thracien durch einen Boten des ägyptischen Oberpriesters *Sammü* (Sigr. *Gioja*), daß sein Reichsverweser *Armaide* (Sigr. *Demasier*), dessen Sorge er auch seine Gemahlinn *Neste* (Sigr. *Conti*) und seine beyden Prinzen anvertraut hatte, an ihm zum Verräther geworden, nach der Hand der Königin und der Krone strebe.

Sesoftris eilt nach Ägypten zurück, und kömmt gerade in dem Augenblick nach *Pesufium*, als *Armaide*, welcher die Nachricht von Sesoftris Tode verbreitet hatte, sich krönen lassen will. Diese Rückkehr schreckt ihn jedoch von seinem Vorhaben nicht ab, er geht vielmehr dem Könige mit verstellter Ergebung entgegen, befehlt aber heimlich seinen Mitverschwornen, die geraubten Prinzen nach der höchsten Pyramide zu schleppen, und nächtlicher Weite die Burg in Flammen zu stecken. Sesoftris hiervon durch den Oberpriester unterrichtet, jedoch zu schwach, um gegen *Armaide* mit Gewalt zu verfahren, gibt den Bitten seiner Gemahlinn Gehör, verkleidet sich als Priester, sucht und findet bey einer Horde Araber, welche schon früher vom Oberpriester gewonnen waren, Hülfe gegen die Meuterer. Indessen bricht das Feuer in den königlichen Gemächern los. Die Königin rettet sich aus den Flammen, und fällt in die Hände *Armaide's*, welcher sie nach der nämlichen Pyramide schleppt, wo die Prinzen aufbewahrt sind. In der Meinung, Sesoftris sey in den Flammen umgekommen, will er die Königin durch Bedrohung ihrer Kinder zwingen, ihm die Hand zu reichen, und schon glaubt er sich seines Sieges gewiß, als Sesoftris, mit den Arabern in derselben Gegend verborgen, ihn überfällt, Gattinn und Kinder aus den Händen des Verräthers rettet, und ihn auf ewig verbannt. —

Decorationen und Costüm sind über alle Erwartung reich und wahr. Vorzüglich gelungen ist die Krönungsscene im Tempel des *Siris*. Der Tempel selbst ruht auf unermesslichen reich verzierten Säulen, im Hintergrunde ist die colossale Statue der ägyptischen Gottheit. Die in diesem Ballete ausgeführten Tänze machen dem Compositeur sehr große Ehre. Die Gruppierungen und Tableaux sind in so rein ägyptischem Styl, daß man nicht begreifen kann, wie das hiesige *Giornale* „le danze *chinesi* brillantissime“ findet. Das Chinesische muß wahrlich nur in den Augen des Anzeigers befandlich seyn. Die zweyte eben so gelungene Scene ist eine arabische Gegend mit der Aussicht auf die Pyramide. Die Araber sind in Gruppen um ihre Zelte gelagert, und ergehen sich mit Tänzen und Spielen, als Sesoftris unter sie tritt; die wilden Kriegszurüstungen unmittelbar auf diese Belustigungen sind echt nomadisch.

Die Schlussdecoration ist auf Kosten der Wahrheit eine effectvolle Nachtszene; sie stellt zwey massive Außenseiten der Pyramide vor, in welcher Sesoftris mit den Arabern verborgen liegt, und *Armaide* sein Ziel zu erreichen hofft. In dem Augenblick, als Sesoftris mit seinen Getreuen den Verräther überfällt, eilen die Araber mit Fackeln in der Hand auf die an den Außenseiten bis zur Spitze symmetrisch angebrachten Stiegen der Pyramide, und unzählige Fackeln erhellen die Nacht der Wüste. Auch die Decoration der königlichen Gemächer, in welchen das Feuer ausbricht, gehört zu den gelungenern.

Im *Ballabile* zeichnet sich der Tanz der *Kariatiden* im Tempel vor der Krönung, dann ein *Pas de deux* unter den Arabern, getanzet von *Sigra Maglietta* und *Sigr. Falamo* aus.

Die Musik von einem jungen neapolitanischen Compositeur, Namens *Carlini*, hat manche liebliche Momente, und erhält sich selbst noch, wenn man die von *Beethoven* und *Haydn* entlehnten Stellen abzieht.

*Mad. Fodor* steht im Begriff uns auf einige Zeit zu verlassen, und nach *Wien* zu gehen, wo die *Nachtigallen* mit dem Frühling wiederkehren. Wir fühlen uns verpflichtet, ohne dem eigenen kunstrichterischen Urtheile des dortigen Publicums vorgreifen zu wollen, dasselbe durch Mittheilung des bey Zusammenstellung ihrer hiesigen Kunstleistungen sich ergebenden Resultats auf ihre Erscheinung vorzubereiten, bey dieser Gelegenheit aber im umgekehrten Wege der gewöhnlichen Recensionen, mit dem Tadel voraus zu beginnen, indem es besser ist eine geschlagene Wunde gleich zu heilen, als sie ohne Balsam in Entzündung übergehen zu lassen.

Mad. Fodor hat während eines mehr als sechsmonatlichen hiesigen Aufenthalts, uns in den Opern: „Otello, Barbieri di Sevilla, Gazza ladra“ von Rossini, „Ines d'Almeida“ von Pavesi, und in der „Capricciosa Pentita“ von Martini (eigentlich Martin), endlich in Rossini's „Armida“ Beweise gegeben, auf welche Stufe anhaltendes Studium eine Stimme heben kann.

Mad. Fodor ist eine Sängerin ersten Ranges. Ihre Virtuosität besteht jedoch nicht so sehr in Aufeinanderhäufung von Kouladen, als ungezwungener zweckmäßiger Anwendung derselben. Als Beispiel diene hier folgende Stelle aus Otello. In der vierten Strophe der Romanze im dritten Act bricht sie nach den Worten: „ma stanca al fin di spargere mesti sospiri e pianti, mori l'afflitta vergine“ die Romanze mit folgendem herrlichen Gedanken ab:

(mit ersticker Stimme)

mo - ri l'in-gra-to, l'in-gra-to, l'in-gra - - - - - a hi-mo che il pian-to

pro - se - gui - re non mi fa.

Triller und chromatische Läufe werden selten angewendet, die diatonischen hingegen rollen in einer Sphäre von dritthalb Octaven über Höhen und Tiefen mit gleicher Reinheit und Gleichheit hinweg. Ihre Stimme, eigentlich nicht ganz von der Natur begünstigt, hat die Kunst dermaßen biegsam und angenehm gemacht, daß sie mit einer guten Naturstimme wetteifert. Die Opera buffa und del mezzo carattere sind der Glanzpunct ihrer Kunst, weil ihr natürliches Talent zu ihnen hinneigt; die Opera seria lohnt wohl ihr Bemühen, aber nicht so dankbar. Ihr Recitativ ist ausdrucksvoll und durchdacht.

Die Grazie ihrer Kouladen im scherzando ist unnachahmlich, und ihr sotto voce, welches sich zum Echo der eigenen Stimme verwandelt, bezaubernd. Die jetzt so vernachlässigte Kunst des Athemschöpfens und Sparens besitzt sie in einem fast eben so hohen Grade als Mad. Catalani. Keine Intonation und Ausdruck im Vortrag gehören mit zu ihren wesentlichen Verdiensten. Gleichgültigkeit im Gesang kennt sie nicht.

Neapel vertiert durch die Abreise dieser Prima Donna nicht nur sie selbst, sondern mit ihr auch die Aneiferung ihrer Umgebungen, welche durch sie zur Begeisterung fortgerissen wurden. —

Ob Mad. Feron, welche bereits hier angekommen ist, uns diesen Verlust ersetzen wird, steht zu erwarten.

Auflösung des Räthfels im vorigen Blatte: Gitter. — Rettig.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Donnerstag, den 13. März 1823.

31

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zu sammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Der Historiker.

Erzählung von Friedrich Gleich.

(Fortsetzung.)

3.

Sehen wir jetzt, nachdem wir auf solche Art Herrn Peter Slundz näher haben kennen lernen, was sich weiters mit ihm und seinem dormaligen Postgefährten begab.

Eine Weile hatte das Paar, wie bereits gemeldet, seinen eigenen Betrachtungen ohne weitere Mittheilung gelebt, da wollte es auf einmal Herr Müller bedünken, der Kumpellkasten, in welchem sie saßen, neige sich, mehr wie sich's gehöre, einer Seite zu, und eh' noch der Bemerkter ergründen konnte, woher dieß wohl rühre, ward er auf einmal sammt seinem Gefährten ziemlich unsanft in ein Gießbächlein gelegt, das alsbald seine klaren Wellen über ihn und Herrn Peter Slundz, und einige Duzend Poststücke murmelnd ergoß, ohne jedoch weitem Schaden zu thun, als sie sämmtlich gehörig anzufeuchten.

Sessel der Sauhaus, dessen von Frau Kunert schon erwähnte Lieblingsneigung eben dieß Schicksal herbeigeführt hatte, saß wohlbehalten auf seinem Gaul, und wunderte sich, eben aus einem holden Traume erwachend, nicht wenig, die Stimmen seiner verehrlichen Passagiere gleich Nixentönen aus dem Wasser hervorquellen zu hören.

Mühsam nur entwand die Gesellschaft sich dem feuchten Lager — eine Beschäftigung, bey welcher der Historiker den Trunkenbold Sessel zu viel tausend Malen der Obhut des Schwarzen empfahl — noch mühsamer war aber das Wiederaufrichten der umgestürzten Maschine, Postwagen genannt, und rein unmöglich, wie sich bald auswies, das Weiterkommen mit derselben. Morsch und alt, wie das ganze Gebäude gewesen war, hatte es der Stoß

vollends in seinen Grundfesten erschüttert, und keine andere Aussicht blieb, als entweder langsam neben dem Dinge bis zur nächsten Station her zu wandeln, oder nach dem nächsten Orte voraus zu gehen, und dort die helfenden Arme eines Schmiedes und eines Wagners in Anspruch zu nehmen.

„s ist das Beste,“ meinte Sessel, sich hinter den Ohren kratzend, „wenn die Herren dieß thun, sonst — setzte er hinzu — will ich auch mit den Pferden vorausreiten und Leute holen, dann müssen Sie aber hier bleiben und die Poststücke bewachen, denn mit dem Karren komme ich doch nicht fort.“

„Wie!“ rief hitzig Herr Peter Slundz hier aus: „hier bleiben sollen wir, und warten, bis es der Saufgurgel beliebt wieder zu kommen! Meiner Treu, da könnten wir lange sitzen und harren, denn hierlands gibts überall was zu schlucken, und während der Schlingel sich brav thät in allen Kneipen, schlägen uns vielleicht Räuber todt oder der Schlag rührte uns, naß wie wir sind, über Nacht, die gewiß herankäm, eh' wir dich, den verdammtesten aller Schwäger auf dem Erdenrund, wiedersehen. Nein, nein, was mich betrifft,“ fuhr der Historiker fort, und rang sich das Wasser aus dem Rocke, „ich gehe voraus und ich denke, Sie folgen meinem Beispiele Herr Schicksalsgefährte, und lassen, so wie ich, den Kerl, dem eine Abkühlung gar nicht hätte schaden können, und an dem auch nichts verloren ist, wenn ihn die Räuber in Stücke hauen, bey dem alten Kasten, der gewiß so alt ist wie der erste Bestallungsbrief, den die Fürsten von Thurn und Taxis von Kaiser Rudolph II. im Jahre 1615 als Oberpostmeister des heiligen deutschen Reichs erhielten.“

„Unter uns,“ setzte er in gemäßigtem Tone, zu seinem Gefährten sich auf's Neue wendend, hinzu, „ich habe das Glück gehabt, auf meiner dießmaligen Reise einige Urkunden, freylich theuer genug, aber doch noch lange nicht so theuer als sie es eigentlich verdienen, von einem Freunde in Kaufbayern einzuhandeln, welche unwidersprechlich beweisen, daß es schon früher eine Art von Posten zwischen einigen Städten von Deutschland gab, eh' die von Thurn und Taxis solche Anstalten anlegten, worauf seitdem ehrliche Leute langsam zermalmt werden, und ich bin überzeugt, daß damals solche Taugenichtse wie du, mein lieber Schwager, jedenfalls wären gesäckt worden — welches eine altdeutsche Strafe ist — wenn sie ihre Passagiere, so wie du uns, behandelt hätten.“

Mit diesen Worten, bey deren Sprechung sich der Zorn des Geschichtforschers wieder zu beleben anfing, nahm er seinen Stab in eine Hand, das wohlverwahrte Kästchen mit den theuer erkauften Urkunden in die andere, empfahl dem Schwager gute Aufsicht auf das bischen Plunder, wie er sein übriges Reisegepäck nannte, und schritt, dem ihm folgenden Gefährten winkend, rüstig einen Fußsteig entlang, der sich zwischen Felsmassen durch ein dunkles und einsames Thal wand.

Bald führte der Weg an einem zerfallenen Gemäuer vorbey, dessen hohes Alterthum durch die Festigkeit der Bauart und die Pflanzenwelt bezeugt ward, die sich überall durch das Gestein hindurch drängte.

„Sehen Sie da,“ rief Peter Slundz aus, und ergriff die Hand seines einsylbig neben ihm daherschreitenden Begleiters, „einen Punct, der schon vielen Forschern zu schaffen machte. Selbst mir war die Sache lange nicht zu

enträthseln. Denn dieß Gemisch von Antik und Mittelalterthümlich, welches sich offenbar in dem Styl der einstigen Bauart dieser Mauern zeigt, ließ mich lange schwanken, welcher Ara eigentlich das Ganze seine Entstehung verdankt. Allein jetzt bin ich im Klaren. Der Schatz, den ich dießmal zu acquiriren so glücklich war (hier klopfte er wohlgefällig mit der Hand auf das Urkundenkästchen), gibt mir die ausführlichste Kunde, und mein Sieg über den pedantischen Narren, den Doctor Bratspieß in Martinach, der in seiner eiteln Aufgeblasenheit sich für einen Geschichtskenner und Alterthumsforscher vom ersten Range hält, ist nun gewiß. Was glauben Sie wohl, was der alte Geck antwortete, als ich ihn vor zehn Jahren einlud, gemeinschaftlich mit mir die Geschichte dieser ehrwürdigen Trümmer an Ort und Stelle zu untersuchen?"

„Ich bin begierig, es zu erfahren,“ erwiderte Müller.

„Raubnestler aus dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte, sprach er, interessiren keinen Geist, der gewohnt ist, aus dem heiligen Borne indischer und ägyptischer Weisheit zu schöpfen, welcher in Zeiten quoll, deren Entlegenheit das Maulwurfsauge gewöhnlicher Menschen schwindeln macht.“

„Das war allerdings anmaßend,“ entgegnete der Begleiter.

„Gewiß! und als ich nun den indischen Narren mit seiner antediluvianischen Weisheit verlachte, und allein mich an die schwere Untersuchung machte, deren Resultate die Welt in Erstaunen setzten, was that er?“

Müller sah den Sprecher fragend an, und dieser fuhr fort: „Er verlästerte mich und war so unverschämt, mir zum Troß behaupten zu wollen, der Gründer dieser Mauern sey niemand anders gewesen, wie Margaretha mit der Maultasche (Sie werden ohne Zweifel von dieser berühmten Frau gehört haben), da ich doch schon damals unbestreitbar bewies, daß ein gewisser Cajus Sempronius auf Befehl des Kaiser Julian, den man den Apostaten nennt, sie errichten ließ, und daß nur in späteren Zeiten die Grafen von Tyrol die Schnörkelen des Mittelalters dem echt antiken Style anklebten, welcher unverkennbar aus dem Ganzen leuchtet.“

So schwakte Herr Peter Slundz, einmal auf seinem Steckenpferde sitzend, fort, und die Aufmerksamkeit, welche ihm sein Begleiter, ob wirklich oder nur scheinbar, steht dahin, schenkte, setzte denselben so in Gunst bey ihm, daß er, als sie endlich auf der nächsten Station ankamen, jenem den Vorschlag that, sein Gast auf einige Zeit in Geisfurth zu seyn, falls nämlich, wie der Historiker hinzufügte, Herrn Müllers Geschäfte und Zeit dieß erlaubten.

Beides war aber der Fall, und somit die Sache abgemacht. Man begnügte sich, von Sessel und dem zerbrochenen Postwagen Anzeige zu machen, und eh' der nun wahrscheinlich nüchtern gewordene Trunkenbold mit den Fragmenten seiner langsamen Beweglichkeit an Ort und Stelle eintraf, war Herr Peter Slundz mit seinem neuen Freunde, der ihm so willig sein Ohr lieh, schon nach Geisfurth unterwegs, wo unterdeß Dame Lene gekiffen und gekocht, gescheuert und gewirthschaftet hatte, alles nach gewohnter Art.

## 4.

Des Geschichtsforschers nächster Nachbar war Nepomuck Baptista von Fliederbusch, ein Mann nach altem Schrot und Korn, dazu ein wunderlicher

Kauz trotz Herrn Peter Slundz, sonst aber eine ehrliche, harmlose Seele, die zwar mitunter in Redensarten sich sehr barbarisch vernehmen ließ, in der That und Ausübung aber kein Kind beleidigte.

Zwischen beyden alten Gesellen hatte nun schon seit Jahren ein freundschaftlicher Verkehr Statt gefunden, und obschon sie sich in der Regel zankten, so oft sie sich sahen, — denn Beyde waren sehr rechthaberisch — so waren sie doch einander in ihrer Einsamkeit so nothwendig geworden, daß jedem von ihnen die rechte Hand zu fehlen schien, wenn es sich einmal traf, daß Umstände ihr Zusammenkommen eine Zeitlang verhinderten.

Für Beyde war nun die Ankunft des jungen Mannes, welchen der Historiker mitgebracht hatte, sehr angenehm, denn einer Seits war Müller wirklich ein so anmuthiger Gesellschafter, wie sich nur selten einer in der alten Herren abgelegene Wohnungen verirren mochte, andern Theils — und dieß war die Hauptsache, ließ er Beyden bey ihrem Geschwätz so willig sich hin, daß sie sich gar keinen bessern Zuhörer wünschen konnten.

Ein nur gefiel weder Nepomuck Baptista von Fliederbusch noch seinem Freunde an dem Ankömmling, obschon die gaffreyen Sitten des Landes dem Einem wie dem Andern nicht erlaubten, diesen Übelstand wegzuräumen.

Sie konnten nämlich, trotz alles Aufwandes von Scharffinn, nicht ergründen, wer er eigentlich war, woher er kam, was seine Geschäfte wären u. d. gl.

Müller, sagte der Historiker oft, ist der vermünstetste Name, den es in der Christenheit gibt. Ich setze meine Abhandlung von dem Kriegszuge des grünen Grafen in's Land Tyrol, gegen eine Maß gebirgischen Wendeweins, wie ihn der Schenkwirth zu Finstermünz für echten Kulciam verkauft, wenn es im heiligen römischen Reich deutscher Nation ein Dorf gibt, wo nicht ein Mensch Namens Müller wohnt. Drum kann ich den Namen nicht leiden, denn es ist ein Allerwelts Name, und wer keinen bessern hat, nennt sich so.

„Ja,“ meinte Fliederbusch, „das ist wohl wahr, und ich hätte unserm Freund gewiß lange auf den Zahn gefühlt, und mir Auskunft erbeten — denn unter uns, ich glaube, er heißt eigentlich gar nicht so, und hat den Namen bloß angenommen, obschon ich dabey nicht denke, daß eine schlechte Ursache ihn dazu bewogen hat — wenn sich's nur schickte.“

„Schicken?“ fiel hier Dame Vene ein, die diesem Zweygespräch zugehört hatte, „ich dünkte doch, das wär' nichts Unschickliches, wenn man sich nach den lieben Angehörigen eines Gastes erkundigt, der zwar ein recht hübscher junger Mann ist, und große Ähnlichkeit mit meinem seligen Wurzelstock hat, als dieser mich zum ersten Male — es war am St. Egidii-Tage, ich weiß es noch, als ob's heut geschäh' — gerade vor der Kirchtüre anredete und sagte“ —

„Daß du eine alte Plaudertasche bist,“ unterbrach hier der ungeduldig gewordene Historiker seine Schwester, die sich eben recht in Positur gesetzt hatte, ihre Liebes- und Leidensgeschichte mit Benjamin Wurzelstock, wailand achtbarem Kämmerer zu Augsburg, zum tausendsten Male zu erzählen, und die Unterbrochene, die überhaupt Einreden nicht liebte, besonders wenn es auf eine so wenig schonende Art geschah, wie ihr Bruder zu thun pflegte, ergoß sich nun gegen den edlen Baptista Fliederbusch in eine so weite und

breite Klage über des alten Sauertopfs (so nannte sie Herrn Peter Slundz, wenn er ihr was in Weg legte) Unart, daß dieser es für gerathen fand sich, wie ein Schiffer vor dem Sturm, in den Hafen seines Closetts zurück zu ziehen, als wohin Dame Lenens freischende Töne nicht drangen, und wo ihn nach Verlauf fast einer Stunde der Freyherr Fliederbusch auffuchte, der gezwungener Weise die Geduld gehabt hatte, der tugendhaften Magdalena Slundz merkwürdige Lebensfata mit Herrn Benjamin Wurzelstock, seligen Andenkens, von Anfang bis Ende wieder durchzuhören.

Gefragt um seine Verhältnisse wurde der Gast mit dem Allerwelts Namen aber doch nicht, trotz Lenens, von weiblicher Neugier eingegebenen Gegengründen; denn wie in allen Ländern, wo wahre Gastfreundschaft herrscht, verbot dieß natürliches Zartgefühl den Bewohnern von Geisfurth und Wärsstein (der Stammveste des Freyherrn), und überdem, meinte Peter Slundz, sey es auch gegen die Gebräuche der Alten, die ihm stets in solchen Fällen als die höchsten Autoritäten galten.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Allemanische Legende.

#### In Noth hilft Gott.

(S. Ign. Felner's neue Allemann. Gedichte S. 46.)

Es war schon lang, da hatt' ein Mann  
Am Seebord drauß gestanden;  
Just kam ihm was zu zahlen an,  
Und eben wollt' er landen.

Da fiel die Münz' ihm aus der Hand,  
Und war nicht mehr zu finden:  
Denn unter'm Meer im tiefen Sand  
Wer mag sie dort ergründen?

Ein Fisch, der nächst spazieren schwimmt,  
Sieht's glimmern hell zur Tiefen:  
Er eilt, so schnell er kann, und nimmt  
Den Fund: . . . nicht wollt' er schliefen.

Im Rachen bleibt das Geld ihm stehn,  
Er kann's hinab nicht schlingen;  
Es will nicht vor: nicht rückwärts gehn,  
Auch nicht heraus ihm dringen.

Da kommt mit Angeln grad' ein Mann  
Zum Meersstrand, um zu fischen:  
Der Hecht langt an, und beißt sich an,  
Läßt blühdumm sich erwischen.

Kommst eben recht: nun gibst du's gern! . . .  
 Der Schuldner rang in Qualen;  
 Er sollt' an den gestrengen Herrn  
 Bereits die Schatzung zahlen . . . .

Der Schuldner, Kind! Sanct Peter war,  
 Sein Herr hat Christ geheissen:  
 Drum laß, sind wir in Noth und Fahr,  
 Um Gottes Hülf uns heißen!

Goethe's v. Leon.

### L i t e r a t u r.

Novellen von Franz Maria Kell. Wien, bey Tendler und Manstein.  
 Dieser kürzlich erst erschienene Band enthält sechs Erzählungen: Das Bild der Braut. Der Schah im Bade. Der Ubelit. Der Meister ohne Namen. Das Gottesgericht. Das Brautpaar. Der Charakter dieser Novellen entspricht ihrer Bezeichnung, und schon dadurch unterscheiden sie sich von so vielen andern dieser Gattung oder solchen, die sich ihr gewaltsam anzureichen streben, ohne etwas mehr als die Bezeichnung mit ihr gemein zu haben. Alle zeichnen sich durch eine gewisse Tiefe und Bedeutsamkeit, wie durch Erfindung und Phantasie aus. Die meisten begründen sich auf geschichtliche Notizen oder Sagen, und erhalten durch ihre Beziehungen einen doppelten Reiz. In jeder spricht sich aber mehr oder weniger ein düst'rer Geist der Unzufriedenheit mit der Welt und dem Menschen aus, und nicht genug, daß die Ansicht von einer überall zwischen der Schöpfung und der Welt, zwischen dem menschlichen Herzen und der Idee herrschenden Ironie fast durchgehends als die vorwaltende Tendenz betrachtet werden kann; dieser Grundsatz ist auch mit veränderten Worten oft und deutlich darin ausgesprochen. Die phantastereichen Gemälde haben dadurch allerdings einen etwas zu sehr in's Bräunliche fallenden Ton erhalten, den man eben deswegen auch nicht von Monotonie frey sprechen kann; dagegen sind sie an lebendiger Handlung, ungewöhnlichen Charakteren, und kühnen, überraschenden Situationen desto reicher. Die vorzüglichste dieser Schilderungen möchte wohl die vierte seyn: Der Meister ohne Namen (oder die Entmuthigten), welche die Begebenheit eines in den Jahrbüchern der Kunstgeschichte Verona's, jedoch ohne Beyfügung des Namens, erwähnten genialen Künstlers enthält, der lange Zeit durch den Mangel eines angeborenen Namens an dem glücklichen Erfolg seiner talentvollen, sinnreichen Unternehmungen gehindert, endlich, Tages vorher, nahe dem Triumphgenuss seines größten, noch heut zu Tage bewunderten Meisterwerkes (der Brücke des Castells zu Verona), dessen Anerkennung ihm auch zu dem schon längst ersehnten, ehrenvollen Namen verhelfen sollte, vor seinem eignen Werke erscheint und an dem Gelingen, so wie an sich selbst verzweifelnd, einen freywilligen Tod in den Fluthen sucht. Einem rauhen steinernen Gebilde ähnlich, aber nichts desto weniger riesenhaft imponirend, ist auch der Charakter des furchtbar strengen Grobriichters Nello della pietra in der ersten Novelle: Das Bild der Braut, oder die Büßenden. Der Vortrag sämtlicher Erzählungen ist edel und gewählt, jedoch kann auch nicht verhehlt werden, daß der Periodenbau zuweilen in's Gefuchte fällt, und der Klarheit oft ermangelt; auch folgen wohl die Reflexionen, in welchen man nicht immer die beabsichtigte allgemeingültige Wahrheit erkennen kann, hier und da etwas zu gedrängt auf einander. Der Verfasser dieser einfachen Anzeige glaubt übrigens seine Bemerkungen über die hier mitgetheilte, interessante literarische Gabe nicht besser schließen zu können, als mit dem Wunsche, daß dieser

Sammlung von Novellen recht viele solche Leser werden möchten, denen auch der innere Werth derselben in die Augen leuchtet!

83.

### Melodramatische Pantomime.

Im k. k. priv. Theater an der Wien, den 8. März zum Vortheile des Hrn. Pantomimenmeisters J. L. Lewin zum ersten Male: Schwarzbart, neue melodramatische Pantomime in zwey Aufzügen, mit Chören, Gesängen, Tänzen, Gefechten u. dergl. Nach dem Englischen des J. L. Lewin, und von demselben in die Scene gesetzt. Musik von Herrn Capellmeister Roser und andern Meistern. Die neuen Decorationen von Herrn Neefe. Maschinerien von Herrn Koller. Costüme von Herrn Lucca Piazza.

Der Decorateur und der Maschinenmeister müssen hier vor allen rühmlich genannt werden; denn ihnen gebührt das größte Verdienst dieses neuen Schauspiels. — Die Kunst hatte hier die Aufgabe, die größten und erhabensten Scenen darzustellen. Unstreitig gibt es in der ganzen Natur keinen ergreifendern Anblick, als den des Weltmeeres in einem sturmbelegten Aufzuge. Hier sieht man ein großes Corsarschiff, mitten auf dem Ocean. Der Sturm peitschet die Fluthen fürchterlich, das Takelwerk bricht, das Schiff scheitert und sinkt in die Tiefe. Ein Theil der Schiffsmannschaft rettet sich auf einem Boote an die nahe Felsentüste; einige arbeiten sich durch Schwimmen dahin, andere gehen in den Fluthen unter. Diese Vorstellung, welche den ersten Act schließt, ist ganz neu und von höchster Wirkung. Man hat noch nie etwas Ähnliches auf der Bühne gesehen. Niemand wird diese Vorstellung ohne hohe Befriedigung sehen, der diese Art des Schauwerkes überhaupt liebt.

Nicht minder überraschend ist am Schlusse des zweyten Actes das Verbrennen eines Corsars Kriegsschiffes, welches im Gefechte mit einem englischen Linienschiffe in Brand geräth, und zu Grunde geht.

Diese prächtigen Schauwerke bilden den Rahmen zu einer ziemlich unbedeutenden Handlung. Altmanfor, genannt der Schwarzbart (Herr Demmer), ein algierischer Corsar, wird seiner Geliebten Orra (Mad. Casari) wegen einer mongolischen Prinzessin, Ismena (Dlle. Jägerberger), Gemahlinn des Prinzen Abdallah (Herr Klaus), ungetreu, ersticht erstere und verfolgt letztere so lange, bis er mit seinem Schiffe zu Grunde geht. Die Personen theilen sich in sprechende und nichtsprechende. Erstere singen auch. Letztere tanzen und pantomimischiren. Diese Mischung des Pantomimischen und Dramatischen nimmt sich sonderbar genug aus. Der Zuschauer muß voraussetzen, daß die pantomimischen Personen dieses Stückes die Sprache der übrigen nicht verstehen und sich folglich mit der Gebarden- und Mienensprache helfen müssen. Vorzüglichem Beyfall erhielt im zweyten Act ein Pas de deux, welches Herr Samengo mit Dlle. Kamacini tanzten. Das Musikstück zu diesem Pas de deux waren Variationen, welche die Tanzenden durch die Abwechslung der Schritte und Bewegungen gleichsam begleiteten, und für das Auge zu versinnlichen suchten, wobey sie eine steigende Kraft und Kunstfertigkeit entwickelten. Samengo's Schule erinnert an die lieblichste Erscheinung, deren wir uns im Gebiete des Tanzes erinnern, nämlich an die des Herrn Düport, da er als Balletmeister und Tänzer unter uns verweilte.

Das Publicum schien befriedigt, und rief am Schlusse den Herrn Lewin, welcher dieses Stück arrangirt hatte, mit großem Beyfall hervor.

### Musikalische Akademie.

Den 2. März im landständischen Saale gegeben von der zwölffährigen Leopoldine Blahetka, Schülerinn des H. Payer.

Diese Akademie kündigte sich unter dem Namen einer musikalischen Privatunterhaltung an, und die Concertgeberinn trat unter dem bescheidenen Titel einer

zwölfjährigen Schülerinn auf. Sie spielte auf dem Pianoforte den ersten Satz eines Concerts aus Es-dur von Ries, und ganz neue Variationen mit Orchesterbegleitung von ihrer eigenen Composition. Man konnte mit ihrer Leistung zufrieden seyn, und versagte ihr den Beyfall nicht, den sie wohl auch schon als Meisterinn anzusprechen geeignet ist, denn im Reiche der Kunst und des Schönen hat es keine Rücksicht des Alters nöthig. Ihr Spiel zeichnet sich durch Reinheit und Delicatesse aus.

Zur Ausfüllung der Akademie sang Fräulein Langer eine Arie von Rossini, mit obligater Violinbegleitung von Herrn Carl Maria Voßlet; und ein Duett aus Elisa e Claudio von Mercadante, wobey Herr Schoberlechner die zweyte Stimme übernommen hatte.

Die interessanteste Erscheinung dieser Akademie war der k. k. Hofschauspieler, Herr Anschütz, welcher das schöne Gedicht Pygmalion von A. W. Schlegel mit höchster Vollendung der declamatorischen Kunst vortrug. Es erhöhte die Wirkung ungemein, daß Herr Anschütz das Gedicht ganz auswendig wußte, und keines Buches zum Lesen bedurfte. Hierdurch blieb das Auge völlig frey, und unterstützte den Vortrag mit seinem ganzen sprechenden Ausdrucke. Hier fühlte man den Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Vorlesen und der echten Declamation, in welcher Herr Anschütz ganz Meister ist. Sein entzückender Vortrag erhielt den allgemeinsten Beyfall, welcher sich am Schlusse des Gedichtes rauschend wiederholte.

### Kunst = Anzeige.

Die Gndkerische Buch- und Kunsthandlung in Nürnberg, (welche in den Jahren 1768 bis 1775 eine neue Auflage von Joachim v. Sandrarts „deutsche Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst, worin die Regeln und Lehrlätze dieser Künste gegeben, die besten Exempel der alten und neuen Künstler in Kupfer beygefügt, und die Lebensbeschreibungen der besten griechischen, römischen und neuen Künstler nebst der Anzeige ihrer vornehmsten Werke befindlich waren,“ durchgehends verbessert von D. J. J. Volkmann, in acht Bänden, mit vielen Kupfern, veranstaltet hatte), hat sich entschlossen, den noch übrigen, nicht bedeutenden Vorrath von Exemplaren um den verminderten Preis von 45 fl. C. M. oder 30 Thlr. sächs. das Exemplar abzulassen, um dieß schätzbare Werk gemeinnütziger zu machen. Doch bleibt dieser verringerte Preis nur bis Ende März 1823. — Auch versichert genannte Kunsthandlung, daß sie keine neue Auflage dieses Werks jemals veranstalten wolle.

Für Wien nimmt die Kunsthandlung Dominik Artaria und Comp. auf dem Kohlmarkt Nr. 1151 Bestellung an.

### Modenbild XI.

Kleid von rosenfarbener Gaze-Barège mit Verzierungen en biais von apfelgrünem Crep und Silbergaze. Der Turban von Gaze-Barège in zweyerley Farben.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

fen Sah eines  
begleitung von  
n, und versagte  
rechen geeignet  
des Alters nö

Rossini, mit  
ein Duett aus  
er die zweyte

auspieler, Herr  
egel mit höchster  
ungemein, daß  
s zum Lesen be  
trag mit seinem  
n dem gewöhn  
U n s c h ü ß g a n z  
Beyfall, welcher

che in den Jahr  
ts „deutsche  
orin die Re  
Exempel der  
die Lebens  
und neuen  
findlich wa  
änden, mit vier  
nicht bedeutenden  
N. oder 30 Zhr.  
zu machen. Doch  
genannte Kunst  
n wolle.  
I o m p. auf dem

von apfelgrünem  
arben.



*D. u. St. Del.*

*Fr. Huber sc.*

**XI.**

*Wiener Moden.*

*31.  
1823.*

8

Von d  
hier ge  
dann  
(Bure  
f. t. P  
in W

**W**

Slun  
murd  
schen  
jagte  
einga  
als n  
halten  
der S  
flortet  
her w  
bemer  
und  
Peter

Paar  
doch f  
ten, r  
Frühl  
geleg  
athma  
sowoh

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 15. März 1823.

32

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen ein viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb, und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Historiker.

Erzählung von Friedrich Gleich.

(Fortsetzung.)

5.

Während auf diese Art über den jungen Mann, den wir mit Herrn Peter Slundz zugleich im besten Gasthause zu Füßen kennen lernten, debattirt wurde, trieb er selbst sich, Freund der Natur wie er war, in den romantischen Gegenden seines jetzigen Aufenthaltes umher, zeichnete, botanisirte, jagte und dichtete auch ein wenig, wie's eben Laune und Gelegenheit ihm eingab, und unterhielt sich mit den beyden alten Gesellen, die Beyde ihm als merkwürdige Cabinetsstücke erschienen, und als in ihrer Art ganz unterhaltende und stets gute Freunde dazu, Abends am Camine oder wenn draußen der Sturm tobte, und Regenwolken die grauen Gipfel der Riesenberge umflorten, die vom Lande Tyrol in das Land des grauen Bundes, und von daher wieder in das Land an der Etzsch und Inn sahen; denn, wie wir schon bemerkten, Schloß Geisfurth lag unweit der Grenze des hohen Rhätens, und die Thürme vom Schloß Bärstein konnte man aus den Fenstern von Peter Slundz Closett über den Wald herüberragen sehen.

So gern Müller aber auch in Geisfurth war — wie sein, nun schon ein Paar Monate dauernder Aufenthalt in dieser Gegend bewies — so war er doch fast noch lieber zu Bärstein, und dieß wird ihm gewiß niemand verdenken, wenn wir sagen, daß der alte Freyherr eine Tochter hatte, mild wie ein Frühlingstag unter Italiens Himmel, und schön wie die Sonne auf jenen gesegneten Fluren.

Beyder Eigenschaften wegen wurde Theresie denn auch von allem, was athmete, rund umher geliebt, und die treuherzigen Landleute vom Kaunerthal, sowohl wie die Junker auf ihren Schlössern und die Bürger von Glurenz

und Landeck, bildeten alle ein Unifono, wenn es darauf ankam, das Lob Theresens, der Tochter des Bärsteiner Herrn, auszusprechen.

Seltfam wollte es aber dem Historiker und seiner Schwester Lene bedünken, ja sogar auch dem ehrlichen Freyherrn Nepomuck Baptista, der sonst sich nicht viel um das Thun seiner Theresese bekümmerte, weil überhaupt Nachgrübeln und Reflexionemachen außer dem Kreise seiner Gewohnheiten lag — daß Theresese, obschon artig gegen Herrn Müller, wie gegen alle Menschen, doch weniger offen und zutraulich gegen ihn sich zeigte als sonst ihre Art, auch gegen den Fremdesten, war, und daß sie jedes Mal, wenn sie mit ihm zusammen kam, einen Grad von Schüchternheit verrieth, der außerdem ihrem Benehmen keineswegs eigenthümlich war.

„Sie kann ihn nicht leiden,“ sprach Dame Lene, „darum ist sie so still, wenn er da ist. O ich kenne das! Als mein seliger Benjamin Wurzelstock“ —

„Ich bitte dich um Gottes willen, Schwester,“ fiel der Geschichtsforscher ein, „verschone mich mit deinem Wurzelstock, der ein so arger Stock war, wie nur jemals einer lebte; nicht leiden sollte sie ihn, ihn nicht leiden können, der der schönste junge Mann ist, welcher je zwischen diesen alten Bergen wandelte! Da kenne ich die Weiber besser. Mit so einer Figur, und wär' der Kopf darauf so hohl wie ein pappener Haubenstock, gefällt man immer den nothwendigen Übeln, die uns Gott in seiner Weisheit an die Seite zu stellen für gut fand. Nein, nein, ich weiß es besser, er ist ihr zu gelehrt, zu tiefsinnig, zu ernst, das liebt ihr einmal nicht, weil ihr's nicht versteht, und darum hat sie eine billige Scheu, gleichsam so eine Art von Respect für ihn, wie immer Untergeordnetes im Geisterreich vor Höherem sich scheut, sonst — ach ich kenne euer Geschlecht; ein Auseres, wie das seine, verfehlt nie seine Wirkung.“

Also stritten sich die Geschwister, wiewohl vergeblich, denn Beyde hatten nicht Recht, so meinte wenigstens die alte Ursel, ein seltsames Wesen, das von Alt und Jung in der ganzen Gegend gekannt, und von Allen eben so gern gesehen, als auch zugleich mit einer Art von ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet wurde.

Ursel war hoch über die Jahre eines gewöhnlichen Menschenlebens hinaus — mindestens behaupteten dieß die ältesten Leute des Landes, die sie in der Jugend schon fast eben so wollten gekannt haben, wie sie jetzt erschien — dabey war sie aber trotz dem noch sehr rüstig und überhaupt von einem so ehrfurchtgebietenden Ansehen, daß der ausgemachteste Wildfang es nicht leicht unternahm, in ihrer Nähe seiner leichtsinnigen Laune den Zügel schießen zu lassen. Wo sie eigentlich her war, und welchem Thale sie angehöre, das wußte aber kein Mensch. Seit manchem Jahrzehend lebte sie, herumwandernd von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, und von Stadt zu Stadt im Lande Tyrol, und auch in den benachbarten Alpenländern war sie zuweilen zu sehen, und überall einkehend wo es ihr gefiel, und bleibend, je nachdem es ihr die Laune eingab, ward sie willig aufgenommen von Hohen und Geringen, weil männiglich glaubte, ihr Kommen sey ein gutes Zeichen, sie zu erzürnen aber gefährlich, indem geheime Kräfte ihr zu Gebote ständen und höhere Mächte sie besonders schützten. Auch wußte sie immer, wo sie eintrat, den Kindern so viel Anmuthiges zu erzählen, und den Hausfrauen so manche

Notiz von da oder dorthier zu bringen, die dann wieder am Camin bey der Spindel weiter verarbeitet wurde, daß sie schon darum ein geringesehener Gast war, und ihre Ankunft überall, besonders in den einsamern Thälern, als ein erfreuliches Ereigniß betrachtet ward.

Jetzt befand sie sich schon seit einigen Wochen abwechselnd zu Bärstein und Geisfurth, und ihr scharfer Blick, der alles bemerkte, ohne doch zu scheinen, als wolle er mit besonderem Interesse auf dem, was um sie her vorging, hatte bald die Gründe erspäht, welche Therese bewogen, sich gegen den Freund ihres Vaters und den Gast des Historikers anders zu benehmen, wie gegen Andere.

## 6.

Daß dem jungen Müller Theresens Betragen gegen ihn nicht angenehm war, zeigte sich bald genug in seinen Handlungen.

Ob schon er erst noch vor ganz kurzem Herrn Peter Slundz, der nichts mehr wünschte als so einen aufmerksamen Zuhörer für seine historischen Träumereien, wie Müller war, in der Nähe zu behalten, versprochen hatte, den nahenden Winter in Geisfurth und dem benachbarten in Glurens zuzubringen, so erklärte er doch nun auf einmal, aller Einwendungen seiner Freunde ungeachtet, daß seine Verhältnisse ihm nicht mehr erlaubten, länger in Gegenden und bey Menschen zu bleiben, die ihm gleich lieb geworden seyen, und die Anstalten, welche er zur Abreise traf, bewiesen deutlich, wie ernst es ihm mit dieser Eröffnung war.

Noch einmal, und zum letzten Male nach seinen Gedanken, war er hinaus in die schon ersterbende Natur gegangen, um von der Höhe der gigantesten Felsen, welche Schloß Geisfurth wie wachhaltende Riesen umstanden, auf die Schluchten und Wälder zu blicken, deren grünenden Schmuck die rauhen Winde des Ostens und Nordens bereits abzustreifen begannen, und sich an den Ufern eines Baches lagernd, der keine zehn Schritt entfernt über Klippen und Gestein mit donnerähnlichem Schalle sich in eine schwindelerregende Tiefe stürzte, überließ er sich hier so lange seinen trüben Ideen, bis Ursel plötzlich, als tauchte sie gleich einem Geiste aus der Tiefe empor, neben ihm stand und ihn anredete.

Anfänglich war ihm das unverhoffte Erscheinen der Alten an einem Orte, wo er sich eben um ungestört zu bleiben hingeflüchtet hatte, unangenehm, und er würdigte die Fragen der Sybille nur kurzer Antworten, als sie aber endlich von Nepomuck Baptista anfang, und bald mit geschickter Wendung sowohl auf dessen Tochter, als sonstige Verhältnisse des Bärsteiner Herrn kam, da schenkte der junge Mann ihr mehr Aufmerksamkeit, um so mehr, da die Alte einen Punct zu berühren begann, über welchen er bisher vergebens versucht hatte, sich Licht zu verschaffen.

„Schlimm, schlimm,“ meinte Ursel, „steht es mit dem alten Herrn, und wenn nicht bald Hülfe aus Wälschland kommt, wo ein Bruder ihm lebt, der ihm aber so wenig gleichen soll, wie der Dornstrauch der Eiche, so werden wir Alle noch erleben, daß Schloß Bärstein jenem schurkischen Timotheus Schwalbenschwanz zufällt, welcher schon so manches ehrliche Tyroler Gemüth mit seinen Teufelskünsten von Haus und Hof brachte.“

So erfuhr Müller die mißliche ökonomische Lage des alten Freyherrn,

und wie falsche Speculationen und des kriechenden Timotheus Schwalbenschwanz lustige Projecte den ehrlichen Nepomuck Baptista so weit gebracht hatten, daß er auf dem Puncte stand, das Haus seiner Ahnen verlassen zu müssen. Aber Theresens Benehmen gegen ihn wurde ihm nun auch klar, und das Mädchen ihm darum nur noch theurer.

„Nie, nie,“ hatte sie zu ihm gesagt, als er einst auf einem einsamen Spaziergange es wagte ihr sein Herz zu entdecken, „nie werde ich mich von meinem Vater trennen, und nie eine Wahl treffen, die nicht allen seinen Wünschen entspricht, und sollte“ — —

Therese hatte hier geschwiegen, um die Gefühle, welche ihre Brust belebten, nicht dem Auge dessen zu enthüllen, dem sie glaubte alle Hoffnung in Betreff ihrer auf immer nehmen zu müssen, und Müllers Schmerz war zu groß gewesen, als daß er hätte sehen können, welches Leiden in diesem Moment das Herz der Geliebten selbst zerriß.

Nicht ohne geheimes Zürnen hatte er bisher die edle Aufopferung der Tochter einem kläglichen Stolze auf den Zufall der Geburt und einem eben nicht besseren eitlen Haschen nach dem Schein von Grundsätzen zugeschrieben; jetzt aber aus Ursels Munde vernehmend, welche Beweggründe das brave Mädchen leiteten, fühlte er nur doppelt sich zu ihr hingezogen, und beschloß selbst eine Maske fallen zu lassen, zu deren Tragung ihn bisher sowohl Umstände als Laune veranlaßt hatten.

Der Entschluß, Geisfurth zu verlassen, blieb nun zwar noch immer vor seiner Seele stehen, jedoch waren es jetzt andere Gründe, als wenige Minuten noch vorher, die ihn dazu bestimmten, und die früher aufgegebene Hoffnung, Gegenden wieder zu sehen, die ihm so lieb geworden waren, lag nun wieder wie eine tröstende und erquickende Aussicht vor seinen Blicken.

Ohne jedoch sowohl gegen seinen alten Freund Peter Stundz noch in Bärstein sich etwas von dem merken zu lassen, was jetzt Zweck seiner Abreise geworden, verließ er seinen bisherigen Aufenthalt, und selbst Therese erfuhr nicht, was seine Absichten dabey waren. Er glaubte dem Zartgefühl des Mädchens das verschweigen zu müssen, was sie, unbekannter vielleicht noch mit dem Ganzen der Lage ihres Vaters, als er jetzt war, nur mit Schmerz erfüllen konnte, und die Ungewißheit, ob ihm sein Vornehmen gelingen würde, machte es ihm zur Pflicht, erst noch den Erfolg seiner jetzigen Reise abzuwarten, eh' er mit Entdeckungen hervor trat, die Allen überraschend seyn mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Der gute Rath.

Das Glück ist blind, drum kann es dich nicht finden;  
Komm' ihm zuvor und reich' ihm deine Hand;  
Laß dann die Augen dir verbinden;  
Man fand oft blind, was sehend man nicht fand.  
Nur Freund! wünsch' ich dir bey dem allen  
Geraden Weg, um nicht zu fallen.

K. B. G.

## M o d e d i c h t e r.

Ich kann im Himmel und auf Erden  
 In Reim und Strophen Alles bringen;  
 Der rauh'ste Stoff muß dienstbar werden,  
 Wenn meine Rhythmen ihn umschlingen,  
 Vergraben will ich nicht mein Pfund,  
 Durch Klang und Sang werd' es Euch kund.

Ich liefere täglich drey Gedichte:  
 Vor Aufstehn, Essen, Schlafengehn;  
 So schüttelt man vom Baum die Früchte,  
 Und braucht nicht ein Mal still zu stehn.  
 Sie fallen freylich gut und schlecht;  
 Natur macht auch nicht Alles recht.

Zu Epigrammen, Liedern, Oden,  
 Dreh' ich wohl zehn Mal zwanzig Klänge,  
 Bevor ich zwey, drey Perioden  
 In steife, trockne Prosa zwange;  
 Der Reim schmiegt sich den Reimen an,  
 Und Alles geht, wie's will und kann.

Auch pflegen Reime, weil sie klingen,  
 Manierlich und ganz ungewungen,  
 Sinn und Verstand mit sich zu bringen,  
 Und wenn sich Alles schön verschlungen,  
 So fühlt der Leser sein Gewicht,  
 Zieht er Verborgnes an das Licht.

So klingend, singend tanzt das Leben,  
 Wie über Kiesel eine Quelle,  
 Und manches Pfand der Weihe geben  
 Die Horen mir in Flugeschnelle.  
 In jeder Blumenlese glänzt  
 Mein Name siebenfach umkränzt.

Bekannt zu seyn in weiter Ferne,  
 Genannt von mehr als tausend Lippen —  
 Steigt man nicht gleich in's Reich der Sterne,  
 Stürzt man auch nicht auf grause Klippen;  
 Mein Name schwebt auf flachem Land  
 Zu manchem Stront, zu manchem Strand.

Zur Nachwelt will er nicht gelangen,  
 Er hat sich mit der Zeit verbunden;  
 Ich weiß, was ich von ihr empfangen!  
 Ein Glück, das ich nicht selbst empfunden,  
 Verschmäht mein stolzer Dichtersinn:  
 Der Augenblick ist mein Gewinn.

W e r t l i n g.

## Musikalisches und theatralisches Allerley aus Italien.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Der Beyfall, welchen der zweyte Act erhielt, schien das Publicum selbst mit dem ersten zu versöhnen. War der Jubel nicht allgemein (welches natürlich nicht der Fall seyn konnte, da ein so plötzlicher unvorbereiteter Übergang von der Unlust zur Theilnahme sich noch nicht in der gehörigen Form zu äußern wußte), so brach er dagegen in ein, zwey oder drehhundert Individuen von zweydeutigem Ansehn, deren größter Theil sich stehend im Parterre befand, mit dem Ausrufe: Bravo, Maestro, um desto furchtbarer hervor. Aber Herr Rossini machte, wirklich auf eine Art, welche der Festigkeit seines Charakters zur Ehre gereicht, taube Ohren und stand nicht auf, sondern nickte bloß dankend mit dem Kopfe. Wahrscheinlich durften die Klatscher daran noch nicht genug haben: in Paris wären sie davon gegangen und hätten dem, den es anging, ein: *Va te laire f\*\*\** an den Hals geworfen, aber die dramatisch-kritischen amis et frères zu Venedig zeigten eine ausdauernde Natur: nachdem sie ihr: Bravo, Maestro, noch eine feine Weise, wiewohl ohne Erfolg, wiederholt hatten, fiel es einigen ein (ich weiß nicht, ob sie dazu berechtigt waren?), in gebieterischem Tone zu rufen: „Suso, Maestro, suso!“ Nun endlich stand Herr Rossini auf: verneigte sich dreymal und der Spas hatte ein Ende, nämlich Punct zwey Uhr nach Mitternacht.

Über die dramatisch-musikalische innere und äußere Zweckmäßigkeit dieser neuesten Rossinischen Composition könnten mancherley Betrachtungen angestellt werden; aber sie würden in den Wind geredet seyn. Ich will nicht zum tausendsten Male wiederkauen, daß die Italiäner von heut zu Tage, welche in der Oper keinen thätigen, sondern nur einen akustischen Ausdruck suchen, es einem Tonsetzer schlecht Dank wissen würden, wenn er, statt bloße Arien, Duette, Terzette und Chöre zu setzen, eine dramatische Musik componiren wollte. Während (ich habe das schon einmal gesagt, aber gewisse Dinge können nicht oft genug wiederholt werden) während Sonne, Mond und Sterne, während das ganze Weltall, während das Leben

\*) „Auf, Meister, auf!“ Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbegehen lassen, ohne hier, wenigstens in einer Note, einige Worte über den venetianischen Dialect und über dessen sonderbare Verwandtschaft mit der deutschen Sprache, welche mir mit jedem Tage immer mehr auffällt, zu sagen. Wer weiß nicht, wie viel gewagte Schlüsse über die Herleitung der Sprachen und die Abstammung der Völker gemacht worden sind? Was die Venetianer anbetrifft; so läßt man sie bald als *Vindi* (*Venedi*, *Vinedi*) von jenem Theile des baltischen Meerbusens, welchen die Römer *Sinus Veneticus* nannten, herkommen, bald als Griechen von einer paphlagonischen Colonie, welche sich *Heneta* (*Veneta*) genannt haben, und deren sogar Homer irgendwo gedenken soll, abstammen. Um ihren griechischen Ursprung zu beweisen, führen die italienischen Historiker, wo nicht den venetianischen Dialect (denn in diesem mit der griechischen Sprache eine Verwandtschaft suchen zu wollen, wäre vielleicht eine vergebene Bemühung), doch die weiche Aussprache desselben zum Grunde an. Da aber der Zeitpunkt der Einwanderung dieser paphlagonischen Colonie um nicht weniger als einige Jahrhunderte vor den trojanischen Krieg hinausgerückt wird; so mußte diese weiche Aussprache von sehr robuster Natur gewesen seyn, wenn sie dem Einflusse so vieler Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag hätte widerstehen wollen. Ob die Einwanderung vom baltischen im adriatischen Meerbusen eine schärfere Kritik aushalten dürfte, ist hier nicht der Ort, zu untersuchen. Aber auffallend ist, daß, wie schon oben gesagt, im venetianischen Dialecte Phrasen vorkommen, welche offenbare Germanismen zu seyn scheinen, z. B. *venir suso*, *herauskommen*; *andar suso*, *aufgehen* (*verzehrt oder verbraucht werden*); *tirar in lungo*, *in die Länge ziehen*; *ricever indietro*, *zurückbekommen*, u. s. w. Ich könnte dieser Beispiele eine große Menge anführen; aber es genügt für jetzt, auf den Gegenstand aufmerksam gemacht zu haben. Wenn man mit dem Gesagten die Anwesenheit einer deutschen Colonie, welche irgend ein Reisender in den Gebirgen Oberitaliens vorgefunden haben will (von wem und wo diese Colonie entdeckt worden ist, kann ich mich in dem Augenblick, wo ich dieses schreibe, nicht erinnern), vergleichen wird; wer sollte da nicht glauben, daß mehrere Provinzen Oberitaliens, besonders diejenige, welche die Römer *Venetia* (*Venitia*) nannten, von einer germanischen Nation, von den *Wenden* vielleicht, bevölkert worden wären?

des Menschen, während alle lebendigen und leblosen Dinge in Ort und Zeit zusammengedrängt sind, während nichts, was existirt, über sein Ziel hinaus kann, hat allein eine italiänische Oper vom neuesten Schror' und Korne die Erlaubniß, end-, plan- und ziellos zu seyn: die Menschen singen, spielen und pfeifen darin, wie die Flötenuhren, bis ihnen der Wind ausgeht. Diese Sitte Italiens ist wahrscheinlich allein Schuld daran, daß Herr Kossini, dem seine Bewunderer sicher nicht für umsonst ein so großes Genie zugeschiehen, seine Personen nicht nach der dramatischen, sondern nach der Nothwendigkeit seiner eigenen Inspiration singen läßt, welche, selbst unerschöpflich, natürlich keine andere, als unerschöpfliche Musikstücke, hervorbringen kann. So läßt sich von diesem Componisten mit Recht sagen, daß selbst aus seinen Fehlern sein großes Genie hervorleuchte, oder mit andern Worten, daß er nur deshalb ohne Maß und Ziel sey, weil er zu reich und zu kräftig ist, um erstes nicht zu überfüllen und letztes nicht zu überspringen. Eben so möchte es sich mit dem verhalten, was Kossini's deutsche Kritiker bisher falschen Ausdruck in den Werken desselben genannt haben. Ich behaupte, Herr Kossini hat gerade den wahren Ausdruck getroffen, das heißt, er hat für Italien componirt, und die Italiäner schöpfen die tragische Leidenschaft nicht aus der Tiefe, sondern von der Oberfläche, wo nicht immer (man denke nur an die Fleischbrähe) das Unkräftige oder das Magere liegt. Noch einmal, die Italiäner verlangen, daß die tragische Musik wie ein bitteres Arzneymittel betrachtet, also nie in ihrer echten, reinen Gestalt, sondern verfürzt und überzuckert wieder gegeben werde. Aber, wird man mir entgegen, die Kossinischen Opern werden auch in Deutschland aufgeführt! Darauf antworte ich: Das sollten sie eben nicht, denn Herr Kossini hat nicht für Deutsche, so wie Mozart nicht für italiänische Ohren geschrieben. Wird Kossini in Deutschland, wird Mozart in Italien gegeben, so ist das Zufall, Mißbrauch, Unregelmäßigkeit, und diese können dem eigentlichen Zwecke und der wirklichen Heimath beyder durchaus nicht präjudicirlich seyn. Überdem wird sicher eine Zeit kommen, wo beyde wieder in ihre wirkliche Heimath zurückkehren werden.

Herr Kossini hat seine *Semiramis* nicht allein für Italien im Allgemeinen, sondern für Venedig insbesondere, geschrieben. In Venedig aber liebt man Opern, welche lang sind und besonders lang in die Nacht hinein dauern. So ist der Componist zu entschuldigen, daß er eine Musik gemacht hat, welche fünf Stunden (ich sage, fünf Stunden) ausfüllt. Rechnet man dazu das fünfactige Ballet, welches zwischen dem ersten und dem zweyten Acte gegeben wird, und welches abgekürzt seiner Seite eine Stunde dauert; so ergibt sich daraus, daß das ganze Schauspiel einen Zeitraum von sechs Stunden ausfüllt. Liebhaber, welche spät zu Bette gehen, können den ersten, und die, welche früh aufstehen, den zweyten Act sehen, ohne eine besondere Ungemächlichkeit zu erleiden.

Daß unter solchen Umständen von der Länge der Oper, welche hiesigen Landes für nothwendig und also auch (denn beydes ist eins) für classisch gehalten wird, nichts abgeschnitten werden durfte, begreift sich von selbst. So ist mir bey der dritten Vorstellung keine andere Verkürzung aufgefallen, als etwa in dem Chore, welchen die Frauen der *Semiramis* singen und mit Harfen begleiten, um ihre Gebieterinn aufzuheitern. Dieser, wirklich allerliebste Chor, den die Liebhaber der Kossinischen Muse schon aus dessen *Donna del Lago* kennen, wo er gleich zu Anfange des ersten Actes und ganz in derselben Situation gesungen wird, hat sein Schicksal wahrscheinlich eben diesem Umstande zu verdanken. Was mich anbetrifft, ich hätte für dessen Integrität lieber zehn neue Nummern der Castration geweiht. Sollte die Oper in Deutschland gegeben werden (welches ich, unter den gegenwärtigen Umständen, für nothwendig halte, weil jedes Ding seinen Weg gehen muß); so wird man, um sie in die dort übliche Zeit von drey Stunden einzuzwängen, die Hälfte davon wegstreichen müssen. Dieß kann dem Werke unbeschadet geschehen, man braucht nur die Wiederholungen wegzulassen. Geschieht dieß; so prophezeie ich derselben ein günstiges Schicksal, denn sie wird auch auf den kleinsten Provinzialtheatern dafolbst besser gesungen werden, als hier in Venedig, *Valli* (Assur) etwa ausgenommen, der trotz seiner beifernden und falsch intonirenden Gesangsweise doch gehört wird und seine Stelle ausfüllt. Was die *Mariani*

(Arsaces, oder Ninias) anbetrifft, deren einzig vortreffliche Altstimme Wunder thun würde, wenn, wie ich glaube schon einmal gesagt zu haben, diese Künstlerin ein Auge, einen Ton und ein Herz mehr hätte, so hat ihre Darstellung sowohl, wie ihr bloß formell-plastischer Gesang das große Publicum (die Marianisten ausgenommen) kalt gelassen.

So wie ich die Elemente des k. k. Hoftheaters am Kärnthnerthore zu Wien, und das Publicum daselbst zu kennen glaube, würde die Semiramide, folgender Massen besetzt: Semiramis (Mad. Grünbaum); Arsaces (Dlle. Unger); Assur (Herr Forti); Idreno (Herr Jäger); Oron (Herr Seipelt); Azema (Dlle. Hornick); einen großen Beyfall erhalten. Dazu wäre aber erforderlich, daß Herr Capellmeister Weigl sich das reelle und große Verdienst der durchaus nothwendigen, dramatisch-musikalischen Abkürzung um diese Oper erwürbe, und zugleich, da die Rolle des Idreno, des untauglichen Sängers wegen, zu fahl und matt ausgefallen ist, Herrn Jäger eine große Scene componirte. Eine zweyte, noch heilsamer mit der Partitur vorzunehmende Veränderung dürfte figlicherer Natur seyn; sie bestände darin, in drey Scenen, welche Hauptmomente der Handlung bilden, trotz dem aber dramatisch, und also auch musikalisch, gänzlich verfehlt sind, Zusammenhang und Einheit, mit einem Worte, Effect zu bringen. Diese drey Scenen sind folgende: die Exposition, wo der Oberprieester dem Publicum zu verstehen geben will, daß Semiramis und Assur die Mörder des Ninus seyn; diese Scene ist so zerstückelt und so undeutlich ausgefallen, daß niemand ein Wort davon begreift. Man urtheile selbst aus dem Texte: Oroë. E tu pretendi? Assur. Di regnar di Nino al trono. Oroë. Tu?... (Che orror!) Assur. Sai pur ch' io sono... Oroë. Sò chi è Assur... Si, tutto io sò. Hier müßte, in ein paar Versen, kurz, verständlich und zusammenhängend zu verstehen, und von der Musik eben so kurz, verständlich und zusammenhängend ausgedrückt werden, was Oroë und Assur sich und dem Publicum zu sagen haben. Die zweyte Scene ist das Finale des ersten Acts. Über den Unsinn, den Geist des Ninus, wie Voltaire gethan, und der italiänische Poeta ihm nachgethan hat, in Gegenwart von hundert und mehreren Personen erscheinen und reden zu lassen, würde jedermann lachen, hätte auch Lessing nicht schon vor sechzig Jahren das Signal dazu gegeben. Aber in der italiänischen Semiramide wird dieser Unsinn dergestalt auf die Spitze gestellt, daß er zur völligen Tollheit umsäht: der Geist erscheint, und die handelnden Personen singen, vor Schrecken, einen seitentlangen Text ab; hierauf spricht Ninus, wie ein alter Mann, das heißt, sehr wortreich, indem er sich sogar, wahrscheinlich um desto besser verstanden zu werden, von der Treppe seines Mausoleums bis in die Mitte des Theaters schleppr, wird dann, wie leicht zu erachten, von den übrigen unterbrochen, und so lange hingebalten, bis ihm seine vorige Gemahlinn, die ihm im Leben das Leben genommen, nach seinem Tode um den Hals fallen will, bis er endlich mit den Worten: „Arrestati! Rispetta le mie ceneri! Allor che i Dei lo vogliono, allor ti chiamerò,“ seiner Wege geht. Die dritte Scene, welche ganz umgeschmolzen werden müßte, ist endlich der schon oben angeführte Schluß der Oper; die Ermordung der Semiramis durch Arsaces (Ninias) müßte theatralisch-motivirter, oder, da dieß, so lange der Nord Angesichts des Publicums geschieht, nicht gut möglich ist, mit sicherem Erfolge hinter die Scene verlegt werden. Diese angedeuteten Veränderungen dürften zwar nicht ohne alle Schwierigkeiten seyn, aber von einem, in der dramatischen Kunst nur einiger Massen erfahrenen Manne, selbst unter Beybehaltung der Musik, mit einigen Federzügen zu bewirken seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### Verichtigung.

Nr. 31, S. 254 (Literatur) B. 11. von u. statt: vor seinem eignen Werk erscheint, l. m. erschrickt.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 18. März 1823.

33

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbi um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbi um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österr. Reichs Postämter) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die l. k. Postämter um 33 fl. halbi und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Historiker.

Erzählung von Friedrich Gleich.

(Fortsetzung.)

7.

Schon war der Winter mit seinem stürmischen Gefolge, den weißen Flocken und dem rauhen Nord in die Thäler eingezogen, deren einsame Schluchten nun nicht mehr durch das muntere Geläut der Heerden belebt wurden, und noch immer hatte der Geschichtschreiber keine Nachrichten von seinem jungen Freunde erhalten, der ihm noch überdem versprochen hatte, von Mailand und Pavia, von Monza und Mantua aus, als wohin dermalen der Weg des einstigen Reisegefährten ging, einige merkwürdige Urkunden (versteht sich in Copie) zu schicken, nach denen der Historiker Behufs seiner merkwürdigen Abhandlung schon lange geseufzt hatte, und sein Mißvergnügen über dieses nicht Vorhalten war um so größer, da das Einrücken eines andern Gastes in seinem alten Schlosse ihn gänzlich aus seiner gewohnten Lebensordnung herauszudrängen drohte. Der neue Ankömmling auf Geisfurth war aber niemand anders, als der Schwestersohn des seligen Kammerers Benjamin Wurzelstock, Joseph Eisenhorn genannt, ein rüstiger, munterer, aber auch etwas roher junger Mann, der in Diensten eines kleinen deutschen Fürsten den Fahnen des Mars zugeschworen hatte, und nun den ihm vergönnten Urlaub benutzte, um seine wohlwollende Base Lene und deren Bruder, den Winter über mit seiner Gegenwart zu besücken.

So wohlwollend im Grunde seines Herzens Peter Slundz aber auch gegen alle Menschen war, und folglich auch gegen den Nefen seiner Schwester, der einst, wie er oft äußert hatte, sein Erbe werden sollte, so war ihm doch stets des lärmenden Kriegers Ankunft nicht sonderlich erfreulich, zumal, da dieser in seinem Gesolge als treuen Begleiter gewöhnlich einen Jagdhund mitbrachte, dessen Auspürtalent der Historiker bereits einige Mal mit großem

Leidwesen kennen gelernt hatte. Waldmann — so hieß der Bierbein nämlich — schien es sich, so oft er nach Schloß Geisfurth kam, und das war schon einige Mal geschehen, zum angelegentlichsten Geschäfte zu machen, alle Winkel des alten Nestes zu durchspähen, alles zu beschnopern und gelegentlich, was ihm in den Wurf kam, zu zerkauen, vermuthlich um die Langeweile sich zu verkürzen, die er dann und wann, wenn ihn sein Herr eben nicht auf die Fährte des Wildes leitete, oder Dame Lene mit den Abfällen der Tafel erquickte, an einem Orte empfinden mochte, wo außer ihm seines Gleichen nimmer geduldet ward. Auf solche Art hatte Waldmann schon bey früheren Anwesenheiten mehr als ein köstliches Pergament, welches der alte Herr mit vieler Mühe und vielem Gelde von nah und fernher gleich einem Hamster in seine Höhle eingetragen hatte, wo es in chaotischer Unordnung sich dann auf oder unter den Tischen herumtrieb, zum Theil oder ganz verdorben, und es darf einen daher nicht wundern, daß der sonst gastfreye Peter Slundz einen Besuch nicht vorzüglich gern sah, der seiner Ruhe wie seinem historischen Apparate gleich große Gefahr drohte. Denn hinsichtlich der Ersteren, so war sie durch des jungen Militärs Ankunft nicht weniger gefährdet, wie das Daseyn seiner alten Pergamente und Lederbände durch Waldmanns Anwesenheit.

Joseph Eisensporn war ein so wackerer Kriegermann, als nur je einer unter den ruhmwürdigen und alten Fahnen des heiligen römisch-deutschen Reiches focht, aber wenig cultivirt und eingeweiht in die Sitten der guten Gesellschaft, und aufgewachsen hinter den Mauern der Caserne — denn in früher Jugend schon ward er dem Stande gewidmet, welchen er jetzt bekleidete — hatte er viel von der nicht immer anmuthigen Derbheit weggekriegt, welche gleich dem Roste nur zu oft den Glanz eines Standes — namentlich in Friedenszeiten — in den Augen derer verdunkelt, die denn doch auch, bey aller Hochachtung für das Geschäft der Waffen, nicht ohne Recht meinen, nicht bloß darum da zu seyn, um jugendlich kriegerischen Übermuth stets mit resignirender Geduld zu ertragen.

Wer nicht die Waffen trug, war in unseres Lieutenants Augen, mochten auch alle Vorzüge der Welt ihn sonst schmücken, doch nur ein Wesen geringerer Ordnung, auf welches der Sohn des Mars, ohne sich etwas von seiner Würde zu vergeben, nur von oben nach unten zu blicken habe, und gewohnt, keinen Widerspruch zu wagen, wenn einer seiner Obern sprach, glaubte er von andern, die kein Porte d'Espée an der Seite trugen, dasselbe fordern zu können.

Dies war aber keineswegs die Meinung weder von Peter Slundz zu Geisfurth, noch vom alten Herrn von Fliederbusch zu Bärstein, die übrigens Beyde den wackeren Jungen, wie sie den rüstigen Joseph nun nannten, herzlich liebten, und sich schon manchen langen Winterabend am Camin von ihm mit Erzählung seiner bereits erlebten Kriegs- und Jagdabenteuer hatten vertreiben lassen.

Aber auch Therese hörte zuweilen dem Lieutenant gern zu, obgleich sein mitunter zu schroff hervorspringendes anmaßendes Wesen ihr nicht gefiel, und weil denn in der Regel selten ein hübsches Mädchen vertraulich und theilnehmend sich gegen einen jungen Mann zeigen darf, ohne daß von eigener Eitelkeit genährte Hoffnungen in ihm aufwachen, so war es geschehen, daß Jo-

seph  
Gefi  
mal  
ihn  
benb  
seyn  
so m  
so re  
senen  
offen  
sich  
gestel  
mind  
mehr  
ren,  
Bapt  
Krieg

Fami  
der h  
Wind  
und e  
wohit  
„Sch  
der ei  
Berge

ein F  
zuspri  
geschie

meine  
habe,  
der al  
dies  
dazu  
scheid  
wand

lich v  
zumal  
auch  
sieht,

Joseph Eisensporn schon seit länger als Jahr und Tag sich einbildete, süßere Gefühle bewegten hinsichtlich seiner Theresens schöne Brust, die, wenn er einmal so weit seyn würde, eine Frau standesgemäß zu ernähren, d. h. wenn ihm der Himmel erst würde eine Compagnie verliehen haben, wozu er, nebenbey bemerkt, glaubte binnen den nächsten zwanzig Jahren berechtigt zu seyn — denn auch sein aufrichtiger Wille war gelegentlich zu belohnen, um so mehr, da er hoffte bis dahin auch gehörige Zeit und Muße zu finden, sich so recht ernstlich zu verlieben, wie er dieß mitunter in einigen zufällig gelese- senen Romanen geschildert gefunden hatte. Denn bis jezt hatte ihm dieß offen gestanden, noch nicht so recht glücken wollen, eine Sache, worüber er sich manchmal selbst in der Stille wunderte — und er war gern bereit zu gestehen, daß Waldmann, sein trefflicher Jagdgefährte, und Lisel, sein nicht minder braves Ross, immer und immer in seinen einsamen Stunden ihn mehr beschäftigten, als alle Gvastöchter, die je seinen Blicken begegnet waren, von der schönen und holden Tochter des alten Freyherrn Nepomuck Baptista an, bis zur sonnenverbrannten Marketenderinn, die ihm im letzten Kriegszuge so oft ein willkommenes Frühstück gereicht hatte.

## 8.

„Schade ist's doch,“ meinte Herr Peter Slundz eines Abends, da die Familie des Freyherrn auf Geißfurth zum Besuch war, und der kleine Kreis der harmlosen Menschen um das wärmende Feuer saß, während draußen der Wind mit ungewöhnlicher Rauigkeit die Schneeflocken durch einander warf, und einmal über's andere klirrend an die Fenster flog, gleich als zürne er der wohlthätigen Atmosphäre, die den Historiker und seine Gesellschaft umgab: „Schade ist's doch, Joseph, daß du Herrn Müller nicht hast kennen lernen, der ein so braver junger Mann ist, wie nur je einer zwischen diesen alten Bergen wandelte. Weiß Gott, du hättest manches von ihm profitiren können.“

„Hm,“ erwiderte der Krieger, „wie ich mir habe sagen lassen, war er ein Federheld, der verimuthlich mit Degen und Gewehr eben so geschickt umzuspringen weiß wie Max, Ihr alter Bedienter, an dessen merkwürdige Jagdgeschicklichkeit ich Zeit meines Lebens denken werde.“

„Max,“ entgegnete der Historiker, „ist ein alter treuer Diener, den ich meinetwegen, und nicht um der wilden Bestien im Walde willen, bey mir habe, und was unsern Freund Müller betrifft, so war er nicht allein ein in der alten und neuen Geschichte trefflich bewandter Kopf, sondern auch — dieß wird dir der Freyherr und seine Tochter bezeugen, und deine Tante dazu, die sonst nicht gern jemand lobt — in allen übrigen Dingen ein so gescheider Mensch, daß man sich wohl gratuliren kann, wenn man einen Verwandten hat, der ihm nur entfernt gleicht.“

Dieser spitzige Ausfall des Oheims — wie der Geschichtsforscher gewöhnlich von dem jungen Krieger genannt wurde — verdroß letzteren nicht wenig, zumal da er die Ursache desselben alsbald errathen hätte, wäre der alte Herr auch nicht sogleich fortgefahren:

„Und obschon auch er, wie es einem jungen Manne gar nicht übel ansieht, und wie der Gesundheit recht dienlich seyn mag, es nicht verschmähte,

zuweilen in müßigen Stunden ein bißchen hinter den Hasen und Hirschen herzu-  
zulaufen, so zog er sich doch nicht den ganzen Tag mit verwünschten Bestien  
umher, die nur auf der Welt zu seyn scheinen, um friedliche Menschen zu  
stören, wenn sie eben in den wichtigsten Geschäften sich vertiefen."

"Ich weiß," antwortete hierauf der Kriegsmann, „worauf Sie zielen.  
Waldmann hatte heute unten am Thurme, gerade unterhalb Ihrer Fenster,  
ein Irtisloch aufgespürt, und ich sollte denken, das gute Thier, welches durch  
sein Bellen und Heulen mich aufmerksam machte, so daß ich den Feind Ihres  
Hühnerhofes vertilgen konnte, hätte eher Dank dafür verdient als die Ver-  
wünschung, welche Sie über ihn aussprachen."

Mit diesen Worten rief der Jagdfreund seinen Liebling herbey, der ein-  
weilen in einer Ecke des Zimmers geschnarcht hatte, und der nun, für die  
ihm zu Theil werdenden Liebkosungen seines Herrn sich dankbar bezeigen  
wollte, und deswegen einige Freude säße machte, die aber, sonder Zweifel  
durch Schicksalsgewalt, so unglücklich ausfielen, daß das auf einem kleinen  
Tischchen am Feuer stehende Theezeug klirrend zu Boden rasselte, und der  
an einem Bein verbrühte Freyherr mit lautem Schrey in die Höhe sprang.

Zum Glück ließ sich in diesem Augenblick der Verwirrung, dem gewiß  
eine gewaltige Philippika von Seiten des Historikers gegen alle Hunde der  
Welt gefolgt seyn würde, ein starkes und lautes Pochen am Hofthore ver-  
nehmen, welches die Ankunft eines Fremden zu verkünden schien, den Ge-  
schäfte oder die Unbill der Witterung zu so ungewöhnlicher Stunde noch nach  
Schloß Geisfurth brachten.

Es dauerte auch nicht lange, so trat Max, der nach des Lieutenants Er-  
klärung so ungemein schlecht mit den Nordwaffen der Jagd umzugehen wußte,  
gefolgt von einem fremden Mann in's Zimmer, welcher einen Brief an Herrn  
Peter Stundz übergab und dabey, sein wohlverdientes Botenlohn möglichst  
zu vergrößern, von der Rauhigkeit und den Gefahren des Weges zu erzählen  
begann, den er zurückzulegen genöthigt gewesen, eh' es ihm gelungen, Schloß  
Geisfurth zu erreichen.

„Glaub's, glaub's," meinte der Freyherr, „'s ist ein Wetter draußen,  
als wolle Hackelberg die alten Firner in's Thal stürzen. Gerade aus Nord-  
Ost bläst's her; welchen Weg kommt ihr, Landsmann?"

„Von Ardeß herab, Sturm und Wetter grad entgegen, edler Herr. An  
der Stieg von Schlin liegt's Wandhoch hingeweht. 's mag sich in Acht neh-  
men wer des Weges zieht, daß nicht der Schnee sein Grab werde."

Mit immer ernster werdender Miene hatte indeß der Historiker den em-  
pfangenen Brief gelesen, und ihn nun zusammenbrechend winkte er dem Bo-  
ten, sich zu entfernen, zugleich der Schwester Auftrag gebend, ihn durch ein  
Mahl zu erquicken.

Während nun Dame Lene sich fortschob das Amt der Schlüssel zu ver-  
walten, und Therese, die gern der alten Frau beystand, ihr folgte, der Lieu-  
tenant aber mit seinem Waldmann gleichfalls hinabstieg, um nachzusehen,  
ob Lisel auch gehörig bedient worden sey, näherte sich Stundz dem Freyherrn  
wieder und begann:

„Da schreibt mir der Vogt von Davos, daß Timotheus Schwalben-  
schwanz" — —

„Timotheus!“ rief Fliederbusch, „der treffliche Gesell, ist er in Davos? das freut mich.“

„Mich auch,“ entgegnete der Historiker, „um so mehr, da ich hoffe, sie werden den Schurken so bald nicht wieder fort lassen.“

„Ich weiß,“ sprach der Freyherr mit stolzer Ruhe, „welches Vorurtheil Euch in Betreff meines Freundes belebt. Timotheus Schwalbenschwanz ist ein gescheider Mann und ein wackerer Mann, und ich werde die Zeit noch erleben, wo der Glanz seiner Thaten alle seine Feinde und Neider zu Boden schlagen wird.“

Die Anspielung, welche hier offenbar auf Peter Slundz gemacht war, der von je her gegen den Genannten einen ungemeinen Widerwillen bezeugt hatte, welchen der Freyherr auf Rechnung des Neides schrieb, indem Schwalbenschwanz immer gern seine Kenntnisse auspackte und wirklich einige Male den Historiker damit in die Enge getrieben hatte — erbitterte den leicht aufzuregenden Geschichtsforscher noch mehr, und den Brief, den er so eben empfangen, auf den Tisch werfend, rief er aus:

„Nun alter Herr, da lest selbst, ich habe gewarnt genug, jetzt wasch' ich meine Hände in Unschuld.“

Damit schritt er hastig im Zimmer auf und ab, der Freyherr aber trat zum Lichte und las:

„— — endlich ist es mir gelungen, die vollständigsten Beweise gegen den abgefäumten Schurken zu erhalten. Eine neue Betriegererey, die er in hiesiger Gegend in gewohnter Manier einzuleiten suchte, verschaffte mir die Mittel, ihm auf rechtllichem Wege beykommen zu können. Er sitzt, und ich beeile mich, Ihnen dieß Ereigniß anzuzeigen, da ich leider Grund habe, aus den bereits zum Theil durchsehenen Papieren des Arrestanten zu vermuthen, daß Ihr würdiger Freund der Freyherr Nepomuck Baptista“ — —

Weiter vermochte der alte Mann nicht zu lesen. Das Papier entsank seiner zitternden Hand, er selbst sank mit dem Ausrufe: „Ich bin verloren!“ in den Stuhl zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

### U n d i e K ü s s e .

Küsse! Himmelswürze des Erdenlebens,  
Ihr erhebt zum Gotte den Menschen, öffnet  
Ihm den Born der Seligkeit an des Liebchens  
Purpurnem Munde.

Seine Welt umspannt er mit beyden Armen,  
Fühlt des Liebchens Herz an dem seinen pochen,  
Sieht in ihres Augenpaars reinem Äther  
Himmel sich öffnen.

Sie zu küssen, die man mit Inbrunst liebet,  
Die uns mehr, als Ältern und Freund und Ich ist;  
Sie, die heißersehnte Geliebte, — dieß ist  
Selige Betäubung!

E. v. Neuberg.

## Musikalisches und theatralisches Merley aus Italien.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Das bisher Gesagte führt mich von selbst auf den Text der Oper. Der Verfasser desselben ist Herr Koffi, ein Veroneser von Geburt, dem die italiänische Bühne schon mehr denn sechzig bis siebenzig musikalische Poesien zu verdanken hat. Ist Herr Koffi auch nicht der verdienstvollste Operndichter, so dürfte er doch der glücklichste seyn, denn von ihm rühren die Texte zu den gelungensten Werken her, welche Simon Mayr, und in der letzten Zeit Herr Kossini, auf die italiänische Bühne gebracht haben. Daß die Semiramis keinen eigentlichen dramatischen Werth hat, muß dem Dichter verziehen werden, schrieb er doch für ein italiänisches Publicum, dem es eine neue und fast widerwärtige Anstrengung scheinen würde, wenn es außer der Musik (das heißt, außer einigen Lieblingsstücken) auch noch den Text beachten sollte. Auf diesen macht niemand einen andern Anspruch, als den, daß der Dichter dem Tonsetzer Gelegenheit zu einigen musikalischen Situationen gebe. Wollte es sich lechterer einfallen lassen, außerdem auch noch den dramatischen Effect zu bezwecken, so würde diese fremdartige Vermischung dem Componisten eine Übervorthellung scheinen und von ihm mit Abscheu zurückgewiesen werden. Daher die absolute Nichtigkeit der italiänischen Operntexte, vorzüglich der neuern Zeit, wo man mehr als je den dramatischen Theil, der sich hin und wieder in den älteren, besonders komischen Texten zu zeigen pflegte, dem musikalischen aufgeopfert hat. Dramatischen Werth hat daher der Text der Semiramis nicht, denn die Handlung ist null und die Personen ebenfalls, besonders der indische König Idreno (Herr Sinclair) und die Prinzessin von Babylonien (oder la Principessa del sangue di Belo, wie es Herr Koffi nennt) (Sgra. Spagna), welche beyde Personagen die erbärmlichsten Fickrollen, die ärgsten Nothnägel sind, welche in irgend einem italiänischen Operntexte zu finden seyn dürften. Auf die drey Scenen, deren gänzliche Verfehltheit bereits oben angeführt worden ist, brauche ich hier nicht zurückzukommen. Aber musikalisch ist der Text in so fern, als er dem Componisten häufig Gelegenheit zu einem Kunstaufwande gibt, von welchem Herr Kossini, wie gewöhnlich, einen sattsamen Gebrauch gemacht hat.

Über die Darstellung im Allgemeinen habe ich schon oben gesprochen: sie ist nicht nach dem Geschmacke des großen Publicums ausgefallen, obgleich die Drehhundert, besonders bey der dritten Vorstellung, auf Leben und Tod gekämpft haben. Galli und die Mariani hat man allerdings ausgezeichnet, aber letztere bey weitem nicht so sehr, als man geglaubt hatte. Galli und der Tenorist Sinclair sind ihr Engagement dem Herrn Kossini schuldig: das Interesse, welches dieser an ihnen nimmt, hat beyden, dem ersten nicht ganz verdient, in den Augen des Publicums geschadet. Sinclair, ein Engländer, der nicht einmal die italiänische Sprache inne hat, würde vielleicht in einer komischen Oper und auf einem kleinen Theater nicht mißfallen, denn er besißt Gestalt und Stimme. Da aber alles Übrige von der rohesten Unerfahrenheit zeigt; so ist er die hête d'aversion des Publicums geworden, dessen Engagement, besonders unter den obwaltenden Umständen, niemand dem Herrn Kossini verzeihen kann.

Der Erfolg, welchen die Semiramide in der Gestalt, wie sie jetzt ist, auf den übrigen Bühnen Italiens und des Auslandes erhalten dürfte, möchte kein Europäischer seyn, wie ihn wohl andere Werke Kossini's erhalten haben, ob ich gleich nicht läugnen will, daß, wenn das Verfehlte, Unzweckmäßige und in der Länge und Breite überbotene ausgemerzt, und die Stelle desselben wahrhaft dramatisch ausgefüllt würde, allerdings ein ouvrage aimable (wie es die Franzosen nennen) daraus hervorgehen könnte. Aber dazu dürfte durchaus erforderlich seyn, daß sämtliche Rollen nicht allein gut gesungen, sondern auch gut gespielt würden. Mittelmäßig ausgeführt, kann und wird sich die Oper weder auf einer italiänischen noch auf einer deutschen Bühne halten.

Eine Sonderbarkeit, welche die Symphonie darbietet, deren Erwähnung ich anfangs

bis auf einen zweyten Artikel zu verschieben gesonnen war, scheint mir jedoch merkwürdig genug, um ihrer gleich auf der Stelle zu gedenken: das Thema des Andante, welches Anfangs von den Geigen vorgetragen, hernach aber von den Blasinstrumenten gegeben und von den Bogeninstrumenten pizzicato begleitet wird, ist fast Note für Note das vor dreßsig und mehreren Jahren, ich möchte sagen, weltkundige Volkslied „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht.“ Hat ein Zufall Herrn Rossini dieses Thema selbst schaffen lassen, oder ist es von ihm, dem die deutsche Musik recht wohl bekannt seyn soll, wissentlich gewählt worden? das vermag ich nicht zu entscheiden, wünschte aber, es möchte letzteres der Fall seyn, um Herrn Rossini außer dem Verdienste, aus diesem Thema ein vortreffliches Andante geschaffen und besonders instrumentirt zu haben, auch noch das der feinsten und zugleich heissensten Ironie zugestehen zu können. Schade, daß dem folgenden Allegro, dem man es von der ersten bis zur letzten Note anhört, von welchem Componisten es ist, nicht gleichfalls ein so glückliches Thema zu Grunde liegt!

Die *Semirami*s wird übrigens die letzte Oper seyn, welches Herr Rossini vielleicht auf immer für Italien setzt. Denn er tritt (so behaupten wenigstens seine nächsten und besten Freunde, und so behauptet das ganze Publicum) mit dem kommenden Frühlinge seine Reise nach Paris und London an. Wer Paris kennt, wem der Reichthum der physischen und moralischen Quellen bekannt ist, aus welchen daselbst ein lebensfroher, genialer Sinn alle seine geistigen und körperlichen Bedürfnisse schöpfen kann, der wird in voraus überzeugt seyn, daß Herr Rossini, dem Beispiele mehrerer großen Meister seines Vaterlandes (ich hätte fast gesagt, seiner großen Lehrer, aber das sind sie nicht, da Herr Rossini seinen eignen Gang geht), von denen drey der vorzüglichsten eine längere oder kürzere Zeit jene Stadt bewohnt und sie nur nothgedrungen verlassen haben, folgen und sich daselbst gleichfalls eine Weile aufhalten, ja vielleicht für immer festsetzen dürfte. Zu letztem Entschlusse möchte ihn nicht allein die schmeichelhafte Aufnahme, welche ihm daselbst zu Theil werden, sondern auch der Beyfall, den er auf der großen Oper erhalten, besonders aber der überwiegende Vortheil, welchen er von seinen Werken ziehen wird, bestimmen. Daß die Opern, welche er für die Pariserbühne schreiben wird, gefallen müssen, ist keinem Zweifel unterworfen: die Hauptsache (sein Genie, oder wie man es sonst nennen will) bringt er mit hin, in den Nebensachen aber (als da sind, die zwecklose Überbietung aller materiellen Mittel, die undramatischen Wiederholungen eines und eben desselben Sahes, besonders aber die Kunst, sich selbst zu wiederholen, ohne, daß es das Publicum (das große nämlich) gewahr werde) wird ihm die dortige Kritik, welche das durch Öffentlichkeit ersetzen kann, was ihr an Gründlichkeit abgeht, an die Hand gehen. Somit ist die Reise des Herrn Rossini nach Paris ein profit tout clair für ihn selbst und für die Kunst. Wünschen wir ihm daher glückliche Reise!

Möchte die Gesundheit des Componisten, für welche seine Freunde seit einigen Monaten zu fürchten beginnen, bald und vollkommen wieder hergestellt werden! Wahrscheinlich sind die anhaltende Anstrengung, welcher er sich seit fünf bis sechs Wochen hat hingeben müssen, und die störende Einwirkung geistiger Beängstigungen Schuld an dem Krankheitszustande, an welchem er leidet. Dieser gibt sich durch eine große Schlassucht (Herr Rossini soll, wie man versichert, täglich achtzehn und mehrere Stunden schlafen) durch noch größeren Appetit und durch den Verlust aller seiner Haupthaare zu erkennen. Überdem leidet er so sehr an zunehmender Corpulenz, daß es ihm nicht mehr möglich ist, im Sitzen zu componiren. Das Stehen verursacht ihm aber ein fast augenblickliches Anschwellen der Beine. Es ist zu wünschen, daß ihm die Reise, die veränderte Luft, die Bewegung, besonders aber eine gänzliche Enthaltung von aller Arbeit während einiger Zeit bald wieder zu einem dauerhaften Wohlsenn verhelfen mögen.

Zu den größten Langweiligkeiten des menschlichen Lebens gehört in Venedig eine sogenannte ernste Oper, welche in ihrer eignen Endlosigkeit und in Vereinigung mit ihrem endlosen, fünfactigen Ballette, von des Abends um acht Uhr bis des Morgens um zwey dauert, und welche man zwanzig und mehrere Male anhören muß, will man

sonst nicht eines gewissen musikalischen Hungers sterben. Es möchte Deutsche geben, welche von manchen Opern Mozart's tausend Vorstellungen beygewohnt haben, weil es ihr freyer Wille gewesen; aber auch den innigsten Verehrer dieses großen Componisten würde zum Beispiele der Don Juan widerstehen, wenn er, ohne daß ihm eine andere Wahl bliebe, diesen zwanzig Mal zu hören gezwungen wäre. Wenn das aber am grünen Holze geschieht, was wird mit dem Dürren werden? Einem Werke, in welchem man, wenn einem der Himmel etwas ästhetischen Sinn und kritisches Gewissen gegeben hat, keine einzige classische Tendenz erkennen, also auch nicht achten kann, eine solche gezwungene Aufmerksamkeit zu schenken, ist wahrhaft eine Pein des Tantalus, von welcher ich wenigstens nicht weiß, womit ich sie verdient habe, es sey denn damit, daß ich manchmal, aus welchen Gründen es immer geschehen seyn möge, in Hinsicht dieser oder jener Schächeren, wenn auch nicht eine Lüge gesagt, doch die Wahrheit (das heißt, die offene) verschleiert habe. Nun gar das fünfactae Ballet! Mir wohnt, wie ich schon oft zu erkennen gegeben habe, eine tiefe Verehrung vor jeder Rationalität inne, weil sich eine solche jedes Mal auf einen unumsstößlichen Grundsatz zu stützen pflegt. Aber, daß die Menschen in einem italienischen Ballete nach Noten gehen und stehen, sich schlagen und lieblosen, sich raufen und küssen, sich hassen und lieben, daß sie kein Auge, keine Miene, weder Hand noch Fuß rühren dürfen, ohne daß es nach dem Fiedeldum des Orchesters geschehe, das ist eine so sinnlose, vernünftige Menschen so unvernünftig zu todten Marionetten herabwürdigende Gewohnheit, daß sie unnatürlich seyn würde, und hätten die Italiäner statt einer Natur deren zehn bekommen! Wenn man sich so dreier oder vierhundert Arme und Beine (denn sämtliche Figuranten müssen an der Handlung Theil nehmen) im Tacte auf dem Theater herumtreiben, und bald nach rechts und bald nach links überspringen sieht, man sollte sagen, ein paar hundert Automate wären nicht klug geworden. Wie weit man in der plastischen Übereinstimmung gehen könne, ohne vor lauter Regelmäßigkeit zur Leblosigkeit zu erstarren, haben die Franzosen in ihren choreographischen Pantomimen bis auf's Haar gezeigt. Der Punct, wo sie stehn geblieben sind, ist sicher die äußerste Grenze, den irgend die Plastik dem Leben gesteckt hat: denn kein neueres Volk besitzt, so viel formelle, ich möchte sagen, Lapidarbildung, als eben die Franzosen, wohn in dem Gebiete der mechanischen Regelmäßigkeit dieses Volk nicht zu gehen waagt, das wird und muß für die übrigen Nationen Europa's eine ewige terra incognita bleiben.

(Der Schluß folgt.)

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Albica major. Große Stifftblume. Vom Cap.
- Correa alba. Weiße Correa. Aus Neuhoiland.
- Camellia japonica, floribus rubris plenis. Japanische Camellie mit rothgefüllten Blüten. Aus Japan.
- Doronicum caucasicum. Caucasische Gemswurz. Vom Caucasus.
- Justicia nasuta. Schnabelförmige Justice. Aus Ostindien.
- Mespilus japonica. Japanische Mispel. Aus Japan.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 20. März 1823.

34

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl., und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Historiker.

Erzählung von Friedrich Gleich.

(Fortsetzung.)

9.

Diesen Augenblick hatte Peter Slundz zwar schon längst erwartet, und sein unfehlbares Nahen der horchenden Schwester oft genug verkündet, dennoch ergriff ihn, brav fühlend wie er war, das endliche Nahen der gefürchteten Katastrophe auf's Heftigste, und statt in nutzlosen und nur kränkenden Redensarten von Vorherprophezeung u. d. gl. sich zu ergießen, wie es die Art vieler ist, die sich gern auf ihre bessere Voraussicht etwas zu Gute thun, unterließ er nichts, um wo möglich den alten Freund noch von dem Verderben zu retten, das ihm drohte.

Während der bis zur Ohnmacht niedergebeugte Greis sich unter den pflegenden Händen seiner Tochter und Dame Lenens befand, die bey dieser Gelegenheit den Schatz ihrer gesammelten medicinischen Kenntnisse auf's Glänzendste entwickelte, und eine solche Masse von ganz probaten Hausmitteln herbeyeschleppte, daß ganze Dorfschaften damit hätten versehen werden können, schloß Peter Slundz sich in sein Closett ein, und fing an diejenigen Papiere zu ordnen, welche Bezug auf die Angelegenheiten seines Freundes hatten, und Überschlüge zu machen, auf welche Art dem Bedrängten wohl am besten zu helfen sey.

Leider aber ergab sich hier, mochte der Historiker auch rechnen wie er wollte, immer ein ganz trostloses Facit, und seine Pelzmütze von einem Ohr zum andern schiebend, brach er endlich in folgenden Monolog aus:

„Nichts bleibt, nichts, und wenn alle Rechenmeister der Welt sich die Köpfe dabey zerbrächen. O schurkischer Timotheus Schwalbenschwanz, Abschaum aller Heuchler und Speichellecker, besser wär' dir und mir, und dem alten Thoren, den ich meinen Freund nenne, du hättest den Hals gebrochen,

als du zum ersten Male über den Brenner klettertest, denn daß du hierher kamst, eine brave Familie unglücklich zu machen. Sagte ich's doch immer, der Kerl wird mit seinen Lügen und Aufschneiderereyen noch mehr Unheil anrichten, als wenn ganze Cohorten unreiner Geister eingezogen wären, und nun bestätigt sich's. Schätze graben wollten sie, Gold machen, den Erdgeist zwingen seine Vorrathskammern zu öffnen. Oha! sie haben ihn gezwungen. Fort ist Schloß Bärstein, durch die Esse durch, auch meine tausend Gulden, die ich dumm genug war, herzuleihen, dazu, und Nepomuck Baptista" — Ein Klopfen an der Thür unterbrach hier den Sprecher in diesen Betrachtungen, und auf den Ruf: „Herein!" den der Historiker in der Zerstreung seiner Sinne that, inmaßen sonst niemanden dieß Wort hier entgegen tönte, da das Closet des alten Herrn als eine so geweihte Freystatt betrachtet ward, daß keine Seele daran denken durfte, Eingang zu finden — erwiederte der Lieutenant:

„Ich bin's, machen Sie aber erst auf, Oheim, denn verschlossene Thüren sind mir, wie allen Menschen, nicht practikabel.“

Der erwähnten Eingenommenheit muß es auch zugeschrieben werden, daß Slundz ohne weiteres dem Neffen willfahrte, und einem Menschen die Pforte zu seinem Sanctuarium öffnete, der sonst unter keiner Bedingung die Schwelle eines Zimmers hätte betreten dürfen, wo seine und seines steten vierbeinigen Begleiters Anwesenheit nur Veranlassung zu den größten Verwüstungen geben konnte.

„Tante Lene," begann der Kriegsmann, nachdem er nicht ohne die, durch seine Spornen vermehrte Gefahr, den Hals bey Überkletterung der Büchermassen zu brechen, die im Wege lagen, sich dem Besitzer dieses anmuthigen Aufenthaltsortes genähert hatte: „Tante Lene sagt mir, daß der alte Freyherr durch einen Schurken ruinirt sey. Will daher nur fragen, ob sich's wirklich so verhält. — Sie wissen, die Tante spricht manchmal gern ein bißchen zu viel — und ob ich nicht auf irgend eine Art helfen kann.“

Mit einem Blick, der so freundlich war, wie Joseph Eisensporn sich in Jahren nicht erinnern konnte vom Oheim Slundz erhalten zu haben, schaute der alte Knabe den jungen Mann ein Weilschen an, dann sprach er: „Die alte Plaudertasche hat dießmal nicht zu viel gesagt. Aber du willst helfen, guter Junge? Nun sieh, das freut mich, weiß Gott, von ganzem Herzen. Freylich kannst du es im Grunde eben so wenig, wie ich, der ich ohnedem schon an tausend Gulden — — aber Joseph" — fuhr hier Slundz fort und sah sich dabey schüchtern um, gleich als fürchte er behorcht zu werden — „Joseph, hörst du, das mußt du niemanden sagen, niemanden, am wenigsten der Tante.“

„Warum nicht," entgegnete treuherzig der Officier, „ist es doch kein Schurkenreich, einem Freunde beyzustehen.“

Der junge Mann hatte nämlich die Geschichte mit den tausend Gulden überhört, die sein Oheim dem bedrängten Fliederbusch einst geliehen hatte, als dieser eben wieder einmal Geld brauchte, um den mystischen Drachen zu füttern, der nach Timotheus Schwalbenschwanz Versicherung die Schätze noch bewachte, welche dem Freyherrn zu Theil werden sollten, und glaubte nun, Slundz verlange nur so angelegentlich, er solle sein eigenes Hülfserbieten vor Dame Lene verschweigen, die zwar, nach Art ihres Geschlechtes, in Geld-

sachen nicht sonderlich liberal, indeß doch keineswegs undienstfertig war, wenn es galt dem Nächsten beyzustehen.

Oh' aber noch dieß Mißverständniß durch Weiterreden sich aufklären konnte, fuhr dem alten Herrn plötzlich ein Gedanke durch den Kopf, den er auch sogleich dem Neffen mittheilte, und der von diesem mit großer Bereitwilligkeit aufgenommen wurde.

„Ich müßte mich sehr irren, Joseph, wenn der Gauner von Schwalbenschwanz die Papiere nicht noch besitzt, welche die Albernheit unseres Nachbarn ihm zu den phantastischen Zwecken vertraut hat, mit denen er so geschickt den alten Mann zu hintergehen wußte. Und ist dieß der Fall, und könnte man wenigstens diese ihm entreißen, so zweifle ich nicht, daß noch Rettung möglich wäre. Aber freylich, freylich, welcher Schwarzkünstler sagt uns, wo der Gaudieb sie verborgen hat. Denn daß er Documente von dieser Wichtigkeit nicht bey seinem fahrenden Leben, wo er schon längst alle Augenblicke gewärtig seyn mußte, daß Dame Justitia ihn einmal bey'm Schopf nahm, mit sich herumschleppte, darauf wollte ich wetten.“

„Es kommt auf eine Recognoscirung an,“ meinte der Lieutenant, „dem die Gründe des Oheims einleuchteten,“ und dieser sprach weiter:

„Das ist's, und dazu wärst du allenfalls in Ermangelung eines Besseren zu gebrauchen.“

Wenig fehlte, und diese so rund heraus gesagte Bemerkung hätte das Paar, wie so oft sonst der Fall war, entzweyt, denn ungemein fühlte sich der Stolz des Kriegers durch eine Äußerung gekränkt, die ihm als Beleidigung seiner Klugheit erschien. Sondern, der indeß den übeln Eindruck bemerkte, welchen seine Rede gemacht hatte, fuhr sogleich fort:

„Versteh mich recht, lieber Junge, ich meine, daß dieß eher ein Geschäft für einen gewandten Weltmann, als für dich, den geraden, ehrlichen Soldaten ist; indeß“ —

„Weil kein anderer einmal da ist — schon gut, Oheim, ich weiß was Sie denken. Wäre Ihr Herr Müller noch hier, so dürfte der wohl den Preis in Ihrer Wahl erlangen. Doch thut das nichts. Ich treffe diesen Herrn Müller schon einmal im Leben, und was ich ihm dann zu sagen haben werde, soll mich jetzt nicht abhalten, wo möglich einem Bedrängten beyzustehen. Zeigen Sie mir nur, auf welchem Wege sich eine Aussicht weist, das Gewünschte zu erlangen, und so wie der Tag graut, soll Lisel mich fortschaffen.“

Die Leser werden aus diesen Worten Josephs sehen, welche Gesinnungen den jungen Krieger hinsichtlich des einstigen Gastes auf Schloß Geisfurth belebten, und der Historiker würde gewiß nicht verfehlt haben, sein Mißfallen darüber weitzläufig auszudrücken, hätten ihn jetzt nicht die Angelegenheiten seines alten Freundes zu sehr beschäftigt.

Er begnügte sich daher, dem Martissohne einen kurzen, wiewohl schlecht aufgenommenen Verweis über seine Ungerechtigkeit gegen einen Menschen zu geben, der, wie er sagte, die Liebe und Achtung Aller verdiene, und bemühte sich sodann, ihm die Instructionen zu ertheilen, welche nöthig waren, falls das Vorhaben, dem Joseph Eisensporn jetzt entgegen zog, gelingen sollte. Die Morgendämmerung begann aber kaum die Spitzen der östlichen Berge zu röthen, so trabten der Krieger und sein Waldmann bereits lustig

das Thal entlang, welches vom Inn durchströmt, im fernen Hintergrunde die grauen Felsenmassen der rhätischen Gebirge zeigte.

## 10.

Mehrere Wochen waren vergangen und weder vom Lieutenant, noch weniger von Müller einige Nachrichten eingegangen, und die Aussicht, den alten Herrn, der durch seine Schwäche und Hingebung an einen listigen Betrieger sich selbst das ihm drohende Schicksal zugezogen hatte, noch retten zu können, verschwand immer mehr. Auch schien der Freyherr dieß selbst nur zu tief zu fühlen, wie der finstere Trübsinn bewies, welchem er sich nach und nach so gänzlich hingab, daß er sogar diejenigen Maßregeln versäumte, welche die für ihn so schmerzliche und unglückliche Katastrophe wenigstens noch etwas hätten hinauschieben können, und so geschah es denn, daß, ehe noch alle Wege versucht waren, schon das Schlimmste eintrat und eine Commission erschien, um zu Gunsten der vielfachen Gläubiger gegen den Schloßherrn zu verfahren.

Schon war diese unerfreuliche Gesellschaft, deren ungewünschtes Kommen dem Historiker und seiner Schwester so betrübend erschien, wie nur irgend jemand anderer auf Schloß Bärstein, in voller, zwar rechtmäßiger aber immer trauriger Thätigkeit alles aufzuzeichnen, was innerhalb der Mauern der alten Burg sich befand, als die alte Ursel, die sich mehrere Monate hindurch nicht in der Gegend hatte sehen lassen, mit so eiligen Schritten den einsamen Weg daher gehumpelt kam, als Altersschwäche und schlechte Beschaffenheit des Bergpfades es ihr nur immer erlaubten, und durch den Haufen der bestürzten Landleute und Dienerschaft sich drängend, die neugierig und erschrocken über das Ereigniß, welches sich vor ihren Augen zutrug, auf dem Hofe standen, verlangte sie sogleich zu Fräulein Therese geführt zu werden.

„Gott tröste das arme Kind,“ entgegnete ihr ein bejahrter Diener, „die wird auch jetzt nicht sprechen können, Mutter Ursel.“

„Und warum denn nicht, Ignaz Gensensfuß?“ fragte die Alte. „Hab' wohl eher bey Tag und Nacht mit dem holden Kinde geplaudert. Sie wird doch Mutter Ursel nicht abweisen?“

„Versucht's selbst,“ entgegnete der Diener, „ich wag' es nicht, sie in ihrem Kummer zu stören. Im blauen Gemach sitzt sie bey'm Herrn, Gott tröste auch ihn.“

Eilig schritt Ursel die steinerne Wendeltreppe hinan. Als sie nach mehrmaligem vergeblichen Klopfen leise die Thüre des bezeichneten Zimmers öffnete, erblickte sie die gute Tochter, wie sie dem von Gram und Schmerz niedergebogenen Vater, mit sanften Worten Muth und Ergebung zusprach. Peter Stundz ging in der Stube auf und ab, und sah alle Augenblicke nach einer altmodischen Wanduhr, gleich als zähle er die Minuten.

Niemand hatte das Nahen der Alten bemerkt, die noch immer unter der Thüre stand, auf einen Blick von Theresen wartend, um ihr zuzuwinken, daß sie allein mit ihr zu sprechen wünsche.

„Schon drey Viertel,“ sprach Stundz endlich, nachdem er wieder auf die Uhr gesehen. „Wenn Jakob bis um eiff Uhr nicht da ist“ — —

Er hielt hier inne, als wage er nicht den üblen Nachsatz auszusprechen.

„So ist auch die letzte Hoffnung verloren,“ setzte ergänzend der Freyherr hinzu, und bedeckte sich mit beyden Händen das Gesicht.

Eine Wendung des Kopfes verrieth jetzt dem Fräulein die Anwesenheit der vierten Person. Schweigend winkte ihr Ursel nach dem Gange heraus, auf welchen sie sich sogleich selbst zurückzog, und nach wenigen Minuten stand Therese bey ihr.

„Hofft nicht,“ sprach die Alte schnell, „auf Jakob; der Landvogt kann und will nicht helfen, aber eilt und sendet Leute den Weg nach Glurens zu, wenn ihr nicht wollt, daß die nahende Rettung verloren gehen soll.“

Bestürzt und überrascht wollte Therese genaueres fragen, eh' sie aber noch ein Wort hervorzubringen wußte, war Ursel schon fort, und mit Erstaunen bemerkte sie durch's Fenster, wie gleich darauf die Alte unten am Fuß der Anhöhe im Gebüsch verschwand, gleich als hätten Winde sie ihren Augen entführt.

Gleich darauf kam der an den Landvogt abgesendete Diener zurück. Die Nachrichten, welche er mitbrachte, bestätigten Ursels Vorhersagung.

(Der Schluß folgt.)

### Sehnsucht nach Ruhe.

Weib.

Einst, wenn wir beßes Männchen! sterben,

So müssen unsern Leib die Erben

In eine Todtenbahre thun.

Mann.

Nein, Weib! das wäre weit gefehlt;

Du hast mich lang genug gequält,

Im Grabe will ich einmal ruh'n.

K. M. S.

### Musikalisches und theatralisches Allerley aus Italien.

Von G. E. P. Sievers.

(Schluß.)

Wer sich einen Begriff machen will, welche lächerliche, ja ekelhafte Ausgebirten die stupideste Parteylichkeit, wenn sie im hitzigen Fieber liegt, auszuheken vermag, der suche sich den Nuovo Osservatore di Venezia vom 8. Februar 1823 zu verschaffen. Es ist darin die Rede von der Semiramis des Herrn Rossini. Der Verfasser, der sich Luigi Prividali unterzeichnet, ist derselbe Mann, der sich über einen früheren Artikel, den Mahomet desselben Componisten betreffend, auf dem Florianischen Caffehause fast böse Händel zugezogen hätte. Herr Prividali soll, wie es heißt, einstens zu Wien unter der von Braun'schen Theaterverwaltung bey der damaligen italiänischen Oper als Theaterdichter und Regisseur angestellt gewesen seyn. Es möchte also

noch viele Wiener geben, welche diesen delirirenden Partisan der Kossinischen Muse von Angesicht kennen dürften.

Am Faschingsdienstage Abend (martedi grasso) pflegt das Theater Fenice einen Ball zu geben, gleichsam den Rehr aus (Cavalchino), mit welchem der unsaubere Carnevalspopanz auf die Straße hinausgefegt wird. Die Opernvorstellung findet dann um die Mittagszeit Statt. Es ist an diesem Tage, so zu sagen, Allerweltstheater: während die elegante Welt noch in den Federn liegt, schüttelt der Johann Haged die seinigen aus Haar und Kleid und geht in's Theater Fenice, um dort die einzige jährliche Vorstellung zu sehen, welche ihm ihres hohen Preises wegen (zwey Franken), zugänglich ist. Wie in Paris am Tage der Fretheater, so verhält es sich mit dieser Tagesvorstellung in Venedig: die freres et amis bleiben zu Hause und auch die Dreyhundert wagen es nicht, gegen die mit Schwülen versehenen Hände derer, welche Ambos und Eichbaum bearbeiten, anzukämpfen. So sehen sich Stück und Schauspieler auf die Stütze ihres respectiven Werths beschränkt. In Paris hat man eine solche Achtung für die öffentliche Meinung, daß der Beyfall, welchen eine Vorstellung an diesem Tage erhält, für den Proberstein ihres wirklichen Gehalts passirt. Das venetianische Volk, ob man ihm gleich vor Zeiten vielen Geschmack in der Musik zugetraut hat, scheint in dieser Kunst kein kompetenter Richter mehr zu seyn, denn es hat die Semiramide des Herrn Kossini ziemlich kalt aufgenommen. Das ist doch, hoffe ich, der sicherste Beweis seiner musikalischen Unkunde! Man sieht, das Sprichwort: Vox populi, vox Dei, ist kein wahres Wort.

Unter der Anführung einer gewissen Sgra. Micheli, welche mit einer komischen Operntruppe nach Venedig gekommen war, um daselbst in achtzehn Abonnementsvorstellungen vier verschiedene Opern zu geben, ist das Publicum auf eine recht gemeine Weise angeführt worden. Die Dame hat nämlich das Beste gesucht, ohne von diesen Vorstellungen mehr, als etwa zwey Drittheile gegeben zu haben. Der Verlust ist freylich in keiner Rücksicht groß gewesen, denn erstlich betrug das Abonnement für alle achtzehn Vorstellungen nur sechs Franken, wofür drey Sitzbänke dem Publicum zur Disposition gelassen waren, zweytens war die Anzahl der Abonnenten nur sehr gering und bestand meistens aus fremden Musikliebhabern, zu welchen bekanntlich die Venetianer nicht gehören, und drittens gehörten die Vorstellungen zu den schlechtesten, welche man in dieser Gattung sehen konnte. Der Verlust war also, wie gesagt, nicht groß. Die Dame Micheli spielte die Prima Donna (ich sage mit Fleiß, spielte) und zwar im doppelten Sinn: sie war eine erträgliche Schauspielerinn, wenn man ihr die ungemeyne Frechheit übersah, im Ganzen aber eine Art von Virago, deren Stimme klang wie die, welche jener atheniensische Pickelhäring so täuschend nachzuahmen verstand, daß das Volk die wahre Stimme, welche der Bauer unter dem Mantel hervorschallen ließ, für bey weiten weniger natürlich erklärte. Der Tenorist Sani war ein Schwächer anderer Art: unansehnlich und todt, wie die Nacht, wäre er durch Stimme und Vortrag, in dieser Umgebung wenigstens, auszuzeichnen gewesen, hätte nicht alles ausgelesen und geklungen an ihm, als wäre es nicht wahr. Am meisten befriedigte der Buffo Picchi, ein Mann, auf dem noch hin und wieder der Geist der alten wahren italiänischen Komik ruhte. Aber auch an ihm ärgerte die lächerliche, ja wahrhaft tolle Sucht sowohl im Recitative, als im Gesange, zu sprechen, das heißt, den Worten alle Arten von Tönen unterzulegen, nur die rechten nicht. Mich interessirten die Vorstellungen aus dem Grunde, weil ich außer der vortreflichen Capricciosa pentita von Fioravanti, welche in Paris durch Einlegung aller Art bis zum Verkennen verunstaltet wird, auch noch zwey Opern von dem Componisten Brambilla in Mailand, L'Apparenza inganna und La Festa Birmana kennen gelernt habe. Der Text zur ersten, ein wenig zu viel Lascivität abgerechnet, ist fast zu gut für eine komische italiänische Oper, die Musik eine elende Kossinade. Daß Herr Brambilla etwas besseres seyn kann, als ein Kossini ist, hat er in der zweyten gezeigt, deren Text dagegen eine buchstäbliche Nachahmung der Italiana in Algieri, folglich eine miserable Rhapsodie ist. Zur vier-

ten Oper hatte die Dame Micheli den Ser Marcantonio von Mercadante versprochen: sie ist aber mit dem Versprechen auf und davon gegangen. Das hat mir um so mehr Leid gethan, als die genannte Oper bey den Italiänern fast für ein classisches Product in der komischen Gattung passirt. Rechnet man zu diesen drey Opern die über alle Maßen langweiligen Vorstellungen des Theaters Fenice, so hat man die sämmtlichen musikalischen Bescherungen, welche der Winter, mit Einschluß des Carnevals, der Stadt Venedig, ehemals im Reiche der Harmonie die dritte, wo nicht gar die zweyte Stadt Italiens, und jetzt noch im Besitze einer Bevölkerung von einhundert fünf, bis hundert zehn tausend Einwohnern, zugeführt hat. Außerdem kein öffentliches Concert, keine öffentliche Musikaufführung, weder im Kleinen, noch im Großen, weder im Guten noch im Schlechten! Wo wäre ein deutscher Marktsteden, wo ein deutsches Krähwinkel, deren Einwohner den Winter nicht musikalischer zugebracht hätten?

Venedig, am 15. Februar 1823.

### Schauspiel.

Im Hoftheater nächst der k. k. Burg wurde den 13. März zum ersten Male gegeben: *Gabrielle*, Drama in drey Aufzügen, nach der Valerie der Herren *Scribe* und *Melleville* von *J. F. Castelli*. Nachher zum ersten Male: *Drey Erben* und *Keiner*. Schwank in einem Aufzuge, von *E. L. Costenoble*.

Das Original des ersten Stückes hat auf der französischen Bühne nicht sowohl durch seinen dramatischen Werth, als durch das vortreffliche Spiel der *Mars* Glück gemacht. In der deutschen Bearbeitung ist die Valerie in eine Gabrielle verwandelt; aber damit ist der Schauspielerinn, welche diese Rolle gibt, nur der Name erslassen; ihr Spiel muß, gleich dem der *Mars*, vortrefflich seyn, um dem Stücke auf der deutschen Bühne einen gleichen Erfolg zu sichern. Gabrielle ist eine blinde Waise, welche bey der Wittve *Caroline* von *Salden* lebt. Sie lernte in ihren früheren Verhältnissen einen edlen Jüngling kennen, der einen tiefen Eindruck auf ihr Herz machte, und ihr versprach, einstens wieder zu kommen. Sie weiß von ihm nicht viel mehr, als daß er *Ernst* hieß, und sie zärtlich liebte. Dieses Verhältnisses wegen mußte er das Haus verlassen, wo Gabrielle früher gelebt und durch seinen Unterricht den besten Theil ihres Seyns — einen gebildeten Geist und ein für das Wahre, Schöne und Gute empfängliches Gemüth — erhalten hatte. Die Entfernung löschte inzwischen in *Ernstens* Brust die Flamme der Liebe nicht aus, die er für *Gabriellen* fühlte. Der Wunsch, ihre Blindheit zu heilen, führte ihn nach *Paris*, wo damals der berühmteste Augenarzt *Europa's* lebte; er studierte die Werke und Schriften dieses Mannes, beobachtete zwey Jahre lang heimlich seine Operationen, und kehrte endlich, nachdem er die Geheimnisse der Augenheilkunst erlernt, und durch zahlreiche Versuche erprobt hatte, in seine Heimath zurück, in der gewissen Zuversicht, daß er auch seiner geliebten *Gabrielle*, um derenwillen er dieß alles gethan, das Augenlicht wieder geben werde. Durch das unvermuthete Absterben mehrerer Vettern ist er inzwischen der nächste Erbe des Herrn von *Salden*, seines Onkels, geworden. Dieß setzt ihn in Stand, seinen ursprünglichen Namen des *Baron* von *Norderose* öffentlich anzunehmen, und der Wunsch, einen Prozeß über den Witwenunterhalt der Frau von *Salden* abzuthun, führt ihn auf der Heimreise in das Haus der Letztern, wo seither, ohne sein Wissen, Gabrielle lebt. Diese erkennt in ihm ihren geliebten *Ernst*, empfängt die Versicherung seiner unveränderten Neigung, und verspricht ihm, sich der Operation eines Augenarztes zu unterziehen, den er mitgebracht zu haben vorgibt. *Heinrich Stolner*, Rath und Hausfreund der Frau von *Salden*, wird inzwischen durch die Ankunft dieses Gastes nicht wenig beunruhiget, denn er hat das Project, Frau von *Salden* zu heirathen, und hält den jungen *Baron* für seinen Nebenbuhler. Da er Gabrielle in sein Geheimniß zieht, so bringt er dieser den Argwohn bey, daß sie eine Betrogene sey. Allein bald hebt sich dieses Mißverständnis, denn Gabrielle hört unbemerkt einer Unterredung zu, in welcher

Baron Nordrose der Frau von Salden die Geschichte seiner und Gabrielens Liebe unverhohlen erzählt. Gabriele unterzieht sich der Operation, wird lebend und heirathet ihren Arzt; Frau von Salden beglückt den Rath Stollner mit ihrer Hand.

Dieses Stück hat mehrere sehr wirksame Situationen, welche die Sentimentalität der Zuschauer tief erregen. Das Gemüthe einer so heldenmüthigen treuen Liebe, als die des Baron Nordrose, hat etwas Romantisches und gewährt angenehme Täuschung. Gabrielens Rolle ist höchst rührend. Ihr stilles Hoffen, dann ihr tiefes Leiden, da sie sich betrogen glaubt, endlich ihr hohes Entzücken, da sie sich dennoch geliebt sieht, und endlich lebend wird, bleibt nicht ohne Wirkung auf das menschliche Herz, welches der Sympathie empfänglich ist, und da die Handlung so glücklich endiget, so vergißt der Zuschauer das Peinliche, welches ihm der Anblick einer unglücklichen Blinden anfänglich einflößt.

Die Darstellung dieses Stückes war befriedigend. Ull. Müller als Gabriele; Mad. Löwe als Wittve von Salden; Herr Korn als Baron von Nordrose, und Herr Koberwein als Rath Stollner wirkten zum Gelingen der Aufführung zusammen. Die Rolle der Gabriele erfordert die tiefste Innigkeit, Zartheit und Wärme des Spieles. Ull. Müller hatte mehrere sehr schöne Momente. Die Rollen der übrigen Personen bewegen sich im gewöhnlichen Conversationstone und haben für so geübte Schauspieler keine Schwierigkeit.

Die deutsche Bearbeitung von Caselli trägt ziemliche Spuren der Eilfertigkeit. Die Geschichte Gabrielens wird zu oft wiederholt, oder wenigstens dasselbe auf einerley Art gesagt. Man hört mitunter Redensarten, die entweder ganz sprachwidrig oder doch nicht gewählt genug sind, so sagt z. B. die Frau von Salden: „Dies wird einen Strich in die Rechnung machen.“ Gabriele sagt einmal: „Das Gedächtniß ist des Menschen höchstes Glück,“ wo das Original wahrscheinlich Souvenir Erinnerung, Andenken, hat. Ein anderes Mal sagt sie von ihrem Geliebten: „Er hat mir nicht einmal sein Bild zurückgelassen,“ als ob von einem Portraite die Rede wäre u. s. w.

Der Schwank von Costenoble: Drey Erben und Keiner, wurde zum Nachstücke gegeben. Die Handlung geht in einem Städtchen zwischen Dresden und Prag vor, wo zwey Verwandte, Gottlieb Henne aus Dresden, und Christoph Hahn aus Prag zusammentreffen, welche einer den andern für verstorben halten, und beerben wollen. Noch ein dritter Erblustiger ist des Gottlieb Henne Vetter, Heinrich Geyer, ein Glaser.

Dieser Schwank ist in gereimten Versen geschrieben, worunter poetische Stellen vorkommen, wie folgende:

„Da nehm' ich meinen Trauerrock  
Geschwind aus meinem Mantelsack.“

Herr Costenoble nahm in der Rolle des Gottlieb Henne Gelegenheit, den Dresdner Dialect zu parodiren. Der Beyfall blieb, wie billig, in den Schranken der Mäßigung.

## Modenbild XII.

Überrock von Satinet mit Atlas-Knöchen eingefasst. Der Hut von Gros-de-Naples ist mit Gaze verziert.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

ens Liebe un-  
heirathet ih,  
entimentalität  
en Liebe, als  
ne Täuschung.  
Leiden, da sie  
ebt sieht, und  
, welches der  
so vergiftet der  
inden anfänge

als Gabriele;  
orderose, und  
führung zusam-  
d Wärme des  
n der übrigen  
für so geübte

e Eilfertigkeit.  
elbe auf einers  
achwidrig oder  
es wird einen  
ä d r n i s t i s t  
Erinnerung,  
hat mir nicht  
äre u. s. w.

, wurde zum  
Dresden und  
und Christoph  
vorben halten,  
Vetter, Heins

etische Stellen

eit, den Dresd-  
nken der Mä

Tros-de-Naples



*J. W. Sch. del.*

*J. v. Sothen. sc.*

XII.

Wiener Moden.

34.  
1823.

81

Von die  
hier geg  
dann o  
(Buren  
f. f. Pof  
in 26 i

Dre  
Stund  
war di  
anlang  
Schne  
herum  
fiel, u  
daher  
den T  
nach d  
nur zu  
in das  
über d  
scheinl  
nachzu  
y  
Histo  
fich an  
über S  
den M  
S  
dem er  
S

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 22. März 1823.

35

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorkauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. B. dann ohne Kupfer ein Viertel, um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. B. von A. Strauss (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W. B. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Historiker.

Erzählung von Friedrich Gleich.

(Schluß.)

11.

Drey bis vier berittene Diener, in ihrer Mitte auf einem Schlitten Peter Stundz und Therese, trachten dem von der Alten bezeichneten Orte zu. Noch war die kleine Caravane keine Stunde weit gezogen, als sie, auf einer Höhe anlangend, tief unten im Thale einen Reiter sahen, der mit möglichster Schnelle ihnen entgegen kam. Eben spornte er sein Ross um eine Waldecke herum, die ihn für einige Augenblicke ihrem Gesicht entzog, als ein Schuß fiel, und gleich hintennach noch einer, worauf das ledige Ross den Weg allein daher gesprengt kam.

„Vorwärts! vorwärts!“ rief der Begleiter der erschrockenen und zitternden Therese den Leuten zu, und wie im Sturmwind ging es die Höhe hinab, nach der Waldecke. Tritte im Schnee und Spuren von Blut bezeugten hier nur zu deutlich, was vorgefallen war. Eine kleine Strecke drang man tiefer in das Gebüsch, bald hemmten aber Felsenmassen den Weg, und mehrere sich über das Gestein nach verschiedenen Richtungen hin kreuzende Pfade — wahrscheinlich von Jägern herrührend — machten es zweifelhaft, welchen man nachzuklimmen habe.

Noch stand man unentschlossen was zu thun, als Waldmann, der vom Historiker gehasste Liebling des Lieutenants, daher gelaufen kam, und, ohne sich aufzuhalten, die Nase immer auf der Erde, der Spur nachrannte, welche über Klippen und durch unwegsames Gebüsch längs einem schwindelerregenden Abgrunde führte.

Keine zwey Minuten, und der Herr des eifrigen Bierbeins hielt vor dem erstaunten Oheim und der sich ängstlich an ihn anschmiegenden Therese.

Raum sah er die Höhe, zu welcher sein Hund hinauf rannte, so sprang

er sogleich vom Pferde, rief dem einen Diener zu nebst den übrigen zu halten, und gebot den andern, ihm zu folgen. Und wie die Gemsen kletterten sie nun hinan, der Krieger immer voraus, geleitet von seinem Waldmann, während Peter Slundz und Therese, still und erstaunt, als trauten sie den eigenen Sinnen nicht, im Thale blieben, nicht ohne Herzklopfen den Ausgang des Abenteuers erwartend.

Bald verkündete auch die Rückkunft des treuen Waldmanns die Lösung dieser Räthsel. In großen Sägen kam das Thier den Pfad wieder herabgesprungen, und mit lautem Gebell seine Freude anzeigend, umkreiste es den Historiker, der in diesem Augenblick seine Abneigung vergessend, den Jagdgenossen seines Neffen klopfte und streichelte, eine Sache, die sonst nie von ihm geschehen war.

Die Diener aber trugen einen Verwundeten nicht ohne Gefahr und Mühe den Felsenpfad herab, während Joseph einen Mann mit gebundenen Händen vor sich hertrieb, in welchem Peter Slundz und Therese sogleich den wohlbekannten Timotheus Schwalbenschwanz erkannten.

12.

Noch war Müller — denn dieß war der Verwundete — nicht aus der Ohnmacht erwacht, in welche ihn ein starker Blutverlust gestürzt hatte, als man auf Bärstein anlangte, wo unterdessen eine allgemeine Bestürzung Alle ergriffen hatte.

Müllers Ross war nämlich in wilden Sprüngen fortrafend bis in die Gegend der Burg gekommen, und hier von einigen Leuten aufgefangen und erkannt worden, und so tief auch der Kummer war, welchen der alte Freyherr in diesen Augenblicken über die eigene Lage empfand, so schmerzlich ergriff es ihn, glauben zu müssen, daß ein junger Mann, dessen Vorzüge sich auch seine Zuneigung erworben hatten, wahrscheinlich ein trauriges Ende genommen habe.

Während man nun noch beschäftigt war, die entflohenen Lebensgeister des Verwundeten zurückzurufen, und die herbeygekommene Tante Rene im Verein mit Paracelsus Rundkopf, dem wohlverfahrenen Bader, Doctor und Neuigkeitskrämer der Gegend, ihre Kunst aufbot, stattete der Kriegsmann seinen Bericht, wie folget, ab.

„Hoh! der Schwarze die Actenreuter und St. Georg, mein Lieblingsheld, beschütze die alte Ursel, zusamt ihrer ganzen Sippschaft, falls sie welche hat. Von einem Ort zum andern haben sie mich geschickt, wie den Scherwenzel in der Karte, und wäre mir nicht zuletzt noch die Alte in den Lauf gekommen, bey St. Christoph, ich glaube, ich strapazierte meine Lissel noch ab.“

„Ursel?“ fiel hier fragend Peter Slundz ein, und der Andere erwiderte:

„So ist's. Als ich eben wieder einen vergeblichen Ritt gemacht hatte, und, da alles nichts helfen wollte, mich entschloß, in's Land Italien hineinzureiten, und dem alten Magnus Holofernes“ —

„Meinen Bruder?“ rief der Freyherr aus.

„Richtig, den mein' ich. Vorstellen wollt' ich ihm die ganze Sache und seinen Beystand aufrufen; da begegnete mir die Sybille am Garda-See und sagte: Kehrt nur um, junges Blut, 's ist schon alles besorgt. Signor Frau-

ceseo hat's ausgegatteret, und wenn ihr nicht scharf zureitet, ist er eher mit den Papieren auf Bärstein wie ihr."

Alle sahen sich verwundert an, denn keiner verstand die Reden des jungen Kriegers, und Signor Francesco war allen eine unbekante Person.

In diesem Augenblick meldete aber Paracelsus Rundkopf, mit triumphirender Miene, den Kopf aus dem Nebengemache hereinsteckend, daß es seiner unvergleichlichen Kunst gelungen sey, den mausetodten Herrn Müller wieder zum Leben zu bringen, und der Freyherr sammt dem Historiker und den Andern begaben sich sogleich hin, den ihnen wiedergeschenkten Freund auf seinem Lager zu begrüßen.

Während die Männer sich nun um das Bett drängten, und auf verschiedene Weise, jeder in seiner Art, dem Verwundeten ihr Beyleid und zugleich ihre Freude bezeugten, ihn wenigstens außer Todesgefahr zu sehen, blieb Theresie mit schüchternen Blicken und erröthenden Wangen am Eingange des Gemaches stehen, gleichsam wie mit sich selbst im Streite, ob sie den Gefühlen ihres Herzens nachgeben, oder ferner die Maske der Kälte gegen einen Menschen tragen sollte, dessen Entfernung und letztes Geschick sie noch mehr hatte empfinden lassen, wie theuer er ihr war.

13.

Noch war man mit den ersten Begrüßungen kaum fertig, und noch hatte Müller, der nur langsam und in Pausen zu sprechen vermochte, die Geschichte des räuberischen Anfalles, welchem er beynähe mit seinem Leben unterlegen, nicht ganz erzählt, als sich die Thüre abermals öffnete, und Ignaz Gensensfuß mit tiefen Verbeugungen einen adeligen Herrn herein ließ, dessen Erscheinen hier an diesem Orte den Schloßbesitzer nicht weniger erstaunte, wie seinen alten Freund Peter Slundz.

Beide glaubten in der That ihren Augen nicht trauen zu dürfen, und Beyde wurden noch mehr überrascht, als der Fremde, ohne sich weiter um die Übrigen zu bekümmern, dem Lager zueilte, auf welchem sich Müller befand, und ihn mit der größten Zärtlichkeit in seine Arme schließend, einmal über das andere seinen theuern, geliebten Sohn, seinen Franz, das Licht seines einsamen Lebens, nannte.

Der Angekommene war aber niemand anders als Magnus Hosofernes, des Freyherrn Bruder, und Müller dessen angenommener Sohn.

Wohl Jahr und Tag vorher, eh' Peter Slundz in Füßen mit Müller, oder wie wir ihn nun nennen wollen, mit Franz von Gliederbusch — denn diesen Namen trug er dem Willen seines väterlichen Erziehers gemäß — zusammen traf, hatte der junge Mann Theresen schon in Inspruck kennen gelernt, wo sie damals einige Zeit bey einer Verwandtinn lebte, und die Neigung, welche bereits da schon für sie in seinem Herzen Wurzel schlug, gab ihm den Plan ein, unter dem, auf seinen Reisen oft von ihm geführten Namen seiner Mutter, sich in der Gegend von Bärstein einige Zeit aufzuhalten, um wo möglich zu erforschen, ob auch in Theresens Brust ein gleiches Gefühl für ihn keime.

Die Gewogenheit, welche der Historiker, und später auch der alte Freyherr dem Jüngling zeigten, beförderte nun zwar ungemein das Unternehmen, Theresens Pflichtgefühl aber, die voll kindlicher Liebe, wie es einer Tochter

ziemt, sich berufen fühlte, dem Vater als Stütze und Stab in seinem, allen Ausichten nach, trüben Alter zu dienen, vereitelte, wie wir gesehen, die Hoffnungen des Jünglings, der erst, als ihm durch die alte Ursel Aufschluß über die Verhältnisse ward, in welcher Nepomuck Baptista durch zu große Leichtgläubigkeit und eine jedenfalls tadelnswerthe Schwäche gerathen war, anfang die Beweggründe zu ahnen, welche das edle Mädchen leiteten, und sogleich beschloß, das bisher für unmöglich Gehaltene zu versuchen, und ein Bruderpaar wieder einander näher zu führen, das seit Jahren, in Folge gegenseitiger Hartnäckigkeit und abweichender Ansichten, nur mit den Gefühlen des Widerwillens und der Abneigung sich betrachtete.

So glaubte er allein es dahin bringen zu können, sowohl Theresens Vater zu retten, als die eigenen Wünsche der Erfüllung zu nähern, und seinen Bitten und Vorstellungen, seinem rastlosen Eifer so wie der festen Versicherung, daß sein eigenes Lebensglück im Nichtgewährungsfalle auf immer untergraben werde, gelang es endlich den harten Sinn des Widerstrebenden zu beugen, und Magnus Holofernes dahin zu vermögen, sein Ansehn und sein Vermögen für einen Bruder zu gebrauchen, dessen Angesicht er sich vorgenommen hatte, nie wieder zu sehen.

Des Betriegers Timotheus Schwalbenschwanz Festnehmung, die zu sehr gelegener Zeit erfolgte, trug wesentlich dazu bey, die Rettung des alten Herrn auf Bärstein zu erleichtern, und der Thätigkeit von Franz glückte es, jene Papiere wieder aufzutreiben, die der alte Herr von Fliederbusch so unvorsichtig einem Menschen anvertraut hatte, dessen Geschäft es seit langen Jahren war, die Leichtgläubigkeit zu hintergehen.

Schon befand sich Franz mit diesen wichtigen Documenten auf dem Wege nach Tyrol, und schon war auch sein väterlicher Freund und Erzieher, Magnus Holofernes, von den Ufern des Garda-Sees — wo ein freundliches Landgut ihm zum gewöhnlichen Aufenthaltsorte diente — aufgebrochen, als es dem Gauner Schwalbenschwanz gelang, sich seiner Haft zu entledigen. Unterrichtet durch seine Genossen über den Stand der Dinge, und entschlossen, die ihm nun wieder entriessene Beute, deren Erlangung ihm so viel Zeit und Kunst gekostet hatte, um jeden Preis wieder zu erringen, entwarf er sogleich den ruchlosen Plan, mit Hülfe einiger Spießgesellen den Reisenden zu überfallen, und ihm die kaum geretteten Papiere, deren bedeutender Werth dem Besitzer eine unabhängige Existenz sicherte, zu entreißen.

Wie glücklicher Weise dieses Vubenstück durch den Lieutenant verhindert, und der Bösewicht abermals dem Arme der strafenden Gerechtigkeit überliefert ward, haben wir bereits berichtet, und es bleibt uns nur noch zu melden, daß im Laufe der gegenseitigen Erörterungen, welche nunmehr auf Schloß Bärstein Statt fanden, es sich ergab, daß Franz die Frucht einer jugendlichen, aber durch Umstände schnell wieder getrennten Verbindung war, welche der Historiker in seines Lebens Blüthentagen mit einem armen Mädchen schloß, und daß der früh in die Welt hinausgestoßene, verlassene und verwaiste Knabe, dem seiner Erzeuger Verhältnisse nur in Betreff der Mutter sich nach und nach aufklärten, in Bezug auf seinen Vater bis jetzt aber dunkel geblieben waren, an Magnus Holofernes den Freund, Versorger und Vater fand, den ihm das Geschick zum Ersatz des wirklichen verließ.

Schnell hatte sich jetzt die Scene auf Bärstein geändert. Der alte Herr, durch die wiedererlangten Documente und durch seines versöhnten Bruders Unterstützung in den Stand gesetzt, alle die Dränger zu befriedigen, die ihm bisher so oft seine Stunden getrübt hatten, sah mit Vergnügen sein väterliches Erbe wieder in seinen Händen, und die Hoffnung, seine Tochter glücklich zu machen, bewog ihn um so mehr, das Jawort einem jungen Manne nicht vorzuenthalten, der, obgleich von einer, seines Stammbaumes nicht ganz würdigen Abkunft, ihm doch von Anfang an lieb, sich um ihn selbst doppelt dadurch verdient gemacht hatte, daß er ihn mit einem Bruder wieder vereinte, der seinem biederen Herzen nur zu lange entfremdet gewesen war.

Den schlimmsten Stand hatte man anfänglich mit dem Historiker.

Kaum hatte dieser nämlich vernommen, daß Franz sein Sohn war — welches er, nebenbey bemerkt, behauptete, schon längst gewußt zu haben, indem es ihm die Stimme der Natur zugeflüstert hätte — so wollte er auch so gleich mit Übergehung seines zeitherigen präsumptiven Erben, des Lieutenants, ihn alsbald in Besitz der Burg Geisfurth setzen — versteht sich mit Ausnahme des anmuthigen Closetts, in welchem er selbst gewöhnlich sein Wesen trieb — aber Magnus Holofernes sowohl, wie Franz, hintertrieben diese in ihren Augen ungerechte Großmuth, die einen jungen, wackern Mann um seine Aussichten für die Zukunft gebracht hätte, und der erstere erklärte, daß, wenn der Historiker auch der leibliche Vater seines Franz sey, er selbst doch mehr Rechte an den von ihm Erzogenen habe, und er somit nie leiden werde, daß seine eigenen Besitzungen in andere Hände kämen; als die seines Schützlings, selbe aber (die Besitzungen nämlich) wären so bedeutend, daß sie vollkommen hinreichten, seinen Franz über alle Lebensorgen für immer zu heben.

Da nun auch der alte Freyherr auf die Seite gegen Peter Slundz trat und Gerechtigkeit gegen den Krieger gleichsam zur Bedingung seiner Einwilligung zur Verbindung Theresens mit dem wiedergefundenen Sohne machte: so mußte sich am Ende der alte Herr ergeben, und die Angelegenheit wurde zur Zufriedenheit Aller ausgeglichen.

Glücklich im gegenseitigen Besitz, lebten aber Franz und Therese, während die drey alten Knaben, bald auf Bärstein oder Geisfurth, bald in Magnus Holofernes schöner Villa am Garda-See vereint, rüstiglich ihre Steckenpferde tummelten und in historische Untersuchungen ohne Ende, in mineralogische Forschungen (dem Lieblingssthemata von Magnus Holofernes) oder chemischen Experimenten sich verloren, welche letztere einst unter Timotheus Schwalbenschwanz Vorsitz, den guten Freyherrn von Fliederbusch bald selbst mit sammt seiner Burg und deren Ländereyen versüchtigt hätten.

Joseph Eisensporn anlangend, so stieg dieser, da bald darauf Krieg die Länder überzog, tapfer unter den Panieren seines Fürsten fechtend, von Stufe zu Stufe, und Dame Lene hatte noch das Vergnügen, den Nissen ihres im Grabe schlummernden Wurzelstock mit jenen Würden und Ehrenzeichen geschmückt zu sehen, welche fürstliche Dankbarkeit den Kühnen auf blutigen Gefilden reicht.

## Dichtersckicksal.

Und wenn dir nun der Gott gegeben,  
 Was selber dich zum Gott erhebt;  
 Und wenn nun in dein fahles Leben  
 Die Dichtkunst ihre Fäden webt;  
 Und wenn du nun auf allen Jammer  
 Vergessend und auf alle Lust,  
 Am liebsten bist in deiner Kammer,  
 Und untertauchst in deine Brust;

Und wenn nun deinem kräft'gen Herzen  
 Das kräftige Geschlecht entquillt,  
 Das du gezeugt in Wonn' und Schmerzen,  
 Von der Begeisterung Hauch erfüllt;  
 Und wenn nun deine Lieder blühen  
 Gar frisch und froh, den Blumen gleich,  
 Und nun die Blumensträuße stiehn  
 Hinaus in's weite Schöpfungsreich;

Was ist für Frucht dir aufgegangen  
 Aus dieser Liedersaat voll Pracht?  
 Was ist der Lohn, den du empfangen  
 Für's Werk manch schlummerloser Nacht?  
 Was ward dir für ein Kranz gewunden  
 Für deinen duft'gen Liederkranz?  
 Hast du ein liebend Aug gefunden  
 Für seinen reichen Farbenglanz?

Du sätest rosig schöne Triebe,  
 Es ging dir auf der Neid, so blaß!  
 Du sätest Treue, sätest Liebe,  
 Es ging dir auf der gift'ge Haß!  
 Und deines Kranzes Farben haben  
 Sie abgekraht und eingestaubt,  
 Und statt der Lorberkrone gaben  
 Sie dir die Dornenkron' aufs Haupt!

Und was dir reich und groß erschienen,  
 Erscheinet ihnen arm und klein;  
 Und was du sahst in Engelsmienen,  
 Dünkt ihnen Teufelskraz' zu seyn;  
 Und was in Jugendpracht dir blühte,  
 Das nennen sie verwelkt und alt;  
 Und was mit Flammen dich durchglühte,  
 Das läßt die kalten Seelen kalt.

Da stehst du nun mit blut'gen Thränen  
 Im Angesicht und ruffst voll Schmerz:  
 „Ich Thor! Ist das das Loos des Schönen?“  
 „So schweig' denn Mund und brich du Herz!“  
 Drauf schlägst du in des Busens Tiefen  
 Die Hart' in Stücke, daß sich nicht  
 Die Töne, die im Innern schliefen,  
 Hervor mehr drängen an das Licht,

Und schleppst so hin die Qualentage,  
 Bis deinen Geist der Weltgeist ruft,  
 Und mit dem schwarzen Sarkophage  
 Der Leib hinabfährt in die Gruft;  
 Nun trauern sie an deinem Grabe,  
 Und grüben gern dich wieder aus,  
 Allein das Grab gibt seine Habe  
 Um alle Schätze nicht heraus.

Ludw. Trittelst.

### Bekanntschaft der Italiäner mit der magyrischen Literatur.

Die Italiäner befreunden sich seit einigen Jahren mit der stets mehr emporblühenden, und auf dem Felde der Dichtkunst bereits mit der italiänischen, spanischen, deutschen, französischen und englischen um die Erringung der Palme wetteifernden magyrischen Literatur weit mehr als unsere westlichen Nachbarn. Der Professor und Abbe Mezsofante zu Bologna, begrüßte im Jahre 1818 den durchreisenden Palatin von Ungarn und dessen ungrische Begleiter in magyrischer Sprache, und erfreute dadurch Se. kaisert. Hoheit so sehr, daß Dieselbe nach Ihrer Rückkunft ihm die neuesten und vorzüglichsten magyrischen Werke zusenden ließen. Derselbe Sprachgelehrte (Professor der griechischen und orientalischen Sprachen an der Universität zu Bologna) unterhielt sich im Jahre 1820 mit unserm Landsmann, dem berühmten jetzt in Genua wohnenden Astronom Franz von Zach, bey dessen Anwesenheit zu Bologna (wie dieser in der Correspondence astronomique, Cahier 20, erzählt), stichend und correct magyrisch.

Vor Kurzem übersehte der italiänische Graf Sannazar zu Cahal, Übersetzer mehrerer magyrischer Gedichte in's Italiänische, und ein in der italiänischen, französischen und lateinischen Literatur sehr bewandeter Mann, der sich, wie der Hauptmann Norton von Lanáry in der Zeitschrift Tudományos Gyűjtemény 1822, IV. Heft \*), S. 125 erzählt, am liebsten mit ungrischen Officieren in ihrer Muttersprache unterhält, einen großen Theil von Alexander von Kisfaludy's mit Recht gefeyerten, von ausonischer Stut angewehnten Himfy Szerelmi (Himfy's Liebesgesänge), nach einer lateinischen Übersetzung von Lanarky.

Dr. R \* \* y.

### Correspondenz-Nachrichten.

Mailand, im November 1822.

(Wegen Menge der Handschriften verspätet.)

Sie wünschen von mir zu vernehmen, wie es hier um das Musikwesen, namentlich um die Oper steht? Diese interessante Frage setzt zur vollkommenen Erörterung eine Serie unparteiischer gründlicher Berichte über die praktischen Erscheinungen des Tages voraus, die ich, je nachdem die Kirche, das Theater oder sonstige Ereignisse Stoff geben, mit ruhiger Aufmerksamkeit beobachten will.

So wie die eigentliche wahre Wissenschaft dem Norden, dem Bilde der Strenge und des Ernstes angehört, so wie dort der unbewegliche Polarstern die Schiffahrer leitet; so wie der Magnet, das schönste Symbol der Unwandelbarkeit des Selbstbewußtseyns, ohne Wanken dahin zeigt, eben so scheinen die würzigen erquickenden Ereignisse der schönen Kunst dem Süden, dessen wärmere Sonne ihrem Weiden von jeher günstiger war, vorzugsweise anzugehören, wenn es gleich kein Geheimniß ist, daß die Wandelbarkeit der irdischen Dinge hier in aller Zeit vornehmlich in der musikalischen Kunst

\*) Diese wissenschaftliche Zeitschrift wächst fortwährend an Gehalt und Interesse so sehr, daß ich nicht zu viel sage, wenn ich behaupte, daß wenigstens die Hälfte der darin vorkommenden Abhandlungen und Aufsätze zum Besten des gelehrten Auslandes in's Deutsche übersetzt werden sollte.

sich auffallend bekundet. Ein Blick, gewohnt durch die Oberfläche in die Tiefe zu dringen, geübt in dem Äußerem das Innere zu erkennen, mag vorurtheilsfrei bekennen, daß, wie die Literatur der Italiäner selbst zur Zeit ihres Flores weit hinter der französischen und deutschen stand, so auch der Abstand der eigentlichen musikalischen Kunst nicht weniger bedeutend zu nennen sey; denn welcher Musiker von Geist wird unsere großen Männer, die allen Nationen und künftigen Generationen ihrer Tonsetzer die musikalische Bahn vorzeichneten, auch mit den kunstberühmtesten Italiänern im Ernste vergleichen, oder wohl gar die musikalischen Schriften beyder in Parallele sehen wollen.

Indes mögen wir immer dankbar bekennen, daß die im Opernfache herrschende Thätigkeit der Italiäner, besonders in der laufenden Dekade, für uns eine eben so angenehme als folgenreiche Abwechslung der Genüsse verschaffte. Ich sage folgenreich, denn die Folgen, obgleich in ihren Wirkungen verschieden, bekunden sich allenthalben in Menge. Leute von Verstand nahmen das Rechte heraus; die keine Unterscheidungskraft besaßen, wurden — durch den sinnlichen Kitzel verführt — Profeslyten des Schimmers, oft blinde Anhänger des Schlimmen. Leider haben auf solche Art das unselbste Überbieten im Falschsetzen, die unzähligen Dudesenen der Tenore in den höchsten Stimmregionen und so viele andere Mißbräuche, die noch vor zehn Jahren in Österreichs Hauptstadt mit dem Bannstuche belegt worden wären, zur Schande und zum Schaden der Betreffenden dort so fest gewurzelt, daß man versucht werden könnte zu glauben, dieß Übel hätte von dorthier über die musikalische Welt gewittert.

Doch ich will den Faden der musikalischen Geschichte Mailands mit den Leistungen der Scala in der Herbststaggione 1822 weiterspinnen.

Die Herbstvorstellungen begannen mit Rossini's Corradino, einer semi seria, die hier, wie in Rom und Neapel, gänzlich mißfiel. Die größere Hälfte der Musik ist wahrer Schlandrian, in so ferne man diesen ein Vorrücken der Dinge ohne Entfaltung, ein Fortleben ohne neues Leben, ein Abmachen der Gegenwart mit bloßen Formen und Formeln der Vergangenheit definiren kann. Der Stolz seine Perlen nicht zu oft auszusütten, ist dem Künstler zwar verzeihlich, ja manchmal sogar rätlich; wenn aber der Meister, wie er es auch in Wien versuchte, vorzüglich Seifenblasen bläst\*) und sie Fremden als Goldkugeln aufdringt, dann sollte Rossini wohl, wie Leute eines gewissen Volkstammes in der Schweiz, wenn sie dort ansässig werden wollen, ein Leumundzeugniß zu produziren haben, um sich bey uns musikalisch einkürgern zu können. Doch genug von diesem Producte, das wenige Gute desselben kennt man ohnehin. Über die Sänger später.

Die eigentliche neue Herbstoper folgte gegen die Mitte September und hieß *Adel ed Emerico, ossia: il posto abbandonato*. Das Buch ist von einem unbekanntem Autor. Musik von *S. v. Mercadante*. Das militärische Drama fällt in die Epoche Carl XII. von Schweden, und geht innerhalb einer belagerten Festung vor. Der Inhalt desselben ist beyläufig folgender: Der General Banner (*Sgr. Tamburini*) hatte seine Tochter *Udele* (*Sigra. Morandi*), die er an den Oberst *Dalberg* (*Sigr. Monelli*) verheirathen wollte, mit letzterem aus der Festung geschickt; *Udele* liebt jedoch den Hauptmann *Emerico* (*Sgra. Fabbrica*), welchem ein sehr wichtiger Posten in der Festung anvertraut war. Von letzterem zu einem Stelldichen geladen, verläßt er selber bey Nacht, die Sache aber wird dem Feinde verrathen, der Punct angegriffen und genommen. Der Hauptmann wird vor einen Kriegsrath gestellt und zum Tode verurtheilt. Indes entdeckt sich, durch eine mit dem Obersten *Dalberg* in Verbindung stehende dänische Gräfinn (*Mlle. Sioja*), welche sich, als Cadet verkleidet, gefangen nehmen

\*) In jener Hauptstadt hatte der Theaterzettel nach R's Angabe dem Publicum berichtet, daß die Ouverture, welche mit der um zwen Jahre älteren Schwester von *Eduardo e Christina* identisch ist, so wie mehrere andere Musikstücke eigens für *Corradino!* componirt worden seyen, während Berichterstatter das klauwe Product in Rom, Neapel, Wien und Mailand immer tale quale aufführen hörte. Dafür aber wurde der Tonsetzer in Wien mit Beyfallsalven auf die Bühne gejubelt.

ließ, daß der Major Doffei (Sigr. P o g g i a l i) mit dem dänischen General verrätherisch correspondirte. Der Hauptmann wird sonach losgesprochen, und erhält die Hand der Geliebten.

Der junge Maestro hat mit dieser Musik sein nunmehr von aller Welt anerkanntes Talent als Popular-Componist völlig begründet. Leicht faßlich, und mitunter recht angenehm läßt der Gesang sich hören, die Instrumentation steht im gehörigen Verhältnisse zu ersterem, und veroffenbart des Meisters genauere Bekanntschaft mit deutschen und italienischen Tonsetzern — vor allem mit Rossini, dessen Gedanken er, wie jene Leute, welche die kräftigen Speisen oder Weine, damit sie nur für viele reichen, verdünnen und wässern, in fogsaltig veränderter Auflage nach der Reihe in Erinnerung bringt. Von Originalität oder Erfindung neuer Ideen oder Combinationen derselben ist bey ihm keine Rede; Fantasie ist ihm fremd; und Fantasie, welche die Natur der Wahrheit in ihrer Tiefe erfasst und in verebelter Gestaltung treu und lebendig darstellt, Fantasie ist es doch, wodurch alle Künste, besonders die musikalische, bedingt erscheinen. Doch ist M. ein Künstler, der mit vielen Aitern seines Standes das Vermögen zu denken besitzt, allein auch mit Wenigen seines Standes die Mühe nicht scheut, es in Ausübung zu bringen. Hätte der Lauf der Begebenheiten dem Genius der Zeit nicht eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen drohte, so würde der junge Maestro seinen musikalischen Studien vielleicht ein löblicheres Ziel vorgesteckt haben; jetzt aber, wo ekle Kunstliebhaber das Steigen und Culminiren der musikalischen Kraft völlig verdrängt haben, können die armen Componisten, die aus ihrer Begeisterung Gold münzen sollen, um ihren Lebensfaden weiter spinnen zu können, ihr Heil auch nur in Befriedigung solcher Bedürfnisse finden. Der größte Theil unter ihnen lebt im Zustande der Halbheit, und diesen ist der halbe Ernst, das wohlfeile Pathos, mittelmäßiger Ausdruck, schimmernde Erhabenheitsbesessenheit Alles, wornach sie streben. Hiermit glaube ich, was über Mercadante's durch vierjährige Leistungen begründete, musikalische Individualität gesagt werden kann, möglichst schonend dargestellt zu haben. Dieß enthebt mich einer ferneren Analyse.

Unter den Sängern verdient die prima Donna Morandi den Preis. Die zwar dünne, aber in der besten italienischen Schule gebildete Stimme dieser herblichen Flora ist so gefühlig und ausdrucksvoll, daß sie manchnal und besonders in Kleinern Theatern den Beyfall bis zum Enthusiasmus steigert. Hier überbietet sie sich um den Raum der Scala zu füllen. Unmittelbar nach ihr verdient Sgra. Fabricea, eine in diesem Jahre ausgetretene Schülerinn des Conservatoriums, ihren Platz. Eine jugendliche metallische mezzo Sopranstimme verbunden mit guter Schule und eminentem Talente sind sehr empfehlenswerthe Eigenschaften für Anfänger; hierzu kommt noch der Vortheil einer ungewöhnlichen Gewandtheit in der Schauspielkunst. Nur eine Schattenseite bekundet sich bey ihr, daß nämlich die Stimme nicht immer rein intonirt, und sichtlich Anstrengung kostet, um sie dicht und sicher genug hören zu machen. Sie ward jeden Abend gerufen. De Grecis (Sergente) ist wie immer und überall vorzüglich in seiner Art, nur fehlt ihm, weil er sich gar zu sichtlich arrondirt, für manch' Passagen der nöthige Athem. Der junge Bass Tamburini hat kein Metall in der Stimme, wenig Geist noch Leben, aber ungewöhnliche Praxis in Passagen und Läufern, die er, wie ein Haarkräuter die falschen Waden aus der Trüferschachtel, zum Aufpuß hervorkramt. Sgra. Gioja, Tochter des berühmten Balletmeisters Gaetano Gioja, hat eine noch wenig ausgebildete Contraltstimme, aber ungemaine Routine in der Schauspielkunst; sie ist voll Geist und Leben, und läßt Vieles hoffen. Die Chöre, besonders die weiblichen, waren sehr mittheilmäßig. Das Orchester unter Kolla's Leitung behauptete seinen alten Ruf. Die Aufnahme dieser Oper war fortwährend günstig, und der Maestro wurde jeden der drey ersten Abende gerufen.

(Der Schluß folgt.)

Dresden, im Februar 1823.

Der Maler Moritz Rehsch in Dresden gab schon vor acht Jahren eine Reihe von Stizzen zu Göthe's Faust im Verlag von Cotta in Stuttgart heraus, welche zu Nr. 35.

bey ihrer Erscheinung allgemeinen Beyfall erhielten, und da Göthe's Faust trotz aller eifernden Reviereers auch in London und Edinburg große Bewunderer, besonders bey der Moore-Byron'schen Schule fand, auch dort vor zwey Jahren nachgestochen worden sind. Der Mann hat bey der regsten Phantasie für Dichtergebilde auch eine schnelle Conception und Darstellungsgabe, besonders für romantische Gegenstände. Die allbesungene Vorstellung von Fouqués Undine gab ihm Stoff zu einigen eben so geistreich gedachten als ausgeführten Scenen, wie der Ritter Undinen durch's Wasser trägt, und wie Kühleborn seinen Spuk treibt. Er mußte dieß Bild mehrmals malen und eines der gerathensten befindet sich in der Sammlung des Grafen Esterhazy, kaisert. österreichischen Gesandten in London. So hat er vor zwey Jahren auch Göthe's Erlkönig in einem schauerlich ergreifenden Helldunkel gemalt. Auch ist er ein wackerer Portraitist, und hat die jungen Prinzen unsers Königshauses, die ihn ihrer besondern Günst und Ermunterung würdigen, mehrmals treffend portrairt und zuletzt noch das Bild des zu früh verbliebenen Prinzen Clemens mehr aus der Fülle seiner Erinnerung als nach vorliegenden Originalien meisterhaft abgebildet. In seinem Zimmer sehen wir Skizzen zu einem Cyclus aus dem menschlichen Leben von der Geburt an, wo gleich der gute und böse Genius zur Wiege tritt, bis durch die Wanderungen des Jünglings und der Jungfrau durch die verschlungenen Lebenspfade. Der auf jedes Talent aufmerksame Herr v. Cotta in Stuttgart ermunterte ihn vor einiger Zeit, zu den sämtlichen Schiller'schen Balladen Skizzen in einzelnen Reihenfolgen zu erfinden und zu radiren, und dieser Aufforderung hat er nun durch einen Cyclus Genüge geleistet, der allen Freunden der Schiller'schen Muse und der Kunst großes Vergnügen gewähren, und zur Ostermesse in der Cotta'schen Buchhandlung ausgegeben werden wird. Es mag manchem Leser dieser so viel gelesenen Wiener Zeitschrift willkommen seyn, davon vorläufig in Kenntniß gesetzt zu werden. Bald wird jeder selbst urtheilen können.

Schiller's Gang nach dem Eisenhammer. Das Gedicht, dem wir doch nach den Begriffen, die wir uns von dieser Dichtart bildeten, den Titel Ballade nie freitig machen möchten, ist im Herzen und Mund des deutschen Volkes, und auch als Schauspiel von dem, alles Bühneneffects sattfam kundigen Director der Prager Bühne, Holbein, in ein fünfactiges Schauspiel umgegossen oder — ausgedehnt worden. Dieß ist seit fünfzehn Jahren über alle unsere Schauübneen gegangen, in der Rolle des Robert, des Fridolin und des Grafen von Savern dem Gastspiele, wie es gewöhnlich getrieben wird, einen vielbegehrten, vielbeklatschten Stoff darbietend, obgleich von der strengen Kritik fast immer gemißbilligt. Erinnern wir uns recht, so hat sich an dem Gedicht auch die Kunst eines deutschen Tonsetzers versucht. Durch alle diese Mittel ist diese alte Elssasser Volksfage, die Schiller in Mannheim kennen lernte, nach unsers großen Balladendichters Bearbeitung ein wahrer Nationalstoff geworden, und bey Alt und Jung so geläufig, daß die darin gezeichneten charakteristischen Figuren, wo immer sie uns entgegenkommen, uns als Bekannte sogleich ansprechen. Und ein solcher Stoff bedarf des glossirenden Buchstabens, dieser unsichern Krücke aller bildenden Kunst, nicht mehr. Wo die reinthatsächliche Situation in das Keimnenschliche so übergeht, weiß jeder auf den ersten Blick dieß auszudeuten. So ersetzt das Volksthümliche die stets wünschenswerthe Bestimmtheit des Mythos. Und so wird eine Reihe sinnreich skizzirter Bildwerke nach einem solchen Stoff wahrhaft populär. Daher muß es uns doppelt willkommen seyn, daß mit diesen acht Umrissen nach Fridolin eine kleine Gallerie nach Schiller's Balladen beginnt, die keines andern Commentars bedarf, als den jeder in seiner eigenen Erinnerung seit dreyßig Jahren aufbewahrt.

Das Verdienst einer solchen Skizzenfolge kann nicht in sorgfältiger Ausführung und haarkleinem Detail bestehen. Sie entbehrt alles harmonischen Farbenreizes und was Schatten und Licht im Bilde bewirken können. Selbst die Correctheit der Zeichnungen darf hier vielleicht weniger genau erwogen werden. Und in der That reißt das feurige Genie unsern Rehsch zuweisen so fort, daß der kalt abmessende Zeichner hier und da noch etwas zu erinnern finden würde. Eine solche Skizzenfolge kann nur durch vollständige Auswahl der darstellbarsten Scenen, durch kluge Anordnung der auf dem Vor- und Hintergrund sich bewegenden Figuren, durch geistreiche Gruppierung und durch den

angemessenen Ausdruck in der dramatischen Zusammenstellung ihre Empfehlung finden. Und es fordert die Gerechtigkeit, es laut anzuerkennen, daß sich alle diese Erfordernisse in den vorliegenden Umrisen auf eine sehr erfreuliche Art befriedigt finden. Gleich das zweite Blatt (das erste bringt uns den, die Gräfinn Kunigunde, die im Zwegespräch mit Fridolin beariffen ist, heimtückisch unschleichenden Bösewicht, als Einleitung gedacht, vor's Auge) ist voll Leben und Ausdruck. Das zurückkehrende Jagdgesolge zieht den innern Burgweg hinauf. Der Graf ist abgestiegen. Ein Falkenier führt das sich bäumende Ross ab. Robert sifert ihm Argwohn in's Ohr. Beyder Blicke sind auf die, oben auf dem Vorplatz sich besprechenden Gräfinn und Fridolin geheftet. Das Jagdgesolge rauscht munter vorüber. Ein Heer von Jagdhunden zieht mit. Der größte Tumult ist aber in den Mienen des Grafen. Robert hat ein wahres Schalkgesicht. Drey Blätter, Nr. 3, 6 und 7, führen uns zum hohen Ofen im Walde. Die zwey Knechte, welche den hohen Ofen bedienen, sind wahre Höllebrände. Mordlust und höllische Schadensfreude malt sich in ihren Zügen. Wie horchen diese auch in ihrer Ausergestalt verwilderten Cyclophen, auf ihre eisernen Schürstangen und Rührstößel gestützt, auf dem dritten Blatte den Anordnungen des vor ihnen hinangerittenen Grafen von Savern. Wie malt sich der Grimm auf der gerunzelten Stirn des Gebieters. Da wo sie den verseumderischen Bösewicht in die Glut schleudern, fehlt es auch an gleichgesinnten Zuschauern nicht. Es sind alles wahre Waldteufel. Den anmuthigsten Gegensatz bilden im frommen Familienleben die Skizzen zu Nr. 4 und 5. Im ersten Blatt empfängt Fridolin den Auftrag der Herrinn. Wovon die Rede ist, sagt uns das kranke Kind mit der Wärterinn hinter der Gräfinn. Das zweite führt uns in die Capelle, wo Fridolin als Ministrant klingelt, während der Priester

Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt,  
Mit hoherhab'ner Hand.

Die Scene ist sehr wahr und fromm aufgefaßt. Besonders interessirt eine Gruppe von Landleuten, Vater, Mutter, Kind, die an den innersten Schranken des Altars niederkniet sind. Man kann dem Zeichner den Vorwurf machen, daß die kleine Capelle leicht mitten im Sommer, wo selbst der Kirchendiener auf der Ernte ist, schwerlich so besucht und mit so viel Andächtigen auf allen Seiten angefüllt gewesen sey, allein des Maters frommer Sinn gestattete ihm nicht, das Leere der Unkirchlichkeit, woran unser Zeitalter leidet, auch hier buchstäblich anzunehmen und auszuführen. Alle Mistöne sind auf dem letzten Blatte Nr. 8 aufgelöst, wo der tieferschütterte Graf den frommen Fridolin der Huld der Gebieterinn empfiehlt. Die ganze Gruppe haucht Ausöhnung. In dieser Scene gefällt uns die Gräfinn am besten. Es ist eine schöne Frau neben dem Spinrocken. Aber es ist auch etwas von der heiligen Elisabeth in ihr. Dürften wir etwas erinnern, so wäre es die fast zu weiblich, ja jungfräulich gehaltene Figur des Pagen. Das wird ihm nun wohl bey unsern frommen Beschauerinnen keinen Schaden thun, aber es soll ja einmal ein recht tüchtiger Ritter aus ihm werden! Freylich ist die Aufgäbe nicht leicht zu lösen. Fridolin ist vom Dichter selbst fast zu zart und weiblich gezeichnet. Aber wir denken uns ihn doch als einen solchen Pagen, wie ihn Walter Scott der auf Loch Lomond gefangenen Maria Stuart zugesellte. Unser Rehsch ist wohl bewandert in den Costüms, Baulichkeiten und Scenerenen des Ritteralters. Davon hat er hier fast auf jedem Blatte Beweise gegeben. Jede Fortsetzung soll uns ein neues Geschenk seyn.

Wäcliger.

### Schauspiel.

Im Hoftheater nächst der k. k. Burg wagte den 18. d. Dlle. Betti Koberwein in dem Trauerspiele Sappho von Grillparzer, einen theatralischen Versuch als Melitta. Es kann nicht die Rede davon seyn, diesen Versuch mit der Leistung der Künstlerinn zu vergleichen, welche sich in dieser ihrer Rolle so unvergleichbar gezeigt hat. Zwischen einer Anfängerinn und einer vollendeten Meisterinn gibt es keinen Maßstab der Vergleichung. Der Zweck dieses Versuches kann wohl auch kaum ein anderer gewesen seyn, als zu sehen, ob Hoffnung vorhanden ist, die Darstellerinn in ernsthaften

Rollen für das naive Fach, mit gutem Erfolge verwenden zu können. Wir gestehen un-  
 verhohlen, daß wir diesen ersten Versuch, wiewohl er kein ganz verunglückter zu nen-  
 nen ist, nicht für entscheidend halten. Auch scheint uns die Rolle der Melitta zu einer  
 solchen Probe nicht geeignet zu seyn, wie schon früher ein ähnlicher Versuch auf dieser  
 Bühne bewähret haben dürfte. Hieraus folgt übrigens nicht, daß man Anfängerinnen  
 nicht Gelegenheit geben soll, sich in bedeutenderen Rollen zu versuchen, auf jeden Fall  
 dürfte jedoch der Anfang zweckmäßiger und glücklicher mit Rollen in Schauspielen, als  
 in Tragödien gemacht werden. Was insbesondere die Rolle der Melitta anlangt: so scheint  
 sie uns für einen solchen Versuch zu delicat, denn das Trauerspiel Sappho hat nur  
 drey Charaktere, und die Rolle der Melitta steht in der Mitte. Ihre Individualität  
 bedingt die Entwicklung des Charakters des Phaon so wie der Sappho; wenn also diese  
 Individualität nicht in höchster künstlerischer Vollendung hervortritt, so verliert die Hand-  
 lung ihre Wahrscheinlichkeit, und das Stück seinen Reiz. Dies schien uns auch bey der  
 hier angezeigten Vorstellung der Sappho der Fall zu seyn. *Mlle. Betty Kobers-  
 wein* hatte übrigens die Rolle fleißig einstudiert; die Scenen, wo der kindliche Sinn  
 vorherrschend ist, gelangen ihr nicht übel und erhielten Beyfall. Melitta ist aber mehr  
 als ein Kind und muß es seyn, weil Phaon unmöglich sich in ein Kind verlieben, und  
 noch weniger Sappho mit einem Kinde so fürchterlich eifern könnte.

### Große musikalische Academie,

zum Vortheil des Pensions-Institutes für Wittwen und Waisen der Tonkünstler.

Die Gesellschaft der Tonkünstler gibt sich die Ehre einen hohen Adel  
 und das verehrungswürdige Publicum zur musikalischen Academie im Hoftheater  
 nächst der k. k. Burg am 23. und 24. März geziemend einzuladen. An beyden Ta-  
 gen wird die Cantate: Die Jahreszeiten, von *Joseph Haydn* aufgeführt  
 werden. Das Nähere wird der Anschlagzettel enthalten.

### Ankündigung.

Bei dem bevorstehenden Vierteljahrsschlusse dieser Zeitschrift werden die H. H. Abneh-  
 mer eingeladen, die Vorausbezahlung auf das künftige Vierteljahr zeitig genug zu er-  
 neuern, um keine Verzögerung in der Übersendung derselben zu erleiden. *Di-  
 nstags, Donners-  
 tags* und *Son-  
 abends* erscheint jedes Mal wenigstens ein halber Bo-  
 gen Text, und wöchentlich am Donnerstag ein von *Hrn. Phil. von Stubenrauch*,  
 Costumdirector der k. k. Theater, gezeichnetes und colorirtes Modenbild, moderne  
 Frauen- und Männer-Kleidertrachten und Damen-Coëffüren darstellend. Der Jahr-  
 gang besteht aus vier Heften, deren jedes mit Titel, Register und Umschlag versehen ist.

Die Pränumeration beträgt mit den Modenbildern vierteljährlich 15, halbjährlich 30  
 und jährlich 60 fl. W. W.; ohne Modenbilder 7, halbjährlich 14 und jährlich 28 fl.  
 W. W., und ist in der Verlags-Handlung des *Hrn. Anton Strauß* (Dorotheergasse  
 Nro. 1108) zu entrichten. Auswärtige (für welche jedoch die Trennung der Modenbilder  
 vom Texte nicht Statt findet) wollen sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k.  
 Obersthofpostamts-Hauptzeitungsexpedition, oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k.  
 Postämter wenden, und vierteljährlich 18 fl. 30 kr., halbjährlich 33 fl. und jährlich 66 fl.  
 W. W. vorausbezahlen.

Einzelne Modenbilder kosten in der Handlung zum goldenen Stern am Peters-  
 platz 1 fl. W. W.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift mit und ohne Modenbilder um die bes-  
 timmten Preise durch die Buchhandlung des *Hrn. Carl Gerold* in Wien zu beziehen.

Noch sind einige vollständige Exemplare des diesjährigen und der bisherigen sieben  
 Jahrgänge auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Herausgeber und Redacteur: *Joh. Schickh*.

Gedruckt bey *Anton Strauß*.

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 25. März 1823.

36

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen viertheil. um 15 fl., halbi. um 20 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel. um 8 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bei N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 60 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Sonnenuntergang.

Erzählung von Auguste.

Im Schlosse Wartenheim war die gewöhnliche Stille und Einsamkeit durch ein frohes, reges Leben verdrängt worden. Herminiens Vermählungsfest sollte gefeyert werden. Nach dem Wunsche der Braut waren nur die nächsten Verwandten dazu eingeladen, denn Herminie fühlte tief die Wichtigkeit des Tages, der Wohl oder Weh über ihr Leben herbeiführen sollte, und ihr bewegtes Gemüth hätte gerade jetzt das geräuschvolle Treiben der Menschen am wenigsten ertragen können. Am Abend vor dem Hochzeitfeste waren alle Gäste versammelt, ausgenommen einige nahe Verwandte Isidors — dieß war der Name des Verlobten — welche noch erwartet wurden. Die Gesellschaft hatte sich vertheilt; die ältern Männer und Frauen hatten ihren Platz theils am Tische, theils am Spieltisch eingenommen; mehrere von den jüngern ergingen sich in dem einfachen aber sehr weiten Schloßgarten, den die herbstliche Abendsonne mit ihren letzten goldnen Lichtern überleuchtete. Herminie saß allein auf dem Balcon des Schloßes und schaute ernst und sinnend über die stille Landschaft hin, deren erblässendes Colorit die Wehmuth steigerte, die sich ihres ganzen Wesens bemächtigt hatte. Die Liebe hatte sie nicht mit Isidor verbunden; Achtung und Freundschaft hatten ein Bündniß geknüpft, dem Herminiens schönes Gemüth und Isidors edler, fester Charakter mehr Glück versprochen, als oft das flüchtige, vorbegehende Gefühl gewährt, was man Liebe nennt. Die schönere Blüthenzeit Herminiens war vergangen; allein, vermifste man auch an ihr den frischen Reiz, die blühenden Farben der ersten Jugend, durch welche sie früher die Blicke gefesselt hatte, so war sie doch nicht weniger anziehend durch den edlen Ausdruck ihres Gesichts und den seelenvollen Blick ihres Auges, in dem sich die innre Welt ihres Gemüths abspiegelte. Vollendete Geistesbildung, anspruchstose Würde und Bescheidenheit, ungekünstelte Herzensgüte erwarben ihr auch noch jetzt viele Herzen. Mehrere ausgezeichnete Männer hatten sich um ihre Hand bemüht; aber vergebens.

Herminie konnte sich zu keiner Verbindung entschließen. Zwar wurde sie deshalb von Manchem verkannt. Viele glaubten, daß zu hohe, unbefriedigte Ansprüche sie bewogen, unvermählt zu bleiben. Andere meinten, sie fürchte aus Coquetterie die Fesseln des Ehestandes. Diese letztere Auslegung machten diejenigen, welche oft gesehen hatten, daß Herminie, zu natürlich, um anders zu scheinen als sie war, ein unverstelltes Vergnügen über den Beyfall äußerte, den sie erhielt, ohne jedoch durch Künste der Eitelkeit nach diesem Beyfall zu trachten. Noch Andere glaubten, daß eine hoffnungslose Liebe ihr Herz jedem andern Manne verschließe. Herminie kannt' und verachtete das Urtheil der Menge; sie war sich eines Bessern bewußt. Weder Stolz noch Eitelkeit hatten Theil an ihrem Entschlusse unverheirathet zu bleiben. Nach den Grundsätzen, die früher ihr jugendliches Herz mit Wärme aufgefaßt hatte, fand sie nichts verächtlicher, als eine Heirath aus andern Rücksichten als aus Neigung geschlossen. Sie sah mehrere ihrer Bekannten sich verbinden, ohne daß diese an etwas anders dachten als an Stand, Vermögen und an die Rolle, die sie künftig in den größern oder kleinern Zirkeln der Gesellschaft zu spielen hatten. Herminie beklagte sie wegen dieser Beschränktheit des Sinnes, und gelobte sich nur dem Manne ihre Hand zu geben, der ihr Herz zuvor gewinnen würde. Aber es gewann keiner. Ihr würdiger Oheim, bey dem sie lebte, ein älterer, sie innig liebender Bruder und eine theilnehmende Schwägerinn hatten sich stets umsonst bemüht, sie zu einer Verbindung zu bereden; sie gab immer zur Antwort, sie finde sich zu glücklich, um eine Aenderung ihrer Lage zu wünschen, und sie heuchelte nicht. Da ihr Vorsatz unveränderlich schien, so zogen sich nach und nach die Männer zurück, die um sie geworden hatten; doch war Herminiens Betragen gegen sie so gewesen, daß ihr keiner seine Achtung versagen konnte. Ohne Unwillen, ohne verletzete Eitelkeit, sah sie manche ihrer frühern Verehrer ihre Hand einem andern Mädchen reichen. Wenn ihr zuweilen ihr Spiegel sagte, daß die Zeit anfangs, den Glanz ihrer Jugendblüthe hinwegzustreifen, so bemächtigte sich ihrer wohl eine wehmüthige Empfindung, die vielleicht der gleich, mit der wir auch von dem Frühling des Jahres Abschied nehmen, wenn seine frischen, glänzenden Blumengestalten verblühend zur Erde sinken, und die ernstere Schönheit der Sommerfarben ihre Stelle einnimmt. Aber nur flüchtig war dieses Bedauern, und schnell trocknete die Thräne, die sich zuweilen unwillkürlich ihr in's Auge drängte, wenn sie zurück blickte in das blühende Paradies ihrer jugendlichen Hoffnungen, welches sich allmählig vor ihren Blicken verschloß. Früher hatte sie mit ihrem Oheim in der Residenz gelebt, welche dieser seit einigen Jahren mit seinem Schlosse Wartenheim vertauscht hatte. Dort lernte sie Isidor kennen. Sein erster Anblick war nicht geeignet, ein Frauenherz zu gewinnen. Er hatte sich mehrere Jahre lang dem Kriegsdienste gewidmet, und sich in mehreren Schlachten ausgezeichnet, wovon sein vernarbtes Gesicht und der Verlust eines Auges die sprechendsten Beweise waren. Übrigens hatt' er in einer langwierigen Krankheit, eine Folge der Beschwerden des Krieges, einen großen Theil seines Haares verloren; alles dieses gab seinem gebräunten Gesicht einen unvortheilhaften Anstrich; und dem Ansehn nach hielt man ihn für viel älter, als er war. Trotz diesem wenig empfehlenden Außern empfing ihn Herminie sehr freundlich, denn ihr Bruder hatt' ihn als seinen

Krieg  
einer  
sehr  
Zeit  
ten  
Man  
und  
gesch  
Man  
stand  
schul  
gen  
gense  
dieser  
tages  
herzli  
ging  
Stim  
und  
entha  
wege  
aber  
Diese  
Himm  
alles  
bist n  
frühe  
daran  
nich h  
fach,  
ich st  
derho  
Verb  
folgen  
kannt  
blieb  
Erzie  
kannt  
in ein  
in ge  
Pfl  
Kindl  
Bern  
vertr  
gute



Gegenstände seines Unterrichts waren Gott und die Natur, von welchen er mich vorzüglich auf unsern Spaziergängen unterhielt. Nie fühlte sich mein junges Herz inniger ergriffen, als wenn er mich Abends hinausführte unter den sternenhellen Himmel, und mich die Größe des Schöpfers aus den Gestirnen kennen lehrte. Bey der Erdbeschreibung staunt' ich zu hören, daß hinter unsern Felsen auf der Erde noch so viel Raum seyn sollte, da mir das eng begrenzte Thal die ganze Welt zu seyn schien. Ganz besonders liebte ich die Musik, die mich mein Pflegevater auch selbst lehrte. Außer der Tochter des Organisten hatte ich keine Gespielsinn; auch kam nur sehr selten Jemand zu uns, und ich hatte auch nie das Thal verlassen, seit ich auf der Pfarre war. So wuchs ich heran glücklich in der Beschränktheit meiner Lebensweise, unbekümmert wie es draußen in der Welt wohl aussehen möge. Ich ward vierzehn Jahr alt; da erwachte plötzlich in mir eine dunkle Sehnsucht, die mich wunderbar hinauszog, in die weite, unbekannte Ferne. Ich bestieg jetzt öfter als sonst die hohen Felsen, die unser Thal umgaben. Auf einem derselben stand eine Capelle mit einem Marienbild, vor welchem eine ewige Lampe brannte. Der Pfad, der zu diesem Felsen führte, war sehr steil und schmal, und ich hatte ihn nie besteigen dürfen, denn der Pfarrer fürchtete, daß ich hinunterstürzen könnte. Gerade zu dieser Höhe zog es mich am meisten hin. Wenn Abends die Lampe durch das Dunkel nieder stimmerte, so kam es mir vor, als leuchte mir ein freundlicher Stern entgegen; ohne zu wissen warum, breitet' ich dann oft die Arme aus, und es war mir, als trügen mich unsichtbare Flügel die steile Felsenwand hinauf. Einst führte mich ein einsamer Spaziergang zu dem Fuß des Felsens. Es war ein schöner Herbsttag; die Sonne war schon hinter die Berge gesunken; über mir glänzte der krystallreine blaue Himmel voll goldner Herbstwolken; es zog mich unwiderstehlich hinauf zu der Höhe, näher dem schönen, leuchtenden Gewölke. Ich gab diesem wunderbaren Sehnen nach und betrat den steilen Pfad. Kaum hatte ich einige Schritte gethan, so bemerkte ich seitwärts am Felsenfuß einen Reisewagen, in welchem Niemand saß, der aber auf Jemand zu warten schien. Ich stieg muthig hinauf und befand mich bald auf dem Gipfel des Felsens. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den der Blick in die tiefe Ferne dieses Mal auf mich machte. In purpurner Einfassung strahlte die dunkel glühende Scheibe der sinkenden Sonne, und in ihrer matten Vergoldung breitete sich das jenseitige Thal vor mir aus, von dessen ländlichen Hütten sich der Rauch säulenförmig durch die Luft kräuselte. Das Geläut der Abendglocke klang durch das Schellengetön weidender Heerden. Die weißen Herbstgewebe zogen langsam hin und wieder, und hingen sich an Bäume und Gebüsch, deren rothe, gelbe und grüne Blätter im bunten Gemisch durch einander schimmerten. Mir war seltsam wohl zu Muth. Mit dem Entzücken befriedigter Sehnsucht hätte ich die ganze schöne Natur an meine Brust drücken mögen; ich wünschte mir Flügel, um mich hinauszustürzen in die blaue, lockende Ferne. Pötzlich wandte ich mich gegen die Capelle, aber am Eingang derselben blieb ich stehn, überrascht durch den Anblick einer Frau, die vor dem Marienbilde kniete. Sie trug ein weites, schwarzes Kleid; ein schwarzer Schleyer bedeckte ihren Kopf, und die Hälfte ihres Gesichts. Ich hatte sie einige Augenblicke schweigend betrachtet, als sie aufstand und sich gegen mich wandte. Sie schien im mittlern Alter zu seyn,

und  
ziehe  
seyn  
müth  
Augen  
sie n  
mir  
schwe  
sieht  
denn  
zu e  
setzte

und ihr Gesicht, auf dem man Thränen Spuren sah, hatte etwas besonders Anziehendes für mich. Bey meinem ersten Anblick schien sie etwas betroffen zu seyn; dann schlug sie ihren Schleyer zurück, näherte sich mir, sah mir wehmüthig freundlich in's Gesicht, und küßte mir die Stirn, indem sich ihre Augen von neuem mit Thränen füllten. „Mein gutes Kind,“ sagte sie, indem sie meine Hand faßte, „ich hatte eine Tochter, die dir sehr ähnlich sah; sie ist mir gestorben, und jetzt liegt mein letztes Kind, mein einziger Sohn, an einer schweren Krankheit nieder; ich habe hier für seine Erhaltung gebetet. Du siehst so gut und so fromm aus, liebes Kind; bete auch du für meinen Sohn, denn man sagt, Gott erhöere die Bitten der Unschuld.“ Ohne meine Antwort zu erwarten, küßte sie mich noch einmal, stieg eilig den Felsenpfad hinab, setzte sich in den Reisewagen, der unten hielt, und verschwand.

(Der Schluß folgt.)

### L i e b e s g e s p r ä c h .

S i e .

Berwegner, wohin folgst du meinem Tritte?  
Was schwebt dir auf den Lippen?

E r .

Eine Bitte.

S i e .

O spare sie! Du störst die Nachtigall;  
Ihr göttlich Lied weckt rings den Wiederhall.

E r .

Was thut die Sängerin als Liebe flöten,  
Um die ich steh'?

S i e .

Ich fühle mein Erröthen.

E r .

Erröthend malt Aurora Thal und Höh'n;  
Im Purpur prangt die Rose zwiefach schön.

S i e .

Die Rose nennest du, der Blumen Blume?

E r .

Gefalle dir in ihrer Schönheit Ruhme.

S i e .

In ihrer Schönheit nur? O nah' ihr nicht!  
Sie führet Waffen. Weh' ihm, der sie bricht!

E r .

Die ungebroch'ne wird ein Spiel der Lüfte,  
Verhauchet unbelohnt die süßen Dufte.

S i e .

Du räth'st etwa, der Männer Lohn vertrau'n?

E r .

Versuch' es nur, auf dieses Herz zu bau'n!

S i e .

Wie Vielen hast du schon es angetragen?

E r .

Für dich allein, du Theure! kann es schlagen,  
Ihr, Götter, zeuget . . .

S i e.

Horch, wir sind belauscht!

E r.

Es ist der Wind, der durch die Zweige rauscht;  
Er weckt den Blüthenhaia zur Hochzeitfeier.

S i e.

Ich zitt're noch. Was irret dich mein Schleyer?  
Du raub'st . .

E r.

Den Himmel mir von deinem Mund —

S i e.

Mit diesem Kuß besiegl' ich unsern Bund.

J. G. Meiner.

## Die Biene.

Es saß jüngst Josephine  
Im schattenreichen Grund;  
Da stach sie eine Biene  
Auf ihren schönen Mund.  
„Vergieb mir,“ sprach die Biene,  
Bereuend ihr Vergehn,  
„Ich habe deine Lippen  
Für Rosen angefehnt.“

v. M. S.

## Correspondenz = Nachricht.

Mailand, im November 1822.

(S c h l u ß.)

Das Ballet hieß Gabriela di Bergn. Ballet in fünf Acten von Gaetano Gioja. Das Sujet desselben ist kürzlich folgendes: (1. Act.) Gabriela, Tochter des Grafen Hermann aus der berühmten Familie Bergn, obwohl schon seit ihrer ersten Jugend von dem edlen Jünglinge Rudolph von Couch zur Braut erkoren, mußte aus Familienrückichten ihre Hand dem Lehensherrn Bernaud, Graf v. Fayel, geben. Fayel sucht durch alle Mittel ihr Herz zu gewinnen, ordnet ländliche Feste an, aber umsonst, ihre Melancholie hat tief gewurzelt. (2. Act.) Mittlerweile sendet der König Philipp August einen Abgeordneten in der Person jenes Rudolph an den Grafen, der ihn von seinem nahen Besuch verständigen sollte. Rudolph bringt mit herabgelassenem Visir seine Botschaft; während Fayel sich entfernt, um die Antwort an den König zu schreiben, entdeckt sich Rudolph seiner Gabriela, in welcher die Leidenschaft der ersten Liebe wieder erwacht, die sich durch das Mitgefühl des Geliebten in den schönsten Auserungen ausspricht. (3. Act.) Der prachtvolle Einzug des Königs wird mit festlichen Tänzen begleitet; Fayel entdeckt jetzt in dem Begleiter des Königs den Grafen Couch seinen Rival; seine Unruhe steigt, als der König dem Grafen zur Belohnung der Waffenthaten desselben in Palästina die Schwester des Fayel zur Frau anbieten will, diese aber von ihm ausgeschlagen wird. (4. Act.) Nach dem Feste findet sich Gabriela allein in ihrem Cabinete, dem Schicksal ihrer unglücklichen Liebe nachsinnend; keiner mündlichen Mittheilung fähig, nimmt sie ihre Zuflucht zum Briefe, in welchem sie die vom Könige vorgeschlagene Braut Rudolph auf's dringendste empfiehlt, und ihre Pflichten gegen Fayel ihren Gemahl vorstellt. Allein Rudolph, welchen Almeida inzwischen im Pallaste

aufgefü  
ihren G  
niemals  
briela f  
dolph k  
Rival r  
sich un  
Rudolph  
gebracht  
und Fay  
scheint,  
Gabriel  
stönt  
Rudolph  
walt in  
Verban

Die  
bend be  
rung, C  
scherwir  
Episoden  
der schre  
kung de  
sicher zu  
schöne  
schüttern  
sinnebet  
allersch  
Auserste  
Enthun  
jedem de  
Pallaste  
Dieser t  
darzust  
verliert.  
lerinn,  
fügigste  
bringt;  
erwählte  
von Eg  
gen spä  
Sigra.  
Ganzen  
mengere

Im  
Malw  
Herrn P  
Die  
eine bes  
will. D  
und die

aufgefunden, erscheint selbst und hört nun aus dem Munde der weinenden Geliebten ihren Entschluß, den er mit Bekremden aufnimmt, und schwört, daß er diese Bande niemals tragen, und lieber als treuer Ritter sterben wolle. Diese Erklärung rührt Gabriela so sehr, daß sie die Glut ihrer ganzen Leidenschaft nicht mehr bergen kann; Rudolph küßt feurig ihre Hand, aber in demselben Augenblick kommt Fazel, überfällt den Rival mit dem Schwerte, welcher kaum Zeit genug zur Vertheidigung hat, doch aber sich und die unglückliche Gabriela vor der Wuth des Gemahls schützt. Letzterer bietet Rudolph einen Zweykampf an. (5. Act.) Mittlerweise wird Gabriela in ein Gefängniß gebracht; dort erhält sie durch Alberich die Kunde, daß Rudolph im Duell geblieben, und Fazel tödtlich verwundet sey, worauf sie ohnmächtig zusammen stürzt; Fazel erscheint, und läßt in einem Gefäße Rudolph's von Blut triefendes Herz bringen, und es Gabriela anbieten. Die Unglückliche verliert bey diesem schrecklichen Anblicke die Sinne, stöhnt einzelne Seufzer, und stirbt. Fazel erhält mittlerweile Gabriels Brief an Rudolph, woraus er die Unschuld seiner Gattinn entnimmt. Er möchte sie mit aller Gewalt in's Leben zurück rufen, aber die Hoffnung ist verschwunden; somit reißt er den Verband von der Wunde, und stirbt an der Seite seiner getreuen Geliebten.

Dieses mit Genialität gedachte und durchgeführte Ballet hat Gioja's Ruhm bleibend begründet. Man kann sich kaum etwas glänzenderes und poetischeres in Costumirung, Gruppierungen und daraus hervorgehendem Farbenwechsel, kaum etwas magischerwirkendes als die lebendige Poesie dieser interessanten, mit so vielen romantischen Episoden verwebten Handlung vorstellen. Hätte der letzte Act nicht durch den Gränzel der schrecklichen Darstellung die ästhetischen Grenzen überschritten, und die schöne Wirkung des frühern gestört, wir wären versucht zu glauben, kein Choreograph habe glücklicher zu dichten verstanden. Wenn es die edle Aufgabe der Kunst ist und seyn soll, die schöne Natur darzustellen, wie entfernte sich der Auctor, wenn er die sichtbar erschütternden Qualen, das grause Stöhnen einer mit dem Tode Ringenden, so lange in sinnebetäubenden Formen darstellt und festhält. Für mich war dieser fünfte Act das allerschrecklichste, was mich je auf der Scene afficirte. Auch das Publicum, auf das Außerste betroffen, vergaß anfänglich sogar nach dem Herabsinken des Vorhangs seinen Enthusiasmus für den Meister zu erkennen zu geben. Indes diese Ehre wurde ihm nach jedem der ersten vier Acte zu Theil, so wie den Protagonisten unter den Mimen Ule. Pallerini und Sigr. Molinari, der gewöhnlich an der Hand der erstern erschien. Dieser treffliche Mime hat nur den Fehler, daß er zu scharf aufträgt, und durch die darzustellende Leidenschaft sich oft so sehr hinreißen läßt, daß er alle Besinnungskraft verliert. Aber Sogra. Pallerini, wahrscheinlich eine in Europa unerreichte Künstlerinn, ist rein classisch in Ausdruck und Geberde, umsichtig und wahr in den geringfügigsten Nuancen der Leidenschaft, die sie durch die genialsten Gebilde zur Anschauung bringt; wahrlich, das sehr hohen Grad von Meisterschaft voraus, den nur wenig Ausgewählten zu erreichen verliehen ist. Ein im dritten Acte vorkommendes Pas de deux wurde von Sogra. Torelli und Sgr. Blasis unter Anfangs bestrittenen Beyfallsbezeugungen später ein Pas de trois, woben die talentvolle Schülerinn des hiesigen Institutes Sogra. Olivieri eintrat, mit entschiedenem Beyfall ausgeführt. Die Musik des Ganzen ward sinnreich aus Rossini's, Mavere's und Anderer Opern zusammengereicht, und lohnte die Mühe, ganz ausführlich darüber zu sprechen.

### O p e r.

Im k. k. privil. Theater an der Wien wurde den 19. d. zum ersten Male gegeben: *Malwina*, oder *Puzerls Abenteuer*. Zauberstück in zwey Aufzügen, von Herrn *Pallere*. Musik von *A. F. Kanne*.

Dieses Zauberstück hat vor vielen andern wenigstens so viel voraus, daß demselben eine bestimmte Idee zum Grunde liegt, was bey Stücken dieser Art schon viel sagen will. Diese Idee ist, daß ein Mann keine bessere Freundin hat, als seine Gattinn, und diese Moral mögen nicht nur die verheiratbeten, sondern auch die ledigen Män-

ner beherzigen; das schöne Geschlecht aber kann mit dieser Gerechtigkeit, die ihm hier widerfährt, sehr zufrieden seyn.

Der Inhalt ist folgender: Puzerl, ein Klecksausbringer (Herr Neubruch), ist mit seinem Weibe Sabine (Mad. Kaimund), bereits 30 Jahre verheirathet. Ihr einziger Wunsch ist, noch einmal jung zu werden. Eine wohlthätige Fee (Die Demmer) schenkt ihr eine Zauberugel, mit der sie sich und ihren Mann wieder verjüngen kann; doch soll es ihnen namenloses Unalück bringen, wenn ein Theil die Treue verlehrt. Kaum ist Puzerl wieder in seine Jugendjahre verkehrt, so kehrt auch der Leichtsin in seinem Herzen zurück. Als Milchmädchen stellt die Fee ihn auf die Probe, und da er im Begriffe ist, die Treue gegen seine Sabine zu vergessen, verwandelt sie ihn in eine Marmorsäule. Dieß ist der Schluß des ersten Actes. Im zweyten Acte erbarmt sich aber die gute Fee dieses unglücklichen Troyfes, und erweckt ihn wieder in's Leben, aber ohne Erinnerung des Vergangenen. Er trifft nun mit Sabine zusammen, ohne sie zu erkennen. Sie fesselt ihn zwar auch jetzt, aber der Leichtsin reisst ihn bald zu neuen verliebten Abenteuern hin, bis er endlich, durch verschiedene schlimme Erfahrungen gewinnet, zu seiner Sabine zurückkehrt, die ihm stets getreu aeblichen war.

Die Rolle des Puzerl scheint für Herrn Neubruch geschrieben zu seyn. Er hatte darin Gelegenheit genug, den Strom seiner munteren Laune ablaufen zu lassen, und betuschigte sehr durch sein lebendiges Spiel. Mad. Kaimund unterstützte seine Bemühungen mit glücklichem Erfolge. Wenn der Verfasser dieses Stückes sich von der Trivialität loszureißen, und über die Gemeinheit zu erheben, so wie dem ganzen Aufgebirge der Zauberwelt eine höhere symbolische Bedeutung zu unterlegen vermocht hätte, so würde dieses Zauberspiel mehr Glück gemacht haben. Allein in dieser Durchführung hat es mit den übrigen Stücken dieser Art zu sehr gleichen Charakter.

Die Musikstücke von Herrn A. K. Kanne haben nichts Ausgezeichnetes. Ein einziges Duett zwischen Puzerl und Sabine im zweyten Acte sprach vorzüglich an, und mußte wiederholt werden.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Spartium ferox. Wilde Pfriemen. Aus der Barbaren.
- Templetonta retusa. Aus Neuhoiland.
- Acacia stricta. Steife Acacie. Aus Neuhoiland.
- - longifolia. Langblättrige Acacie. Aus Neuhoiland.
- Aloe angulata. Eckige Aloe. Vom Cap.
- echinata. Weißstachelige Aloe. Vom Cap.
- Ceanothus africanus. Afrikanischer Ceanothus. Vom Cap.
- Clematis cirrhosa. Einfachblättrige Waldrebe. Von Andalusien.

(Mit einer Musik-Beylage.)

Drang in die Ferne.

Ortsgt von C. G. v. Zeilner, Musik von Fr. Schubert.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Sings

Piano

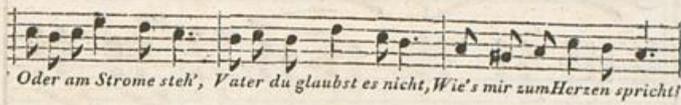


Bey

die ihm hier  
u (f), ist mit  
Ihr einziger  
Demmer)  
ingen kann;  
eine verlegt.  
Leichtsin in  
und da er  
e ihn in eine  
erbarmt sich  
Leben, aber  
ohne sie zu  
esd zu neuen  
Erfahrungen  
or.  
enn. Ge hatte  
lassen, und  
seine Bemü  
von der Tris  
enzen Aufgac  
ermocht hätte,  
Durchführung  
tes. Ein ein  
lich an, und

ieht folgende

In Musik gesetzt  
von  
Franz Schubert.

Singstimme.   
Oder am Strome steh', Vater du glaubst es nicht, Wie's mir zum Herzen spricht!

Pianoforte.   
decesc.

Wolkengold   
Ferne und ungekannt Irgend ein schön'-res Land.



Ach! von G   
lands Felsenthal Wird mir zu eng, zu schmal; Denn meiner Sehnsucht Traum



Findet dar   
Vater und Mutter mein, müsset nicht bö - se seyn, Va - ter und

cresc.   
p

Beilage z.

# Drang in die Ferne,

VON

Carl Gottfr. v. Leitner.

In Musik gesetzt  
VON  
Franz Schubert.

Etwas geschwind. Malach Metrum  $\text{♩} = 76$ .

**Singstimme.**

*Fater, du glaubst es nicht, Wi'z mir am Herzen spricht, Wenn ich die Welken seh' Oder am Strome steh', Fater du glaubst es nicht, Wi'z mir cum Herzen spricht!*

**Pianoforte.**

*Wohlgeld, Wohlgeruch Zieh'n so leicht dahin, Wolten im Sonnenlicht, Aber bey Blu - men nicht. Zögern und rasten nie, Eilen als wüsten sie Ferne und unbekant Irgend ein schö - nes Land.*

*Ach! von Gewalt und Fluth Hat auch mein wildes Blut, Heulich gerbt den Drang Stür - met die Welt entlang, Heulich gerbt den Drang Stür - met die Welt entlang, Vaterlands Feieskhal Wird mir zu eng, zu schmal; Denn meiner Sehnsucht Traum*

*Findet darin nicht Raum, Laßt mich! ich wuer, ich wuer, For - dern den Schel - de-kurz, For - dern den Schel - de-kurz. Fater und Mutter mein, müsstet nicht hü - se seyn, Fa - ter und*

Mutter mein, Müsst nicht bi-ze seyn; Hab' auch ija herrlich Lieb, A-ber ein wilder Trich Jagt mich wald-ein waldaus, Welt von dem Fa-ter-haus. Sorgt nicht durch welcher Land Ein- sam mein Weg sich wand,

Munden- und Strawschein leuchtet auch dort hin - ein. U-berall wohnt 's Ge-fühl Sich des a-zur-nenSchild, Denn um die gan-ze Welt Schirmend der Scho-pfer hält, Desum die gan-ze Welt Der Scho - pfer hält.

decrus.  
Ach und wenn nim-mer-mehr Ich zu such wie-der-kehr', Lie - bes, so denkt er fand; Gläck-lich das schön - - - re Land, Er fand - gläcklich das

schön' - - - re Land, Er fand das schön-re Land, Er fand das schön-re Land.

ppp mf p decrus. ppp

er-haus. *Sorgt nicht durch welches Land Ein-sam mein Weg sich wand,*

lt Schirmend der Schöpfer hält, Den um die gan-ze Welt Der Schöpfer hält.

nd, *Glück-lich das schön - - - re Land, Er fand - glücklich das*

*mf*

*decrsc.* *pp*

The musical score is written on ten staves. The first staff is a vocal line with lyrics. The second staff is another vocal line. The third and fourth staves are piano accompaniment, featuring chords and melodic lines. The fifth staff is a vocal line with lyrics. The sixth staff is piano accompaniment. The seventh staff is a vocal line with lyrics. The eighth and ninth staves are piano accompaniment. The tenth staff is a vocal line with lyrics. Dynamics include *mf*, *f*, *ff*, *decrsc.*, and *pp*. There are also markings for *ff* and *pp* in the piano accompaniment.

S  
B  
h  
d  
(25  
f.  
in  
G  
G  
zu  
W  
un  
ab  
seh  
un  
ni  
G  
üb  
fer  
lev  
P  
fre  
ne  
dr  
wa  
fer  
M  
vo  
au  
re  
ni  
fü

# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 27. März 1823.

37

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer Viertel, um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Sonnenuntergang.

(Eine Erzählung.)

(Schluß.)

Ich sah ihr in stummer Verwunderung nach. Als ich den Wagen aus dem Gesichte verloren hatte, trat ich in die Capelle, um den Wunsch der Unbekannten zu erfüllen. Da leuchtete mir von der Stelle, wo sie gekniet hatte, eine rothe Briestafche entgegen, die sie unfehlbar vergessen hatte. Ich hob sie schnell auf, und eilte um zu sehen, ob ich den Wagen wohl noch erreichen könne, sah aber bald ein, daß dieses unmöglich sey; denn schon war er nicht mehr zu sehn, und eh' ich hinunter gestiegen wäre, mußte er schon viel zu weit seyn, um ihn einzuholen; außerdem kreuzten sich dort mehrere Wege, und ich konnte nicht wissen, welchen er genommen hatte. Die Briestafche mußte also für's Erste in meinen Händen bleiben. Ich hoffte im Innern derselben Aufschlüsse über ihre Besitzerinn zu finden, und mir dadurch die Möglichkeit zu verschaffen, sie ihr wieder einzuhändigen. In dieser Hoffnung drückte ich auf das stählerne Schloß, und die Briestafche öffnete sich. Außer einigen unbedeutenden Papieren, aus welchen mir aber weder der Name, noch der Wohnort der fremden Frau bekannt wurden, enthielt sie das Portrait eines jungen Mannes, dessen Gesicht sich durch die edelsten Züge und den seelenvollsten Ausdruck auszeichneten. Eine Ähnlichkeit dieses Gesichts mit meiner Unbekannten war nicht zu verkennen; dieselbe Güte, derselbe Geist sprachen aus den großen dunkelblauen Augen. Ich hatte kaum drey oder vier unbedeutende junge Männer gesehn, und wußte kaum, wie diese ausfahen; war auch wohl noch von keinem bemerkt worden. Lang' und unverwandt hasteten meine Augen auf dem interessanten Bilde, und je länger ich es betrachtete, je wunderbarer fühlte ich mich hingezogen zu ihm und zu der fremden Frau mit dem milden freundlichen Gesicht. Gewiß, dachte ich, ist dieß das Bild ihres Sohnes, für den sie hier betete; ach! wäre sie meine Mutter! wäre er doch mein Bruder!

ich fühl's, ich würde beyde innig lieben. O, du lieber Gott! möchte er nur nicht sterben! Bey diesem Gedanken sank ich nieder vor dem Marienbilde und betete für ihn mit einer Inbrunst, wie ich vielleicht noch nie gethan hatte. Dann stand ich wieder auf und verließ die Capelle. Noch einmal überschaute ich die Gegend, aber es kam mir vor, als sey in wenigen Minuten eine große Veränderung mit mir vorgegangen. Mich dünkte, ich habe noch nie diese Landschaft so herrlich gesehen, noch nie sey die Sonne so schön untergegangen; mir war so wohl und so weh zugleich, und ich wußte doch nicht, warum. Langsam stieg ich vom Felsen nieder, und kehrte dann eilig nach dem Pfarrhause zurück, wo ich sogleich dem Pfarrer alles erzählte, was mir begegnet war, und ihm die Briestafche mit dem Portrait zeigte.

Wir müssen, sagte er, Maßregeln nehmen, um diese Briestafche der Eigenthümerinn zuzustellen; der Verlust derselben könnte ihr doch des Portraits wegen empfindlich seyn. Bis dahin magst du sie behalten und wohl bewahren, mein Kind. Der Pflegevater ließ wirklich in einigen öffentlichen Blättern bekannt machen, daß eine Briestafche gefunden worden sey, und nannte den Ort, wo man sie abholen könne. Es vergingen Wochen, Monate, Niemand meldete sich dazu. Der Pfarrer erklärte, daß ich das Gefundene als mein Eigenthum betrachten könne, weil es wahrscheinlich nicht würde zurückgefordert werden. Es freute und betrüßte mich zugleich; Ersteres, weil mir das Bild werth geworden war, wie das Bild eines geliebten Bruders, und ich mich ungern davon getrennt hätte; Letzteres, weil ich so nicht erfuhr, wer die Unbekannte gewesen, und ob ihr Sohn wieder hergestellt sey.

Diese beyden Wesen waren nach und nach die Gegenstände meiner einsamen Träumereyen geworden; meine Phantasie wußte tausend Fälle, tausend Lagen aufzufinden, in welchen sie mir wieder begegneten; es schien mir gewiß, daß ich sie irgendwo einmal antreffen müsse. Ich erhielt vom Pfarrer die Erlaubniß die Capelle öfter zu besuchen. Da stand ich nun oft stundenlang, und blickte unverwandt nach der Landstraße; bey jedem aufsteigenden Staub eines Reisewagens schlug mein Herz in froher und banger Erwartung zugleich. An den Winterabenden entfernte ich mich öfter als gewöhnlich vom flackernden Kaminfeuer, um welches wir in traulicher Einigkeit saßen, um vom Fenster aus durch das Dunkel nach der flimmernden Lampe zu blicken, die mir doppelt interessant geworden war. Dabey verstand ich selbst nicht, warum alles so mit mir war, und dachte auch eigentlich nicht darüber nach. So verging der Winter.

Im Frühjahr verfiel mein Pflegevater in eine Krankheit, die anfangs unbedeutend schien, nach und nach aber einen ernsthaften Charakter annahm; die Ärtzter wurden bedenklich und bald gaben sie die Hoffnung auf. Nur bis zum Anfang des Herbstes konnten sie des guten Pfarrers Leben fristen. Diesen Schmerz, der erste, den ich kennen lernte, verdrängte alle die Schwärmereyen meiner Phantasie. Die sonst so geliebten Bilder waren fast gänzlich in meinem Innern erloschen, denn ich dachte und fühlte nichts, als den nahen Verlust meines väterlichen Freundes. Mehrere Monate lang wick ich fast nicht von seinem Bette, und in meinen Armen ging der würdige Greis in die Ewigkeit hinüber. Ich beweinte ihn mit wahrer kindlicher Liebe. Sein Tod wurde meinem Oheim gemeldet, der, nach einem langen Aufenthalte in fremden Ländern,

erst seit kurzem in sein Vaterland zurückgekehrt war. Wenige Wochen darauf traf er bey uns ein, um mich abzuholen. Gewöhnt an den sanften, freundlichen Pfarrer, erschreckte mich das Ernste und Finstere, was im Wesen meines Oheims liegt; aber bald sah ich ein, daß diese schroffe Außenseite ein biederes, gefühlvolles Herz verbarg, und lernte ihn als meinen zweyten Vater betrachten. Der Abschied von meiner guten Pflegerinn, und überhaupt von dem glücklichen Aufenthalte meiner frohen Kindheit, war mir höchst schmerzlich. Zum letzten Male besuchte ich die Felsencapelle, wo ich gerade ein Jahr zuvor den wunderbaren Eindruck erhielt. Noch einmal tauchten die Bilder der Vergangenheit vor mir auf, aber in weit schwächerem Lichte als ehemals; die Wirklichkeit hatte den Spiegel meiner Phantasie getrübt, der sie mir einst in so reizenden Farben zeigte.

Bald saß ich mit meinem Oheim im Reisewagen. Drey Tagereisen hatten wir bis S. . . zu machen, wohin mein Oheim mich zuerst führen wollte. Am zweyten Tage unserer Reise kamen wir gegen Abend in W. . . an, einem Städtchen, wo mein Oheim zu übernachten beschloß. Während er im Gasthose, wo wir abgestiegen waren, die Zeitungen las, trat ich an's Fenster, welches nach einem freyen Plage ging, auf dem die Kirche stand. Man läutete eben die Glocke, die zum Abendgebet rief, und deren feyerliche Klänge erweckten auch in mir die Sehnsucht, im Gotteshause mit den Übrigen zu beten. Der Oheim gab mir die Erlaubniß dazu, und ich begab mich nach der Kirche. Schon war die Betstunde vorüber, und die Kirche wieder fast ganz leer, als auch ich mich von den Stufen des Altars erhob, um zurückzukehren. Da erklangen plötzlich vom Chor herab der Orgel feyerliche Töne; ich stand und horchte, und wie von Engelharmonie berührt, fühlte ich mich auf eine mir unerklärliche Weise ergriffen. Mein ganzes innres Seyn schien sich in diesen Tönen aufzulösen; ein seltsamer, aber wohlthuernder Schmerz stimmte mich zu Thränen, die unaufhaltsam über mein Gesicht flossen, ohne daß ich wußte, warum. Ich trat aus dem Dunkel des Seitenganges, und meine Schritte lenkten sich fast unwillkürlich zu den breiten Quaderstufen, die zum Chor führten. Bald befand ich mich in der Nähe des Orgelspielers. Schüchtern und leise trat ich näher; er vernahm vermuthlich meine Tritte, blickte um und verneigte sich ehrerbietig gegen mich. Ich gerieth in ziemliche Verwirrung mich einem jungen Manne gegenüber zu sehn, der durch edlen Anstand und eine sehr vortheilhafte Bildung auffiel. Verlegen schlug ich die Augen nieder. Er sprach einige Worte, die ich aber in meiner Befangenheit nicht verstand, und also auch nicht beantworten konnte. Schon fing ich an mich zu ermuthigen, und wollte eben eine Entschuldigung hervorbringen ihn gestört zu haben, als ein zweyter Blick auf ihn mich ganz außer Fassung setzte. Er war unverkennbar das Original des Bildes, welches die gefundene Briefftasche enthielt. Ich hatte es zu oft betrachtet, und diese interessanten Züge hatten sich zu tief in mein Gedächtniß geprägt um mich zu irren. Nun war es vollends aus mit meiner Besonnenheit; ich brachte kein Wort hervor, machte eine stumme Verbeugung und entfernte mich. Unten an der Treppe blickte ich noch einmal hinauf; er war mir bis auf die ersten Stufen gefolgt; da stand er, die Augen auf mich geheftet, das etwas bleiche Gesicht geröthet von den letzten Strahlen des Abendlichts, das durch die hohen runden Kirchenfenster fiel. Ich

öffnete hastig die Thür der Kirche, und befand mich im Freyen. Der Abend war eben so feyerlich schön, wie damals, als ich zum ersten Mal die Felsen-  
capelle betrat. Ich stand einen Augenblick still und schaute in den hellen Pur-  
pur des Himmels; nie hatte ich mich besser, nie frömmere gefühlt; nie hatte  
ich Gott und die Menschen so geliebt wie in diesem Augenblick. Einige Vor-  
übergehende, die mich neugierig betrachteten, erinnerten mich, daß es Zeit sey  
zum Oheim zurückzukehren. Dort fühlte ich die Verpflichtung die Brieftasche  
zurückzugeben, aber sie lag in meinem Reisekoffer, der voraus geschickt worden  
war, um unsern leichten Reisewagen nicht zu beschweren. Während mein  
Oheim in einem Lehnstuhl schlummerte, erkundigte ich mich bey der Wirt-  
hinn nach dem Namen des jungen Organisten, in der Absicht, ihm das Ge-  
fundene zurückzuschicken; aber diese schüttelte den Kopf und sagte: „Ich weiß  
nicht, von wem das gnädige Fräulein spricht, unser Organist ist ein steinalter  
Mann.“ „So hat er vielleicht einen Sohn,“ entgegnete ich, „oder sonst Je-  
mand, der seine Stelle vertritt.“ „So viel ich weiß, Niemand,“ antwortete  
sie, „er läßt es sich nicht nehmen, die Orgel allein zu spielen.“ „Wer aber,“  
fragte ich weiter, „ist der junge Mann, der sie heute nach der Betstunde  
spielte?“ Ich beschrieb ihn nun, aber er war ihr völlig unbekannt. Eine  
Bitte an die Frau, sich nach ihm zu erkundigen, schwebte mir auf den Lip-  
pen, aber eine gewisse Scheu, von der ich mir selbst nicht Rechenschaft geben  
konnte, hielt sie zurück. Nachher bereute ich, daß ich sie nicht geihan hatte,  
und nahm mir vor, den folgenden Morgen noch einmal mit der Wirtthinn  
deshalb zu sprechen. Allein mit Anbruch des Tages wurde ich geweckt, der  
schon reisefertige Oheim trieb zur Abreise, die Wirtthinn war nicht mehr zu  
sehn, und ich mußte fort, ohne das Geringste von dem Unbekannten zu er-  
fahren. Aber sein Bild schwebte lebendiger als je vor meinem innern Sinn.  
Die Neuheit, die Zerstreungen des Stadtlebens verwischten es wohl etwas;  
ich sah mich nicht ungern von mehreren Männern ausgezeichnet, aber sobald  
von einer Verbindung die Rede war, trat die Erinnerung an den interes-  
santen Unbekannten unwillkürlich hervor, und alle Männer, die ich mit ihm ver-  
glich, traten bey dieser Vergleichung in tiefe Schatten zurück. Dabey war  
meine Ruhe und Heiterkeit keinesweges gestört; ich war mit meinem Loose  
sehr zufrieden. Zwölf Jahre sind so vergangen, ohne daß ich je wieder et-  
was von dem Gegenstande meiner frühern Träumereyen erfahren habe. Nach  
und nach fing ich an mich selbst phantastisch und sogar lächerlich zu finden.  
Wunsch und Hoffnung, etwas über meine seltsame Bekanntschaft zu erfahren,  
verloren sich allmählig; ich betrachtete das Bild gleichgültig; aber ich konnte  
dennoch keinen Mann lieben, und ohne mein Herz wollte ich meine Hand  
nicht weggeben. So war es, bis ich Sie kennen lernte, Isidor; da fing ich  
an zu glauben, daß Freundschaft und Achtung wohl auch hinreichen, eine  
Verbindung glücklich zu machen.

Isidor, der Herminien bey dem letzten Theil ihrer Erzählung mit stei-  
gendem Antheil und sichtbarer Gemüthsbewegung zugehört hatte, dankte ihr  
jetzt für die Mittheilung ihrer frühern Lebensereignisse, und fragte dann, ob  
sie noch im Besiz jenes Bildes sey. „Wohl,“ antwortete Herminie, „habe ich es  
bis jetzt treulich bewahrt; aber um Ihnen zu beweisen, daß es mir unbedeu-  
tend geworden ist, will ich es in Ihre Hände geben.“ Sie eilte bey diesen

Worten schnell auf ihr Zimmer, und nach wenigen Minuten kam sie mit dem Bilde in der Hand zurück. „Hier, Isidor,“ sprach sie, „nehmen Sie es hin; aber sehen Sie es an und gestehen Sie unparteyisch, daß dieses edle, einnehmende Gesicht wohl den Eindruck rechtfertigen kann, den es auf ein jugendliches Herz voll schwärmerischer Gefühle machte.“ „Herminie,“ sagte Isidor mit lebhafter innerer Bewegung, indem er einen Blick auf das Bild warf, „und wenn Ihnen jetzt jener Unbekannte entgegen träte, würden Sie ihn mit eben der Gleichgültigkeit betrachten, mit der Sie sein Bild von sich entfernen?“ „Wenn,“ erwiderte Herminie nach kurzem Sinnen, „wenn sein Inneres seinem Äußeren entspräche, so würde er mir lieb und werth seyn, und sein Erscheinen würde mich freuen; aber nie würde die Erinnerung an eine jugendliche Phantasterey die Zufriedenheit eines Herzens stören, welches nur in der ruhigen Liebe und Achtung eines edlen Freundes sein Glück sucht.“ „Theure Herminie,“ erwiderte Isidor, „Sie wissen nicht, wie glücklich Sie das Original dieses Bildes und wie glücklich Sie zugleich Ihren Freund machen, denn beyde stehn in einer Person vor Ihnen. Dieses Portrait ist das meinige; ich war es, dem Sie in jener Kirche wie ein Engel des Lichts entgegen traten.“ Die überraschte Herminie sah ihn forschend an, und schüttelte zweifelnd den Kopf. „Ihr Zweifel,“ fuhr Isidor lächelnd fort, „ist sehr natürlich; aber wenn Sie erwägen, daß zwölf Jahre, unter den Beschwerden des Krieges verlebt, zwischen jener Zeit und dem gegenwärtigen Augenblick liegen, daß Krankheit und Narben mein Gesicht entstellten, und der Verlust des einen Auges mich vollends unkenntlich machen muß; wenn Sie dieß erwägen, so werden Sie weniger Bedenken tragen, in mir den Jüngling zu erkennen, der einst so glücklich war, Ihre Theilnahme zu gewinnen.“ „Wäre es möglich!“ rief die erstaunte Herminie, indem ihr Auge noch immer prüfend auf seinem narbenvollen Gesichte ruhte. „Es ist so, Herminie,“ sprach Isidor, indem er ihre Hand faßte; „dieses Portrait, welches damals jedermann sehr getroffen fand, schenkte ich meiner Mutter; ich hörte nachher, daß sie es verloren habe. In jenem Städtchen, wo wir uns zum ersten Mal trafen, verweilte ich auf einer Durchreise einige Tage. Der dortige Organist war mein ehemaliger Musiklehrer; er erlaubte mir zuweilen die Orgel zu spielen, die von jeher mein Lieblingsinstrument gewesen war. Dort sah ich Sie, Herminie; Sie gingen so schnell, wie Sie kamen, aber Ihr Bild blieb in meiner Seele zurück. Vergebens forsch’ ich nach der freundlichen Erscheinung jenes glücklichen Augenblicks. Niemand gab mir Auskunft über Sie. Bald darauf trat ich in militärische Dienste, und im Gewühl des Krieges sank Ihr liebliches Bild allmählig zurück in ein dämmerndes Dunkel, aus dem es nur dann und wann, in den bessern Momenten meines Lebens, wie ein fernes Nebelgestirn aufleuchtete. Daß ich Sie nicht wieder erkannte, mag daher kommen, weil sich bey Ihrem flüchtigen Erscheinen wohl der Umriß Ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit meiner Erinnerung einprägte, aber die einzelnen Züge derselben dennoch im Laufe der Zeit meinem Gedächtniß waren verloren gegangen.“ „Wenn Sie erwägen,“ erwiderte Herminie lächelnd und ein wenig erröthend, „wenn Sie erwägen, welche Veränderungen ein Zeitraum von zwölf Jahren auf dem menschlichen Angesicht überhaupt, vorzüglich aber auf dem Gesicht einer Frau oft hervorbringt, so wird es Sie nicht befremden, daß Sie das einst so blühende Mädchen an der Grenze ihrer Blüthenzeit nicht wie-

der erkannten.“ „Haben auch die flüchtigen Jahre,“ sagte Sophie, „etwas von eurer jugendlichen Schönheit mit hinweggenommen, so haben sich doch eure, für einander bestimmten Seelen wieder erkannt.“

In diesem Augenblick rollte ein Wagen vor; Isidors erwartete Verwandte stiegen aus; unter ihnen befand sich seine Mutter. Herminie bemerkte auf ihrem Gesicht zwar wohl auch die Spuren der Zeit, doch fand sie dieselbe weniger verändert als ihren Sohn. Die würdige Matrone freute sich innig, als sie von ihren Kindern die Geschichte ihrer ersten Jugend und deren glückliche Entwicklung vernahm. Sie erinnerte sich Herminiens, drückte das wiedergefundene Bild an ihre Lippen, und legte dann segnend die Hände auf die beyden Lieblinge.

So standen sie noch auf dem Balcon, als die Dämmerung schon begann, und der feurige Nachglanz der Sonne schon verschmolzen war in ein weiches Rosenroth; ein Bild der edlern Liebe, deren Flamme sich allmählig auflöst in das sanfte, ruhige Gefühl der Freundschaft. Auguste.

### Die Fahrzeiten.

Grün wogt die Saat im Sonnenschein  
 Bey lindem Frühlingswehen;  
 Es blüh'n und duften süß am Rain  
 Die Weitschen und die Schlehen:  
 Die Saiten greift der Trubadur,  
 Und preist die Schönheit der Natur.

Die Weitschen haben abgeblüht;  
 Die gold'nen Ähren winken,  
 Und bey der Schnitter Jubellied  
 Sieht man die Sichel blinken:  
 Die Saiten greift der Trubadur,  
 Und preist die Güte der Natur.

Das weite Feld ist Halmenleer;  
 Da lacht aus dunkeln Laube,  
 Vom süßen Himmelssthaue schwer,  
 Die reife Purpurtraube:  
 Die Saiten greift der Trubadur,  
 Und preist die Weisheit der Natur.

Enttaubt ist Rebenshöf' und Hain,  
 Die Star so kalt und stille,  
 Doch in der Hütte Brot und Wein,  
 Und Liebeslust in Fülle:  
 Da weilet froh der Trubadur,  
 Und preist die Vorsicht der Natur.

Carl August Olofer.

## B a l l e t.

Paris, oder der Triumph der Schönheit. Anakreontisches Ballet in einem Acte, von Herrn L. Henry, im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore aufgeführt. — Die Menge der theatralischen Neuigkeiten hat uns gehindert, von diesem neuen Ballete, welches nun bereits zum dritten Male mit außerordentlichem Beyfall gegeben wurde, unsern Bericht gleich nach der ersten Vorstellung zu liefern; denn wir wollten lieber schweigen, als etwas Ungenügendes davon berichten.

Dieses Ballet hat schon einen sehr großen Vorzug in seinem überaus glücklich gewählten Gegenstande. Das berühmte Urtheil des Paris ist eine der schönsten Dichtungen des griechischen Geistes; die Fabel ist allgemein bekannt, und daher in der Darstellung allgemein verständlich; sie biethet dem Balletmeister reichen Stoff zu interessantesten Arrangements der tanzenden Personen. Pantomime, Tänze und Gruppierungen können hier ungezwungen in den brillantesten Gestaltungen abwechseln.

Der trojanische Prinz, Paris, ist in der griechischen Mythologie der Hauptrepräsentant aller Verehrer und Liebhaber des schönen Geschlechtes. Er raubte die Helena, Griechenlands schönste Frau, und veranlaßte dadurch den zehnjährigen trojanischen Krieg, der mit dem Untergange von Troja endigte. Diese Begebenheit war wichtig genug, um die Geschichte dieses Helden mit einer Menge Fabeln auszuschnücken, welche ihm einen Platz in der alten Mythologie einräumten. Der Sage zu Folge sollte Paris gleich nach seiner Geburt auf dem Berge Ida ausgefetzt werden, weil seine Mutter Hekuba von einer Fackel geträumt hatte, welche Troja in Brand stecken würde. Dieß schreckende Orakel bewog den König Priamus, die Ausfetzung des neugebornen Knaben zu befehlen. Aber der Trojaner, welcher ihn ausfetzen sollte, hatte zu viel Gefühl, um einen so barbarischen Auftrag zu vollziehen, und trug den Knaben nach seinem Hause, wo er ihn eben so sorgfältig erzog, als ob er sein eigenes Kind gewesen wäre.

Als Paris herangewachsen war, schien er, trotz des niedrigen Standes, worin er sich befand, es zu ahnden, daß königliches Blut in seinen Adern floß. Er machte sich eine Art von Herrschaft über die Hirten an, schlug die Straßenräuber, welche Einfälle in die friedlichen Hütten thaten, zurück, und die Hirten betrachteten ihn als den Schutzgott ihrer Triften.

Paris war nur ein bloßer Hirt, als seine Schönheit ihm die Hand einer Trojanerinn von vorzüglichem Range erwarb, welche Ländereyen besaß, die an einem Flusse gelegen waren, wovon sie den Namen einer Naja bekam. Sie hieß Onone, und soll einige Kenntnisse in der Botanik besessen haben. In Ovids Gedichten befindet sich eine Heroide, betitelt: Onone an Paris.

Die Schönheit des Paris gab Gelegenheit, ihn seine künftige Größe ahnden zu lassen. Sein berühmtes Urtheil über die drey Göttinnen ist bekannt. Wenn diese reizende Dichtung irgend einen historischen Grund hat, so ist es folgender. Unter den Prinzessinnen der zahlreichen Familie des Priamus waren drey, die sich besonders durch ihre Schönheit auszeichneten. Da sie beyammen lebten, so war der Vorzug, den irgend eine erhielt, eine dem schönen Geschlechte natürliche Art von Eifersucht, vielleicht auch die bloße Langeweile ihres Standes hinreichend, sie zu Nebenbuhlerinnen zu machen. Die kleinen Zwistigkeiten, welche daraus entstanden, waren von der Art, daß sie nicht anders, als durch ein authentisches Urtheil entschieden werden konnten. Aber wen sollte man zum Schiedsrichter der Schönheit wählen? Es mußte ein junger, schöner und unbefangener Mann seyn. Alles dieß traf beyhm Paris zusammen; dieser wurde daher zum Schiedsrichter ernannt.

Jede der Prinzessinnen suchte diesen Richter für sich einzunehmen; die eine versprach ihm Macht; die andere schmeichelte ihm mit der Palme der Weisheit und Kunst; die jüngste, welche gärtlicher oder geschickter war, als die andern, ließ ihn Vergnügen hoffen, und trug den Preis davon. Es ist wahrscheinlich, daß der Ruf von diesem Urtheile den Paris in Troja bekannt machte. Man suchte hier das Geheimniß seiner Geburt zu enthüllen; er wurde von seinem Vater anerkannt, und als Hektors Bruder

behandelt; der Traum der Heluba und die Verkündigungen der Orakel waren wahrscheintlich schon längststens vergessen.

Die Scene, wo diese Begebenheit vorging, wurde nachher von den Dichtern veredelt. Ihnen zu Folge wurde, bey der Hochzeit der Lhetis, von der Zwietracht ein Apfel mit der Aufschrift: der S c h ö n s t e n, unter die anwesenden Göttinnen ausgeworfen. Juno, Minerva und Venus, welche auf diesen Vorzug Anspruch machten, verglichen sich, den Streit ihrer Eifersucht durch einen Schiedsrichter austragen zu lassen. Sie stiegen vom Olympus zum Berge Ida nieder, und erwarteten von Paris den Ausspruch über ihren Vorzug. Er erkannte die Venus für die Schönste, und sie belohnte diese Galanterie, indem sie ihm Reize verlieh, die ihn zum gefährlichsten Manne für alle weiblichen Herzen machten.

Der Balletmeister hat diese schöne Fabel poetisch aufgefaßt und vortreflich in die Scene gesetzt. Die Scene stellt die Gegend am Berge Ida vor, welchen man im Hintergrunde hoch in die Wolken empor ragen sieht. Paris (Herr S a m e n g o) unterhält sich mit den ländlichen Nymphen tanzend, als Merkur (Herr B r e t e l) den goldenen Apfel mit der Inschrift: d e r S c h ö n s t e n, bringt und die Ankunft der drey Göttinnen verkündigt. Venus (Dlle. T a g l i o n i), Juno (Dlle. M i c h e l e r), Pallas (Dlle. S t u l k m ü l l e r), erscheinen, um den Preis der Schönheit zu werben. Jede bietet Geschenke. Aber Paris hat nur für die Schönheit Sinn, welche ihm Venus in der Person der Dlle. H e b e r l e zuführt, und wenn er sich auch bedenken wolste, so vollendet Amor schnell den Sieg der Schönheit, indem er ihn mit seinem Pfeile trifft.

Paris hat nun keine Wahl. Er erkennt den goldenen Apfel der Venus zu und die beyden andern Göttinnen entfernen sich voll Beschämung. Die Göttinn der Liebe feyert nun den Triumph der Schönheit. Es erscheint Adonis (Herr T a g l i o n i), und er geht sich an ihrem Liebreize. Auch Zephyr und Psyche (Herr und Mad. K o z i e r) finden sich zur Triumphfeyer ein, und die Nymphen bilden das große Gefolge dieses reizenden Triumphes. Die mannigfaltigen Tänze und Gruppierungen dieses Balletes tragen sämmtlich den Charakter der geschmackvollsten Anordnung, und werden mit höchster Vollendung ausgeführt. Die Herren T a g l i o n i, K o z i e r, B r e t e l und S a m e n g o, so wie die Damen K o z i e r und B r e t e l, die Dllen. T a g l i o n i, H e b e r l e und R a m a c i n i entwickeln ausgezeichnete Kunstfertigkeiten in reizenden Stellungen und Bewegungen auf die mannigfaltigste und stets neue Weise. Eine besonders liebliche Episode bildet der bezaubernde Shawltanz zwischen Adonis und Venus (Herrn T a g l i o n i und seiner liebenswürdigen Tochter), der sich durch eine überraschende und wahrhaft bewunderungswürdige Mannigfaltigkeit von Wendungen, Stellungen und Gruppierungen mit stets wechselnden malerischen Shawltumwürfen auszeichnet. Nur das Beste, was das hiesige Ballet in dieser Art jemals geliefert hat, läßt sich mit diesem Shawltanze an Schönheit und Grazie vergleichen. Damen von Geschmacke, Kenner der Moden, und Freunde der bildenden Künste werden dem glänzenden Reichthum dieser Erfindung und ihrer überaus reizenden Ausführung die größte Bewunderung zollen.

### M o d e n b i l d XIII.

Kleid von Persequin mit Atlas und Dintuch verziert. Zur Binde ein Band. Der Hut von Crep und Atlas ist mit Blumen geschmückt.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

waren wahr:

Dichtern versacht ein Apfel ausgeworfen. n, verglichen n. Sie stiegen Ausspruch über diese Galans alle weiblichen

trefflich in die man im Hins (g o) unterhält den goldenen drey Göttin Pallas (Dile. n. Jede bietet us in der Perz, so vollendet trifft.

us zu und die er Liebe feyert ni), und ers (K o g i e r) fine lge dieses reis Balletes traeden mit höch tet und S as glioni, Hezeigenden Stels Eine besonders Venus (Herrn vraschende und tellungen und phnet. Nur das ich mit diesem make, Kenner Reichthum dies nderung gollen.

in Band. Der



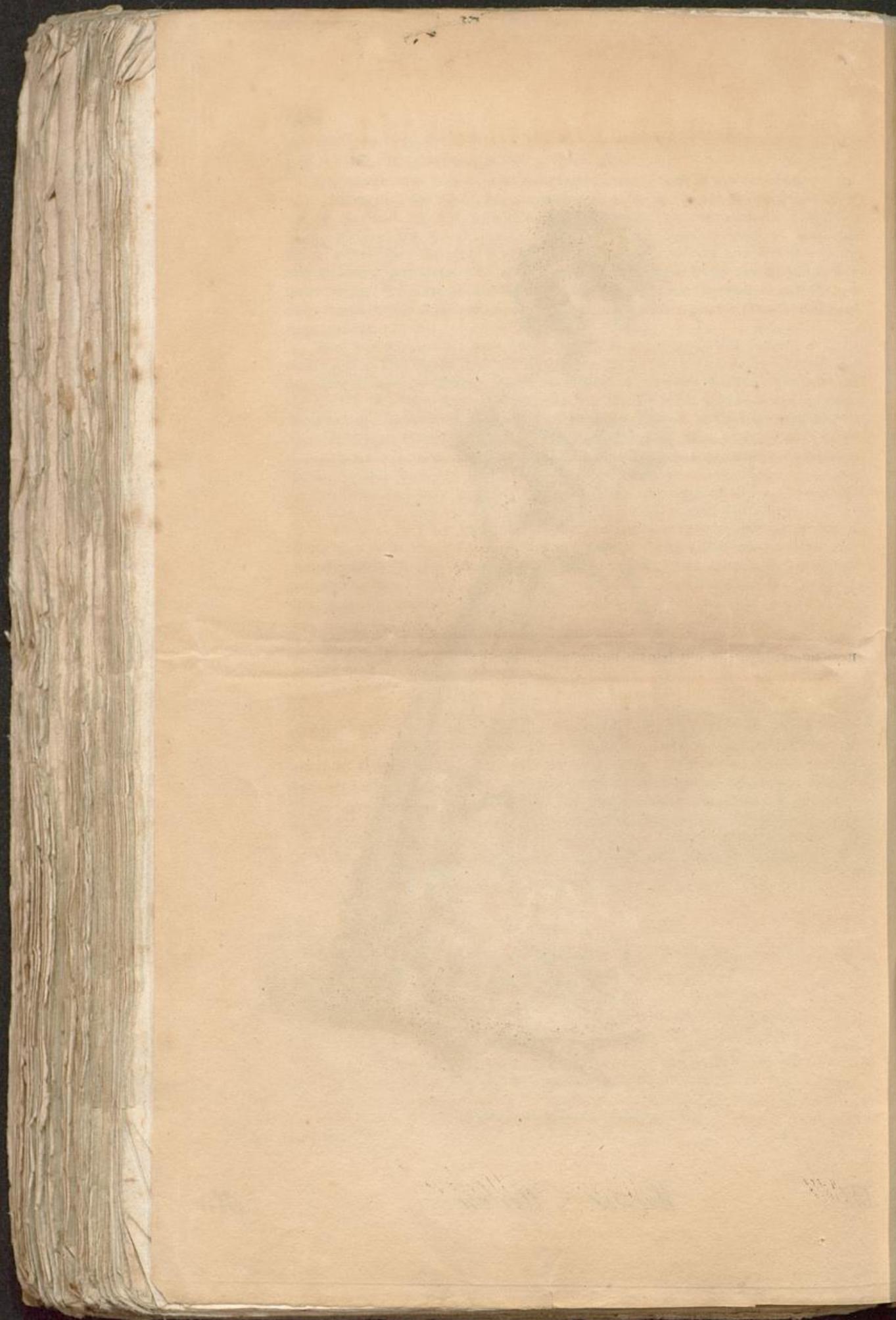
*P. v. J. Del.*

*F. J. Scher 10.*

*XIII.*

*Wiener Moden.*

*57.  
1823.*



**R**

Don  
hier g  
dann  
(Wur  
f. f. T  
in R

**D**

dem  
win

m e  
S a  
schen  
Did  
schen

Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 29. März 1823.

38

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die goldne Zeit.

Die goldne Zeit, mein Freund, sagte die Prinzessin zu Tasso,  
womit der Dichter uns

Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit sie war,  
So scheint es mir, so wenig als sie ist.

Sehr richtig bemerkt sie kurz vorher: es strebe das Gemüth  
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,  
In seinem Innern wieder herzustellen,  
So wenig der Versuch gelingen mag.

Es ist nicht uninteressant, einige Augenblicke bey diesem Bestreben, und dem Ursprung einer Dichtung zu verweilen, die so leicht die Theilnahme gewinnt, und in eine sprüchwörtliche Redensart übergegangen ist.

Wir finden sie zuerst im Hesiod, dem ältesten Dichter nach dem Homer, der uns übrig geblieben ist. Die bestimmte Hinweisung auf die Zeiten Saturns, und die Einschlebung eines gerechten Heldengeschlechtes zwischen das eiserne und eiserne Weltalter, deuten auf eine, zu den Zeiten des Dichters bereits vollkommen ausgebildete, zum Theil aus entstellten historischen Erinnerungen hervorgegangene Sage.

Das goldene Geschlecht der Menschen,  
sagt Hesiod,

war

Das erste, das die himmlischen Bewohner  
Der Götterburg auf Erden wohnen ließen,  
Zu Kronos Zeit, da der noch waltete.  
Wie Götter lebten da die Menschen, kummerlos  
Und sorgenlos, und ohne Weh und Leid,  
An Händen und an Füßen frisch und fröhlich.  
Kein düstres Alter übergang sie da;  
Sie starben wie vom Schlummer hingenommen,  
Und alles Gute hatten sie. Die Erde,

Die Lebensmutter, reichte ungebeten  
Die Hüll' und Fülle. Jeder konnte ruhig  
Mit guten Leuten seines Wesens pflegen \*).

Unverminderte Jugendkraft, und kummerloses Einsammeln der Gaben, welche die Erde, ohne von Schweiß befruchtet zu seyn, dem Menschen ungebeten in reicher Fülle darbietet, sind die beyden hervorsteckendsten Züge in diesem Gemälde; und nichts ist natürlicher, als daß sie diese Stelle einnehmen. Das physische Übel ist das erste, welches der Mensch kennen lernt, das erste, von welchem er zu leiden hat; es ist das auffallendste, wie das mannigfaltigste und unvermeidlichste. Bald erfährt er auch, wie mühselig das Erwerben, wie unsicher der Besitz sey, und wie schnell die rasche Jugendkraft sich verzehre, die jedes Beschwerliche leicht zu überwinden, und jeden Verlust leicht zu ersetzen vermag.

Neben der Anmuth eines ewigen Frühlings, und dem freywillig strömenden Born des Übersusses tritt in *Ovid's* Gemälde der goldnen Zeit ein anderer Zug hervor. Das Freyseyn von den Übeln, welche aus der bürgerlichen Verbindung der Menschen entstehen. Diese Idee ist der Faden, an welchen alle Züge in seiner Beschreibung der vier Weltalter angereiht sind. Mit dem Zusammentreten der Menschen in einen bürgerlichen Verein beginnt ihre sittliche Verschlimmerung. Habsucht und Arglist erwachen, und mit ihnen verwegne Raubsucht und Gewaltthätigkeit. Bald genug muß es nämlich der Mensch gewahr werden, daß eine solche Vereinigung, wie sie ihm auf der einen Seite die wichtigsten Vortheile gewährte, auf der andern Seite neue Leidenschaften erzeugte, und neue Übel gebär, die ihm im Naturzustande fremd gewesen wären. Wo er dann etwa ein kleines Hirtenvölkchen erblickte, das jenem Naturzustande treuer geblieben war, so ließ er diesem eine ideale Glückseligkeit, und übertrug die Vorstellung davon auf ein ganzes früheres Weltalter, unbekannt mit allen Veranlassungen zu jenen Leidenschaften, die, wie er einsah, größten Theils das Elend des seinigen erzeugten.

Aber auch ohne Rückblick auf die Übel, welche aus den gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen hervorgehen, erzeugt sich in dem dichterisch gestimmten Gemüthe die Sehnsucht nach freyer Äußerung und harmloser Befriedigung schuldloser Neigungen, die es durch jene Verhältnisse mannigfaltig beschränkt fühlt; diese Beschränkung selbst nur um so unwilliger ertragend, je reizender es das Bild solcher Neigungen mit dichterischer Reinheit aufgefaßt hat.

Diese schöne Sehnsucht lebt in *Tasso's* Beschreibung der goldnen Zeit; und in dem bezeichneten Sinne durfte er seinem Gemälde schuldloser Unbefangenheit das Siegel ausdrücken: Erlaubt ist, was gefällt.

O schönes goldnes Alter!  
Singt der Chor in seinem *Amin'ta* \*\*),  
Nicht golden, weil von Milch die Bäche flossen,  
Und Honig von den Büschen troff;

\*) Nach *Bouterweks* Bearbeitung. Wer die Beschreibung aller fünf Weltalter nachlesen will, wird seinen Entschluß gewiß nicht bereuen, da sie zu den schönsten Überresten des Alterthums gehört.

\*\**Atto primo.*

Nicht weil vom Pfluge unberührt  
 Die Erde ihre Früchte gab,  
 Und ohne Zorn und Gift die Schlangen irrten;  
 Noch weil im heitern Lichtglanz stets  
 Der frische Frühling lächelte;  
 Und keine Fichte Krieg und Waaren noch  
 An fremde Ufer trug:  
 Nein, darum nur, weil jener eitle  
 Bedeutungslose Name, das Idol  
 Des Irrthums und Betrugs, das später Ehre  
 Der sinnenlose Pöbel nannte,  
 Und zum Tyrannen der Natur gemacht,  
 Sein Gift noch nicht in heitre, süße Scherze  
 Verliebter Scharen mischte; noch sein hart' Gesetz  
 Die freygewohnten Herzen drückte,  
 Und einzig nur das goldene  
 Beglückende Gesetz, das die Natur

Uns eingrub, galt: Erlaubt ist was gefällt.

Eine schlimmere Zeit dient überall dem Bilde einer besseren zur Unterlage. Die eiserne Zeit hat der goldnen ihre Entstehung gegeben. Am stärksten tritt dieses in Hesiods Gemälde hervor. So reizende Farben Tasso auch mischen, so leicht auch Ovid den Pinsel führen mag, keiner ergreift unser Gemüth, wie der Grieche. Es ist die Stimme eines begeisterten Sehers, die wir vernehmen, der tief gekränkt durch die sittliche Entartung des Geschlechtes, mit dem er lebt, ihm drohend verkündet: daß es ein noch schlimmeres gebähren, und so sich selbst zerstören werde.

O wär' ich doch,

ruft er aus,

nicht unter das Geschlecht

Der fünften Art gefallen! Lieber früher

Gestorben oder später erst geboren!

Denn jezo lebt das eiserne Geschlecht.

Bei Tag und Nacht ist weder Rast noch Ruhe

Von Müh' und Noth; und schwere Sorgen senden

Die Götter — — — — — Und Zeus

Wird dieß Geschlecht der Menschen auch vertilgen,

Wenn graues Haar an ihren Schläfen hängt.

Der Vater wird den Kindern nicht, das Kind

Dem Vater nicht, der Gast dem Gastgenossen,

Der Bruder nicht dem Bruder wie zuvor

Ergeben seyn. Unehre wird das Alter

Der grauen Ältern treffen. Ach! sie werden

Hart angefahren werden von den Argen,

Die nicht mehr achten auf der Götter Wort.

Der Eine wird des Andern Stadt zerstören;

In keiner Gunst wird Eid, Gerechtigkeit

Und guter Wille seyn. Den Frevelmuth

Des fecken Übelthäters wird man ehren;  
 Der Schlechte wird den Guten übereilen  
 Durch Meineid, schlaue Red' und bösen Trug,  
 Und im Tumult des finstern Jammers wird  
 Sich Alles in die Wette niederreiben,  
 Denn nun sind von der weit betretenen Erde  
 Die Göttinnen Gerechtigkeit und Zucht,  
 Die schöne Götterbildung, eingehüllt  
 In ihre hellen Liliengewande,  
 Zu den Unsterblichen zurückgekehrt,  
 Und haben uns verlassen. Was geblieben  
 Auf Erden ist, ist nur ein früher Wunsch;  
 Und Keiner kann des Übels sich erwehren.

M. E n f.

## L i t e r a t u r.

Virgils Aeneide. In deutschen Jamben, von Dr. Jos. R ü r n b e r g e r. 4 Bändchen in Taschenformat. Zwickau 1822. — Dem würdigen Verfasser gebührt der Preis, das berühmte lateinische Heldengedicht, mit Befestigung aller pedantischen Steifheit und Schwerfälligkeit, für das geschmackvolle Publicum Deutschlands in gereimten Stanzzen verdeutscht zu haben. Was in Desille's poetischer Übersetzung des Virgil für die französische Sprache geleistet ist, das und in gewisser Hinsicht noch mehr leistet die vorliegende Übersetzung für die deutsche Sprache. Der Verfasser ging von der beschränkenden Form des Hexameters ab, und wählte dafür den romantischen Vers, welcher unstreitig den neuern Sprachen am angemessensten ist. Er hatte unsern verewigten Schiller vor Augen, der in seiner Übersetzung des zweyten und vierten Buches der Aeneide eine Vorarbeit hinterließ, welche allerdings verdiente, daß ein, mit hinlänglicher Kraft ausgerüstetes Talent sie fortsetzte, und dem Vorbilde folgend, das Ganze vollendete.

Der Verfasser war zu dieser Arbeit berufen. Überall bekrundet sich in seinen fließenden Stanzzen das verdienstliche Streben nach Gefälligkeit, Klarheit und Schönheit des Ausdruckes; und mit der treuen und gleich kräftigen Wiedergebung des Gedankens vereinigt er nicht selten wörtliche Treue in dem Redumfang des Originals. Aber selbst da, wo er, um die Stanzzen logisch abzuschließen, in die Nothwendigkeit versetzt ist, die gedrungene Kürze des Originals paraphrasirend der Deutlichkeit aufzuopfern, gewinnt der Leser an poetischem Genuße, indem ihm der Gegenstand näher gerückt, und der Geist des Urgedichtes verlebendigt wird. Es ist nicht zu zweifeln, daß das Verdienst dieser Arbeit anerkannt und von der Großzahl des gebildeten Publicums in ganz Deutschland gewürdigt werden wird.

Der Verfasser, königlich preussischer Postmeister in Sorau, hat dieses Werk seinem Könige gewidmet. Möge das ganze gebildete Publicum Deutschlands hören, was er am Schlusse seiner Zueignung sagt:

„Ein Deutscher wagt dem Römer nachzusingen,  
 Laß', Deutscher! Drum nicht ungehört verklingen,  
 Was Dichters Hand dem König überreicht.“

Dieses Werk bildet übrigens einen Bestandtheil der bekannten und beliebtesten Taschenbibliothek der ausländischen Classiker in neuen Verdeutschungen, welche zu Zwickau im Verlage der thätigen Gebrüder S c h u h m a n n in einer regelmäßigen und eleganten Ausgabe erscheint.

Zur Probe theilen wir einige Stanzzen mit. Aus dem ersten Buche, Vers 130, wo Neptun den Seesturm, den Juno zum Untergange des Aeneas erregt hatte, stift:

„Da endlich bringt bis zu Poseidons tiefem Sitze  
Des Ungewitters Wiederklang.

Erzürnt und doch sich gleich, hebt aus der wilden Fluth  
Der Gott die ewig heit'ere Stirn empor.  
Da stellt sich ihm ein schrecklich Schauspiel vor:  
Der Flotte armer Rest; er sieht, mit welcher Wuth  
Um ihren Untergang die Elemente kämpfen;  
Und ahnend, daß ihm dieß der Schwester List gethan,  
Eilt er, der Stürme Zorn zu dämpfen,  
Und winkt dem Eurus, und dem Zephyrus zu nah'n.

Ist, redet er sie an, dieß die mir schuld'ge Pflicht?  
Wie, ohne mein Gebot, wagt, Wind! ihr euch hervor?  
Poseidons Zorn erschreckt euch nicht?  
Ihr peitscht die Fluth bis an die Stern' empor? —  
Ich sollt' euch! — doch jetzt gilt's, der Wogen Wuth zu stillen,  
Ein andermal kommt ihr mir nicht so leicht davon.  
Beschleunigt eure Flucht, sagt Tol meinen Willen,  
Sagt ihm, es send' euch Kronos Sohn.

Mir und nicht ihm sey das Gebiet der Meere —  
Der strenge Dreyack sey in meine Hand gegeben,  
Es sey der Ort, wo die Regierung ihm gehöre,  
Der Fels, wo eure Häuser sich erheben.  
Dort mög' er seinen Hofstaat halten.  
Er sagt's, und stillt mit Einem Blick  
Des Meeres Toben, rüft der Sonne Licht zurück  
Und theilt der Wolken drohende Gestalten.

Man vergleiche diese Stanzas mit den Bossischen Hexametern, und man wird keinen Augenblick zweifelhaft seyn, welche von beyden Übersetzungen eine schönere Berdeutschung ist.

### Schauspiel.

Im Hoftheater nächst der k. k. Burg wurde den 20. März zum ersten Male gegeben: Die Oper, oder das Quartett im Hause, Lustspiel in zwey Aufzügen, von C. W. Contessa. Vorher wurde gegeben: Raphael, neu in die Scene gesetztes Lustspiel in Alexandrinern und einem Aufzuge, von J. F. Castelli. — Contessa ist den Freunden des Theaters lange schon ein schätzbarer Name. Das Räthsel von ihm zielt jetzt noch das Repertoire, und wird gerne gesehen. Man konnte daher der Erscheinung eines neuen Stückes aus seiner Feder mit guten Hoffnungen entgegen sehen. In diesem neuen Lustspiele, die Oper, oder das Quartett im Hause betitelt, ist zwar die Erfindung nicht ohne poetisches Verdienst; aber die Ausführung und zumalen der Dialog leidet an Weitschweifigkeit, der jedoch abzuhelfen ist, wenn mehrere Wiederholungen weggeschnitten, und der Dialog bis auf ein gewisses Maß verkürzt wird.

Der Inhalt ist folgender: Justizrath Wunder (Herr Cosenoble), welcher ein Musikfreund und selbst ein Dilettant in der musikalischen Composition ist, wünscht in seinem Hause ein stehendes Quartett zu haben. Die zweyte Violine, die ihm bisher fehlte, soll Cäcilie, seiner Schwester Franciska Nichte übernehmen, welche dieses Instrument in dem Institute, wo sie erzogen wurde, zu lernen beauftragt war. Sie soll nun, nach ihrer Rückkehr aus dem Institute, die erste Probe ablegen, und wenn sie besteht, nicht bloß die zweyte Violinspielerinn, sondern sogar die Gemahlinn des Herrn

Justizrathes werden, welcher ein Junggeßell in den Fünfzigerjahren ist. Auch der Commerzienrath Adam (Herr Krüger), ein Junggeßell von ungefähr gleichem Alter und Dilettant in der Poesie, wirft seine Blicke auf die junge lebenswürdige Cäcilie, und geräth darüber in eine heftige Zänkerey mit dem Justizrathe, die in einen lebhaften Streit über den Vorzug der Poesie und Musik ausartet, wobey der Umstand zu bemerken ist, daß der Commerzienrath der Verfasser eines Opernbuches ist, welches der Justizrath in Musik gesetzt, und zur Aufführung in die Residenzstadt geschickt hat. Als der Streit schon so hitzig geworden, daß man befürchten muß, die beyden Dilettanten werden mit handgreiflichen Argumentationen über einander herfallen, kommen Briefe aus der Residenzstadt, welche die Nachricht von der wirklichen Aufführung der erwähnten Oper, und sehr schmeichelhafte Urtheile sowohl über die Musik als den Text derselben enthalten.

Die Freude über diese überraschende Nachricht bahnt den Weg zur friedlichen Ausöhnung der beyden Dilettanten, welche ihre Heirathsprojecte aufgeben, und die junge Cäcilie ihrem begünstigten Liebhaber und großen Künstler auf der Violin, dem Neffen des Justizraths (Herrn Wallbach), überlassen.

Aus dieser Darstellung des Inhaltes ist von selbst einleuchtend, daß dieses Stück wenig Handlung hat. Sowohl der Justiz- als der Commerzienrath haben bloß Heirathsprojecte, mit welchen sie nicht weiter kommen, als daß sie davon mit der Tante des Mädchens reden. Dabey wirkt der Umstand nachtheilig, daß beyde denselben Weg einschlagen, beyde dieselbe Person, nämlich die Tante des Mädchens, zur Vertrauten machen, und ihr ungefähr gleiches sagen. Hierin liegt der Hauptfehler des Stückes, welcher bey minder vortreflichem Spiele die Zuschauer leicht durch eine Umwandlung von langer Weile verstimmen könnte. Am Ende des Stückes regt zwar der Streit der beyden Dilettanten das dramatische Interesse lebhafter an; aber da er zur Entwicklung des Stückes nicht wesentlich beyträgt, und außerdem in die Breite aus einander fließt, so war die Wirkung gleichfalls nicht entscheidend zur günstigen Aufnahme des Ganzen.

Desto beyfälliger wurde das interessante Vorspiel: Raphael, von Castelli aufgenommen, das mit einer vortreflichen Besetzung neu in die Scene gesetzt war. Herr Anschütz gab die Rolle des Fürsten Ghigi; Herr Kettel die des Raphael, und Mad. Anschütz die der Cäcilie. Das Ganze griff höchst effectvoll in einander, und das Publicum bezeigte den Künstlern den wohlverdienten Beyfall.

### O p e r.

Obgleich die Gesellschaft der italiänischen Opernsänger, welche in diesen Frühlingsmonaten das Vergnügen der hiesigen Musikliebhaber ausmachen wird, schon seit Ende Februars hier in Wien anlangte, und bereits drey Vorstellungen gab, so kann man die neue italiänische Oper doch erst seit der am 22. März Statt gehabten Vorstellung als vollkommen eröffnet betrachten. Die erste Vorstellung, welche schon am 13. d. Statt hatte, war gleichsam nur ein Vorkosten des herrlichen Genusses, welcher den Musikliebhabern in diesem Jahre bereitet ist. Die Sänger waren von der weiten Reise, die sie aus Neapel über die Alpen bis zu uns gemacht hatten, noch nicht völlig ausgeruhet; der Übergang aus der milden Luft Italiens in unser rauheres Klima, welches gerade in den ersten Tagen des März eine für die Brust und Stimme ziemlich ungünstige Temperatur angenommen hatte, blieb nicht ohne allen Einfluß auf die Zartheit der italiänischen Organe. Mad. Fodor-Mainville erlitt eine heftige Halsentzündung, von welcher sie noch nicht gänzlich geheilt war, als sie zum zweyten Male auftrat. Aber sie erlag gleich in der ersten Scene der Erschöpfung ihrer Kräfte, und mußte krank von der Bühne weggebracht werden. Das Publicum erwartete ruhig den Ausgang dieses unangenehmen Vorfalles, welcher das gehoffte Vergnügen dieses Abends zu vereiteln drohte. Obwohl ein großer Theil der Zuschauer schon um 5 Uhr in's Thea-

ter geeilt waren, um sich guter Plätze zu versichern, so erlaubte sich doch Niemand eine den öffentlichen Anstand verletzende Ausrufung des Unwillens oder der Ungebuld über die Unterbrechung der Vorstellung. Das ganze zahlreich versammelte Publicum harrete mit preiswürdiger Gelassenheit ungefähr eine halbe Stunde in Ruhe auf seinen eingenommenen Plätzen, bis es entschieden wäre, ob der Zustand der Mad. Fodor Mainvielle die Fortsetzung der Oper gestatten würde oder nicht. Da letzteres der Fall war, so wurde nach fast einer Stunde endlich angekündigt, daß die Anwesenden ihre Eintrittsbillets für die nächste Vorstellung oder zur Rücknahme der Einlage bey dem Austritt erhalten würden. Jedermann bedauerte zwar die Unterbrechung der Vorstellung, aber mehr als dieß den Unfall, der die berühmte Sängerin getroffen hatte. übrigen wurde die Ordnung und Ruhe durch keine Art von Störung unterbrochen. Dieses schöne Beispiel der öffentlichen Anständigkeit und Ordnungsliebe gereicht dem Publicum der Kaiserstadt zum größten Lobe, und verdient als ein musterhafter Zug im Charakter der Bewohner Wiens bemerkt zu werden.

Erst am 22. d. konnte die Oper *Othello* von Rossini wieder gegeben werden. Mad. Fodor, obchon noch erschöpft, und von dem erwähnten Ereignisse bey der letzten Vorstellung bedeutend angegriffen, entschloß sich, zur Vorstellung mitzuwirken und so viele Musikstücke vorzutragen, als es ihre Kräfte erlaubten. So kam eine Opernvorstellung zu Stande, welche alles übertrifft, was man hier in neuerer Zeit Vortreffliches gehört hat. Die Musik der Oper *Othello*, von Herrn Rossini, ist bekannt. Sie gehört unstreitig unter die brillantesten italienischen Musikwerke. Unter den italienischen Sängern, welche in dieser Vorstellung auftraten, sind Herr Ambrogi und der bewunderte Tenorsänger Herr David, schon vom vorigen Jahre bekannt. Jener gab den Elmira, dieser den Roderigo. Man bemerkte mit Vergnügen, daß in ihren Stimmen keine nachtheilige Veränderung vorgegangen ist, und der überströmende Beyfall, welchen Beyde erhielten, bewies, daß der Enthusiasmus, welchen diese beliebten Sänger bey den hiesigen Gesangfreunden erregt hatten, ebenfalls nicht abgenommen hat, wiewohl dießmahl drey neue Individuen um die Palme des Vorzugs wetteifernd, mit ihnen auftraten.

Diese sind, Herr Cicimara, ein guter Baritonist und als einer der trefflichsten Singmeister Italiens bekannt, welcher die Rolle des Jago gab. Dann Herr Donzelli, welcher eine der reinsten, klangreichsten und frischesten Tenorstimmen besitzt, die es geben dürfte. Endlich Mad. Fodor Mainvielle, nicht nur die erste, sondern man kann sagen, die einzige Sängerin ihrer Art. Diese Virtuofinn des Gesanges, welche nach einander Petersburg, Paris und London, eben so wie Venedig und Neapel zu Zeugen ihrer Unübertrefflichkeit hatte, zeichnet sich durch das klangreichste und grandioseste, dabey zugleich angenehmste Organ aus. Dieser ihr Vorzug konnte den Kennern der hiesigen Musikfreunde nicht entgehen. Schon ihr erstes Gesangsstück gab ihnen hohen Werth zu erkennen, und übertraf die gespannte Erwartung. Der unermessliche Beyfall, welcher der herrlichen Sängerin das Entzücken und die Bewunderung des gesammten Publicums verkündigte, schien sie gleichsam zu beleben und zu erfrischen, so daß sie mit ausharrender Kraft fast alle Gesangsstücke ihrer großen Rolle (der Desdemona) vortrug, und zu Ende des dritten Actes sogar das rührende Gebeth, das der bezaubernden Romanze mit Begleitung der Harfe folgte, wiederholte, und sich dadurch den feurigsten Dank des Publicums verdiente, welches in Erwägung ihres noch schwächlichen Zustandes die Discretion bewiesen hatte, das Verlangen der Wiederholung kaum laut werden zu lassen. Bey solchem Gesange ist das Verlangen der Wiederholung so natürlich, daß man eigentlich wünschen möchte, eine solche Melodie gleichsam verkörpern und festhalten zu können. Dafür war aber auch das Entzücken um so größer, als die Sängerin dem allgemeinen Wunsche gleichsam freiwillig entgegen kam, und die Zauber dieses Vortrages noch einmal vernehmen ließ, woben man recht klar den unschätzbaren Werth dieser Sängerin erkannte, welcher nicht bloß in ihrer unvergleichlichen Stimme, sondern auch im Geschmack ihres Vortrages besteht, der die Vorzüge der italienischen und französischen Methode auf originelle Weise höchst lieblich vereinigt. Gerne bezeugte man den so vortrefflichen Individuen theils am Schlusse der

Oper, theils schon in den Zwischenacten einzeln, und in Gesamtheit die Ehre des Hervorrufens.

Da wir hier nicht in das Detail der einzelnen Gesangstücke eingehen können, so wollen wir nur einige allgemeine Bemerkungen hinzufügen. Man muß der Administration die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie heuer noch reichlicher als im vorigen Jahre für das öffentliche Vergnügen gesorgt hat, indem sie außer *Am brogi* und dem Lieblinge *David*, auch einen *Ciccimara*, einen *Donzelli* und eine *Fodor* kommen ließ. Die Hauptstimmen könnten nun schwerlich trefflicher besetzt seyn, und da Wien durch seinen musikalischen Kunstsin sich so sehr auszeichnet, so wird diese Gelegenheit, die besten Muster zu hören, und zu studieren, für die Cultur unserer einheimischen Talente nicht ohne Früchte bleiben.

#### An das geehrte Publicum.

Es ist mir unmöglich Wien zu verlassen, ohne von den edlen Bewohnern der Kaiserstadt Abschied zu nehmen und den herzlichsten Dank auszusprechen, den ich einem eben so nachsichtsvollen als kunstsinigen Publicum schulde, welches mit huldvoller Nachsicht Zeuge meines ersten Vortretens der dornenvollen Künstler-Laufbahn war, das durch aufmunternden Beyfall die Jagende zum Fortschreiten ermuthigte, so oft den Willen für die That nahm und das Gelingen jederzeit laut und ehrend anerkannte; ich wähle daher diesen Weg, um dem Gefühle meiner Brust Worte zu geben und Wiens edle Bewohner zu versichern, daß ich mit dankerfülltem und gerührten Herzen von Ihnen scheid, daß mich das Andenken an Ihre Huld und Gnade überall begleiten und zu meinen süßesten Erinnerungen gehören wird.

Wien, den 23. März 1823.

Wilhelmine Schöber.

#### Ankündigung.

Bei dem bevorstehenden Vierteljahrskuffe dieser Zeitschrift werden die H. H. Abnehmer eingeladen, die Vorausbezahlung auf das künftige Vierteljahr zeitig genug zu erneuern, um keine Verzögerung in der Übersendung derselben zu erleiden. *Dinstags*, *Donnerstags* und *Sonntags* erscheint jedes Mal wenigstens ein halber Bogen Text, und wöchentlich am Donnerstag ein von Hrn. Phil. von *Stubenrauch*, Costumdirector der k. k. Theater, gezeichnetes und colorirtes Modenbild, moderne Frauen- und Männer-Kleidertrachten und Damen-Coeffüren darstellend. Der Jahrgang besteht aus vier Heften, deren jedes mit Titel, Register und Umschlag versehen ist.

Die Pränumeration beträgt mit den Modenbildern vierteljährlich 15, halbjährlich 30 und jährlich 60 fl. W. W.; ohne Modenbilder 7, halbjährlich 14 und jährlich 28 fl. W. W., und ist in der Verlags-handlung des Hrn. Anton *Strauß* (Dorotheengasse Nro. 1108) zu entrichten. Auswärtige (für welche jedoch die Trennung der Modenbilder vom Texte nicht Statt findet) wollen sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Obersthofpostamts-Hauptzeitungs-Expedition, oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter wenden, und vierteljährlich 18 fl. 30 kr., halbjährlich 33 fl. und jährlich 66 fl. W. W. vorausbezahlen.

Einzelne Modenbilder kosten in der Handlung zum goldenen Stern am Petersplatz 1 fl. W. W.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift mit und ohne Modenbilder um die bestimmten Preise durch die Buchhandlung des Hrn. Carl *Verold* in Wien zu beziehen.

Noch sind einige vollständige Exemplare des diesjährigen und der bisherigen sieben Jahrgänge auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Herausgeber und Redacteur: *Joh. Schich*.

Gedruckt bey *Anton Strauß*.

die Ehre des

en können, so  
er Administra-  
ons im vorigen  
ogi und dem  
eine Fodor  
eht seyn, und  
so wird diese  
Sultur unserer

hnen der Kais  
den ich einem  
mit huldvoller  
ahn war, das  
te, so oft den  
d anerkannte;  
zu geben und  
rührten Herzen  
erall begleiten

G e ö b e r.

die H. Abneh-  
genug zu ers  
D i n s t a g s,  
ein halber Be-  
u b e n r a u d,  
bild, moderne  
d. Der Jahr-  
ng versehen ist.  
halbjährlich 30  
jährlich 28 fl.  
Dorotheengasse  
r Modenbilder  
e hiesige k. k.  
elegenen k. k.  
jährlich 66 fl.

am Peters-

der um die bes-  
n zu beziehen.  
herigen sieben

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.